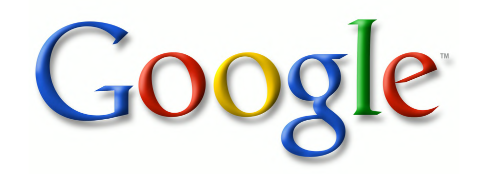
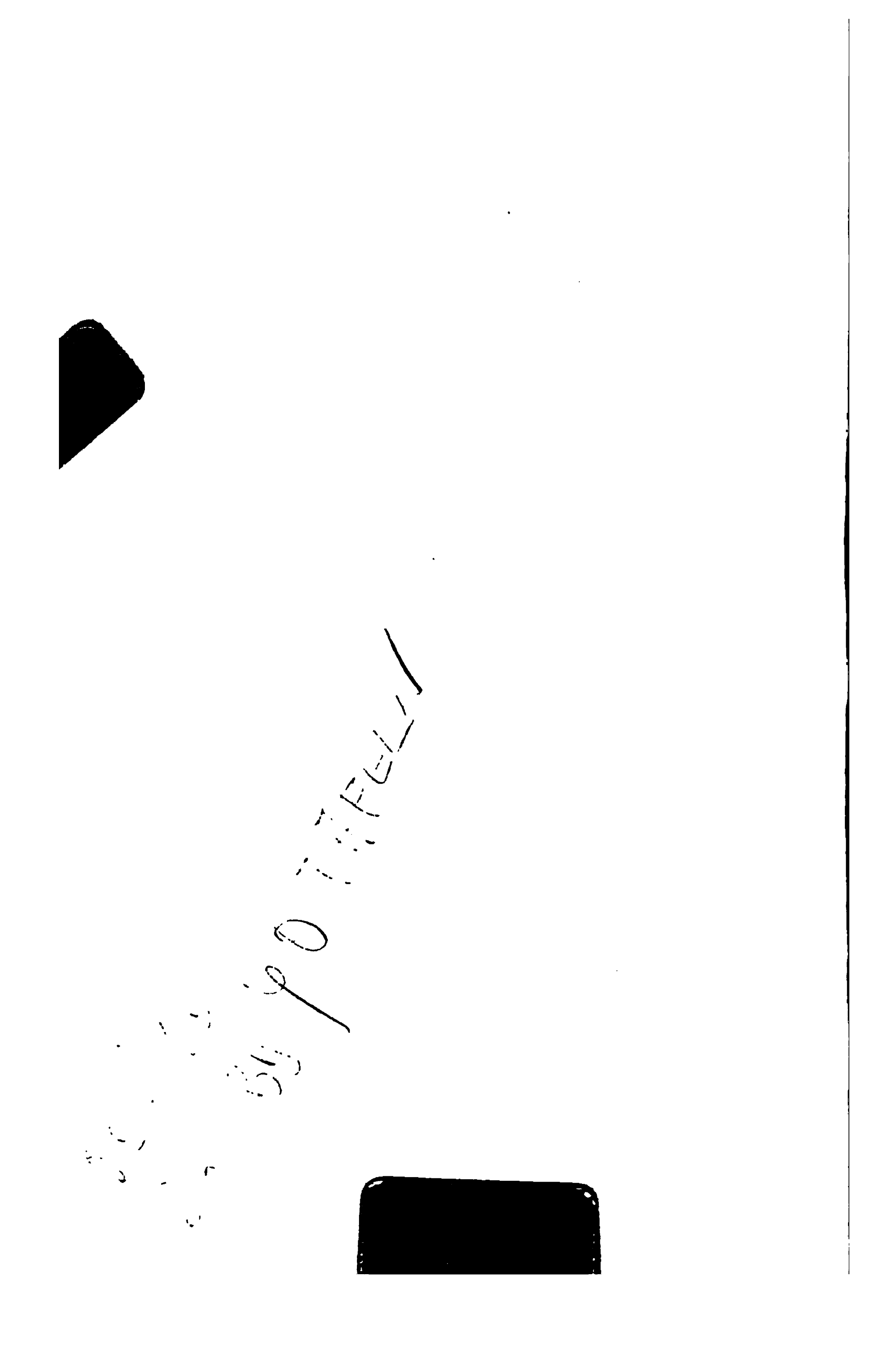
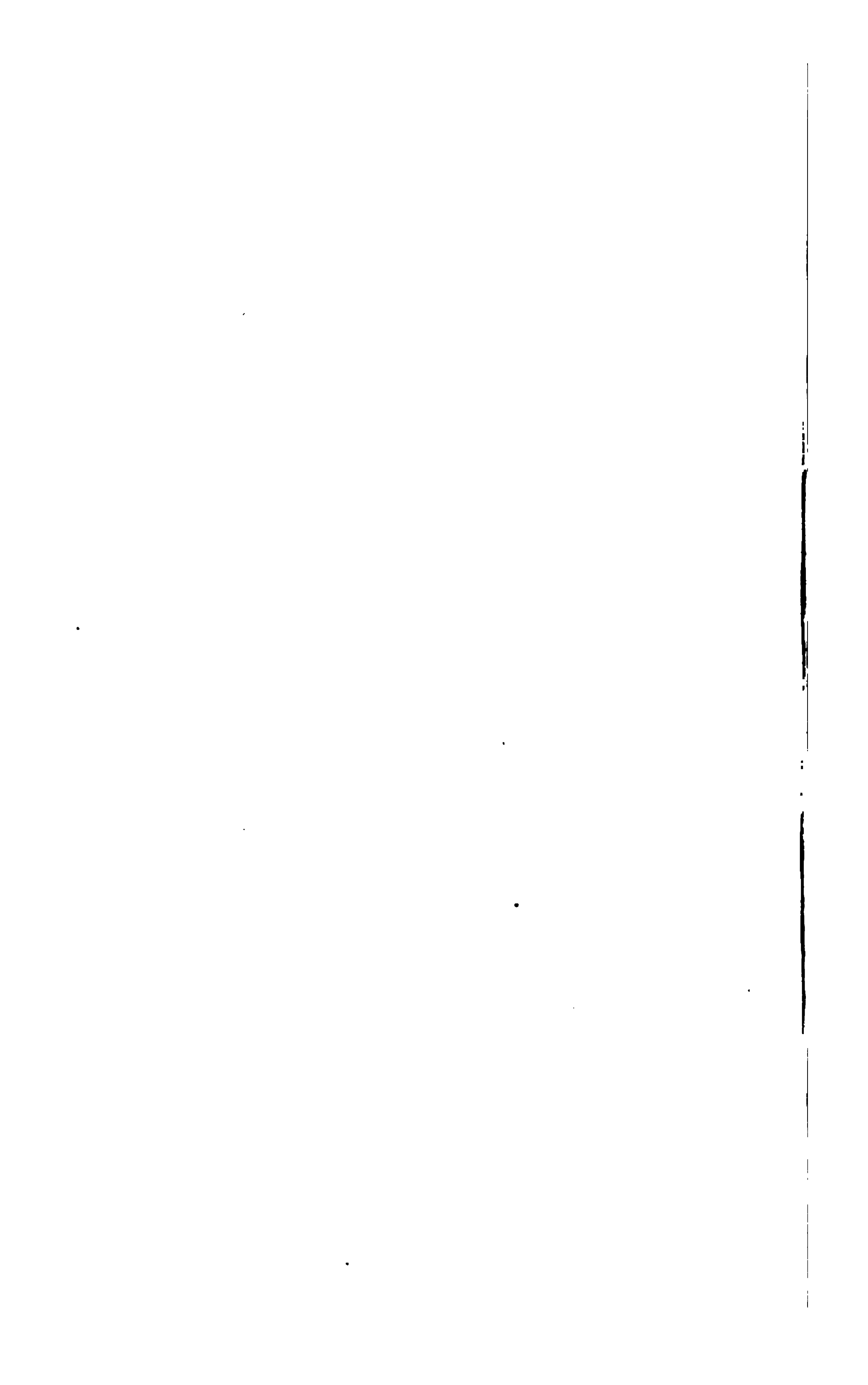







STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Jahrbücher der Literatur.

Fünf und achtzigster Band.

1839.

Januar. Februar. März.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.



Inhalt des fünf und achtzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXXXV.

Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1839.

Art. I. 1) Werke des tschinesischen Weisen Kung-fu-dsu und seiner Schüler, zum ersten Male aus der Ursprache ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Wilhelm Schott, Doctor der Philosophie und Privatdocenten. I. Thl. Lün-Yü, 215 S., II. Thl. 172 S. Octav.

2) Hoeï-Lan-ki ou l'histoire du cercle de Craie, drame en prose et en vers, traduit du chinois et accompagné de notes, par *Stanislas Julien*. London, printed for the oriental translation fund of great Britain and Ireland. 1832. 49 S. Großoctav.

3) Légende de l'entrevue du docteur Juthsinge avec l'esprit du foyer, traduit du Chinois par M. *E. Zacquet*, membre de la société asiatique, tire à 45 exemplaires Jam. Paris 1835. gr. 8. Fängt mit S. 145 an bis S. 175.

4) Le livre des récompenses et des peines en chinois et en français; accompagné de quatre cents légendes, anecdotes et histoires, qui font connaître les doctrines, les croyances et les moeurs de la secte des Tao-ssé, traduit du chinois par *Stanislas Julien*, membre de l'institut. Paris, printed for the oriental translation fund of great Britain and Ireland. 1835. 531 Seiten. Großoctav.

5) Lehrsaal des Mittelreiches, enthaltend die Encyclopädie der chinesischen Jugend, und das Buch des ewigen Geistes und der ewigen Materie; zum ersten Male in Deutschland herausgegeben, übersetzt und erläutert von Carl Friedrich Neumann. München 1836. 45 S. deutschen und 19 S. chinesischen Textes. Großquart.

6) Geschichte des chinesischen Reiches; von Carl Gützlaff. Aus dem Englischen von F. Bauer. Quedlinburg und Leipzig 1836. I. Bd. 256 S., II. Bd. 298 S. Octav.

7) La Chine ou description générale des moeurs et des coutumes du gouvernement, des lois, des religions, des sciences, de la littérature, des productions naturelles, des arts, des manufactures et du commerce de l'empire chinois, par *J. F. Davis*, ancien président de la Compagnie des Indes en Chine; ouvrage traduit de l'anglais par *A. Pichard*, revu et augmenté d'un appendice par Bazin ainé de la société asiatique de Paris. Paris 1837. 2 Theile. I. Thl. 397 S., II. Thl. 418 S. Octav *).

---

*) Das englische Original: The Chinese. A general description of the empire of China and its inhabitants. By *John Francis Davis*, Esq., F. R. S. etc., late his Majesty's chief superintendent in China. London 1836. 2 Bände.

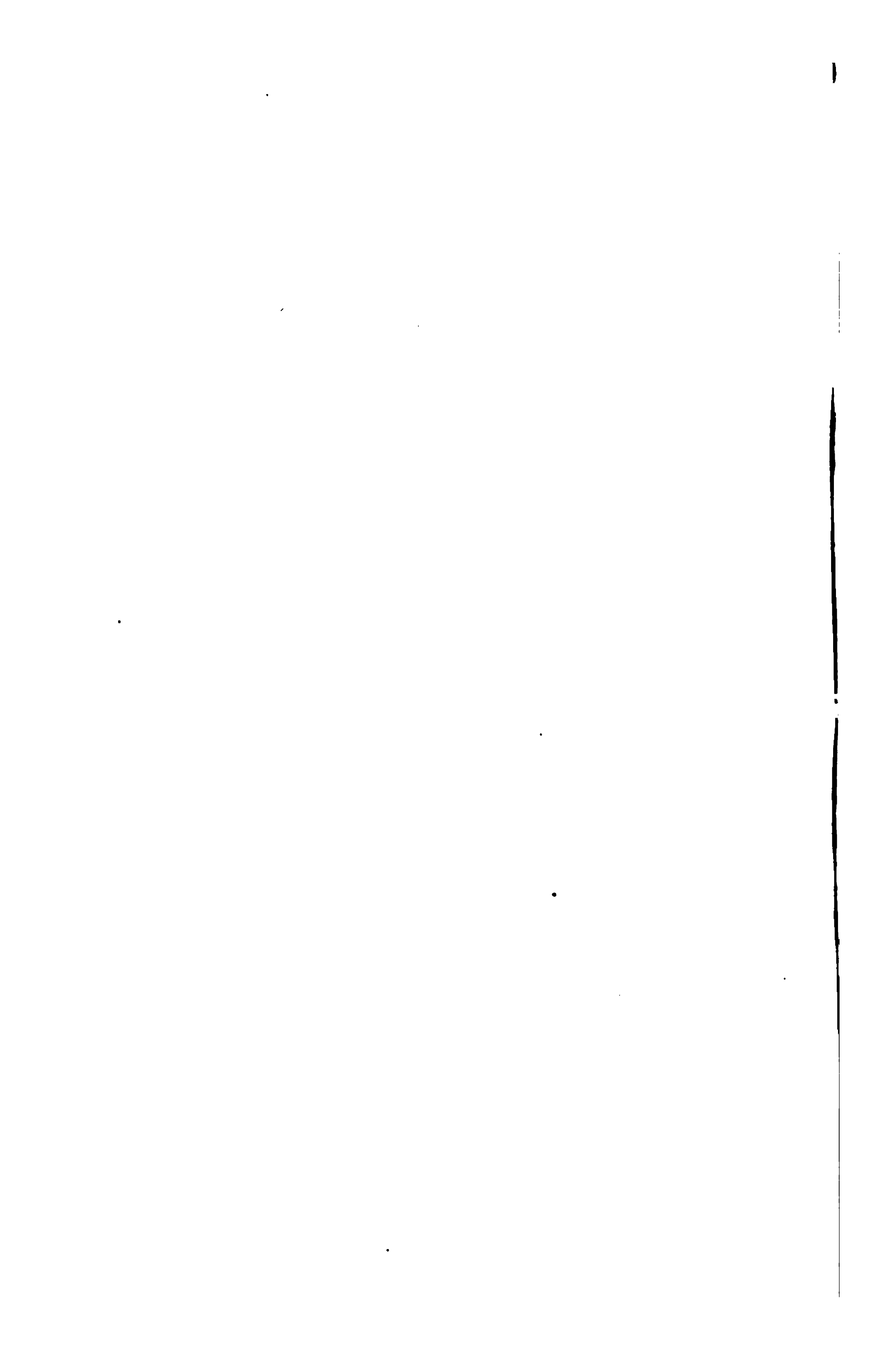
Während uns durch die französische Anpflanzung in Afrika des alten Continents äußerster Westen, welchen die Araber Afkßa ol Maghrib nennen, immer mehr bekannt werden muß, und Europa von den französischen Orientalisten und anderen Gelehrten eine Folge neuer Werke über das nördliche und westliche Afrika zu erwarten berechtigt ist (eine Erwartung, die zum Theil schon in Erfüllung zu gehen begonnen, und gewiß noch weiter erfüllt werden wird), behalten französische, englische und deutsche Sinologen, von denen die vier obigen Werke vorliegen, auch den äußersten Osten im Auge, nämlich China, dessen trefflichstes Gemälde das englische Werk Hrn. Davis, ehemaligen Präsidenten der ostindischen Compagnie in China, dessen französische, von Pichard verfertigte Uebersetzung das Mitglied der asiatischen Gesellschaft von Paris, Hr. Bazin [1]) der Aeltere, mit einem Anhange vermehrt hat. Die beyden Uebersetzungen des Herrn Stanislaus Julien, das chinesische Drama: Die Geschichte des Kreidenkreises, und die des Buches der Belohnungen und Bestrafungen, sind beyde nicht auf Kosten der asiatischen Gesellschaft von Paris, sondern auf die des englischen Uebersetzungsausschusses in Druck erschienen, durch dessen weit aussehende und großartige, dem ganzen Orient und allen Orientalisten, Uebersetzern nützlicher Werke, zugewandte Unterstützung die engherzige Oekonomie der ostindischen Compagnie, welche die Kosten selbst zur Fortsetzung des schon begonnenen Druckes orientalischer Werke in Indien höchst kleinlich verweigert hat, einigermaßen wieder gut gemacht wird. Von diesen beyden Werken ist das Buch der Belohnungen und Bestrafungen, oder wie Neumann es betitelt: Das Buch der Belohnung und Bestrafung, nach den Ansichten des Hohen, Erhabenen [2]), schon mehrmal im Texte erschienen, von Abel Remusat zum Theil (indem er von vierhundert Erzählungen nur sechzehn gegeben), dann von Klaproth in der Chrestomathie Mandchoue im Canton Register übersetzt worden; aber keine dieser Uebersetzungen ist so vollständig, wie die vorliegende, in welcher der Text und die Uebersetzung der 212 Sprüche von der Uebersetzung des ausführlichen Commentars und aller Erzählungen begleitet ist; ganz neu ist aber die Uebersetzung des chinesischen Schauspiels, das vierte der bisher in Europa bekannten; die drey anderen sind: Der Waise der Familie Tschau,

---

[1]) Nouveau journal asiatique. Tom. XIV, p. 433, 509. T. XV, p. 70, 152.

[2]) Jahrbücher der Literatur, Bd. LXV, S. 172 in der Anzeige der Chrestomathie Chinoise.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Jahrbücher der Literatur.

Fünf und achtzigster Band.

1839.

Januar. Februar. März.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.



»ner des Reiches der Mitte keinen Gott kenne, der sich auf Er»den herabgelassen, um den Menschen über seine Pflichten und »die Räthsel des Daseyns zu belehren.« Wenn dieses von den Religionen des Kong-Fu-tsö nur halb wahr, und von der des Buddha ganz falsch ist, so ist aber, was Hr. N. über die chinesische Erziehung und Hemmnisse fortschreitender Ausbildung sagt, um so wahrer:

»Die chinesische Erziehung ist rein äußerlich, und wird von Stufe zu Stufe von formellen Prüfungen begleitet, die während des ganzen Lebens eines dem Staatsdienste oder der Gelehrtenzunft sich widmenden Individuums fortdauern. Damit aber nicht durch Vergleichung mit den Gesetzen und Gewohnheiten, mit der Staats- und religiösen Verfassung fremder Völker eine selbstständige Geistesthätigkeit erweckt würde, suchte man von jeher den Umgang mit Fremden auf alle Weise zu hindern und abzuschneiden. Diese Fremden werden, wo man mit ihnen in Berührung kömmt, oder ihnen den Zutritt gestattet, überdieß als unwissende und rohe Barbaren geschildert, damit das Volk sie hasse, und es nicht der Mühe werth halte, ihr Thun und Treiben zu beachten. Auf diese Weise haben es die Lehrer und Weisen China's dahin gebracht, daß das Wissen und Handeln der ganzen Nation in einem bloßen Erlernen des ehemals Gedachten, in einer bloßen Nachahmung des ehemals Geschehenen besteht, und daß dem ganzen großen Volke vor nichts als Lesen und Lernen der Sinn und Verstand vergeht. Die Dumpfheit und Stumpfheit des Gemüthes und die geistige Leerheit der Bewohner des Reiches der Mitte stehen als warnende Schreckbilder da in der Weltgeschichte für alle diejenigen, welche den zur regelmäßigen Entwicklung und fortschreitenden Ausbildung gebornen Menschen in irgend einem Kulturzwinger einpferchen wollten.«

Da das früher im Auszuge von Remusat*) übersetzte Buch von den Belohnungen und Strafen, dieses Grundwerk der Sittenlehre der Tao-sse, nur aus zweyhundert zwölf kurzen Sätzen besteht, die aber auch ohne den Commentar und die beygegebenen Geschichten verständlich, so geben wir hier die deutsche Uebersetzung der französischen, um die Leser in Stand zu setzen, selbst ihr Urtheil über diesen Ausbund chinesischer Sittenweisheit zu fällen.

1) Thait-schang (d. i. Laotse, der Gründer der Religion der Tao-sse) sagt: Das Glück und das Unglück des Menschen sind nicht vorausbestimmt, der Mensch zieht sich das eine oder das andere durch sein Betragen zu; die Belohnung des Guten und die Bestrafung des Bösen folgt demselben, wie der Schatten dem Körper, auf dem Fuße nach. 2) Deßhalb gibt es im Himmel und auf der Erde Geister, welche beauftragt sind, die Fehler der Menschen zu untersuchen, und welche nach der Leichtigkeit oder Schwere derselben Perioden von hundert Tagen vom Menschenleben abschneiden; nach Abzug der Perioden von hundert Tagen

*) Le livre des récompenses et des peines, traduit du Chinois, avec des notes et des éclaircissemens par M. Abél Rémusat. Paris 1816.

untergräbt solche Menschen ein wenig die Armuth; sie sind einer Menge von Kümmernissen und Unfällen ausgesetzt; andere Menschen verfolgen sie mit ihrem Hasse, Pein und Unglück sind ihre Gefährten; das Glück und die Freude fliehen vor ihnen, und unglückliche Gestirne führen ihnen Elend zu. Wann die Perioden von hundert Tagen erschöpft sind, sterben sie. 3) Außer diesen Geistern sind die drey Räthe (der oberste, mittlere, unterste), der Scheffel des Nordens [1]), der Fürst der Geister, über das Haupt der Menschen gesetzt; sie schreiben in ein Buch ihre Verbrechen und Fehler ein, und schneiden ihnen (für die ersten) Perioden von zwölf Jahren (für die zweyten) von hundert Tagen ab. 4) Noch wohnen drey Geister, San-tschi genannt, in unserem Körper, am Tage Keng-tschin [2]) (dem 53sten des Cyklus) steigen sie zum Pallaste des Himmels auf, und erstatten über die Verbrechen und Fehler der Menschen Rechenschaft. 5) Am letzten Tage des Mondes thut der Geist des Herdes (Tao-tschin), gewöhnlich roth gekleidet, in Gestalt einer schönen Frau vorgestellt, deßgleichen. 6) Für ein großes Vergehen wird dem Menschen ein Zeitraum von zwölf Jahren, und für ein kleines ein Zeitraum von hundert Tagen abgeschnitten. 7) Es gibt mehrere Hunderte großer und kleiner Vergehen, welche, wer die Unsterblichkeit erreichen will, sorgfältig vermeiden muß. 8) Schreite im guten Wege vorwärts, und trete vom schlechten zurück. 9) Betrete nicht krumme Wege. 10) Betrüge nicht im geheimen Winkel des Hauses. 11) Häufe an die Tugenden und Verdienste. 12) Erzeige dich gegen Thiere menschlich. 13) Uebe Geradheit und kindliche Pietät, liebe deine jüngeren Brüder und ehre deine Aeltern. 14) Regle dein eigenes Herz, um Andere zu belehren. 15) Erbarme dich der Waisen, und habe Mitleid mit den Witwen. 16) Ehre die Alten und liebe die Kinder. 17) Thue Niemanden Böses, selbst nicht den Insekten, Pflanzen und Thieren. 18) Nimm Antheil an dem Unglücke der Anderen. 19) Erfreue dich der Vortheile Anderer. 20) Hülf den Menschen in ihren Nöthen. 21) Rette die Menschen in Gefahr. 22) Erfreue dich des Glückes Anderer, und betrübe dich ob ihres Unglücks, als wenn du an ihrer Stelle wärest. 23) Mache die Unvollkommenheit der Anderen nicht kund. 24) Prahle nicht mit deiner Ueberlegenheit. 25) Hindere das Böse, fördere das Gute. 26) Trete Vieles ab, und nimm wenig für dich. 27) Brause nicht auf, wenn dir ein Schimpf widerfährt. 28) Empfange die Gunstbezeugungen der Fürsten mit einem Gefühle von Furcht. 29) Erzeuge Wohlthaten, ohne dafür Dank zu fordern. 30) Gib ohne daß es dich reuet. 31) Dieß heißt ein tugendhafter Mensch seyn. 32) Alle Menschen ehren ihn. 33) Die göttliche Vorsicht schützt ihn. 34) Das Glück und die Aemter begleiten ihn. 35) Die bösen Geister entfernen sich von ihm. 36) Die himmlischen Geister umgeben und ver-

[1]) Was der Scheffel des Nordens sey, wird weder im Commentar, noch vom französischen Uebersetzer erklärt; Rec. vermuthet, es sey der Nordpol, weil auch in der Geisterhierarchie der moslimischen Mystiker der größte Heilige seiner Zeit, der Fürst der Geister, Kutbol-aktab, d. i. der Pol der Pole, heißt.

[2]) Diesem Tage entspricht in der Lehre des Islams die heilige Nacht Berat (die 15te des Monats Schaaban), in welcher die Engel, welche die guten und bösen Handlungen der Menschen aufzeichnen, dieselben am Throne Gottes niederlegen, und neue Rollen für's nächste Jahr erhalten.

theidigen ihn. 37) Alle seine Unternehmungen sind erfolgreich. 38) Er kann auf Unsterblichkeit hoffen. 39) Wer als Unsterblicher den Himmel bewohnen will, muß dreyzehnhundert gute Werke üben, und deren dreyhundert, wer auf Erden unsterblich werden will. 40) Gedanken hegen, welche der Gerechtigkeit zuwider, und wider die Vernunft handeln. 41) Die Bosheit als einen Beweis des Talentes ansehen. 42) Mit unmenschlichem Herzen die anderen grausam behandeln. 43) Heimlich den Tugendhaften schaden. 44) Insgeheim die Fürsten und die Verwandten verachten. 45) Der schuldigen Ehrfurcht gegen die Lehrer ermangeln. 46) Sich wider die, denen man dient, empören. 47) Die Unwissenheit der Menschen benützen, um sie mit lügnerischen Worten zu betrügen. 48) Seinen Mitschüler verleumden. 49) Falsche Sachen erfinden, Kunstgriffe und Betrug gebrauchen. 50) Die Fehler seiner Verwandten kundbar machen. 51) Hart, heftig und unmenschlich seyn. 52) Seine Launen mit halsstarriger Bosheit befriedigen. 53) In der Schätzung des Guten und Bösen die Gerechtigkeit verletzen. 54) Nicht zu unterscheiden wissen, welche Personen man aufsuchen und welche man fliehen soll. 55) Seinen Untergebenen Böses thun, um sich Verdienste zu machen. 56) Den Oberen schmeicheln, um ihnen zu gefallen. 57) Undankbar seyn für empfangene Wohlthaten 58) Immer seines Grolls gedenken. 59) Das Leben des Volkes gering achten. 60) Unordnung in die Verwaltung des Reiches bringen. 61) Die belohnen, welche es nicht verdienen 62) Züchtigen, welche kein Verbrechen begangen. 63) Menschen tödten, um sich ihrer Reichthümer zu bemächtigen. 64) Andere stürzen, um ihre Stelle zu erhalten. 65) Feinde, die sich ergeben, tödten; morden die, so sich unterwerfen. 66) Tugendhafte Männer verbannen, und zur Absetzung von Weisen beytragen. 67) Waisen beschimpfen und Witwen unterdrücken. 68) Die Gesetze verletzen und Geschenke nehmen. 69) Dem Unrecht geben, der Recht hat, und Recht dem, der Unrecht hat. 70) Fehler als Verbrechen behandeln. 71) Sich wider die zum Tode Verurtheilten dem Zorne überlassen. 72) Seine Fehler kennen, und dieselben nicht verbessern. 73) Das Gute kennen, und es nicht thun. 74) Seine Verbrechen Anderen aufbürden. 75) Den Gang von Künsten und Handwerken hemmen. 76) Die Weisen und Heiligen höhnen und verleumden. 77) Die, so sich dem Studium der Vernunft und Tugend weihen, beschimpfen und grausam behandeln. 78) Vögel durchpfeilen und Hausthiere jagen. 79) Insekten aus ihren Löchern jagen, und Vögel, die auf Bäumen schlafen, aufschrecken. 80) Die Löcher der Insekten verstopfen und die Nester der Vögel zerstören. 81) Trächtige Weibchen tödten, Vogeleyer zerbrechen. 82) Den anderen Menschen Verlust anwünschen. 83) Das Verdienst Anderer zu zerstören. 84) Andere Gefahren aussetzen, um sich selbst sicher zu stellen. 85) Seinen Vortheil auf Kosten Anderer suchen. 86) Schlechte Waare für gute geben. 87) Das Gemeinwohl Privatrücksichten aufopfern. 88) Sich der Talente Anderer gewaltsam bemächtigen. 89) Die guten Eigenschaften Anderer verbergen. 90) Die Fehler Anderer herausheben. 91) Die Geheimnisse Anderer in Vorschein bringen. 92) Das Vermögen Anderer heimlich verzehren. 93) Verwandte, die vereinigt wie Fleisch und Bein, von einander trennen. 94) Sich der Dinge, an denen andere Menschen hängen, bemächtigen. 95) Den Menschen helfen, Böses zu thun. 96) Sich der Heftigkeit seines Charakters überlassen, und Andere durch seine Macht einschüchtern. 97) Andere Menschen beschimpfen, um ihnen den Vorzug abzugewinnen. 98) Das aufkeimende

oder reifende Korn zerstören 99) Heiraten brechen. 100) Sich durch unerlaubte Wege bereichern, und auf sein Vermögen stolz seyn. 101) Der verhängten Strafe durch günstigen Zufall entrinnen, und über die begangenen Verbrechen doch nicht erröthen. 102) Sich die Wohlthaten Anderer zuschreiben, und die Fehler auf sie schieben. 103) Andere mit ins eigene Unglück hineinziehen, und ihnen üble Handlungen verkaufen. 104) Lügnerisches Lob kaufen. 105) Ein treuloses Herz verbergen. 106) Leute von höherem Verdienste herabsetzen. 107) Seine Unvollkommenheiten bedecken. 108) Sich seiner Macht zur Unterdrückung Anderer bedienen 109) Sich der Grausamkeit überlassen, verwunden und morden. 110) Stoffe nutzlos verschneiden. 111) Hausthiere tödten und kochen, wenn es die Religionsgebräuche nicht erfordern. 112) Die fünf Arten Getreides (Oryza, Milium globosum, Holcus sorghum, Triticum aestivum, Panicum verticillatum) wegwerfen oder verloren gehen lassen. 113) Menschen und Thiere plagen. 114) Das Eigenthum Anderer zu Grunde richten, und sich ihrer Reichthümer bemächtigen. 115) Die Dämme der Flüsse öffnen, und Feuer anlegen, um die Wohnungen Anderer zu verheeren. 116) Die Pläne und Entwürfe Anderer umstürzen, um ihre Unternehmungen zu zerstören. 117) Die Werkzeuge Anderer verderben, um sie in die Unmöglichkeit zu setzen, sich derselben zu bedienen. 118) Wünschen, daß die, so mit Ruhm und Ehren überhäuft sind, verbannt und Landes verwiesen werden. 119) Wünschen, daß die, so große Reichthümer besitzen, dieselben verlieren oder verschwenden mögen. 120) Den heimlichen Wunsch nähren, die Schönheit Anderer zu besitzen. 121) Den Tod seiner Gläubiger wünschen. 122) Die verabscheuen und verwünschen, welche unser Begehren nicht erfüllen wollen. 123) Die Unglücksfälle Anderer ihren Fehlern zuschreiben. 124) Die körperlichen Gebrechen Anderer lächerlich machen. 125) In Anderen Talente und lobenswerthe Tüchtigkeit anerkennen, und dennoch ihre Beförderung hindern. 126) Das Bild eines Menschen verstecken, um ihm den Alp zuzuziehen. 127) Die Bäume mittelst vergifteter Flüssigkeiten verderben. 128) Haß wider seinen Lehrer nähren. 129) Seinem Vater und seinen älteren Brüdern widerstehen, und sie öffentlich beleidigen. 130) Eine Sache mit Gewalt nehmen oder begehren, was nicht schuldig. 131) Heimliche Eingriffe machen in das Gut eines Anderen, oder sich desselben mit Gewalt bemächtigen 132) Sich durch Diebstahl und Raub bereichern. 133) Sich der List und Ränke bedienen, um Beförderung zu erhalten. 134) Belohnungen und Bestrafungen in ungerechtem Verhältnisse austheilen. 135) Sich den Gemächlichkeiten und Genüssen des Lebens ohne Maß hingeben. 136) Die Fehler der Untergebenen kleinlich aufsuchen, und sie mißhandeln. 137) Anderen Furcht und Schrecken einjagen. 138) Wider den Himmel murren, und Andere beschuldigen. 139) Den Wind und den Regen verwünschen und verfluchen. 140) Zwischen Anderen Zwist und Streitigkeiten stiften. 141) Sich thöricht in die Gesellschaft der Bösen einlassen. 142) Auf die Worte seiner Frau oder Beyschläferin hören. 143) Den Lehren des Vaters oder der Mutter nicht gehorchen. 144) Die alten Sachen für neue aufgeben. 145) Anders reden als man denkt. 146) Reichthümer mit blinder Begier suchen, und sich des Betrugs bedienen, um seine Oberen zu betrügen. 147) Verläumdungen erfinden, um die Guten zu verderben. 148) Andere in bösen Leumund bringen, und sich selbst für einen geraden und aufrichtigen Menschen ausgeben. 149) Die Geister lästern, und sich tugendhaft nennen. 150) Den Pflichten der Vernunft entsagen, und Dinge ersinnen,

die mit derselben in Widerspruch. 151) Den nächsten Verwandten den Rücken kehren und entfernte aufsuchen. 152) Auf den Himmel und auf die Erde zeigen, um dieselben zu Zeugen verbrecherischer Verhältnisse aufzurufen. 153) Die durchdringenden Blicke der Götter auf schlechten Lebenswandel lenken. 154) Gegebene Geschenke und Almosen bereuen. 155) Zu leihen nehmen, und nicht zurückstellen. 156) Ueber das vom Himmel bestimmte Loos etwas erhalten wollen. 157) Alle seine Macht zur Ausführung gemachter Entwürfe aufbieten. 158) Sich der Wollust ohne Maß überlassen. 159) Die Güte auf dem Gesichte, die Grausamkeit im Herzen tragen. 160) Anderen von verderbten Nahrungsmitteln essen machen 161) Die Menge durch falsche Lehren verführen. 162) Sich zum Maße eines zu kurzen Schuhes, einer zu kurzen Elle, einer zu leichten Wage und eines zu kleinen Scheffels bedienen. 163) Gute Waaren verfälschen. 164) Betrügerischen Gewinn sammeln. 165) Personen von guter Herkunft niedrige Verrichtungen aufzwingen. 166) Einfältige Menschen betrügen, und ihnen Fallstricke legen. 167) Nach fremdem Gute mit unersättlicher Gier lüstern seyn. 168) Seine Redlichkeit mit Schwüren im Angesichte der Götter betheuern. 169) Den Wein mit Leidenschaft lieben, und sich der Unordnung überlassen. 170) Zornig wider die nächsten Verwandten streiten. 171) Mann seyn wollen ohne Geradheit und Aufrichtigkeit. 172) Weib seyn wollen ohne Sanftmuth und Gehorsam. 173) Mit seinem Weibe nicht in gutem Einvernehmen leben. 174) Den Gemahl nicht ehren. 175) Sich bey jeder Gelegenheit prahlen. 176) Sich stets der Eifersucht und dem Neide überlassen. 177) Sich gegen Frau und Söhne nicht weise betragen. 178) Die Pflichten gegen die Aeltern des Gemahls verletzen. 179) Verachtung zeigen für die Manen der Ahnen. 180) Den Befehlen der Oberen sich widersetzen. 181) Unnütze Dinge thun. 182) Ein doppeltes Herz verstecken. 183) Sich und Andere verwünschen. 184) Ungerecht seyn in Liebe und Haß 185) Ueber Brunnen und über dein Herz springen. 186) Ueber Nahrungsmittel oder über Menschen schreiten. 187) Kinder gleich nach ihrer Geburt, und ehe sie das Tageslicht erblickt, tödten. 188) Viele heimliche und außerordentliche Dinge thun 189) Am ersten oder letzten Tage des Jahres singen oder tanzen. 190) Am ersten Tage des Mondes oder Morgens schreyen und sich zürnen 191) In der Richtung gegen Norden weinen, ausspeyen oder pissen. 192) Vor dem Herde singen oder weinen. 193) Wohlgerüche mit dem vom Herde genommenen Feuer verbrennen. 194) Nahrungsmittel mit schmutzigem Holze bereiten. 195) In der Nacht, wenn man aufsteht, nackt und unbedeckt bleiben. 196) Peinen verhängen in den acht Epochen P a - t s i e (in den zwey Tag- und Nachtgleichen, in den zwey Sonnenwenden am 4. Februar, 6. May, 8. August und 8. November) 197) Wider Sternenschnuppen ausspeyen. 198) Mit dem Finger den Regenbogen zeigen 199) Schnell die drey Klarheiten zeigen (Sonne, Mond und Sterne). 200) Lange Zeit die Sonne und den Mond anschauen. 201) Im Frühling nach Verbrennung der Gesträuche jagen. 202) In der Richtung gegen Norden schimpfen. 203) Schildkröten und Schlangen ohne Ursache tödten. 204) Gott, welcher das Leben lenkt, zeichnet alle diese Verbrechen, und schneidet, je nachdem sie schwer oder gering, Zeiträume von zwölf Jahren oder hundert Tagen ab, wenn diese erschöpft sind, stirbt der Mensch, und wenn er im Augenblicke seines Todes noch einen Fehler abzubüßen hat, so fällt das Unglück auf seine Söhne oder Enkel. 205) Jedesmal, wenn ein Mensch ungerechter Weise die Reichthümer von Anderen wegnimmt, schätzen die Gei-

ster die Zahl seiner Weiber und Kinder, und lassen dieselben nach und nach hinsterben, um auf diese Art das Gleichgewicht herzustellen; wenn die Personen seines Hauses nicht sterben, rauben ihm Wasser- und Feuernoth, Räuber und Betrüger, der Verlust seines Vermögens, die Krankheiten, die Verleumdungen und die Denunciationen das Aequivalent des mit Unrecht Genommenen. 206) Die, welche unschuldige Menschen zu Grunde richten, sind gleich Feinden, welche ihre Waffen auswechseln, und sich unter einander tödten. 207) Der, welcher ungerechter Weise die Reichthümer von Anderen nimmt, ist einem Menschen gleich, welcher seinen Hunger mit verfaultem Fleische, seinen Durst mit vergiftetem Weine stillen wollte; wiewohl ihm dieß für den Augenblick gelänge, so würde ihn doch der Tod alsbald erreichen. 208) Wenn dein Herz gute Absicht im Sinne führt, wiewohl du das Gute noch nicht gethan, so begleiten dich die guten Geister; wenn dein Herz böse Absicht im Sinne führt, wenn du auch das Böse noch nicht gethan, so begleiten dich die bösen Geister. 209) Wenn der Mensch, der Böses gethan, darüber Reue fühlt, und sich bessert, wenn er sich böser Handlungen enthält, und alle Arten guter Werke übt, wird er in der Länge Freude und Glückseligkeit erreichen, und dieß heißt man das Unglück in Glück verwandeln. 210) Deßhalben ist der Gute tugendhaft in seinen Worten, Blicken und Handlungen; wenn man jeden Tag an ihm diese drey Tugendübungen wahrnimmt, so sendet ihm der Himmel nach drey Jahren unfehlbar Glück. Der Böse ist lasterhaft in seinen Worten, Blicken und Handlungen; wenn man an ihm jeden Tag diese drey lasterhaften Uebungen wahrnimmt, so sendet ihm der Himmel nach drey Jahren unfehlbar Unglück. 211) Wie sollte er sich also nicht bestreben, das Gute zu thun.

Da dieses nur zweyhundert eilf Sprüche sind, statt der angekündeten zweyhundert zwölf, so scheint es, daß der Titel auch mitgezählt werden müsse. Es wäre in der Ordnung gewesen, daß sowohl dieselben, als die achtzig Sprüche des von Hrn. Neumann übersetzten Buches der drey Worte mit Zahlen bezeichnet worden wären. Das Urtheil über diese Ethik der Tao-sse sowohl, als über das von Hrn. N. unter dem Titel der Encyclopädie der chinesischen Jugend übersetzten Elementarbuches ist in der folgenden Stelle der Einleitung des letzten zusammengefaßt:

»Der Mensch ist, nach chinesischer Ansicht, der Schöpfer seines Glücks und Unglücks; nach seinen guten und schlechten Handlungen richten sich vermöge einer inneren Nothwendigkeit, vermöge der todten, stummen und dummen Gesetze oder Eigenschaften der Körper, die Kräfte der Natur. Dem trefflichen, den Gesetzen der Pietät und Tugend nachlebenden Individuum wird Heil und Segen werden, und unter einem tugendhaften Herrscher wird sich das Reich nicht bloß der Ruhe erfreuen, sondern Kälte und Wärme, Regen und Sonnenschein werden so regelmäßig auf einander folgen, daß an allem Ueberfluß seyn wird. Tugend und Moral, sittliches und gemessenes Betragen sind die Elemente des chinesischen Staats- und bürgerlichen Lebens, und sie beruhen, wie Tugend und Moral überhaupt, auf Entsagen, auf Selbstbeherrschung. Seine Leidenschaften und Gefühle und im Nothfalle sich selbst für die Aeltern, für ältere Brüder und Verwandte, und für alle Vorgesetzten und seine sämmtlichen Mitmenschen aufzuopfern, ist die Pflicht eines je-

den gebildeten Bewohners des Reiches der Mitte. Befolgt er die heilige Sitte der Ahnen, so wird er auch hinter den Geringsten seiner Landsleute sich setzen, und ihm den Ehrenplatz einräumen; denn die Höflichkeit wird nicht als etwas Zufälliges und Gleichgültiges betrachtet, die man nach Lust annehmen oder lassen könnte; sie ist im Gegentheile den Chinesen, wie dieß in der That bey der wahren Höflichkeit der Fall ist, ein Ausfluß der Moral, ohne welche diese eine ihrer schönsten Zierden ermangelt.«

Das Buch der drey Worte hat seinen Titel von der chinesischen Tugendzahl, welche die Drey, so wie sie bey den Persern und Griechen die Vier ist.

»Die drey Grundwesen sind Himmel, Erde und Mensch; die drey Lichter: Sonne, Mond und Sterne.«

»Die drey Verpflichtungen sind: Ein gerechtes Verfahren zwischen Fürst und Unterthanen, die Liebe zwischen Vater und Sohn, und gefällige Nachgiebigkeit zwischen Gatte und Gattin.«

»Die drey Erläuterer (der Annalen von Lu) sind: Kong jang, Tso-schi und Ku leang.«

Diese drey Stellen sind aber auch unter den achtzig die einzigen, in welchen die Dreyzahl hervorgehoben ist, denn die anderen Zahlen, die Vier, die Fünf, die Sechs, die Sieben, kommen eben so oft vor, so daß dieser Katechismus eben sowohl das Buch der vier, fünf, sechs oder sieben Worte betitelt werden könnte. Die Vier:

»Frühling und Sommer, Herbst und Winter, dieß sind die vier Jahreszeiten, auf einander folgend ohne Ende.«

»Süden und Norden Westen und Osten, dieß sind die vier Seiten, strebend nach der Mitte.«

»Ist der kleine oder Primär-Unterricht zu Ende, so gehe man zu den vier Büchern über.«

Die Fünf:

»Wasser und Feuer, Holz, Metall und Erde, dieß sind die fünf Elemente, die Zahl der Natur.«

»Menschlichkeit und Gerechtigkeit, religiöses sittliches Leben, Weisheit und Treue, dieß sind die fünf Normen, die keine Störung dulden.«

»Die fünf klassischen Schriftsteller sind: Sun, Jang, Wen tschong tse, Lao und Tschoang.«

Die Sechs:

»Reis, Hirse, Mais, Weizen und zwey Gattungen Hirse, Schu und Tsi genannt, sind die sechs Getreidearten, welche die Menschen essen.«

»Pferd, Ochs und Schaf, Huhn, Hund und Schwein sind die sechs Thiere, welche die Menschen verzehren.«

»Ist das Buch über die kindliche Liebe vollkommen verstanden, sind die vier Bücher vollendet, dann kann mit den sechs klassischen Werken der Anfang gemacht werden zu lesen« (das Liederbuch, die An-

nalen und das Buch der Wandlungen, der Religions- und Sittenspiegel, die Chronik von Lu).

Die Sieben:

»Freude und Zorn, Widerwille und Furcht, Liebe, Haß und Wollust sind die sieben Leidenschaften.«

»Der Meng-tse vollständig in sieben Abschnitten.«

»Sieben Staaten erheben sich während der Jahrhunderte der streitenden Reiche.«

Dann auch die Acht, die Neun, die Zehn, aber nur einmal: Die acht Töne, die neun Klassen der Verwandtschaft und die zehn Tugenden. Wir machen auf die letzten besonders aufmerksam, weil die Zehn als die Vollendungszahl sich auch bey den Türken, namentlich unter Suleiman, dem zehnten Herrscher der Osmanen, bedeutsam herausstellt *)

Das zweyte kleine, von Hrn. N. in deutscher und lateinischer Uebersetzung gegebene Werk ist das der Reinheit und der absoluten Ruhe, dessen Kritik in der mit dem chinesischen Texte herausgegebenen französischen Uebersetzung im Juliushefte des Journal asiatique 1837 von Hrn. Julien gegeben, die französische aber selbst im Dezemberhefte von Hrn. Jaquet durch eine, wiewohl nicht wörtliche, doch augenscheinlich richtigere Uebersetzung zum dritten Male bekannt gemacht worden. Wenn Hr. N. die Reinheit und Ruhe für Geist und Materie mißverstanden, so tritt doch Hr. Jaquet auf dessen Seite wider Hrn. Julien in der Uebersetzung des Wortes Tao, welches N. lateinisch als magna ratio deutsch als Erkenntniß, Jaquet als intelligence. Julien aber als la grande Voie übersetzt. Tao heißt zwar, wie Jaquet bemerkt, im Gegensatze von Te der Weg der Vervollkommnung, nämlich der beschaulichen, theoretischen, im Gegensatze der ascetischen, praktischen; aber aus dem ganzen Inhalte, so wie aus Jaquet's sach- und sprachkundigen Bemerkungen geht hervor, daß hier Tao als Intelligenz (oder vielleicht noch richtiger Gnosis übersetzt werden müsse, so daß Hrn. N.'s magna ratio oder Erkenntniß dasselbe mit Hrn. Jaquet's intelligence. Das Wort Tao faßt also den doppelten Sinn in sich, welchen der Ssofi durch die beyden Worte Tharik, der Weg, und Teaarruf, d. i. die Erkenntniß (Gnosis), bezeichnet, und dieses kleine Werk ist selbst nichts anderes, als ein Elementarwerk indischer Gnosis, eine Anleitung zur Erlangung der Reinheit und Ruhe auf dem Wege beschaulicher Erkenntniß. Die Wichtigkeit und Kürze desselben rechtfertigen hier die Mittheilung nach der berichtigten Uebersetzung Hrn. Jaquet's:

*) Gesch. des osm Reichs, III. Bd. S 3.

»Lao-tse hat gesagt, die große Intelligenz (Erkenntniß, Gnosis) hat keine Gestalt, und doch hat sie Himmel und Erde hervorgebracht, und erhält dieselben; sie hat keine Bewegung, und doch treibt sie Sonne und Mond in ihren Bahnen; sie hat keinen Namen, und doch macht sie alle Dinge wachsen, und entwickelt dieselben; ich kenne ihre Namen nicht, und heiße sie deßwegen die Intelligenz (Gnosis).«

»Sie enthält die Reinheit und Unreinheit, die Bewegung und die Ruhe; der Himmel ist rein, die Erde unrein, der Himmel bewegt sich, die Erde bleibt ruhig; das Männliche ist rein, das Weibliche unrein; das Männliche bewegt sich, das Weibliche bleibt ruhig; das Ausströmen des oberen Prinzips in das untere bringt alle Dinge hervor.«

»Die Reinheit ist der Ursprung der Unreinheit (d. i. jene ist vor dieser da gewesen), die Bewegung ist die Grundlage der Ruhe; wenn der Mensch beständig rein und ruhig seyn kann, so ist ihm Alles, was im Himmel und auf Erden, untergeben. Die Seele des Menschen ist (von Natur aus) zur Reinheit aufgelegt, aber sie wird getrübt durch das Herz. Das Herz ist (von Natur aus) zur Ruhe aufgelegt, aber die Leidenschaften regen es auf. Wer die Kraft hat, die Leidenschaften zu zügeln, dessen Herz bleibt ruhig, und wenn das Herz gereinet ist, erhält auch die Seele ihre natürliche Reinheit wieder. Dort, wo die sechs Leidenschaften nicht bestehen, sind auch die drey Feinde vernichtet, und wenn der Mensch diesen Grad der Reinheit und Ruhe noch nicht erreicht hat, so ist's, weil sein Herz noch nicht gereint, von den Leidenschaften noch nicht geläutert ist.«

»Der, welchem es gelungen, die Leidenschaften zu entfernen, hat in seinem Inneren eine wirkliche Ansicht seines Herzens (er kennt sich selbst, und folglich, wie der arabische Spruch sagt: erkennt er seinen Herrn). Dieses Herz ist nicht mehr sein Herz, er wird von außen die körperliche Form sehen; diese Form ist nicht mehr seine Form; er hat die wahre Ansicht der ihn umgebenden Gegenstände, diese Gegenstände sind aber nicht mehr seine Gegenstände. Nach Erkennung dieser drey Wahrheiten sieht er nichts mehr, als das Abstracte; die Anschauung des Abstracten fließt mit demselben in Eins zusammen; das Abstracte ist sich der Abstraction nicht mehr bewußt, und wenn das Bewußtseyn der Abstraction aufgesaugt worden, so wird auch die Abstraction des Nichtseyns aufgesaugt; nachdem die Aufsaugung des Nichtseyns aufgesaugt worden, ist der Friede der Seele unabhängig von allen äußeren Beziehungen; wenn diese Unabhängigkeit ihres Zustandes nicht mehr bewußt, wie sollten da Leidenschaften entstehen? Wo keine Leidenschaften, herrscht vollkommene Ruhe; die äußeren Gegenstände werden in ihrer wahren Weise und Natur aufgefaßt, diese absolute Stille sind die Reinheit und absolute Ruhe.«

»Wer diese Reinheit und Ruhe sich eigen gemacht, fließt mit der vollkommenen Intelligenz in Eines zusammen, und heißt dann Besitzer der Intelligenz (Gnosis), und wiewohl er Besitzer heißt, so besitzt er doch nichts; nur weil er über die Wesen übernatürliche Kraft gibt, heißt er der Besitzer der Intelligenz (Gnosis). Wer diese Prinzipien gefaßt, ist ein Eingeweihter des göttlichen Tao (des Pfades der Vollkommenheit).«

»Lao-tse hat gesagt: Menschen höheren Ranges streiten sich nicht um Verdienst und Ruf, nur die niederen Ranges streiten darum; Menschen von ausgezeichnetem Verdienste sind sich dessen nicht bewußt, nur die von mittelmäßigem Verdienste hängen daran. Wer an seinem

Verdienste hängt, ist nicht Besitzer des Tao (der Intelligenz und des Pfades der Vollkommenheit); was die Menschen dieselbe zu erreichen hindert, ist, wenn ihr Herz getrübt; wenn ihr Herz getrübt, wird ihre Seele vom Schwindel befallen; sie hängen an Dingen der Welt; wenn sie an Dingen der Welt hängen, fühlen sie in sich die Begierde entstehen; ist die Begierde entstanden, werden sie von heftigen Leidenschaften befallen, diese und ungeregelte Begierden verzehren ihren Leib und ihr Herz; sie lassen sich zu schändlichen Handlungen hinreißen, und dann durch den Strom des Lebens und Todes fortgerissen, beständig in ein Meer von Schmerzen versenkt, verirren sie sich weit von der höchsten Intelligenz (dem wahren Pfade der Vollkommenheit). Es hängt von unserem Willen ab, diese höchste Intelligenz zu erfassen, und wer dieselbe faßt, bleibt beständig rein und ruhig.«

Der Schlußsatz ist hier nach der Uebersetzung Hrn. Julien's gegeben, welcher übersetzt wie folgt: Dès qu'il a acquis intelligence de la Voie, il reste constamment *pur et tranquille*; Hr. Jaquet hingegen: Le moyen de comprendre l'intelligence, c'est de conserver une *pureté et une quiétude absolues.* Da der Tractat den Titel der Reinheit und absoluten Ruhe führt, so ist wohl diese hier als das Ziel gesteckt, zu welchem, nach Hrn. Julien's Uebersetzung, die Gnosis oder der Pfad der Vollkommenheit nur das Mittel. Ganz verunglückt und unverständlich ist Hrn. N.'s Uebersetzung:

»Das, was nur durch sich selbst ist, ist die ewige Erkenntniß; die durch sich selbst seyende Erkenntniß ist der ewige Geist und die ewige Materie.«

Ehe wir von den philosophischen und gesetzgebenden Schriften der Tao-tse zu den chinesischen Schauspielen übergehen; müssen wir noch der unter dem falschen Namen Jacquet (denn in der Liste der asiatischen Gesellschaft erscheint kein Mitglied dieses Namens) zu Paris gedruckten räthselhaften Schrift erwähnen, welche in jedem Falle eine große typographische Seltenheit (wenn die Angabe des Titels, daß dieselbe nur zu 45 Exemplaren gedruckt worden, richtig). Dieselbe scheint wider Hrn. Julien gerichtet, und also in die Polemik der Sinologen zu gehören, welche besonders von Klaproth, der zu Ende des Jahres, in welchem diese Schrift erschien, gestorben, durch seine Streitigkeiten mit Deguignes, Montucci u. s. w. rege erhalten worden *). Indessen ist diese Schrift kein bloßer kritischer Scherz,

*) Leichenstein auf das Grab der chinesischen Gelehrsamkeit des Dr. Montucci. Grande exécution d'automne. Mouhoen remarques philologiques sur les voyages en Chine, par sinologus Berolinensis 1809. Ueber einige der neuesten Leistungen der chinesischen Literatur; Sendschreiben an Hrn. Professor Ewald in Göttingen, von Dr. Heinrich Kurz. Paris 1828.

sondern durch das in der Einleitung über die drey Religionen China's, und besonders über die der Tao-tse Gesagte lesens- und beachtenswerth.

»Von den drey Lehren (dem Buddhismus, der Staatsreligion des Confucius und der Vernunftreligion der Tao-tse) ist die letzte die am wenigsten bekannte. Die europäischen Missionäre, welche die Verachtung der Gelehrten für diesen religiösen Glauben theilten, und die vielleicht von den unwissenden Anhängern dieser Lehre nicht mit demselben Wohlwollen aufgenommen worden, welches ihnen ihre positiven Kenntnisse bey den höheren Klassen der chinesischen Gesellschaft verbürgten, haben es vernachläßigt, uns von dem Aberglauben, den andächtigen Formeln, den Uebungen, den Ceremonien, und mit einem Worte von den Sitten dieser Religion zu unterrichten. Einige Stellen eines Memoires des Pater Amyot sind die bündigsten, bisher über diesen Gegenstand erhaltenen Aufklärungen; doch selbst diese enthalten weit mehr Declamationen als Thatsachen. Wir müssen bedauern, daß dieser gelehrte Missionär es nicht für nützlich erachtet, uns durch einige Auszüge in Kenntniß der frommen Literatur dieser modernen Anhänger der Vernunft zu setzen; aber deßwegen, weil diese Religion nur ein Kultus, muß ihre Literatur über die religiösen und häuslichen Gebräuche ihrer Bekenner mehr positive und interessante Details enthalten, als die für solche Gebräuche in der Literatur metaphysischer und ascetischer Religionen gegebenen. Die englischen Missionäre, welche zu dem, was früher über die Religion der Tao-tse bekannt war, nur Weniges hinzugefügt, haben wenigstens das Verdienst, das Interesse dieser Literatur zu verstehen, ein Interesse, welches immer durch die Neugierde zu Gunsten der unmittelbaren Beobachtung der inneren und häuslichen Sitten geweckt wird: aber sie haben sich nicht die Mühe gegeben, einem Bedürfnisse, dessen Daseyn sie anerkannt, abzuhelfen. Alles, was sie von den Sitten und Volksbüchern der Tao-tse übersetzt, ist auf vier oder fünf Seiten einer englischen, zu Malacca unter dem Titel: The Indo chinese gleaner *), erschienenen Zeitschrift enthalten. Diese Uebersetzungen bestehen aus Tabellen, welche aus dem Buche Kung-kuo-ki, d. i. Berechnung der Verdienste und der Sünden, gezogen sind (hier folgt auf zwey Seiten die Tabelle der Verdienste und Sünden, welche sich auf das Thierreich beziehen, z. B. Verdienste: die Rettung eines Thieres, welches nicht mehr im Stande, irgend einen Dienst zu leisten, einfaches Verdienst; nicht von dem Fleische besonders für unseren Gebrauch getödteter Thiere essen, zweyfaches Verdienst; ein Jahr lang weder Rinds- noch Hundsfleisch essen, fünffaches Verdienst; ein Jahr lang kein Thier tödten, zwanzigfaches Verdienst: die Menschen durch Ermahnungen zur Freylassung gefangener Thiere bewegen, hundertfaches Verdienst. Sünden: Vögel in Käfichte sperren, einfache Sünde; Vögel von ihren Zweigen aufschrecken, dreyfache Sünde; Vögelnester zerstören, zwanzigfache Sünde; Menschen von der Freygebung gefangener Thiere abwendig machen, hundertfache Sünde u. s. w). Die Literatur der Tao-tse würde bald aufhören, Neugierde zu erwecken, wenn sie nicht Bücher von weniger kindischer Form und lehrreicheren Inhaltes aufzuweisen hätte. Die moralischen Abhandlungen sind zahlreich, und wenn dieselben nicht der Ausdruck einer vernünftigen Civilisation, so setzen dieselben doch weder das

*) Malacca 1821 et 1822. II Vol.

Verderbniß der Sitten, noch die Versunkenheit intellectueller Fähigkeiten voraus. Das Buch von den Belohnungen und Strafen, die Abhandlung über die Vergeltung geheimer Wohlthaten, das dem Kuen-fu-tso zugeschriebene Werk: Das Buch, welches das Jahrhundert erleuchtet, bilden eine Art von Trilogie, in welcher die Prinzipien der Moral der Tao tse zusammengefaßt sind. Die Gebote dieser Sittenlehre sind theils in den Commentaren dieser drey Bücher, theils in der Form besonderer Abhandlungen entwickelt: die von den Doctoren der Vernunft herausgegebenen Sammlungen enthalten eine große Anzahl solcher Abhandlungen; es sind Reden über die kindliche Frömmigkeit, über den Eifer für das Studium, über die Ehrfurcht für das Leben aller Wesen, über den Ekel, den die Wollust einflößen muß, über die Enthaltsamkeit vom Fleische der Ochsen und Hunde, über die geistigen Vortheile, welche man durch Ersparniß von Schriftzeichen und Papier erhält, über die Erfüllung der anderen Pflichten des Privatlebens. Diese Abhandlungen sind mit frommen und erbaulichen Legenden untermischt; die einen aus der alten Geschichte China's gezogen, und zu dem Gebrauche, den man davon machen wollte, bearbeitet, die anderen den Volkssagen der zwey letzten Dynastien entlehnt. Diese zwey Klassen von Legenden sind mehr als einmal unter der Gestalt hagiologischer Biographien vereint worden; eine dritte Klasse, welche nicht die am wenigsten zahlreiche, umfaßt die, deren Ursprung aus dem von den Verfassern gefühlten Bedürfnisse, ihre Lehren mit Thatsachen zu unterstützen, entstanden zu seyn scheint«

Der Verfasser gibt dann mit Benützung einer in der Sprache der Mandschu gemachten Uebersetzung der Legende der Zusammenkunft des Doctors Juthsingi mit dem Geiste des Herdes, deren Moral: daß die Menschen, welche mit Aufrichtigkeit gute Werke üben, die Vergeltungen des Himmels auf sich ziehen. Diese Geschichte ist die erste der in Julien's Werk (S. 18) unter dem Titel: La visite du Dieu du Foyer à Ju-Kong. übersetzten, und die in dieser typographischen Rarität gegebene, wie es scheint, eine strengere und wörtlichere, wiewohl im Wesentlichen der Sinn derselbe, denn ob im Texte die Anrede ami (wie bey Julien) oder seigneur (wie bey Jacquet) lautet; ob die Mütze bonnet carré oder bonnet à cornes; ob übersetzt werde: s'ils salissent ce papier ils le brûlent immédiatement. oder: aussitôt souillé et aussitôt brûlé, übersetzt wird, ist doch im Grunde nichts als bonnet blanc oder blanc bonnet. Zur Erzählung selbst bemerken wir, daß die buddhistische Madonna Kuan-jin hier in beyden Uebersetzungen nicht als eine Göttin, sondern als ein Gott erscheint, und daß die Namen der buddhistischen Litaney (von hundert Sylben oder Namen), nämlich Ta-tse, ta-pei (welche Worte Julien mit très-bon, très-compatissant, und Jacquet mit très-compatissant und très-miséricordieux übersetzt, ganz das très-clement et très-miséricordieux des moslimischen, eben-

falls aus hundert Namen bestehenden Rosenkranzes sind; endlich, daß das chinesische Wort für Doctor, nämlich Tsin-ße, wörtlich portes latérales du palais, zu dem arabischen Ssudr (Ehrensitze), als Benennung der höchsten Würde des Gesetzes, ein Seitenstück.

Weniger erbaulich, aber gewiß mehr unterhaltend, als diese Legenden, sind die chinesischen Schauspiele.

Das von Hrn. Julien übersetzte chinesische Drama, das vierte der bisher in Europa bekannten, hat vor den übrigen, selbst vor denen vom großen Sinologen Hrn. Davis übersetzten den Vorzug, daß es auch die von diesem in der Uebersetzung ausgelassenen oder nur angedeuteten Gesänge gibt, wodurch jedes chinesische Drama eigentlich zum Melodrama wird. Wir überlassen es ästhetischen Zeitschriften und Theaterzeitungen, über den Gang des Stückes, die Schürzung des Knotens und Entwicklung desselben Bericht zu erstatten, und begnügen uns hier nur zu bemerken, daß die Handlung desselben augenscheinlich die des Urtheils Salomon's zwischen den zwey ums Kind streitenden Weibern ist; dem Ausspruche Salomon's, daß das Kind durch das Schwert zertheilt werde, wird durch den Richter hier ein milderer substituirt; er befiehlt, daß das Kind inmitten eines mit Kreide gezogenen Kreises von jeder der beyden Weiber, welche auf dasselbe als Mutter Anspruch machen, bey der Hand gefaßt, und zu sich gezogen werde, und daß es der, welche es aus dem Kreise zu sich herüberzöge, anheimfallen solle. Die wahre Mutter, aus Furcht, demselben durch dieses gewaltsame Ziehen etwas zu Leide zu thun, gibt lieber ihre Ansprüche auf, als das Kind gewaltsam auf Kosten seines Wohlseyns an sich zu reißen, und wird durch diese Aeußerung der Mutterliebe vom weisen Richter für die wahre Mutter erkannt, und derselben das Kind zugesprochen. Die Erfindung der Handlung wird also wohl schwerlich den Chinesen zugesprochen werden können. Als Sittengemälde haben die bisher bekannten chinesischen Dramen und Romane wenigstens eben so großen, wenn nicht größeren Werth, als die Uebersetzungen der hier angezeigten ethischen Werke. In der Behandlung der Exposition und in der des Dialogs sind die chinesischen Schauspiele von einer unglaublichen Naivheit und Einfältigkeit; wer je in der Türkey das chinesische Schattenspiel gesehen, und das dazu vom Puppenspieler Gesprochene zu verstehen im Falle gewesen, wird sich bey der Lesung dieses chinesischen Drama's lebhaft an jenes chinesische Schattenspiel erinnern, und in den Chinesen die Türken wieder zu finden glauben. Das, was Ref. schon in der Einleitung zur Geschichte der osmanischen

Dichtkunst *) über das nicht zur Genüge erklärte Räthsel der Aehnlichkeit türkischer und chinesischer Grammatik, türkischer und chinesischer Sitte gesagt, findet auch hier seine volle Anwendung. Es ist unglaublich, wie die Chinesen so türkisch, oder vielmehr wie die Türken so chinesisch, indem der vor mehr als zweytausend Jahren von den Stammvätern der Türken als Ansiedlern der chinesischen Gränze angenommene Charakter chinesischer Kultur und Sitte in denselben sich immer noch sehr erkenntlich erhalten hat, wozu vielleicht selbst das chinesische Schattenspiel, wiewohl es heute nur ein aus dem wirklichen Leben gegriffenes Sittengemälde, nicht wenig beygetragen haben mag. Von ganz köstlicher Naivheit ist der erste Auftritt jeder Person, indem jede regelmäßig nicht nur ihren Namen und ihre Familie, wie bey einem gerichtlichen Examen, ansagt, sondern auch sich gleich selbst mit allen ihren Vorzügen und Schwächen, hellen und dunklen Seiten ihres Charakters dem Zuschauer ankündet. Etwas von dieser Naivheit von Selbstpräsentation findet sich hie und da im italienischen Volkscharakter, namentlich im neapolitanischen, der sich auch am lebendigsten im Puppenspiele zur Schau stellt, wie denn auch von allen Städten Italiens durch das Treiben des Volkes und den Lärm des Marktes, durch Figuren und Trachten keine so sehr dem Oriente befreundet, als Neapel. Wahr ist's, daß der Vorläufer des Policinello schon in den atellanischen Possen da gewesen, und daß sich die Masken des heutigen Puppenspiels schon zum Theil in den Larven der alten Komödie, und auf griechischen Vasen wieder finden; aber auch die Verbindung Großgriechenlands mit dem Oriente, wie die des eigentlichen Griechenlands mit Aegypten, woher es den ersten Samen der Kultur erhielt, ist eine uralte. Doch um wieder auf die Naivheit des Auftrittes der Personen des Drama zu kommen, so übersetzen wir hier die Monologe der Selbstpräsentation, mit welchem die Hauptpersonen in diesem Drama auftreten, und zwar gleich die ersten fünf Scenen des Prologs, in welchem Tschang, ihr Sohn Tschang-lin, ihre Tochter Haitang und ihr Liebhaber Herr Ma sich selbst aufführen wie folgt:

Erste Scene: Frau Tschang.

Ich bin gebürtig von Tsching-tscheu; mein Familienname ist Lieu, der meines Gemahls war Tschang; er starb sehr jung, schon vor sehr langer Zeit, und ließ mir nur zwey Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Mein Sohn heißt Tschang-lin, ich habe ihn schreiben und lesen lehren lassen; meine Tochter heißt Haitang. Es ist überflüssig zu sagen, daß sie sich sowohl durch ihre Schönheit, als durch ihren

*) I. Bd. S. 9.

feinen und umfassenden Geist auszeichnet; sie ist bewandert in der Schrift, in der Zeichenkunst, im Flötenspiele, in der Tanzkunst, und begleitet ihren Gesang selbst mit den Tönen der Guitarre; mit Einem Worte, es ist kein Talent, das sie nicht im höchsten Grade der Vollkommenheit besitze. Seit sieben Geschlechtern haben meine Ahnen große Stellen bekleidet, die sie ihren literarischen Erfolgen dankten; aber ach! das Rad des Unglücks ist über diesen durch Jahre untergrabenen Leib gegangen. In einem Augenblicke habe ich alles, was ich besaß, verloren, und jetzt durch die Nothwendigkeit gezwungen, und ohne Gemahl, der mein Alter unterstütze, habe ich meine Tochter gezwungen, mit ihrer Schönheit Handel zu treiben, um von dem Ertrage ihrer Reize zu leben. In der Nachbarschaft wohnt ein reicher Mann, der Herr Ma, der mein Haus schon seit Langem besucht; er hat Absicht auf meine Tochter, und bewirbt sich beständig, um dieselbe als zweyte Frau zu heiraten; meine Tochter wunscht nichts mehr, als seine Frau zu werden; aber ich kann der Kleider und der Nahrungsmittel nicht entbehren, die mir ihre Industrie verschafft. Wir wollen warten, bis sie kömmt, und nach leiser Erforschung ihrer Stimmung mit ihr über dieses Project, das mich beschäftigt, räsonniren.

Zweyte Scene: Tschang-lin und Frau Tschang.

Tschang-lin. Ich nenne mich Tschang-lin von meiner Mutter; ihr wißt, daß mein Vater und seine Ahnen bis zum siebenten Geschlechte hinauf sich durch literarische Erfolge zu den höchsten Ehrenstellen emporgeschwungen. Wenn ihr wollt, daß diese Elende (meine Schwester) ein unsere Familie entehrendes Handwerk treibe, welche Figur würde ich in der Welt machen, und wie könnte ich die Blicke des Publikums aushalten.

Frau Tschang. Zu was alle diese leeren Reden? Wenn du fürchtest, daß dich der Lebenswandel deiner Schwester entehre, würdest du nicht besser thun, auf die Mittel von Gelderwerb zu denken, um deine alte Mutter zu ernähren.

Dritte Scene: Hai-tang, Tschang-lin und Frau Tschang.

Hai-tang. Mein Bruder, wenn du ein wackerer Bursche bist, so nimm es auf dich, unsere Mutter zu ernähren.

Tschang-lin. Elende! wie wagst du es, dies schändliche Handwerk zu treiben? Wenn du die öffentliche Verachtung nicht fürchtest, so ist es an mir, sie zu fürchten; und um der Sache ein Ende zu machen, will ich dich mit Schlägen zerschmettern (er schlägt sie).

Frau Tschang. Schlage sie nicht, mich mußt du schlagen.

Tschang-lin. Meine Mutter, ich bin müde der häuslichen Unordnungen, wovon ich Zeuge, und ich will euch lieber heute verlassen, als der Bosheit und den Spötteleyen der Leute ausgesetzt zu seyn. Ich reise nach Pienking, wo mein Oheim; ich werde trachten, bey ihm ein Mittel von Unterhalt zu finden. Man sagt insgemein, daß ein Bursche alles aufbieten müsse, um sich selbst zu genügen. Groß und stark, wie ich bin, glaubt ihr denn, daß ich Hunger sterben werde, wenn ich dieses Haus verlasse? Und du schlechte Kreatur, trage, wenn ich weg bin, für deine Mutter Sorge; wenn ihr ein Unglück begegnet, so sage ich dir vorher, daß du keine Verzeihung zu hoffen hast (er singt):

Von Zorn entbrannt, mach' ich vom Haus mich frey.
Ich will mich selber zu ernähren trachten;
Ich glaube nicht, daß ich bestimmet sey
Des Lebens Rest in Elend hinzuschmachten.

Vierte Scene: Hai-tang und Frau Tschang.

Hai-tang. Wie lange, meine Mutter, werde ich solche Unbilden zu ertragen haben? Weit besser ist's, ich lasse mich vom Herrn Ma heiraten.

Frau Tschang. Du hast Recht, mein Kind, warte bis der Herr Ma kömmt, ich bin ganz bereit, meine Einwilligung zu dieser Heirat zu geben.

Fünfte Scene: Hai-tang, Frau Tschang und Herr Ma.

Herr Ma. Mein Familienname ist Ma und mein Zuname Kiun-king; meine Voraltern sind gebürtig von Tschin-tscheu. In meiner Jugend habe ich mich auf die Wissenschaften verlegt, und eine tiefe Kenntniß der klassischen Bücher und Geschichtschreiber erworben. Da ich im Genusse eines ansehnlichen Vermögens, nennt mich die ganze Welt Juen-wai, d. i. gnädiger Herr. Von jeher war ich ein großer Freund des Vergnügens, und liebe leidenschaftlich die Blumen und die Weiden (die Freudenmädchen). Hier in der Nähe wohnt eine reizende Schönheit, die ein süßes Handwerk treibt, und die mit mir schon seit Langem die angenehmsten Verbindungen unterhält, sie heißt Tschang-hai-tang. Ich brauche nicht zu sagen, daß bey der gänzlichen Uebereinstimmung ihrer Gesinnung mit den meinen ich die Absicht hege, sie zur Gemahlin zu nehmen; sie hat mir immer Verlangen bezeugt, sich mit mir zu vereinigen, aber ihre alte Mutter tritt unserem Glücke mit zwanzig Hindernissen hemmend entgegen, und will von keinem Vorschlage hören. Ich glaube, ihr einziger Zweck ist, von mir reiche Geschenke zu erhalten. Ich habe gehört, daß Hai-tang dieser Tage mit ihrem Bruder Tschang-lin einen lebhaften Streit hatte, und daß dieser gählings das mütterliche Haus verlassen, um seinen Oheim, der zu Pien-king wohnt, aufzusuchen; es ist zu vermuthen, daß er nicht sobald zurückkommen wird. Da heute gerade ein glücklicher Tag im Kalender, muß ich meine Hochzeitsgeschenke bereiten, und meine Werbung thun. Welch ein Glück, wenn der Himmel mich begünstigt, und ich diesen reizenden Plan ausführen kann! Aber was sehe ich, Fräulein Hai-tang steht gerade eben unter der Thüre, strahlend durch ihre Toilette und natürlichen Reize. Aber gemach! Wir wollen sie ein wenig näher sehen (sieht sie an, und grüßt sie) u. s. w.

Die zwey anderen Hauptpersonen des Drama, der Gerichtschreiber Tschao, welcher der Liebhaber der ersten Frau des Herrn Ma, mit ihr ihren Mann vergiftet, und der Statthalter Su-tschün, Richter von Tsching-tscheu, führen sich selbst erst im Drama, der Gerichtschreiber gleich im ersten, und der Richter im vierten Aufzuge auf. Wir übersetzen noch die vier ersten Scenen des ersten Aufzugs, in welchem Hai-tang schon fünf Jahre verheiratet, und wiewohl schon aus dem Prologe den Zuschauern wohl bekannt, sich dennoch von Neuem mit ihrem Na-

men aufführt, und das Stück eigentlich mit der Vergiftung des Herrn Ma durch seine erste Frau und durch ihren Liebhaber, den Gerichtschreiber Tschao, an einem großen Feyertage beginnt, wo man in allen Kapellen Rauchwerk brennt, und die Figur des Gottes Fo vergoldet. Hai-tang schließt dann ihren Monolog mit einer langen gesungenen Tirade, wodurch das Wesen solcher chinesischen Melodrame erst recht anschaulich wird.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt (die Handlung geht im Hause des Herrn Ma vor). Die Frau Ma recitirt in Versen:

»Ich hör' mein Schönheitslob sehr gern von Männern allen,
Und die Begierde nur, denselben zu gefallen,
Färbt mir die Lippen roth, die Wang' als Rosenflur;
Jedoch bedürfte es ein wenig Wasser nur,
Daß dieser Ueberfluß von Bley und rother Erde
In einem Augenblick hinweggeschwemmet werde.«

»Ich bin die erste Frau des Herrn Ma; dieser Herr Ma hat zur zweyten Frau eine gewisse Hai-tang genommen, welche die Tochter von einem gewissen Tschang; sie hat ihm einen Sohn geboren, der jetzt fünf Jahre alt. Was mich betrifft, so ist es mir vollkommen gelungen, den Herrn Ma zu betrügen. Hier in der Nähe wohnt ein Gerichtschreiber, der Tschao heißt, der eine stattliche Person, und das schöne Geschlecht mit Leidenschaft liebt.... Ich unterhalte mit ihm gewisse Verbindungen, welche mich von Tag zu Tag seine seltenen Eigenschaften mehr werth schätzen lernen. Auch ist mein einziger Wunsch, mein brennendstes Verlangen, mich schnell des Herrn Ma zu entledigen, um für immer mit Tschao als seine Frau leben zu können. Heute, da ich gesehen, daß der Herr Ma nicht zu Hause, habe ich in aller Eile Jemanden zu Tschao geschickt, um ihn zu bitten zu mir zu kommen. Ich hoffe, er kömmt von einem Augenblicke zum anderen.«

Zweyte Scene: Frau Ma und Tschao (dieser recitirt):

Ich heiße Tschao, bin der Schreiber vom Gericht;
Zwey Dinge stehen mir vor allem zu Gesicht,
Zwey Dinge liebe ich mit Leidenschaft am höchsten,
Ein Glas von altem Wein und junge Frau'n des Nächsten.

Aber um zur Sache zu kommen, welcher Gegenstand beschäftigt jetzt mein Herz? Eine Frau, deren Wangen mit den schönsten Blumen um den Vorzug in die Wette streiten. Mein Familienname ist Tschao, und ich bin Gerichtschreiber an der Behörde von Tsching-tscheu. Hier in der Nähe wohnt eine Frau, welche die erste Gemahlin des Herrn Ma, beygenannt Kiung-king. Eines Tages, wo mich der Herr Ma zum Speisen eingeladen, sah ich zufällig seine Frau, die so verführerisch von Gestalt, daß zu zweifeln erlaubt, ob Himmel und Erde jemals dergleichen hervorgebracht. Das Ansehen dieser zauberischen Schönheit ließ mir im Herzen eine tiefe Wunde zurück. Tag und Nacht ist sie beständig meinen Augen und meinen Gedanken gegenwärtig. Hätte ich mir auch einbilden können, daß sie ihre Blicke auf mich heften,

und daß sie, das Vertrauen des Herrn Ma täuschend, mit mir gewisse Verbindungen eingehen würde, welche nicht ganz im Einklange mit der Moral! Sie hat mich gebeten, sie heute zu besuchen; wir wollen gehen, und werden den Beweggrund ihrer Botschaft erfahren. Aber da bin ich schon; gehen wir nun hinein, ohne uns ansagen zu lassen. Madame, Sie haben mich zu sich berufen, darf ich fragen, mit welchem Gegenstande Sie mich unterhalten wollen?

Frau Ma. Es handelt sich ganz einfach, um was sie sogleich hören werden. Ich denke unablässig an das Geheimniß, dessen wir nöthig haben, um unsere verstohlene Liebe zu verstecken; aber ich sehe nicht den Termin kommen, den wir für unsere Vereinigung bestimmt haben. Ich verlange nur Eines, nämlich, daß wir mitsammen das Mittel finden, den Herrn Ma zu vergiften. Welches Glück wird das unserige seyn, wenn wir mit einander wie Mann und Weib leben können.

Tschao. Was thut es noth, daß Sie mir erst anzeigen, was ich zu thun habe, und wäre es möglich, daß die, so ich schon als meine Gemahlin ansehe, einen solchen Plan entworfen hätte, ohne daß derselbe mir auch zugleich eingefallen wäre? Wohlan! hier ist Gift. Ich halte es schon seit Langem bereit. um diesen Plan auszuführen (er gibt das Gift der Frau Ma). Nehmen Sie, ich vertraue es Ihnen an. Ich muß nun in den Gerichtshof, wohin mich meine Verrichtungen rufen (geht ab).

Dritte Scene: Frau Ma.

Tschao ist fortgegangen. Ich will nun dieses Gift verwahren. Es bleibt mir nun nichts übrig, als den günstigen Augenblick zu erspähen, um den ausgesonnenen Streich auszuführen. Aber wie unbesonnen ich bin! Ich hätte bald vergessen, daß heute der Jahrestag der Geburt des jungen Kindes; ich werde den Herrn Ma bitten, daß er mit demselben die Kapellen besuche, um Rauchwerk zu verbrennen, und die Figur von Fo zu vergolden (geht ab).

Vierte Scene: Hai-tang.

Ich nenne mich Hai-tang. Es sind bald fünf Jahre, daß ich den Herrn Ma geheiratet. Der Tod hat mir meine Mutter geraubt; ich weiß nicht, wo mein Bruder hingegangen, und seitdem er abgereist, habe ich keine Nachricht von ihm. Das Kind, das ich aus dieser Ehe habe, heißt Tscheu-lang. Seitdem es geboren, ist es bey mir auf dieser Matte, oder bey der ersten Frau des Herrn Ma, welche für dessen Erziehung Sorge trägt. Es hat nun volle fünf Jahre. Da heute sein Geburtstag, haben der Herr und Frau Ma es mit sich genommen, um alle Kapellen der Stadt zu besuchen, Rauchwerk zu verbrennen, und die Figur von Fo vergolden zu lassen. Ich gehe nun, den Thee und den Reis zu bereiten, um damit den Herrn und die Frau Ma zu bewirthen, sobald dieselben zurück. O Tschang-Hai-tang! seitdem du den Herrn Ma geheiratet, hat nichts zu deinem Glücke gefehlt (sie singt):

Vom Fenster, das verhängt mit seidenen Gardinen,
Seh' ich des Mondes Glanz, der Wolken selt'ne Mienen.
Wie konnt' ich hoffen je zu werden noch bescheiden,
Und jene Gasse, wo das Laster wohnt, zu meiden.
Ich sagte Lebewohl Gesängen und Gelagen,
Es kostete mich nichts, den Lüsten zu entsagen,
Den Schaaren Liebender; es mögen ihre Rotten
Verfolgen mich fortan, sie mögen meiner spotten,

Ich werde deßhalb nicht antragen mich den Reichen,
Ich werde meine Hand Vornehmen drum nicht reichen,
Ich werde weiter nicht mit meiner Schönheit handeln,
Als Thörin fürder nicht den Weg der Lüste wandeln;
Ich werde ferner nicht Liebwerbendem hofiren,
Und den, der vor ihm kam, zur Thür zurücke führen;
Ich strebe fürder nicht den Wachen zu entrinnen,
Ich füg' mich Launen nicht der Unterhändlerinnen;
Ich dulde ferner nicht die Freunde und die Gäste,
Die auf einander sich ablösen bey dem Feste.
Nun stürmen weiter nicht mein Haus der Nachbarn Schaaren,
Von denen ich so viel des Ungemachs erfahren.
Mich kümmert fürder nicht mein weniges Vermögen,
Ich bin um Zeitvertreib nun weiter nicht verlegen;
Geschäfte dieser Welt sind mein geringster Kummer,
Und was man von mir sagt, das stört nicht meinen Schlummer.
Ich habe den Gemahl gefunden, dessen Herz
Mit meinem theilet gleich die Freude und den Schmerz,
Der jeden Tag für mich zu sorgen nur gewohnt,
Der meine Zärtlichkeit mit doppelter belohnt,
Und wann am Abende die Sonne niedersinkt,
Und golden durch den Flor des Seidenvorhangs blinkt,
Führ ich in ihr Gemach die erste Frau zurücke,
Die sich in Eifersucht verzehrt in meinem Glücke,
Indessen den Gemahl zum Schlafgemach ich leite,
Und uns zu unserer Ruh' das Lager dort bereite.

Nun folgen noch der Anfang des vierten und letzten Aufzuges, in welchem sich der Statthalter von Kai-fong-fou wieder selbst aufführt wie folgt:

Erste Scene: Der Statthalter von Kai-fong-fou, von einem Beamten und mehreren Gerichtsdienern begleitet.

Der Beamte (in herrischem Tone). Leute des Gerichtshofes, denen ich den Frieden wünsche, bringt das Schreibpult Sr. Excellenz.

Der Statthalter. Ich bin gekommen, dieses Jahr die Sendung des Kaisers zu erfüllen; ich führe die vergoldete Fahne und das Schwert als Symbol der Macht. Mein Familienname ist Pao, mein Zuname ist Tsching und mein Ehrenname Hi-wen. Ich bin gebürtig vom Dorfe Lao-öl im Districte Sse-hiang des Fürstenthumes Kin-teu, der Mark Liu-tscheu. Alle öffentlichen Beamten, welche die Reinheit meiner Grundsätze und meine unbeugsame Festigkeit in der Beobachtung der Gesetze kennen, weihen sich mit Eifer dem Dienste des Staates, und fürchten sich durch Interesse und Geldgier leiten zu lassen. Sie gehen nur mit Personen um, welche im guten Rufe von Rechtschaffenheit und kindlicher Pietät, und entfernen von ihrer Gesellschaft die Verleumder und Schmeichler. Der Kaiser hat mich mit neuen Wohlthaten überhäuft. Ich bin zugleich Mitglied des Antikenkabinets und Archivar. Mit der Ernennung zum Statthalter von Kai-fong-fou haben Se. Majestät mir die vergoldete Fahne und das Schwert als Symbol der Macht verliehen. Ich bin beauftragt, nicht nur das Verfahren ungerechter Magistrate und ungetreuer Beamten zu untersuchen, sondern auch den Beschwerden des Volkes abzuhelfen, und den Unter-

drückten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich bin befugt, die Schuldigen köpfen zu lassen, und dann erst über ihre Hinrichtung Bericht zu erstatten. Mein Name genügt, den Arm derer, welche ihren Einfluß oder ihr Ansehen zu mißbrauchen geneigt, zu hemmen; mein Schatten schon genügt, um die Grausamen und Ausschweifenden zu versteinern. Jenseits meiner Fahne ist eine von verschlungenen Stricken gebildete Einfassung, und neben diesem Walle habe ich einen Kerker errichten lassen, dieser hält die öffentlichen Beamten in Scheu und in ihrer Pflicht. Auf die Steintafel der gesetzlichen Verbote habe ich die Worte Ju-tschi (auf Befehl des Kaisers) eingraben lassen, und jeder, der sie sieht, wird von ehrfurchtsvoller Furcht befallen. An die Stufen meines Gerichtsstuhles habe ich die Worte schreiben lassen: Tisching (redet leise). Unter den Akazien, welche den Zugang beschätten, habe ich vier und zwanzig der größten Halsblöcke, und vor dem Saale, wo ich Recht spreche, mehrere hunderte mit Wolfszähnen besetzte Keulen aufrichten lassen:

> Kein Sonnenstäubchen ist in meinem Saal zu sehen,
> Den Weg beschatten die Akazien in Alleen,
> Von außen höret man kein Tosen und kein Schrey'n,
> Die Vögel halten hier selbst ihr Gezwitscher ein.

Aus diesen Proben erhellt zur Genüge, welch trefflichen Beytrag solche Uebersetzung chinesischer Dramen zum Sittengemälde und der Charakteristik des Volkes liefern, von dem philologischen Verdienste als Beytrag zum Studium der Sprache ganz und gar abgesehen. Aber auch aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, hat das vorliegende Werk ganz Neues und Besonderes geleistet durch das, was in der Vorrede über die Bildersprache der Chinesen gesagt und zu Tage gefördert wird. Rec. hat schon vor achtzehn Jahren, bey Gelegenheit der Anzeige des Burhani Katii in der allgemeinen Literaturzeitung (Dezember 1821) und seitdem in den Jahrbüchern der Literatur bey der Anzeige des arabisch-türkischen Wörterbuches Achteri Kebir [1]), des Siebenmeeres [2]), und noch jüngst bey der Anzeige von Freitag's [3]) Wörterbuch darauf aufmerksam gemacht, wie sehr das Feld arabischer, persischer und türkischer Synonymik und Tropik noch brach liegt, und wie viel in dieser Hinsicht von Orientalisten noch zu leisten sey. Das Studium der Bildersprache ist nicht nur für den Dichter und Philologen, sondern auch für den Ethnographen und Philosophen ein höchst belehrendes, und da bisher noch nirgends über die chinesische Tropik so Genügendes geleistet worden, so glauben wir die Leser der Jahrbücher, welche einer der vier obigen Kategorien angehören, zu verbinden, indem wir diesen Theil der Vorrede Hrn. Julien's unabgekürzt in deutscher Uebersetzung mittheilen, und nur hier und da hiezu etwas bemerken.

---

1) Bd. XLVIII. 2) Bd. XXXV, XXXVI, XXXVII. 3) LXXV, LXXVI.

»Wir müssen den Leser voraus verständigen, daß eine große Anzahl der folgenden Redensarten nicht nur in der Poesie, sondern auch in der modernen Prose üblich. Diese Betrachtung muß vorzüglich die Sinologen bestimmen, sich mehr mit einem Studium zu beschäftigen, ohne welches es fast unmöglich, die schwierigen Stellen zu verstehen, die Schönheiten der Romane, Novellen, Dramen, edleren Briefstyles und aller eleganten Compositionen, welche man Wen-tschang nennt. Die Chinesen brauchen sehr häufig, man möchte sagen mißbrauchen das Wort Dschade, oder den Stein Ju, um die Eigenschaft alles dessen auszudrücken, was selten, kostbar, ausgezeichnet, angenehm zu sehen, von vortrefflichem Geschmacke, von einer blendenden Weiße ist u. s. w.«

Hiezu bemerkt Rec., daß der chinesische Jade bald als ganz glänzend, rein und weiß, bald als dunkelroth und rubinfarb gepriesen wird; daß jener eigentlich der Dschede, d. i. der Regenstein der Türken und Mongolen ist, während es von dem rubinrothen noch nicht ausgemittelt, ob derselbe, wie Remusat übersetzt, wirklich ein Jaspis, oder eine andere Art edlen oder halbedlen Steines. Mohammed Ben Manßur, der Verfasser des persischen Werkes über die Edelsteine, wovon in den Fundgruben des Orients Auszüge gegeben worden, unterscheidet ausdrücklich drey Arten des Regensteines Dschede, von welchem er in der Chatimet, d. i. in dem Schlusse seines Werkes, handelt, nämlich den weißen, reinen, den dunkelrothen und den vielfärbigen; unter dem letzten ist vermuthlich der ins Grünliche spielende, serpentinartige Dschade oder Dschede zu verstehen, wovon sich ein von Klaproth dem Chemiker untersuchtes Exemplar im brittischen Museum befindet, und aus welchem der Rahmen des von Feth Alischah S. M. weiland Kaiser Franz I. zum Geschenke geschickten, in der kais. Schatzkammer aufbewahrten Porträts gebildet ist. Die türkische Sage des Regensteines fand ihren Weg auch in die Romane des Mittelalters, sowohl in die französischen, als in die englischen. Schon im Guillaume le Conquérant findet sich dieselbe erwähnt [1]). Umständlicher im Chevalier de lion de l'histoire de Troye:

Vers 555. S'al bacin vels de l'eve prandre
et desos le person espandre
la verres une tel tampeste
qu'en cest bois ne remanres beste.
car tu verres si foldroier
venter et arbres peloier
plovoir venter et espartir etc.

Endlich in Hartman's Ritter Iwain [2]) und in Ulrich's

---

[1]) Essais historiques sur les bandes des Jongleurs et les trouvères par Mr. l'Abbé de la Rue. Caen 1834, p. 64.

[2]) Iwein der Ritter mit dem Lewen, getichtet von dem Herrn Hartman, herausgegeben von Benecke. Berlin 1827. S. 31 u. f.

von Zatichofens Lanzelot de Lac [1]). In dem letzten ist nur ein schwacher Nachhall jener Geschichte des Wettermachens, indem der Ritter den Hammer ergreift, und an den ehernen Zober schlägt, aber am ausführlichsten im Ritter Iwain:

Vers 587. Ez hanget von einem Aste
Von Golde ein becke herabe.

635. Unt riet mir min unwiſser muot
Der min vil ofte schaden tuot
Daz ich goz uf den *Stein*
Do erlasch din Sune dine schein
Unt zerginc der Vogel Sanc
Alz ez ein *swarz weter* twanc.

650. Darnach sluoc also dick
Ein also kreftiger donreslac
Daz ich uf der erde gelac
Uf sich huop ein *hagel unde ein regen*.

Hier ist das Becken, der Stein, das auf diesen gegossene Wasser und die Wirkungen desselben Hagel und Regen, wie bey den tatarischen Dschededs chi. Die Stelle über den Regenstein Dschade oder Jede in dem fünften Bande der Universalgeschichte Mirchuand's gleich Eingangs unter dem Artikel Japhet lautet wie folgt: »Als Noe's Schiff auf dem Dschudi sich »festgesetzt, bestimmte er seinen Sohn Japhet in die östlichen »Länder, und gab ihm den Regenstein mit, welchen die Türken »Dschede oder Jede nennen, auf welchem der Name Gottes »eingegraben, und mit welchem Japhet, so oft er wollte, Regen »machte.« Von diesem, bey den Chinesen wie bey den Tataren und Türken im höchsten Ansehen stehenden Regensteine Dschade oder Dschede, Jade oder Jede sind die folgenden Redensarten hergenommen:

»Jadethau, Herbstthau; Jadeglanz, Eidam; Jadestockwerk, die Schultern; Jadestöckchen, die Thränen; Jadeberg, der Kopf; Jadeton, des Kaisers Stimme. Im Briefstyl: Gib mir Jadeton, so viel als: Gib mir Kunde von dir; Jadebretter, Papier, auch die jungen Bambussprößlinge; Jadekaninchen, der Mond; Jadekugel, Eyer; Jadefeile und Jadestaub, das Mehl; Jadesaft, edler Wein; Jadeperson, Schönheit, Geliebte; Jadestamm, der Kaiser, so wie die Goldäste die Kinder; Jadebuch, das Stammbuch des Kaiserhauses; Jadesprosse, Phallus; Jadesäule, längliches weißes Brot; Jadebein, der Kelch der Blume Mai; gekochte Jade, vortreffliche Speisen; vergrabene Jade, schon begrabener Leib; die edle Jade, eure Tochter; Jadebruder, ein goldener Freund; Jadesähen, Hochzeitsgeschenke geben u. s. w. [2]).

---

[1]) Altdeutsche Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde, von Hofsteter. Wien 1811. S. 127.

[2]) Jade, wie es die Franzosen aussprechen, hat mit dem englischen

»Von den verschiedenen Farben sind die folgenden Metaphern hergenommen: Weiße Augenbrauen haben: sich durch Talente auszeichnen; das Weiße der Augen zeigen: Jemanden empfangen, so wie im Gegensatze: das Schwarze der Augen zeigen, Jemanden wohl empfangen heißt; der Präsident der weißen Wolken: der des Kriminalgerichts; das weiße Haus, d. i. das der Armen. Eine gelbe Mütze: ein Tao-sse, Anhänger des Lao-tse; der gelbe Gürtel (der breite, gelbseidene Streif, an welchem das Siegel der Präfecten hängt): der Präfect einer Stelle; gelbes Papier: kaiserliches Dekret; die gelben Flügelthüren: die Staatsboten; ein gelbes Rathszimmer: ein Staatsminister; das gelbe Thor: das der kaiserlichen Wohnung; ein gelber Mund, d. i. ein Kind; gelbe Haare: ein sehr abgelebter Greis; Gelbes im Munde führen: das Gesagte verbessern. Das blaue Mädchen: der Genius des Frostes und des Schnees; der blaue Pallast: der vom Kaiser bewohnte Theil desselben; der blaue Gürtel: ein Districtspräfect; das blaue Stockwerk: Bordell; die Sehnsucht nach blauen Wolken: literarische Ruhmbegier. Das Grüne betreten: der Gräberbesuch am 6. April Das rothe Stockwerk: Wohnung eines reichen Mädchens; der rothe Duft: sinnliches Vergnügen; der rothe Staub: weltliche Genüsse; rother Punkt: Freudenmädchen; rothes Blatt: schriftliche Heiratsbewerbung; das rothe seidene Band begehren: um die Hand eines Mädchens werben; rothe Hügel: der Ort, wo es Tag und Nacht Licht, der Aufenthalt der Götter; das Rothe verschlucken: sterben (wenn von einem Tao-sse die Rede ist); Roth und Gold: der von den Anhängern der Tao-sse verfertigte Trank der Unsterblichkeit; die rothe wohlduftende Olea (Olea fragrans): die akademischen Ehren; das rothe Haus: das Haus eines reichen und mächtigen Mannes; die rothen Gränzen: das Schlachtfeld; das rothe Thonsiegel: das von dem Tschoang-juen, d. i. das von dem, der den höchsten literarischen Grad erhalten, um seine Wahl zu künden, herumgeschickte Rundschreiben; das rothe Pferd: ein Districtspräfect; von Neuem ins rothe Buch kommen: ins Leben zurückberufen werden; rother Pallast: der Aufenthalt der Götter. Schwarze Wolken: falsche Haare; junge Leute aus der Klasse der schwarzen Kleider: junge Leute von guter Familie; ein schwarzer Gürtel: ein belehnter Fürst; der schwarze Gesandte: der Genius des Windes und des Regens. Das grüne Fenster: das Haus eines armen Mädchens. Tropische Ausdrücke, von Vögeln hergenommen, sind: Die Stadt des Phönixmännchens: das kaiserliche Gemach; die Feder des Phönixmännchens: ein seinem Vater ähnlicher Sohn; die Mütze des Phönixmännchens: die Haube der Neuvermählten; die Wahrsagerey aus dem Fluge und dem Gesange des Phönixmännchens: die Erkundigung durch Wahrsagen, ob man mit der gewählten Frau glücklich seyn werde; wie die Gänse gehen: seinem älteren Bruder den Vortritt geben; das Gänsethor: das Schlachtfeld; Gänsefuß: Sattel eines Saiteninstruments; die Gans empfangen: Heiratsgeschenke empfangen; der Thurm der

---

Jade (Hexe, Zauberin) nichts anderes, als den Ursprung aus Osten gemein; jenes ist das türkische Dschede, جادو, und dieses das persische Dschadu جادو (die aus dem Schahname bekannte Zauberin).

Gänse, die Liste der Doctoren. Die eingeschläferte Ente, die goldene kostbare Ente: Gefäß, worin Rauchwerk verbrannt wird; Gänsekopf: eine Art von Schiff; Huhnsnerven: ein Mensch von kleiner Statur; Huhnsmensch: der Wächter der nächtlichen Wasseruhr im kaiserlichen Pallaste; das Huhn, das springt: eine Art von Frosch; Huhnszunge: der aus den Blättern eines gewissen Baumes bereitete Wohlgeruch; Hahnsfleisch: eine Art Nymphäa; Fleisch frisch abgezogenen Hahnkopfs: rothe Brustwarzen; Schwalbenschweif: Scheere; Schwalbentermin: Heiratstermin. Von Metallen hergenommene Metaphern: Die Blume Fu-jung im goldenen Hause empfangen: eine Schönheit heiraten; Silbermeer: die Augen; die Goldwurzel: der Wagen der Kaiserin; das Goldgefäß mit dem Silberpfeile: die Wasseruhr; der Silberpallast: der Aufenthalt der Götter; der Silberglanz: distillirter Wein; Silbersand: das Salz; die Silberseide: das feinste Mehl. Von fabelhaften und wirklichen Thieren hergenommene Metaphern: Drachenabgrund, Drachenquell: eine Art Schwert; Drachenbart: der Bart des Kaisers; Drachengeschlecht: belehnter Prinz von Geblüt; Drachenpillen: Tinte; Drachenreiter: ein edler und reicher Eidam; Drachenenkel: ein ausgezeichneter Enkel; sich an den Drachen und Phönix halten: mit tugendhaften Leuten umgehen; Drachensprossen: eine Art von Thee; der Drachenkopf gehört dem Greise: er hat im vorgerückten Alter literarische Ehren erhalten; den Kopf an der Thüre des Drachens hängen lassen: bey der Prüfung ohne Doctorgrad durchfallen. Die Stadt der Schafe: Canton; der Ort, wo die Ochsen schlafen: glücklicher Ort, wo man Jemanden begraben kann; der Tiger grüßt: der Unterthan besucht den Kaiser; den Hirschen verfolgen: sich des Thrones anmaßen; den Hirschen verlieren: der kaiserlichen Krone verlustig gehen; ein kleiner himmlischer Ki-lin (ein fabelhaftes Thier): ein ausgezeichnetes Kind; Horn des Ki-lin: Lehensträger, Prinz von Geblüt; Ki-lins Leim: ein Bogen; Widderhorn: Windessturm; Erdenhammel: der Hund; fünf Pferde: der Präfect eines Departements; sechs Pferde: der Kaiser; Districts-pferd: wer eine Nichte des Kaisers zur Ehe nimmt; ein Pferd, das tausend Meilen macht: ein Sohn oder Neffe; ein scheckiges Pferd: ein kaiserlicher Commissär. Metaphern, welche von Jahreszeiten hergenommen: Die Frühlingshaue: die Möwe; die Frühlingsstadt: Ort wo Blumen; den Frühlingswind bringen: in ein Weib leidenschaftlich verliebt seyn; den Frühling und den Herbst in der Haut stecken haben: etwas innerlich loben oder tadeln; an die Bäume des Frühlings und die Wolken des Abends denken: sich entfernter Freunde erinnern; inmitten des Frühlingswindes sitzen: von einem Professor vortrefflichen Unterricht empfangen; Frühlingsglanz: Unterhaltung, Fröhlichkeit; ein männlicher Frühling mit Füßen: ein Mensch, der überall, wo er hingeht, Wohlthaten verbreitet; Frühlingsmagistrat: ein Mitglied des Tribunals der Gebräuche; die Frühlingssprosse des Bambusrohres: die Finger einer schönen Frau. Die Elemente geben die folgenden Metaphern: Das Wasser des Brunnens: ein Spiegel; das Weberschifflein des Wassers: ein Fisch; das große Wasser: die künftige Schwiegermutter, so wie der künftige Schwiegervater der große Berg heißt; die Mutter des Wassers: eine Wasserschlange; der Glanz des Wassers, eine europäische Melone; zum Schriftschlüssel des Wassers gehören noch die folgenden: Reinheit des Eises: Schwiegervater; ein Eis-

mensch: ein Heiratsunterhändler; ein Herz von Eis oder Schnee: der Entschluß einer Frau, Witwe zu bleiben; ein Eisberg: leichtvergängliche Macht; Zusammenseyn wie Eis und Kohlen: in feindlichen Verhältnissen stehen; Feuerkammerad: Heeresgenosse an der Gränze. Aus der Sternenkunde sind die folgenden geschöpft: Die Stadt des Heerwagens: die Stadt Si-ngan-fu; dem Morgensterne gleich seyn: einsam und abgeschieden wie ein Weiser leben; ein kleiner Stern: eine Frau zweyten Ranges; der Polarstern: der Thron [1]); eine Sternenschnuppe: eine Art von Kopfputz; sie sind wie die Sternenbilder der Lyra und des Steinbocks: von einander getrennt, ohne sich sehen zu können [2]); der Neffe des Himmels: der Berg Thai-schan; die Nichte des Himmels: der Name einer Göttin (Tschi-niu), welche in das Sternbild der Lyra verwandelt ward [3]); der Saft des Himmels: ein Granatapfel; die Thore des Himmels: die des kaiserlichen Pallastes; der Fürst des Himmels: das Herz; der Duft des Himmels: die Blume Meu-tan; das Haus des Windes und des Mondes: Bordell; ich habe den ausgehöhlten Mond wieder voll gerundet: ich habe zwey getrennte Eheleute wieder vereint; der Mond ist auf die Sparren des Hauses gefallen: ein Freund steht mir in der Erinnerung vor Augen. Metaphern, von allerhand Gegenständen hergenommen: Fischeingeweide, eine Art Degen; die Vereinigung des Windes und der Wolken: die Vereinigung zweyer Familien; das aufgethürmte Korn kehren: die Sitten der Zeit bessern; der Gast des Schnees: die Möwe; der edle Gast: die Blume Meu-tan; der berühmte Freund: die Blume Haitang; der Gast Nachbar: der Haken des Seidenfadens, eine Art Degen; die Quelle der Töne: die Guitarre; die ähnlichen Thüren: die zwey mit den Schwestern der Frau verheirateten Schwäger; die Dame im Schneekleide: ein weißer Papagey; was Städte fallen macht: die Schönheit des Gesichts; die Lanze des Haares: der Pinsel; der Thurm der Nacht: das Grab; die Pfoste der Thüre: ein ausgezeichnetes Mädchen; die Mauer des Ostens: astronomisches Kartendepot; der verehrungswerthe Glanz: ein ausgezeichneter Gelehrter; der Wind des Thales: der Ostwind; der Thurm der drey Gedanken: der Kopf.«

Hr. Julien bemerkt, daß es ihm ein Leichtes gewesen wäre, die Wurzel aller dieser verschiedenen Metaphern anzugeben, daß dieses aber in der Vorrede zum übersetzten Drama zu weit geführt haben würde, und einem besonderen Werke vorbehalten bleiben müsse. Doch um ein Beyspiel zu geben, wie ein solches Wörterbuch chinesischer Bildersprache verfaßt werden müsse, gibt er in den Noten den Ursprung einiger solcher bildlichen Redensarten an. Dasselbe gilt auch von vielen bildlichen Redensarten

---

[1]) Umgekehrt heißt bey den Persern der Heerwagen der siebenfache Thronschmuck Heft-ewreng.

[2]) Dieselbe Idee bey den Arabern im schönen Verse:

Ach! wir waren vereint im Bund' wie der Knoten der Pleias,
Sind wie Sterne des Bär'n nun von einander getrennt.

[3]) Bey den Persern führt die schöne Anahid im Morgensterne den Reigen der Gestirne mit Sonnenstrahlen besaiteter Lyra an.

des Persischen, und insbesondere von den sprichwörtlichen arabischen.

»Die Quelle der Pfirsichbäume suchen. Ein Fischer in einem Boote, welcher Pfirsichblüthen auf dem See schwimmen sah, ruderte denselben nach, bis er in eine enge Felsenschlucht kam, worin er Menschen von paradiesischer Unschuld und Einfalt fand, die sich dahin in dem ersten Zeitalter der Welt geflüchtet, seitdem außer aller Berührung mit Menschen die ursprüngliche Reinheit der Sitten erhalten; als er zurückkam, erzählte er seine Entdeckung, konnte aber den Eingang zu diesem Felsenparadiese nie wieder finden. Mit Augen wie das Rhinocerosfeuer begabt seyn: scharfsichtige Kritik. Wen-Kiao, der unter den Tsin lebte, verbrannte Rhinoceroshorn, bey dessen Feuer er Dämonen und die Ungeheuer der Tiefe sah. Den seidenen Faden ziehen: um ein Mädchen werben. Juen-tschin, der unter der Dynastie der Thang lebte, war ein sehr schöner Mann. Der Staatsminister Tschang-kia-tschin sagte ihm: Ich habe fünf Töchter, die hinter dieser Wand jede einen Faden in der Hand halten; ich gebe dir die zur Frau, deren Faden du ziehst. Juen-tschin zog den rothen Faden, welchen die fünfte Tochter hielt, die eine vollkommene Person. Ngo-kiao in ein goldenes Haus sperren. King-ti fragte seinen noch minderjährigen Sohn Wu, ob er sich verheiraten wolle. Ich möchte, antwortete dieser, die Schwester des Kaisers heiraten. Da die Prinzessin Ngokiao in der Nähe, zeigte sie ihm King-ti, und fragte ihn: ob er sie liebe. Wenn ich sie erhalte, antwortete der Knabe, werde ich sie in ein goldenes Haus setzen. Auf den Höhen des Berges Tong-schan schlafen: von den Geschäften zurückgezogen in der Abgeschiedenheit leben. Sie-ngan, unter der Dynastie Tsin, weigerte sich lange, den Einladungen der Herrscher, die ihn zu sich beriefen, zu folgen; er baute ein kleines Haus auf dem Berge Tong-schan, wo er in der Einsamkeit den Wissenschaften lebte. Den Sessel des Tschhin-fan herablassen. Siu-tschi, der unter der Dynastie der Han lebte, war ein ausgezeichneter Gelehrter, für welchen sein Gönner, der stolze Statthalter Tschhin-fan, einen besonderen Sessel bereit hielt, der nur bey dessen Besuche aufgestellt, sonst aber an die Wand gehangen ward. Den rothen Dunst der Unsterblichen sehen: die Ankunft von Jemanden errathen. Der Wächter eines Bergpasses in der Provinz Ho-nan sah im Westen einen rothen Dunst aufsteigen, woraus er die Ankunft Lao-tse's errieth, welcher ihm den Taon-te-king, d. i. das Buch der Vernunft und der Tugend, gab. Das Gras binden, das Armband im Schnabel zurückbringen. Wu-tse hatte seinem Sohne Wei-ko auf dem Sterbebette aufgetragen, seine Beyschläferin nach seinem Tode zu verheiraten. Der Sohn befolgte die Anordnung des Vaters. Einige Zeit hernach, als Wei-ko von seinem Feinde Tu-hoei im Felde verfolgt ward, sah er einen Greis, der das Gras zusammenband, worin sich Tu-hoei verwirrte, fiel und gefangen ward. Im Traume erschien ihm der Greis, und gab sich als den Vater der verheirateten Beyschläferin zu erkennen, welcher zur Belohnung der Vollziehung des väterlichen Willens, ihm den guten Dienst durch das Grasbinden geleistet. Jang-pao, zur Zeit der Dynastie Han, rettete als Knabe von neun Jahren einem durch einen Raubvogel verwundeten Vogel das Leben, indem er denselben den Ameisen, die ihn schon aufzufressen bereit waren, entzog,

und hundert Tage lang sorgsam pflegte. Nach Verlauf dieser Zeit verwandelte sich der Vogel in einen gelb gekleideten jungen Menschen, welcher seinem Pfleger aus Dankbarkeit vier Armbänder aus weißem Dschade brachte.«

Von den einzelnen Werken chinesischer Ethik und Aesthetik, von denen wir bisher Bericht erstattet, gehen wir nun zu den beyden der Herren Davis und Gutzlaff über, welche sich über ganz China geographisch, ethnographisch, statistisch und historisch verbreiten, und welche ihrer Wichtigkeit und Trefflichkeit willen wohl allen Lesern zum Ankaufe, oder wenigstens zur Benützung anzuempfehlen; aber eben der Allumfassenheit ihres Inhalts willen hier zu keinem Auszuge, wie die vorhergehenden, geeignet sind; wir heben daher nur einen einzelnen kleinen Theil derselben, nämlich den historischen, hervor, weil die Geschichte China's, trotz der großen und kleinen Werke, die sich damit in Europa schon seit drey Jahrhunderten beschäftigt haben [1]), noch immer in großem Dunkel liegt, und sogar in Encyclopädien, wie die von Ersch und Gruber, leer ausgeht, wo doch chinesische Sprache und Musik ausführlich genug behandelt sind. Da sich Rec. es von jeher zur Pflicht gemacht, nach dem Beyspiele der englischen Reviews (in deren Fußstapfen diese Jahrbücher, die ersten in Deutschland, vor zwanzig Jahren getreten sind), sich nicht auf bloße Inhaltsanzeige oder Kritik zu beschränken, sondern jeden Artikel so viel als möglich aus Eigenem auszustatten, und durch Zugaben aus orientalischen, den Verfassern der angezeigten Werke unbekannten oder unzugänglichen Quellen, die Wissenschaft einen Schritt weiter zu fördern, so erfüllt er diese, ihm als Mitarbeiter dieser Jahrbücher obliegende Pflicht auch hier durch die folgenden ganz neuen Mittheilungen über chinesische Geschichte und Geschichtschreibung aus der persischen Universalgeschichte Binaketi's [2]), des Epitomators, des großen historischen Werkes Ra-

[1]) 1) *Mendoça*, historia del gran Reyno de la China, 1585. 2) Maldonaldo Epitome historiae del Reyna de la China 1621. 3) Martini Martinii Sinica historia 1659. 4) Duhalde description géographique historique 1735. 5) Deguignes histoire génerale de Han 1756. 6) Mailla histoire générale de la Chine 1785. 7) Klaproth tableaux historiques de l'Asie 1826. 8) Schott, Werke des tschinesischen Weisen Kung-fu-Dsu und sein Schüler Hale, 1826. 9) Plath, die Völker der Mandschurey, 1830. 10) Hyakinth Denkwürdigkeiten über die Mongoley, 1832. — Die drey letzten, so wie Deguignes und Klaproths, fehlen in der von Davis in seiner Einleitung gegebenen Liste von zwey Centurien über China in Europa binnen dreyhundert Jahren erschienenen Werken.

[2]) Raudhat uliel-bab-fi maarifeti tarich wel ensab,

schideddin's, wovon der erste Theil, welcher die mongolische Geschichte enthält, mit so großem typographischen Glanze ausgestattet, von Herrn Quatremere herausgegeben, so eben zu Paris erscheint; der zweyte aber, nämlich die Universalgeschichte, bisher weder zu Paris, noch in irgend einer anderen europäischen Bibliothek vorhanden. Bis dieses kostbare Werk also nach Europa kömmt, und durch Herausgabe und Uebersetzung Gemeingut der europäischen Literatur wird, hat Binaketi's Auszug um so größeren einzigen Werth. Die achte Abtheilung desselben, welche von der chinesischen Geschichte handelt, zerfällt in zwey Hauptstücke, deren erstes in einer kurzen Einleitung von der chinesischen Historiographie, dann in zwey Abschnitten von den Cyklen der Chinesen und den Ländern China's handelt; das zweyte Hauptstück aber eine gedrängte Uebersicht der sechs und dreyßig chinesischen Dynastien gibt, welche bis zur Eroberung Tschengischan's und der Gründung der mongolischen Dynastie der Juen unter dreyhundert fünf Kaisern China durch 42875 Jahre (nach Angabe der chinesischen Geschichtschreiber) beherrscht haben. Es ist wohl überflüssig, zu bemerken, daß von diesen 42875 Jahren nur höchstens viertausend wirklicher Geschichte angehören, da ihre Jahrbücher nur bis 2198 Jahre vor Chr. G. [1]) hinaufreichen, das Frühere gehört der Sage an, und erst die Dynastie der Hia wird sowohl von Duhalde, als von Deguignes als die erste historische anerkannt. Unter den sechs und dreyßig Dynastien Binaketi's ist die Dynastie Hia aber nicht die erste, sondern die fünfte. Duhalde zählt bis zur mongolischen Eroberung neunzehn, Deguignes acht und zwanzig, Binaketi sechs und dreyßig Dynastien, so daß die drey späteren der Juen (die Mongolen), der Mim und der noch heute herrschenden der Tsim (die Tataren Mantschu) dazu gerechnet, in China (die einzelnen kleinen Staaten und zerstückelten Reiche abgerechnet) nach Duhalde 22, nach Deguignes 30, nach Binaketi 39 Dynastien bis auf den heutigen Tag geherrscht haben. Die Herrscher dieser 39 Dynastien führten den Titel Hoam-ti oder Kaiser, die der kleineren Königreiche Wam (King) oder König [2]). Zählt man die von Deguignes bis zur Gründung der Dynastie der Juen namentlich aufgeführten Kaiser zusammen, so kommen auch drey Centurien

---

d. i. der Garten der Männer von Herz oder Genie in der Kenntniß der Geschichte und Genealogie, geschrieben i. J. d. H. 717 (1317). Siehe die Inhaltsanzeige im LXIX. Bande dieser Jahrbücher, Anzeigeblatt, S. 33—35.

1) Deguignes I. p. 8. Ti-ju, gest. 2198 vor Chr.

2) Deguignes I. p. 1.

heraus, so daß also in der Herrscherzahl zwischen der von ihm und der von Binaketi angegebenen Zahl von 305 Kaisern kaum ein Unterschied. Im Wesentlichen stimmen also die Angaben Binaketi's mit denen der bisher bekannten Quellen chinesischer Geschichte, aus denen Duhalde, Fourmont, Mailla und Deguignes geschöpft, überein, wiewohl Binaketi oder vielmehr Reschideddin, welchen Binaketi nur ausgezogen, nach einer anderen, bisher unbekannten chinesischen Universalgeschichte gearbeitet, über welche die oben erwähnte Einleitung des ersten Hauptstückes der achten Abtheilung der Universalgeschichte Binaketi's die folgende merkwürdige Auskunft gibt.

»Die Chinesen, welche das älteste Volk der Welt zu seyn behaupten, habe viele Geschichten, welche aber der großen Entfernung wegen eben so wenig, als ihre Weisen und Gelehrten nach Persien gekommen, bis unter Hulaguchan mehrere ihrer Philosophen und Astronomen nach Persien kamen, namentlich der weise Fumendschi, bekannt als Singsing, welcher auf Befehl Hulaguchan's den großen Astronomen Naßireddin von Tus zum Behufe der ilchanischen Tafeln mit ihrer Astronomie und Geschichte bekannt machten, und abermal, als zur Zeit Ghasanchan's der Wesir Chodscha Reschideddin den Befehl erhielt, die ghasanische Geschichte zu schreiben, berief er aus China die zwey Gelehrten Litadschi und Kemsun, welche beyde in der Arzneykunde, Astronomie und Geschichte wohl bewandert, mehr Werke dieser Wissenschaften mit sich brachten; diese sagten aus: daß, wiewohl es unendlich viele chinesische, nach der Zahl der Jahre und Cyklen eingerichtete Geschichten gibt, doch nur Eine, welche die Namen aller ihrer Padischahe enthält, vor anderen als authentisch und berühmt gilt; dieselbe ist das Werk dreyer berühmter Gelehrten, nämlich Fumin Choschang's aus der Stadt Gandschu, Mendschu Choschang's aus der Stadt Findschu und Schichun Choschang's aus der Stadt Larkin. Diese drey zogen die Geschichte aus den alten Büchern aus, alle Gelehrten durchsahen, verglichen und bestätigten, daß dieselbe mit den alten Büchern übereinstimmt; es ward die größte Sorgfalt auf die genaue und schöne Abschrift derselben verwendet, und der Text Tafeln eingegraben, wie die Stämpel der Münze in Säcken mit dem Siegel der Aufseher, und glaubwürdigen Personen verwahrt, so daß keine Verfälschung möglich. Wenn ein Abdruck davon gewünscht wird, so wendet man sich an die beständigen Aufseher, welche die Tafeln zu diesem Zwecke und den Abdruck unter ihren Augen besorgen lassen.«

Der erste Abschnitt handelt von den drey chinesischen Cyklen Schang-wen, Schung-wen und Chang-wen. Wen heißt ein Zeitraum von zehntausend Jahren, Dewr hat sechzig Jahre, und jedes Jahr einen besonderen Namen *). Das Jahr der Hidschret 717 (1317), in welchem Binaketi seine Geschichte schrieb, entspricht dem Schlangenjahre, welches das 54ste des

*) Schon gegeben in Müller's Disquisitio geographica et historica de Chataja. Berolini 1671, p. 50.

Cyklus Schang-wen, wo 8863 Wen und 9785 Jahre verflossen waren, d. i. 88,639,785 Jahre. Das Jahr, in welchem Tschengischan den Owangchan tödtete, und seine Herrschaft begann, welches dem Jahre d. H. 599 (1202) entsprach, war nach der obgenannten Rechnung das 88,639,667. Der zweyte Abschnitt handelt von den Ländern China's, welches in ihrer Sprache Dschi-Dschu chun-fui [1]), bey den Mongolen Dschaukut, bey den Indern Dschin und bey den Persern Chatai heißt. Südöstlich von demselben liegt das von den Chinesen Mitri [2]), von den Mongolen Tinkjas [3]), von den Indern Mehatschin, d. i. das große China, genannt, woraus die Perser Matschin [4]) gemacht, so daß Tschin und Matschin für Eines gilt (Tschin oder Chataja das nördliche, Mitri oder Matschin das südliche China). Bulad Dschingsang (der von Reschideddin Eingangs seiner mongolischen Geschichte chinesische Gewährsmann) sagt, daß Matschin im Steuerregister mit neunhundert Tomanen eingetragen, und die Hauptstadt derselben Chinsai sey, deren Durchmesser zehn Parasangen, und alle Häuser drey Stockwerke hoch, wo drey kleine Moscheen (Mesdschid) und eine große (Dschamii), welche am Freytage voll von Musulmanen. Südwestlich von Chatai liegt das von ihnen Wai-liu [5]), von den Mongolen Karadschang [6]), von den Indern Kendher [7]), von den Persern Kandahar genannte Land, welches zwischen Indien und Thibet, und dessen Bewohner die Hälfte schwarz, die Hälfte weiß; den von den Weißen bewohnten Theil nennen die Mongolen Dschaghan-dschang [8]). Nördlich von Chatai ziehen nomadische Völker, welche von den Chinesen Dschidun [9]), von den Mongolen Karachatai genannt werden. Aus ihrer Mitte stand vormals ein Mann auf, welcher China eroberte, und dessen Dynastie dort längere Zeit herrschte, er hieß Chulun-dschi Aba [10]). An die Karachatayen stoßen die Rudsch (Niu-dsche), welche von den Mongolen Dschurdsche genannt werden; aus denselben stand ein Mann auf, welcher die Herrschaft China's entriß, und welchen die Mongolen Akuda [11]) heißen; Altanchan, der Zeitgenosse Tschengischan's, ist aus diesem Stamme. Der Länder Chatai's und Karachatai's sind gar viele, darunter

---

واي ليو (5 تنكياس (4 متري (3 جاوقوت (2 ژ.جو خون فوي (1

خولنجي ابا (10 جيدون (9 جغان جانك (8 كندهر (7 قراجانك (6

اقوود (11

eines, welche sich goldene Scheiden der Zähne machen, die sie beym Essen weglegen. Das zweyte Hauptstück enthält die Uebersicht der 36 Dynastien, welche jedoch nicht alle aufgeführt sind, indem einige, wie an seiner Stelle bemerkt werden soll, übersprungen werden. Dieselben folgen nun nach Binaketi's Angabe.

I. Der erste Herrscher China's, mit welchem die Geschichte beginnt, ist Puan-ku [1]), zu dessen Zeit noch keine Städte bestanden, die Menschen wie die Thiere die Felder durchstreiften, und die Weiber sich nur in Baumblätter kleideten, und noch nicht fleischlich, sondern durch den Hauch geschwängert wurden. Nach ihm Chuam-kischi [2]) (Hoam-tschi, nach Deguignes I. p. 3 l'auguste famille), so hießen in der Folge alle Herrscher, heute aber nur Tschin; er hatte den Leib einer Schlange, und zehn menschliche Köpfe, und dreyzehn Brüder. Sein Nachfolger Schin-chuang-kschi (bey Deguignes (Gin-hoam-chi) [3]) hatte ebenfalls Schlangenleib und neun Köpfe; deßgleichen seine vier Nachfolger [4]). Zu ihrer Zeit begannen die Menschen sich von Früchten zu ernähren, den Lauf der Sonne und des Mondes zu verstehrn, das Feuer erst durch Reiben von Holz, dann durchs Schlagen von Stahl und Stein hervorzubringen, und Fleisch zu braten.

II. Fuki [5]) (Fu-hi), der eilfte Kaiser, führte die Zeichen (der Schrift), welche man Chowa [6]) (Kua) nennt, die Ehen, das Schreiben und Rechnen, die Fischerey, die Musik, den Seidenbau ein. Die mit fünf und zwanzig seidenen Fäden bespannte Lyra nannte er nach seiner Schwester Niwaschi [7]). Die Namen der zwölf folgenden Kaiser [8]) mögen Sinologen berichtigend aussprechen.

III. Schen-wen [9]), der sieben und zwanzigste Kaiser, hatte noch Schlangenleib, aber nur Einen Kopf; unter ihm begann Ackerbau und Arzeney, er erfand die siebensaitige Lyra,

---

1) بنکو 2) خواکمشي 3) ژن خواکمشي 4) سومین کی * سوزن می
* اولون کی * کر دخه خون کی * وشی * لین کن * 5) فوکی
6) خوي 7) نیواشی 8) * خی شوشی * سون یوسی * خون دون شی
کونکونشي * تاي تانشي دن * خونشي جون * یانک اولی شی * پي لن شی
خویانک سی * کوتن شی * جوسن شی * هم کان شی * دوخواسی *
9) شن ون

Kobofkim [1]) genannt, und ihm folgten noch sieben Kaiser [2]) dieser Dynastie.

IV. Schen-wen, der fünf und dreyßigste Kaiser, hatte siebzehn Söhne, deren zweyter sehr tapfer und verständig. Zu seiner Zeit stand der Diw Udschi-ju [3]) auf, dessen Kopf Erz, dessen Stirne Eisen, der Stein und Sand fraß, und mit welchem der Kaiser sieben Tage und sieben Nächte kämpfte, ohne seiner Meister zu werden. Ihm träumte vom Pfeil und Bogen, die vor ihm nicht bekannt waren, womit er den Diw besiegte; so träumte ihm auch von seidenen Kleidern, die man vorher zu weben nicht verstand. Der große Meister Otan [4]) lehrte zu seiner Zeit die Menschen Schiffe zu bauen, sich hölzerner Schüsseln zu bedienen, die Todten in Särge zu legen und zu begraben, indem man sie früher auf den Anger geworfen; er befahl, daß die königlichen Leichen durch sieben Monate auf dem Felde ausgesetzt, und dann in hohen Gräbern bestattet werden sollen, um welche von allen vier Seiten Bäume gepflanzt worden; er baute neun Städte.

V. Schi-chawa [5]) (Hia), der drey und funfzigste Kaiser, welcher von keinem Vater erzeugt, indem dessen Mutter von Licht geschwängert worden. Zu seiner Zeit erschien zum ersten Male Humai (der Königsgeyer), und breitete seine Schwingen über dessen Haupt aus. Er war ein großer Geometer.

VI. Dschun-ferkjaw-jang-schi (?) [6]), der drey und sechzigste Kaiser aus dem Stamme Schen-wen, des fünf und dreyßigsten Kaisers; ein gerechter und frommer Herr.

VII Di-Kuka-weschnik-schi (?) [7]), der drey und siebzigste Kaiser, zu dessen Zeit Trommel und Schalmeyen erfunden worden. Der weise Udschi-sun-si [8]) lehrte viele Wissenschaften, und schrieb Bücher.

VIII. Di-ju-na-tang-schi (?) [9]), der zwey und achtzigste Kaiser, ein Neffe des drey und funfzigsten, soll nur vier Monate im Mutterleibe geweilt, und Augenbraunen von acht Farben gehabt haben. Zwey dienstbare Geister in Gestalt eines Stieres und Widders standen an seinem Throne, und stießen und

---

1) قهوزكيم 2) سنيك * دي جي * دي لاي * دي ناي * دي دو * ديلم * جنك 3) اوجي يو 4) اوتان 5) شي خوا

6) جون فركاو يانك شي 7) دي كوكا وشنيك شي 8) اوجي سون ذي

9) دي يونا تانك شي

zerrissen die Bösen, die sich nahten. Der Widder starb, und an seiner Statt entsproß ein Baum, dessen Blätter in den ersten vierzehn Tagen des Monats trieben, in den andern vierzehn Tagen abfielen. Nachdem der Stier gestorben, trat an dessen Stelle ein Dornenbaum, welcher die Bösen angriff, und nicht ausließ. Zwey und dreyßig heilige Männer unterrichteten ihn in den Wissenschaften, und schrieben Bücher; ein Königsgeyer und Falke breiteten ihre Schwingen über sein Haupt aus. Er hatte dreyhundert sechs und sechzig Häuser, und führte den Kalender ein (diese Angabe spricht für seine Identität mit Tschuen-hio, welcher, nach Duhalde der fünfte Kaiser, den Kalender regelte).

IX. Di-schen-bud-ju-schi [1]), der drey und achtzigste Kaiser, Bezwinger von vier großen Rebellen, Erfinder hölzerner und thönener Särge, Erbauer von zehn Städten.

X. Schia-ju-wen [2]), Sohn des vorigen. Unter seiner Regierung regnete es zwölf Jahre unaufhörlich, so daß zuletzt in allgemeiner Ueberschwemmung das ganze Land erträukt ward, und nur die gerettet wurden, die sich auf Berge oder Schiffe geflüchtet. Er war auf den Abzug der Wasser bedacht, und regelte den Lauf der Flüsse mittelst Kanälen, welche sich von ihm herschreiben.

XI. Sching-wang [3]) (bey Duhalde Tschingtang, der erste Kaiser der zweyten Dynastie), der 101ste Kaiser aus dem Stamme des 73sten. Trockenheit von sieben Jahren brachte Hungersnoth hervor; er ließ Holz aufschlichten, um durch Verbrennung desselben den Himmel zu erweichen, worauf es durch sieben Tage und sieben Nächte regnete.

XII. Dschu-wang [4]) (bey Duhalde Wu-wang, der erste Kaiser der dritten Dynastie), der 131ste Kaiser. Mit Hülfe des Weisen Tschipu-wen [5]), den er an seinen Hof berief, vervollkommte er die von Fo-hi zuerst eingesetzten acht symbolischen Zeichen der Schrift, indem er sie achtmal untertheilte, und auf vier und sechzig vervielfältigte. Der Sohn desselben, ebenfalls ein großer Gelehrter, führte das Maß der Farasangen ein. In der Gegend von Chanbaligh herrschte damals ein König, Namens Tschiwe-kuh [6]); dieser herrschte sechzig Jahre, durch dreyßig milde und durch dreyßig tyrannisch. Er hatte einen tapferen Diener, Namens Li, welchem er befahl, in allen Städten des Reiches berauschende Getränke aufzutreiben. Er baute einen

---

1) دي شن بود يو شي 2) شيا يو ون 3) جنك ونك
4) جنك ونك 5) چيو ون 6) چيوه كوه

Pallast, welchen er Dschung=ji=kun [1]), d. i. den Pallast der langen Nacht, nannte, in welchen er dem Tageslichte den Eingang verwehrte, die ganze Nacht zechte, und sagte, das Leben sey nur eine Nacht. Wider diesen zog Dschu=wang zu Felde, und jener erschrocken, verbrannte sich selbst (der chinesische Sardanapalus). Dem Dschu=wang folgte sein Sohn Dschung=wang [2]), und diesem sein Sohn Kung=wang [3]), diesem sein Sohn Dschi=wang (bey Duhalde S. 332 Tschao=wang), der 134ste Kaiser, ein großer und gesegneter Fürst, unter dessen Regierung Schakjamuni geboren ward. Hier folgt die schon im letzten Bande dieser Jahrbücher gegebene Erzählung von der Geburt und dem Leben Schakjamuni's. Nach Tschao-wang herrschte Mo=wang (bey Duhalde S. 333), dessen Heeresfürst Sawfu [4]) große Thaten vollbrachte; auf achtspännigem Wagen legte er des Tages hundert Farasangen zurück, durchreiste so das ganze Land, und erstattete dem Kaiser darüber Bericht. Unter ihm lebte Hawa=schen [5]), welcher zugleich ein Alchymiker und Mage, die Alchymie und weiße Magie einführte, und die Spiele (die dramatischen) erfand. Nach ihm herrschte Kong=wang (bey Duhalde S. 334), dann Ji=wang (ebenda S. 335), dann Schia=wang [9]) (bey Duhalde S. 335 Hiao=wang), nach ihm Wi=wang (bey Duh. S. 336 Y=wang), dann Temli=wang [7]) (bey Duh. S. 336 Li=wang), dann Suen=wang (bey Duh. S. 338). Da es zwey Jahre lang nicht geregnet, entsagte er allen Genüssen, um den Himmel zu versöhnen, welcher Regen sandte. Unter ihm wurde die chinesische Schrift, so wie sie heute ist, von Dschu geregelt. Im folgte Jeu=wang (bey Duh. S. 339); er hatte eine Frau, Namens Ju=sen [8]) (bey Duh. S. 339 die Beyschläferin Pao=se), die nie lachte Die Signale von Annäherung des Feindes wurden damals durch Trommeln und mittelst Feuer auf den Bergen gegeben, worauf sich das Heer versammelte. Jeu=wang ließ das Signal ohne Ursache geben, was seine Geliebte zum Lachen brachte. Drey Jahre hernach wurde das Signal bey wirklichem Feindeseinbruche gegeben, aber da man es wieder für blinden Lärm hielt, erschien Niemand; die Feinde siegten, und Jeu=wang verlor den Thron. Ihm folgte sein Sohn Ping=wang (bey Duh. S. 341), Erbauer der Stadt Lakin; nach ihm Huan=wang, dann Tschuang=wang, Li=wang, Hoei=wang,

---

1) کن کک ونک 2) کنك ونك 3) جی ونك 4) زاوفو 5) جوازن

9) شیا وانك 7) تملیوانك 8) یوسن.

Siang-wang (ganz wie bey Duhalde, nur daß Li und Hoei versetzt sind; King-wang; Kwang-wang, abermals versetzt; Wini-wang [1]) (bey Duh. S. 348 Ling-wang), der 155ste Kaiser. Im zweyten Jahre seiner Regierung wurde Taischang Lao-kiun [2]) in der Provinz Dschu [3]) (bey Duh. Hu-quang) geboren, welcher auch als ein Prophet (Religionsstifter) anerkannt wird. Erzählung:

»Tai-schang Lao-kiun, dessen Vater Tschen hieß, war, wie Schakjamuni Burchan, aus Licht unter dem heiligen Feigenbaume erzeugt, und achtzig Jahre von seiner Mutter im Schooße getragen, aus deren Weichen er entbunden ward, fünfthalb Ellen hoch, mit großer Nase und noch größeren Ohren, die bis zur Erde hiengen, und grauem Barte, weßhalb er von dem Volke verehrt, und als Prophet angenommen ward Die ihm folgten hießen Sentischen [4]) (Lao-tse). Er ward 348 Jahre nach Schakjamuni geboren; von seiner Geburt bis auf diesen Tag, nämlich das Jahr 717 d. H. (1317), sind 1992 Jahre verflossen.

Nach dieser Berechnung ist Lao-tse 675 Jahre v. Chr. G. geboren, was mit der Angabe bey Deguignes von dieses Kaisers Regierung (I. p. 16) Tim-wang, gest. 686 v. Chr., übereinstimmt; addirt man hiezu die 348 Jahre, um welche Schakjamuni früher geboren ward, so erhält man das Jahr 1023 v. Chr. Geb., welches von dem in der tabellarischen von Bohlen gegebenen Uebersicht der 35 verschiedenen Angaben vom Geburtsjahre Schakjamuni's von der angeblichen Beidhawi's (sollte Binaketi's heißen) nur um Ein Jahr verschieden ist. Hierauf folgte Kjang-wang (bey Duh. S. 349 Kien-wang) Lingwang, der schon mit einem Barte auf die Welt gekommen, und unter dessen Regierung Kian-fu-si (Kon-fu-tse) geboren ward. Sein Vater hieß Schuleng [5]) (Tscho-leangho); und seine Mutter Radschu-schi [6]). Seine Kindheit brachte er in dem großen Gebirge Nigu zu. Er kam ganz behaart auf die Welt, war zehnthalb Ellen hoch, und seine Brust war so weit, daß dieselbe nur mit einem Stricke von vier Ellen umspannt werden konnte. Er hatte dreytausend Jünger, die er in der Wissenschaft unterrichtete, wovon zwey und siebzig Könige wurden. Er war 65 Jahre nach dem Tai-schang Lao-giun (Lao-tse) geboren, und lebte 73 Jahre. Nach Ling-wang folgte Ki-wang (bey Duh. S. 351 King-wang), dann Kin-wang (bey Duh. S. 354 ebenfalls King-wang; Wen-wang

---

1) وینی ونک 2) تای شانک لاوکون 3) جو 4) سن تیشن
5) شولنک 6) راجوشی

(bey Duh. ebenda Juen-wang), Tsching-ting-wang; Si-wang [1]) (fehlt bey Duhalde), Kao-wang [2]), Weil-wang [3]) (bey Duhalde S. 357 Gwei-lie-wang), Kan-wang [4]) (bey Duh. S. 359 Ny'an-wang), Pile-wang [5]) (bey Duh. S. 360 Lie-wang), Hin-schin-wang [6]) (bey Duh. S. 361 Hien-wang), Sun-tschin-wang [7]) (bey Duh. ebenda Tschin-tsin-wang), Ten-wang (bey Duh. S. 363 Nyan-wang); zu seiner Zeit wurde das Reich verwüstet, 35 Städte waren in den Händen der Rebellen; nach ihm zerfiel das Reich erst in vier, dann in sieben Theile, in welchen Könige durch zwölf Jahre jeder für sich herrschten, und welche mitsammen die XIIIte Dynastie bilden. Einer dieser sieben Könige hieß Scheich-wang [8]), welcher die Herrschaft der anderen sechs an sich riß, und der mit seinen beyden Söhnen Si-schi-chui [9]) und Sam-schi-fen [10]) die XIVte Dynastie bildeten.

XV. Jang-wang [11]), der 173ste Kaiser, hatte die Stärke von neun Stieren, tödtete den Sam-schi-fen.

XVI. Chan-gjawen [12]) scheint der König des Königreichs Heng-tschan (bey Deguignes I. 21) zu seyn; er erwarb sich großen Ruhm als Drachentödter, lieferte dem Jang-wang 72 Schlachten, und nahm ihn gefangen. Er hatte drey große Emire, von denen Dschang-lang [13]) sein Meister, und Dscheng-hang-su-ha [14]) sein Wesir war. Nach ihm ward Schu-fi-di [15]) (bey Duh. S. 366 Tschi-hoang-ti) Kaiser, unter dessen Regierung Dschu-nigu [16]) die Flotte erfand. Nach seinem Tode wollte seine Mutter Lu-tan-dschu [17]) die Regierung an sich reißen, was die Großen des Reichs nicht zugaben, sich mit gewaffneter Hand widersetzten, und den Fi-di, Bruder des Schu-fi-di, auf den Thron setzten. Nach ihm ward Fu-di [18]) Kaiser. Zu seiner Zeit verlautete die Sage, daß in den östlichen Meeren ein Gras wachse, welches ewiges Leben (den Trank der Unsterblichkeit) gewähre; er schickte seinen

---

1) سی وانك 2) كو وانك 3) ويل ونك 4) عان وانك
5) پيله وانك 6) هين شين وانك 7) سون شين وانك
8) شيخ وانك 9) زشی خوی 10) سامشی زن 11) يانك وانك
12) خن كاوان 13) جانك لانك 14) جنكهانك سو ها 15) شو فيدی
16) جونيكو 17) لوتانجو 18) فودی

Astronomen Kung-fung-schu [1]) in einem Schiffe, um dieses Gras zu holen, welcher aber scheiterte, und unverrichteter Dinge zurückkam. Er hatte zwey Söhne, deren älterer Liu-wang (bey Duh. S. 375 Lieu-pang) seinen Sohn Sun-di [2]) zum Nachfolger hatte. Diesem folgte Dun-di Dschin-di [3]); nach ihm der Enkel Sun-di's, Su-wesch-nik [4]).

XVII. Wang-mo-wang ward nach funfzehnjähriger Regierung von seinen Emiren erschlagen.

XVIII. King-schin-madhan [5]) ist der 188ste Kaiser, so feig, daß er jedesmal, wenn die Emire mit ihm sprachen, zitterte; diese setzten an seiner Statt seinen Sohn auf den Thron, welcher hundert Tomanen seines Heeres (100,000 Mann), zum Unterschiede von anderen, die Augenbraunen roth zu färben befahl, dessen sie sich weigerten, und ihn absetzten.

XIX. Cho-chan-gun-fu [6]), der 190ste Kaiser, kriegte mit Wang-mo-wang, und hatte durch Zauberey alles Gewürm zu Verbündeten seines Heeres. Er hatte vier Söhne, von denen ihm der jüngste folgte (die von Sinologen zu entziffernden sieben Söhne in der Note) [7]); sie bekriegten sich unter einander.

XX. Nach ihnen wurde das Reich in drey Theile getheilt, und diese dreygetheilte Regierung dauerte durch 61 Jahre. Dieß sind die drey Königreiche (bey Deguignes I. 32).

XXI. Sen-fu-di [8]), der 208te Kaiser, dessen Söhne [9]) sich um den Thron stritten; fremde Heere bemächtigten sich Chatai's, und die Familie Fudi's, des wahren Kaiserstammes, flüchtete sich nach Matschin, d. i. dem südlichen China; das nördliche China ward in sechs Dynastien getheilt, deren Könige durch 350 Jahre herrschten. Dieß sind die fünf Dynastien, welche Binaketi überspringt, indem nun gleich die acht und zwanzigste folgt.

XXVIII. Sui-giaw-su-fi-ni-di (?) [10]), der 250ste Kaiser, vereinigte wieder durch seine Herrschaft das nördliche und südliche China.

---

1) قونك فونك سلو 2) صون دي 3) دوندي جندي

4) زووژنيك 5) كينك شن مادهان 6) خو خن كون فو

7) ۱ جندي ۲ خوادي ۳ شانكدي ٤ خندي ٥ فوشنيدي ٦ جونكدي ۷ وشانك

8) سن فو دي 9) فويدي ۱ ديبدي 10) سو كاو زو فينيدي

XXIX. Tan-giaw-su [1]), ein geschätzter Emir, riß den Thron an sich, und vererbte denselben auf neunzehn andere Glieder seiner Familie.

XXX. Len-tai-su [2]), der 275ste Kaiser, von seinem Sohne Ju-ki [3]) erschlagen, den hinwieder sein Bruder tödtete. Zu seiner Zeit stand aus den Karachataien Cholondschi-Chobaki [4]) auf, welcher sich unter dem Namen Rai-liu [5]) des Reiches anmaßte. Acht Glieder seiner Familie herrschten 219 Jahre, dann stand der König der Dschurdsche, Namens Ak-wa-di [6]), auf, welcher den letzten der Söhne Rai-liu's, Namens Muntsunakuh, vom Throne stieß.

XXXI. Ten-tschun-sun [7]) (der Tschuang-tsong Duhalde's S 462), der 278ste Kaiser. Die Namen seiner vier Nachfolger in der Note [8]).

XXXII. Sen-giaw-su [9]) (bey Duh. S. 465 Kao-tsu), und nach ihm Schu-di [10]); unter ihm kam der Sohn Railiu's aus Karachatai, und entriß ihm das Reich.

XXXIII. Chan-giaw-su [11]), der 285ste Kaiser (der Kao-tsu Duhaldes S. 467), dessen Nachfolger In-di (bey Duh. S. 468 Yn-ti); er hatte drey berühmte Emire [12]), von denen er zwey tödtete, und vom dritten getödtet ward. Die vier und dreyßigste Dynastie fehlt bey Binaketi.

XXXV. Giu-di-tschu-ja-ner (?) [13]), welchem Schisun [14]) folgte; ihm ward das Reich von den Sun (Song) entrissen.

XXXVI. Tai-sun [15]) (Tai-tsu, Duh. S. 472), der 290ste Kaiser. Nach ihm neun andere, unter denen der Aufruhr der Dschurdsche das Land Chatai abriß. Den Tai-sun-sun nennen die Türken Altunchan. An Allem 305 Kaiser, welche durch 42875 Jahre herrschten, bis unter Tai-sun-su-wen, d. i. Altunchan China von Tschengischan erobert ward.

Einige der hervorspringendsten Herrscherfiguren dieser sechs und dreyßig Dynastien sind in der von Gützlaff gegebenen Ge-

---

راي ليو (5 ظلنجي خوباكى (4 يوكى (3 لن تايزو (2 تن كاو زو (1

تن جون زون (8 مولت .ذون اقوه (7 اكوادي (6

سن كاو زو (10 ١ منزو ٢ ميسندي ٣ مودي ٤ اورامنيدي (9

يانكـ ين * شوفون جو * كووي يندي (13 اخن كاو زو (12 شو دي (11

شيزون (15 كو دي جو يا نر (14

schichte des chinesischen Reichs leicht zu erkennen. Schen-wen aus der III. Dynastie, der Einführer des Ackerbaues und der Arzneykunde, heißt bey ihm (S. 51) Schin-nung, der göttliche Landwirth. V. Schi-chawa (Hia) heißt bey ihm Yáu, und der Königsgeyer (Hu-mai) erscheint bey ihm als Phönix (S. 56); das fabelhafte Thier Ke-lin, welches zugleich mit dem Phönix erschien, scheint in einem der zwey dienstbaren Thiergeister da zu seyn, deren unter VIII erwähnt worden; so wie die Sündfluth, welche bey Gützlaff unter der Regierung Yáu's (S. 57) erst unter X zu finden. Unter Sching-tang (Tschingtang) XI (S. 72) sind die sieben trockenen Jahre, das unverkennbare Merkmal der Identität. Sehr auffallend ist es, daß von Gützlaff die Geburt Schakjamuni's ganz und gar mit Stillschweigen übergangen wird; bey ihm erscheint La-u-keum oder La-u-tße als Zeitgenosse des Konfucius (Kung-fu-tse S. 95), dessen Mutter bey G. S. 94 Yen-schi heißt, und welcher nach G. i. J. 552 v. Chr. geboren, während Lao-tse nach der von Binaketi genau angegebenen Berechnung erst i. J. 675 v. Chr. geboren ward. Der Geburt des Mang-tße (Mencius) unter dem Kaiser Li-wang geschieht in Binaketi eben so wenig Erwähnung, als des Baues der großen Mauer unter Tsche-wang-ti (G. S. 116). G. hat seiner Uebersicht der chinesischen Geschichte die Namen der 235 chinesischen Kaiser der 22 Dynastien Duhalde's lithographirt vorausgesendet, seine Uebersicht selbst aber in vier Perioden getheilt, nämlich das mythische Zeitalter, die alte Geschichte vom Anfange der Dynastie Hia bis zum Ende der Dynastie Han, d. i. v. J. 2207 v. Chr. bis 263 n. Chr. Die mittlere Geschichte von der Dynastie Tsin bis zur Dynastie Juen, d. i. den Mongolen, bey denen Binaketi's Uebersicht schließt, d. i. v. J. 264 bis 1367 n. Ch. Endlich die neuere Geschichte, von der Dynastie Ming bis auf unsere Zeit (1368 bis 1833 n. Chr.). Wiewohl die Dynastie Hia schon der Geschichte, und nicht mehr der Sage angehören soll, so ist der Ursprung derselben doch noch ganz fabelhaft. Yu's Mutter sah eine Sternschuppe, träumte sie verschlucke eine Perlgraupe, empfing in diesem Augenblicke den Sohn, der, als er ausgewachsen war, neun Fuß zwey Zoll maß u. s. w. Die letzten Kaiser der Dynastie Schang (deren erster Tsching-tang) waren grausame Tyrannen.

»Der Kaiser Tscho schnitt einem Frauenzimmer den Bauch auf, um den Fötus in der Gebärmutter zu sehen, und ermordete mit eigenen Händen eine Dame, die sich seinen unmäßigen Beglerden nicht fügen wollte. Als er an einem kalten Morgen mehrere Personen über das Eis gehen sah, hielt er sie für sehr verwegen, und ließ ihnen die Beine ab-

schneiden, um das Mark ihrer Knochen zu besehen. Sein Minister Wan-wang, Vater von Wu-wang, der ihm über diese Abscheulichkeiten Vorstellungen machte, wurde ins Gefängniß geworfen, wo er den Yih-king, das symbolische Buch der Chinesen, vollendete. Sein über die über seinen Vater verhängten Leiden höchst betrübter Sohn Wu-wang schickte dem Tyrannen ein schönes Frauenzimmer, das ihn durch ihre Reize fesselte, und die Freyheit des Ministers bewirkte.« — »Pi-kan, Tscho's treuer Minister, tadelte den Fürsten freymüthig wegen seiner Schläfrigkeit; Tscho vergaß dieß nicht. Ich habe gehört, sagte er, daß das Herz eines Weisen sieben Oeffnungen hat; Pikan hält sich für einen Weisen; und auf der Stelle ließ er Pikan das Herz ausreißen, um es zu besehen.«

Den hier oben erwähnten Yih-king, das älteste Buch der Chinesen, brachte Konfucius in ein System, ordnete die geschichtlichen Sagen unter dem Titel Schu-king, die Oden unter dem Titel Schi-king, die chronologischen Tafeln Chun-tsin und den Ceremonialcodex Le-ki. Diese fünf Bücher machen zusammen den Wu-king oder Pentateuchus der Chinesen aus. Konfucius schrieb noch zwey Werke über kindliche Liebe Hea-u-king (bey Neumann Hiao-king) und Seau-keo.

»Der Hea-u-king oder Klassiker *), der über kindliche Liebe handelt, ist vielleicht das nützlichste, obgleich das kleinste von allen. Kindliche Liebe wird hier zu dem Range einer himmlischen Tugend erhoben, welche Einfluß auf den Himmel hat, und die Erde verschönert. Er macht sie zur Basis einer guten Regierung, zum Lebensprincipe jeder Tugend, zum Fundamente aller Glückseligkeit. Wir stimmen keineswegs in das ausschweifende Lob mit ein, das ein chinesischer Weiser einer von Gott in die menschliche Brust gepflanzten Tugend ertheilt, obgleich wir völlig überzeugt sind, daß das wiederholte Einschärfen dieser großen Pflicht wesentlich dazu beygetragen hat, in China jene große Ordnung aufrecht zu erhalten, die wahrhaft bewunderungswürdig ist. Ohne Befolgung dieses Fundamentalprincips hätte China nie so lange existiren können. Ihre kindliche Liebe geht jedoch zu weit, und wird dazu gebraucht, den Verstand in Fesseln zu schlagen. Mag aber auch die Theorie in mancher Hinsicht praktisch unausführbar seyn, mögen einige Vorschriften den Götzendienst befehlen, andere durchaus unnütz und schädlich seyn, dennoch bleibt es das beste System, das je ein Mensch aufstellte, um durch dasselbe das Glück seiner Nebengeschöpfe zu begründen.« — »Den Yih-king ausgenommen, haben die Doctrinen des Konfucius sämmtlich eine praktische Tendenz; man findet in ihnen fast nichts, als gemeinen Menschenverstand: nichts Speculatives, kein Forschen nach Wissen von nicht unmittelbar praktischem Nutzen. Soll unser Urtheil über dieses System sich durch den Einfluß bestimmen, den es auf die chinesische Nation ausübte, so kann solches nur günstig ausfallen. Doch beklagen wir, daß aus einem Volke, das keinem anderen in Asien die

*) King ist das chinesische Wort für klassisches Buch, und die Klassiker sind kings im Sinne des englischen Worts; so sagen die Araber in anderem Sinne: Kelamol-moluk molukol-kelam, die Worte der Könige sind die Könige der Worte, d. i. klassisch.

Palme der Superiorität einräumt, Formmenschen und bloße Sclaven veralteter Gewohnheit geworden sind. Fortschritte finden seit vielen Jahrhunderten nicht mehr Statt. Die Chinesen haben aufgehört zu denken, und sind grob in ihren Begierden geworden; Redlichkeit ist erloschen in ihrer Brust; ihr Herz ist verhärtet gegen alle religiösen Eindrücke; sie sind eine Nation, welche die Form der Tugend aufrecht erhält, aber deren Ausübung haßt. Wir wollen jedoch diese üblen Folgen Confucius nicht zur Last legen.«

Zur Zeit des Mang-tße (Mencius) hatten sich zwey Secten verbreitet, deren eine allumfassende Liebe, die andere Selbstsucht lehrte; Mang-tße hielt es für seine Pflicht, beyden entgegen zu arbeiten, weil dadurch die heiligen Bande der Verwandtschaft bedroht waren, die nirgends so stark als in China. Die Schotten (und wohl auch die Araber) ausgenommen, ist keine Nation so enge durch Clans und Stämme verbunden, welche sie Sing heißen, als die Chinesen; es sind deren mehr als vierhundert. Noch enger sind die Bande näherer Verwandtschaft, für deren Erhaltung Mang-tße schrieb. Seine Werke machen einen Theil der vier Klassiker aus. Unter der Dynastie Tsin baute Tsche-wang-ti die große Mauer, an welcher jeder dritte Mann im Reiche arbeiten mußte, so ward dieselbe von beyläufig hundert Millionen Arbeitern (da die Gesammtzahl der Bevölkerung Chinas sich auf dreyhundert Millionen belaufen soll) binnen fünf Jahren vollendet. Tsche-wang-ti war ein großer Freund von Neuerungen, und deßhalb ungehalten auf die Gelehrten, welche ihm aus den Büchern die alten Gewohnheiten vorhielten; auf den Rath seines Premierministers Li-ße befahl er alle Bücher zu verbrennen; Millionen von Büchern flammten auf. Die durch diesen Weltbrand des jüngsten Gerichts chinesischer Bücher in den Rest derselben gebrachte Verwirrung ist so groß, daß die gelehrtesten Chinesen die daraus entstandenen Irrthümer zu berichtigen nie im Stande gewesen. Fünfthalbhundert Gelehrte sollten lebendig begraben werden, weil sie sich geweigert hatten, ihre Nationalliteratur zu vernichten; der Kronprinz Fu-su, welcher dawider Vorstellung gemacht, sollte den Tod erleiden, welcher nur durch einen früheren, durch einen Aerolithen (i. J. 210 v. Chr.) verkündeten des Vaters, verhindert ward. Funfzig Jahre nach diesem großen Autodafé der Bücher ward unter der Dynastie Han unter der Regierung Wan-tis, welcher i. J. 157 v. Chr. starb, das Papier erfunden, welches aber erst achthundert Jahre später (i. J. 652 n. Chr.) nach Samarkand seinen Weg fand. Trotz der wiederholten Angriffe der Hiong-nu, welche Gützlaff durchaus nicht anders als Hunnen nennt, während die Hunnen oder Kunnen doch gewiß (wie Klaproth dargethan hat) Türken waren, blühte

die Gelehrsamkeit unter dem Kaiser Wu-ti wieder auf, unter welchem auch der Brauch, der Regierung jedes Kaisers einen besonderen Namen (Kwo-hau) zu geben, aufkam Unter ihm blühten viele treffliche Schriftsteller, deren keiner berühmter, als Izema-tsin, der Vater der chinesischen Geschichte, ein zweyter Herodot, welcher die Stelle eines Tae-schi oder großen Historikers bekleidete. Unter seinem Sohne Tschau-ti (86 Jahre v. Chr.) beunruhigten die westlichen Tataren (die Kin) und die östlichen (die Wid-kuan) das Reich; unter ihm und seinem Nachfolger Yuen-ti (48 J. v. Chr.) wurden die Klassiker aus den aus dem Brande zufällig geretteten Bruchstücken wieder hergestellt, und die alten Bräuche wieder ins Leben gerufen. Unter der Regierung Wu-ti's (i. J. 89 v. Chr.) lebte Pan-hwuypan, die Schwester des Geschichtschreibers Panku, die chinesische Anna Comnena, die mit ihrem Bruder gemeinschaftlich die Reichsgeschichte schrieb; zuletzt Lehrerin der Kaiserin, schrieb sie die in sieben Regeln enthaltenen Belehrungen für Personen ihres Geschlechts, in denen sie, statt die Rechte desselben zu vertheidigen, ihrem Geschlechte die Sclaverey zum Dienste des Mannes als den höchsten Zweck vorhält. Sie spricht die Frauen mit den folgenden Worten an:

»Denkt an den niedrigen Standpunkt, junge Frauen, den die Natur euch angewiesen hat, erfüllt darnach eure Pflichten! Die Tochter bleibt aber nicht immer Tochter; hat sie das Alter der Mannbarkeit erreicht, so wird sie Gattin, und in dieser Lage des Lebens muß sie ihrem Gatten den unbedingtesten Gehorsam leisten; ihr Alles gehört ihrem Gemahl; sie kann auf nichts Anspruch machen, nichts besitzen; ihr Gemahl ist ihr Himmel, ihr Alles. Ihr Ehemann besitzt die unbeschränkteste Freyheit; er kann bey Lebzeiten seiner Frau oder nach deren Tode so viele Weiber nehmen, als ihm beliebt: bey einer Frau ist aber eine zweyte Ehe strafbar. Sie muß den Verwandten ihres Gatten mit frommer Ehrfurcht gehorchen, und ihnen in jeder Hinsicht dienen. Selbst wenn sie verstoßen und vernachläßigt wird, muß sie ihren Gatten lieben, und ihm gehorchen.«

Unter der Dynastie Han kamen die ersten Fremden aus Ta-tsin, d. i. Arabien; die Kunst, mit Blöcken zu drucken, wurde erfunden.

»Während der Herrschaft der Han's wurde zuerst das Prinzip angenommen, die Mandarinen aus den Literatoren zu wählen, welche die Prüfung bestanden und einen Grad erlangt hatten. Dieß ist eine der größten und wichtigsten Einrichtungen. Man kann behaupten, daß dieses ausgedehnte Reich in seiner jetzigen Verfassung nur in sofern Stabilität erlangt, als dieser Plan streng und unparteyisch befolgt wird. — Im Jahre 262 trat in dem Staate Wei ein gelehrter, beredter Doctor der Ta-u-Secte auf, und hielt seine Versammlungen in einem Bambus-Haine, wo er einen Zirkel von sieben Weisen bildete, die sich frey mit Wein gütlich thaten, und dabey sich über wissenschaftliche Gegenstände

unterhielten. Ihre indolente und üppige Lebensweise erregte aber die Aufmerksamkeit der Regierung, und dieser Club wurde sehr bald aufgehoben. — Die Han-Helden sind berühmt; es ist das chinesische Zeitalter des Ritterthums. Ha-u-han, ein guter Han bedeutet im Chinesischen einen rechtschaffenen Mann. Es ist merkwürdig, daß während der letzten Zeit ihrer Herrschaft Kinder auf dem Throne saßen, und Verwirrung im Lande herrschte. Die Han vervollkommneten, was die Tsche begonnen hatten, und vollendeten die Bildung des chinesischen Charakters. Noch jetzt rühmen sich die Chinesen des Namens Männer von Han.

Die Zeit der Han ist das Heldenalter der chinesischen Geschichte, so wie das der persischen die Regierung der Pischdadian und Kejanian. Mit der Dynastie Han 266 J. n. Chr. endet die alte Geschichte China's, und das Mittelalter und die neuere füllt die folgenden sieben Kapitel (11. bis 17), worauf wir die Leser verweisen, denen hier Proben genug sowohl von dem Interesse des Werkes, als dem vernachläßigten Style des Uebersetzers gegeben worden. Nach der Geschichte der Dynastien werden in besonderen Kapiteln die Geschichte der Missionen (Nestorianer, Katholiken, Protestanten), des Handels, der Handelsplätze, der handelnden Nationen (Mohammedaner, Holländer, Portugiesen, Engländer, Spanier, Russen, Franzosen, Schweden, Dänen, Amerikaner), sammt eilf tabellarischen Uebersichten als Anhang gegeben. Außer diesen werthvollen statistischen Zugaben der Geschichte ist derselben in den ersten vier Kapiteln eine schätzbare Einleitung über die 1) Geographie; 2) Regierungsform und Gesetze; 3) Charakter, Gebräuche, Industrie, Sprache, Wissenschaften, Religion; 4) Chronologie der Chinesen vorausgesendet. Wir halten uns hier bloß an die beyden mittleren Kapitel, in welchen dieselben Gegenstände oberflächlich berührt sind, welche das Werk des Herrn Davis umfassender ausführt.

»Es gibt außer den Prinzen von Geblüt in den Seitenlinien fünf Klassen von Adel: Kung, Hau, Pih, Tße und Nan. Die Gelehrten, welche die Prüfung bestanden haben, bilden die zweyte Bürgerklasse, und das gemeine Volk die dritte. Ueberall, wo Verdienst nicht mit Reichthum verbunden ist, hält es sehr schwer, Beförderung zu erlangen; Reichthnm ohne Verdienst kann sich aber zu Rang aufschwingen. Jeder kann indeß nach den höchsten Ehrenstellen streben da der gemeinste Plebejer theoretisch die Aussicht hat, Premierminister zu werden, ohne daß ihm seine niedrige Abkunft zum Vorwurfe gemacht wird. Diese Einrichtung erweckt viel Wetteifer, so daß nicht selten das ganze Leben mit dem Streben nach dem bloßen Phantome Ehre und deren Emolumente zugebracht wird. — Die Gesichtszüge der Chinesen sind an sich nicht sehr schön: ein kleines Auge und platte Nase, gelbe Gesichtsfarbe und Mangel an Ausdruck im ganzen Gesichte verrathen bestimmt sehr wenig Schönheit. Dessen ungeachtet sind sie noch bey weitem schöner, als die Tataren. Freylich sind selbst ihre Ideen von Schönheit weit von den unsrigen ver-

schieden. Korpulenz beym männlichen und kleine Füße beym weiblichen Geschlechte gelten bey ihnen für das non plus ultra idealischer Schönheit menschlicher Gestalt. Es ist wirklich zum Erstaunen, daß man in einem unter so sehr verschiedenen Breiten- und Längegraden belegenen (gelegenen) Lande von so großem Umfange, als China, keine größere Varietät der Menschenrasse antrifft. Hier findet man nicht nur die größte Identität rücksichtlich der Farbe des Auges und der Schattirung des Haares, sondern die Einwohner der verschiedenen Provinzen weichen auch in ihrem äußeren Ansehen sehr wenig von einander ab. Diese charakteristische Identität beschränkt sich nicht bloß auf den Körper; sie erstreckt sich auch auf den Geist. — Im Allgemeinen sind die Chinesen ein industriöses Volk. Da es ihnen an moralischem Muthe fehlt, so substituiren sie List für Stärke, Lüge für einfältige Ehrlichkeit. Sie sind durchaus nicht blutdürstig, und ertragen Bedrückung und Unrecht ohne Murren. Sind sie aber im unumschränkten Besitze von Macht, so behandeln sie ihre Untergebenen oft mit rücksichtsloser Grausamkeit. Höflichkeit und freundliches, liebreiches Betragen, Gütigkeit und Edelsinn machen den wahren Charakter eines Chinesen aus, und Gastfreundschaft ist unter ihnen eine nicht unbekannte Tugend. In den Verhältnissen des gemeinen Lebens achten sie ihre Vorgesetzten und ehren ihre Aeltern; für ihre Kinder sind sie außerordentlich eingenommen, behandeln aber, wie alle übrigen halbcivilisirten Asiaten, ihre Weiber mit Verachtung. Die Frauen besitzen viel natürlichen Verstand, und sind der höchsten Kultur fähig. Im Allgemeinen hängen sie mit der größten Liebe an ihren Männern, und sind vortreffliche Gattinnen und zärtliche Mütter, obgleich sie alle die feineren Gefühle nicht besitzen, welche in Europa die größte Zierde der Frauen ausmachen. Keines von beyden Geschlechtern ist sehr merkwürdig zartfühlend; der Anblick von Elend, der unseren Augen Thränen entlocken würde, rührt selten ihr Felsenherz. Diese Gefühllosigkeit liegt aber in ihrer Constitution; ihre Nerven sind gröber als die unsrigen; selten hat ihr Geist Grundsätze eingesogen, die ihrer ganzen Handlungsweise zur Norm dienen. Sie sind roh in ihren Genüssen, und für geistige Freuden eben nicht empfänglich. Alle ihre Wünsche beziehen sich auf diese Erde; über das Grab hinaus erstreckt sich ihre Hoffnung nicht. Der Besitz von Reichthum, der hinreicht, ein bequemes Leben zu führen, Kinder männlichen Geschlechts und irgend ein öffentliches Amt bilden den Climax ihrer Glückseligkeit. Wir beklagen den gänzlichen Mangel an Aufrichtigkeit unter ihnen; dieser liegt aber im Charakter aller Asiaten. Obgleich sie vor denen, welche die Gewalt in Händen haben, von Natur kriechen und schwänzeln, so sind sie doch überall, wo ihrem Kopfe die gehörige Richtung gegeben wird, für edlere Gefühle empfänglich. Mit unbesiegbarer Vorliebe an alten Gebräuchen hängend, sind sie zugleich nicht ganz blind gegen die Vortheile einer Verbesserung. Ueberhaupt muß man gestehen, daß in dem Charakter der Chinesen Vieles der höchsten Veredlung fähig ist; jedenfalls stehen sie keiner anderen asiatischen Nation nach, und würden, wären sie zum christlichen Glauben bekehrt, auf der Stufenleiter der Nationen wahrscheinlich eine sehr hohe Stelle einnehmen. Wenige Nationen bedienen sich so vieler Complimente, als die Chinesen. Verbeugen, Knien und Niederfallen sind die verschiedenen Grade von Ehrerbietung, die sie einander erzeugen. Confucius lehrte die genaueste Beobachtung feyerlicher Gebräuche und Ceremonien, als das einzige Mittel, die Sitten zu verfeinern. Seine Lehre ist zum Reichsgesetze geworden, und

die ganze Nation sucht den Mangel an Aufrichtigkeit sorgfältig durch äußeres feines Betragen zu ersetzen. Jedes Verhältniß im Leben hat seine Ceremonie, deren gehörige Beobachtung die Vollkommenheit des Menschen ausmacht. — Die niederen Klassen kennen wenig Abwechslung in ihrer Nahrung, aber sie essen sehr viel, und schlagen nichts ab, was eßbar ist. Dem Trunke sind sie nicht ergeben, lieben aber das Opiumrauchen, das eben so demoralisirend und zerstörend, als hitzige geistige Getränke, wirkt. Bey ihren Festen machen sie großen Aufwand, und geben sich ohne Bedenken der Ausschweifung hin. — Ihre Ehen sind unauflöslich. Bey einer beabsichtigten Verbindung nehmen die Aeltern auf die wechselseitige Neigung der betheiligten Personen keine Rücksicht. Ein altes Weib schließt die Heirat; die Braut wird in einer Sänfte zu ihrem Ehemanne gebracht, der sie vielleicht vorher nie gesehen hat; jedes trinkt Wein aus des anderen Schale, und von der Zeit an sind sie Mann und Frau. Selten verletzt das schwächere Geschlecht das Gelübde ehelicher Treue, aber die Männer schließen Doppelehen, halten sich Beyschläferinnen, und verungnaden sogar ihre früheren Lebensgefährtinnen. Kindermord, den nur Ehemänner begehen, ist nicht ungewöhnlich; doch werden nur Kinder weiblichen Geschlechts, und zwar unmittelbar nach ihrer Geburt, ermordet. Dieses entsetzliche Verbrechen ist in den Landesgesetzen nicht verpönt; da der Vater souveräner Herr seiner Kinder ist, so kann er sie aus der Welt schaffen, sobald er einsieht oder vorgibt, daß ein längeres Leben nur deren Leiden vermehren würde. — Die Chinesen zeichnen sich durch Uebung kindlicher Ehrfurcht aus. Dieß ist in der That die große Basis, auf welcher ihre Philosophen ihr ganzes politisches System, das Fundament einer gut organisirten Gesellschaft, errichtet haben. Wir sind jedoch keine sehr enthusiastischen Verehrer chinesischer kindlicher Liebe. So lange dem Kinde befohlen wird, Vater und Mutter zu ehren, ihnen zu dienen, bis der Tod sie abfordert, haben wir eine hohe Meinung von ihrem Gebote; wenn aber von Kindern verlangt wird, den Manen ihrer Vorfahren göttliche Ehre zu erweisen, so halten wir eine solche Verehrung für abgöttisch, und dem Gesetze Gottes, des höchsten Urhebers unseres Lebens, widerstreitend. Gleichwohl ist dieß ausdrücklicher Befehl der chinesischen Philosophen, der leider nur zu streng befolgt wird.«

Davis, der große Sinologe, welcher mit Gützlaff vor den französischen Sinologen den großen Vortheil voraus hat, die Chinesen in ihrem Vaterlande studirt zu haben, stimmt in seinem Urtheile mit demselben größtentheils überein, und sein Buch enthält den Kern des für das große Publikum der Leser Wissenswürdigsten über China's Regierung und Gesetzgebung, über den Charakter, die Sitten, Gebräuche und Religion seiner Bewohner, ihre Wissenschaften, Künste, Literatur, Agrikultur und Statistik. Nach der schon oben erwähnten historischen und geographischen kurzen Uebersicht handelt das sechste Hauptstück des ersten Bandes von der Regierung und Gesetzgebung, deren Grundlage die väterliche Macht über die Kinder, die von diesen ihren Vätern, und von dem jüngeren Bruder dem älteren gezollte Ehrfurcht.

»In der Ausübung,« sagt D., »schleicht sich wohl eine große Zahl von Mißbräuchen ein, aber im Ganzen, und wenn man die Endresultate betrachtet, functionirt die Maschine gut, und man findet sprechende Beweise davon bey diesem fröhlichsten, kunstfleißigsten, ruhigsten und reichsten Volke Asiens. Der fröhliche Kunstfleiß ist eines der charakteristischen Merkmale, welche dem Fremden bey seiner Ankunft in China in die Augen springen, und unwiderlegbar beweisen, daß jeder Bürger einen guten Antheil der Früchte seiner Arbeit besitzt.«

Die Behandlung, welche die Europäer von den Chinesen erfahren, gibt keinen richtigen Maßstab zur Beurtheilung der Landesmoral, da es Regierungsmaxime, dieselben »wie Thiere,« und nicht als Unterthanen des Reichs zu behandeln. Auch darf von den Plackereyen, denen zu Kanton die Kaufleute Hong, in deren Händen der ganze auswärtige Handel, ausgesetzt sind, kein Schluß auf die Gerechtigkeitspflege überhaupt gezogen werden, da die Regierung diese Kaufleute nur als Egel der Finanz betrachtet, die, wenn sie sich reich angesoffen haben, von Zeit zu Zeit ausgepreßt werden.

»Es bestehen in China einige Anomalien, die man in einem despotisch beherrschten Lande anzutreffen nicht vermuthen sollte; das Volk hält manchmal im voraus öffentlich angekündete Versammlungen, um Vorstellungen an die Obrigkeiten zu richten, und man denkt nicht daran, es zu bestrafen; diese Gewohnheit scheint für den Einfluß der öffentlichen Meinung zu sprechen. Dasselbe gilt von dem Anschlagen anonymer Satyren wider Staatsbeamte; dem rechtlichen Regierungsbeamten werden bey seiner Abreise vom Volke Dankadressen überreicht, welche ein hochgeschätztes Zeugniß öffentlicher Hochachtung. Noch ist besonders zu bemerken, daß die Presse in China censurfrey, daß dieselbe durch die einfachen, auf die Erhaltung der Ordnung und des öffentlichen Friedens sich beziehenden Regeln in Zaum gehalten wird, daß aber bey der Uebertretung dieser Regeln die Regierung bereit, die Schuldigen zu bestrafen. Bemerkenswerth ist es, daß die Verbreitung der Aufklärung unter den untersten Klassen zur Erhaltung des Friedens und des allgemeinen Wohlseyns in China so mächtig beyträgt. Fast alle Individuen der unzählbaren Millionen, aus denen die Bevölkerung des Reiches besteht, sind im Lesen und Schreiben hinlänglich unterrichtet, um davon im Leben Nutzen zu ziehen. Die achte der sechzehn Reden, welche dem Volke an bestimmten Tagen vorgelesen werden (wovon unten bey der Literatur weiter die Rede seyn wird), handelt von der Nothwendigkeit, sich eine allgemeine Kenntniß der besonders in wohlfeiler Ausgabe gedruckten Strafgesetze zu verschaffen; in dieser Rede wird gesagt, daß, da die Menschen nicht für das, was sie nicht wissen, bestraft werden können, sie weniger der Anwendung der Strafgesetze unterliegen werden, wenn sie das Verbot genau kennen.«

Hier ist wohl ein Irrthum des Ausdrucks im Original oder in der Uebersetzung unterlaufen, da aus dem aufgestellten Grundsatze, daß man für das, was man nicht weiß, nicht gestraft werden könne, gerade für den Unwissenden größere Straflosigkeit folgt.

»Diese Rede ist ein Zweig der vorbauenden Rechtspflege, derselbe ist auf die Vernunftprinzipien der Menschlichkeit und der gesunden Politik gegründet, welche tausendmal der vollziehenden Rechtspflege vorzuziehen.« — »Die allgemeine Verbreitung der Erziehung muß dem Einflusse fast aller Beweggründe von Furcht und Hoffnung, welche auf den menschlichen Geist zu wirken fähig, zugeschrieben werden; sie wird durch positive Verordnungen und durch eine, für die ehrenvollsten Belohnungen eröffnete Concurrenz begünstigt. Einer der entscheidendsten Beweggründe, welcher den Chinesen bewegen muß, seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben, ist die Ueberzeugung, daß er für ihre Verbrechen in jeder Epoche ihres Lebens verantwortlich, so wie er für ihre Verdienste belohnt wird; oft werden die Väter wegen des guten Betragens der Söhne befördert.«

Die chinesische Einrichtung ist also hier, wie in so vielen anderen Dingen, gerade das Widerspiel der unsrigen, indem bey uns die Söhne wegen der Väter, und nicht umgekehrt die Väter wegen der Söhne befördert werden.

»Die Chinesen haben so lange in Frieden gelebt, daß sie sowohl durch Gewohnheit, als durch Erziehung, eine unbezwingbare Scheu vor allen politischen Unruhen haben Eine ihrer gewöhnlichen Maximen lautet: Es ist besser ein Hund zu seyn und im Frieden, als ein Mensch zu seyn, und in Anarchie zu leben Weiter sagen sie: Es ist eine allgemeine Regel, daß die Bösen immer für Veränderung und Bewegungen gestimmt sind, weil sie Nutzen daraus zu ziehen hoffen, während bey einem Systeme von Ordnung und Ruhe die Geschäfte ohne Verwirrung vorwärts schreiten, und die Bösen nichts zu gewinnen haben; mit einem Worte, sie sind eine Nation unheilbarer Conservatoren.«

Die beyden Pole ihrer Regierungsweisheit sind die kindliche Pietät und die Ehrfurcht für das Alter und die Wissenschaft.

»In der Wissenschaft, sagt ihre Maxime, macht das Alter und die Jugend keinen Unterschied; der am meisten Unterrichtete nimmt den ersten Rang ein. Die Hauptquelle der Ehren und der öffentlichen Achtung ist wirklich das Talent, und welche immer die Wissenschaft, in der sich das Talent entwickelt, so muß man gestehen, daß dasselbe ein weit mehr legitimer und nützlicherer Gegenstand von Verehrung, als die vulgären Anmaßungen, gegründet auf Reichthum oder Geburt« — »Hume bemerkt, daß die Abwesenheit erblicher Aristokratie die innere Ruhe des Staates befördern kann, indem sie dem Aufruhr das Mittel, mächtige Häuptlinge zu finden, benimmt. Aus diesem Grunde duldet die chinesische Regierung nicht die Vererbung von Größe in einer und derselben Familie; sie haben einige erbliche Titel, welche aber in fünf auf einander folgenden Geschlechtern immer um Einen Grad sinken, und das den zahlreichen Nachkömmlingen der kaiserlichen Familie vorbehaltene Unterscheidungszeichen, rothe und gelbe Gürtel zu tragen; aber diese sind weit entfernt, eine wahre Aristokratie zu bilden, denn wenn sie kein persönliches Verdienst besitzen, so werden sie nicht geehrt. — Da alle Würden dem Talente zugänglich, so wird dasselbe in öffentlichen Prüfungen, welche den Reichsten wie den Aermsten gleich offen, erprobt; nur gewisse Klassen der Gesellschaft sind davon ausgeschlossen, als: Bediente, Ko-

mödianten und Polizeyagenten. Die Regierung glaubt ihre Stabilität verbürgt, indem sie zu Aemtern des Vertrauens die Geschicktesten, wenn auch nicht immer die Tugendhaftesten wählt.«

Die Räder der chinesischen Staatsmaschine sind: Erstens der Kaiser, welcher Sohn des Himmels oder zehntausend Jahre betitelt wird, und göttliche Ehren empfängt; er selbst aber nennt sich mit päpstlicher Bescheidenheit nur unvollkommener Mensch, was mit der ihm erwiesenen Ehre göttlicher Anbetung in sonderbarem Widerspruche steht, so wie von der Kleiderpracht seines Hofstaates sein einfaches Kleid von brauner Seide und seine schwarze Sammtmütze mit einer einzigen Perle nur so greller absticht. Dem leeren Throne oder auch nur einem gelben Sonnenschirme wird, als Symbolen kaiserlicher Herrschaft, göttliche Ehre erwiesen; beym Empfange kaiserlicher Depeschen wird Rauchwerk angezündet; ein besonders gepflasterter Weg, den Niemand als der Kaiser betreten darf, führt zum Audienzsaale: er kann zu seinem Nachfolger ernennen wen er will, selbst einen Fremden. Die Fertigung kaiserlicher Befehle geschieht mittels des kaiserlichen Siegels, welches dem Stein Dschade, von den Chinesen Yu genannt, eingegraben, und der Kaiser setzt einige Worte mit rother Tinte bey; dieser kaiserliche Schriftzug, welcher in Vorderasien Chattischerif, d. i. die edle Schrift, heißt, wird von den Chinesen der carmesinrothe oder vergoldete Pinsel (le pinceau vermillon) genannt. Der Kaiser opfert als Oberpriester der Nation den Göttern. Keine Hierarchie wird auf Kosten des Staates besoldet, die Religion des Confucius hat keinen Clerus, die Priester der beyden geduldeten Religionen, des Budha und Tao (der Vernunft), werden durch Gaben ihrer Bekenner erhalten. Der innerste Staatsrath (Nai-ko) besteht aus vier Mitgliedern (zwey Chinesen, zwey Tataren), sie führen den Titel Tschong-tang und Ko-lao (das letzte scheint mit dem türkischen Kulauf, d. i. Wegweiser, verwandt, und dieses dürfte eben sowohl chinesischen Ursprungs seyn, als der Elegant des chinesischen Schattenspiels in der Türkey, Hoppa, ganz gewiß dem chinesischen Hu-pu entstammt). Die Staatsminister werden aus dem kaiserlichen Collegium Han-lin genommen, welches das chinesische National-Institut, oder eigentlich die Sorbonne der Religion des Confucius. Der Lu-pu, d. i. die Gesammtheit der sechs Departements der inneren Staatsverwaltung, besteht erstens aus dem Rathe der offiziellen Benennungen, zweytens aus dem Rathe der Finanzen, drittens aus dem der Gebräuche und Ceremonien, viertens aus dem Kriegsrathe, fünftens aus dem obersten Gerichtshofe, sechstens aus dem Rathe der öffentlichen Ar-

beiten. Diesen sechs Räthen oder Kanzleyen sind andere angehängt, wie z. B. dem dritten das astronomische Tribunal, in welchem der Kalender verfertigt wird; das Departement der auswärtigen Geschäfte heißt Li-fan-fuen. Die Censur (der Sitten und Pflichterfüllung, nicht der Bücher, denn diese unterliegen keiner in China) hat zwey Präsidenten, einen Chinesen und einen Tataren, und 40 bis 50 Mitglieder, welche Ju-tschi heißen, und deren mehrere als Aufseher das ganze Land durchreisen. Die Provinzen stehen unter einem Statthalter (Fu-juen), deren zwey einem Tsong-to oder Generalstatthalter untergeben sind. Die Zahl der bürgerlichen Mandarinen in ganz China beläuft sich auf 14000. Zu Kanton wird der Mauthkommissär (Hai-kuan) von den Europäern Hoppo genannt, was nur eine Verstümmlung von Hu-pa, dem Namen der Finanzkammer zu Peking. Der Huppa Tschelebi, der Elegante des chinesischen Schattenspieles in der Türkey, stellt also eigentlich einen reichen Gentleman der Finanz vor. Das rothe Buch (der Staatsschematismus in sechs kleinen, roth eingebundenen Bänden) wird alle vier Monate aufgelegt. Alle drey Jahre erstattet der Vicekönig jeder Provinz die Conduiteliste seiner Beamten. Dem Range nach sind die Civil- und Militärbeamten in neun Klassen getheilt, deren Rang durch die Farben der Kugeln an der Spitze ihrer kegelförmigen Mützen unterschieden wird; diese Kugeln sind roth, hellblau, dunkelblau, von Krystall, weißem Steine oder Gold *). Jeder Kugel entspricht der doppelte Lappen von einem Schuhe im Gevierten, welcher vorn und hinten dem Kleide aufgenäht getragen wird, und einen Vogel oder was anders vorstellt. Ein Halsband von großen Korallen hängt bis an den Gürtel herunter. Das Vorrecht, diese Kleidung der Mandarinen zu tragen, ist auch als rein titular käuflich, gewährt aber, außer der befriedigten Eitelkeit, für einen wirklichen Mandarinen gehalten zu werden, kein anderes Vorrecht, als daß der damit Bekleidete im Uebertretungsfalle des Gesetzes nicht auf der Stelle und nicht eher bestraft werden kann, als bis ihm die Kugel genommen ist, beyläufig wie man in der Türkey die Emire Prophetenverwandten nicht eher prügelt, als bis man ihnen den grünen Turban abgenommen. Ueberall geht in China das Civil dem Militär vor, was Hr. Davis als einen wahren Fortschritt der Civilisation her-

*) Durch einen komischen Uebersetzungs- oder Druckfehler sind die boules in bonnets verwandelt, und es heißt: ces bonnets sont rouges, bleu clair, bleu foncé, en cristal, en pierre blanche ou en or, was denn goldene, steinerne und krystallene Mützen gäbe.

vorhebt, indem dadurch die Wissenschaften immer vor den Waffen die Oberhand behalten. Ein militärischer Mandarin vom höchsten Grade geht oft zu Fuß, während ein Civilbeamter von weit geringerem Grade sich herabgesetzt glaubte, wenn er anders, als in einer von vier Trägern getragenen Sänfte erschiene; die militärischen Mandarinen dürfen sich nicht so tragen lassen, sie müssen reiten. Man möchte sagen, daß das französische Militär, diese Geringschätzung des Soldatenstandes in China errathend, sich dafür durch den Spottnamen rächet, womit es alles, was nicht Soldat ist, als Poquins (Eingeborne von Peking) bezeichnet. Die besten Truppen der Chinesen, d. i. die tatarischen, sind unter acht Fahnen eingereiht, gelb, weiß, roth und blau, und dieselben Farben eine durch die andere eingesäumt. Die Chinesen führen grüne Fahne, die tatarische Neunzahl tritt hier wie überall hervor, sie ist die eigentliche türkische, so wie die Sieben die arabische, so wie die Vier die persische heilige Zahl. Die Stärke des chinesischen Heeres wird auf siebenmalhunderttausend Mann geschätzt, wovon aber die meisten in ihrem Districte zu Hause, und das Land bauen oder anderes Handwerk treiben, also mehr eine Landwehr als stehendes Heer. Der tatarische Stolz, die Eifersucht des herrschenden Volkes auf das beherrschte, die Ohnmacht der kleinen Gränznachbarn China's, welche dasselbe anzugreifen nicht wagen, wirken zusammen, das chinesische Heer in einem höchst mangelhaften Zustande zu erhalten. Die Unabhängigkeit der Miao-tse, d. i. der inneren Gebirgsbewohner, welche bisher allen Versuchen, sie zu unterjochen, Trotz geboten, ist ein sprechender Beweis der Schwäche des Heeres, dessen Heldenthaten sich darauf beschränken, die Einwohner irgend einer aus Hunger rebellischen Provinz (welche ohnedieß bloße Schatten) zu Paaren zu treiben. Die Uniform eines chinesischen Soldaten ist eine blaue Jacke mit rothen Aufschlägen, oder eine rothe, mit weißen, über ein langes, weißes Unterkleid angezogen; die Mütze ist aus gemalten Bambusstöckchen zusammengesetzt, kegelförmig und säbelfest; manchmal tragen sie seidene Mützen wie die Mandarinen, doch ohne Kugel andere sind in langen, grobtüchernen Waffenrock gehüllt; der eiserne Helm sieht einem umgekehrten Trichter gleich, und endet in einen Spitz, an welchem eine Quaste aus Seide oder Roßhaar hängt; die verschiedenen Waffen: Schilde, Bogen, Säbel, Pfeile, Flinten, sind in Holzstich beygegeben, so wie die Strafe des Holzblockes, aus welchem der Kopf des Verbrechers hervorschaut. Der Verfasser tritt auf die Seite der Herren Staunton und Ellis, welche die peinliche Gesetzgebung China's preisen; er bezeugt, daß er auf seiner ganzen chinesischen Reise (Kanton

ausgenommen) sehr wenige Beyspiele äußersten Elendes in den unteren Klassen, oder von ausschweifendem Luxus in den höheren gesehen. Der Verfasser sagt, daß das chinesische Gesetzbuch mit allen seinen Fehlern eine Vollkommenheit in Vergleich mit dem japanesischen, so wie dasselbe Kempfer beschreibt (wogegen aber Sibold zu hören ist). Das siebente, achte und neunte Kapitel schildert den Charakter der Sitten und Gebräuche der Chinesen. Der Verfasser bestätigt den Ausspruch Morrison's, eines großen Kenners der Chinesen, welcher sagt, daß von den Chinesen vieles zu lernen, indem ihre Erziehung so viel als möglich durch das ganze Reich verbreitet, und der moralische Unterricht höher als der physische steht; in Folge dieses Systems sind Industrie, Frieden und Zufriedenheit durch die Massen verbreitet. Der Kaiser, wiewohl mit unumschränkter Macht bekleidet, ergreift jede Gelegenheit, um dem Volke zu beweisen, daß sein Verfahren auf Vernunft und Wohlwollen gegründet sey. Die vortheilhaften Züge des chinesischen Charakters: Sanftmuth, Gelehrigkeit, Industrie, Ruhe, Subordination und Ehrfurcht für das Alter, sind von eigenthümlichen Mängeln, wie Treulosigkeit, Mißtrauen und Eifersucht, begleitet. Die Chinesen erlauben sich alle Arten von Betrügereyen, besonders gegen die Europäer, die sie nicht anders als die fremden Teufel nennen. Die schönen Seiten des chinesischen Charakters sind Fröhlichkeit und Fleiß. Die Chinesen sind treffliche Ansiedler, weil ihnen die Erziehung von Jugend auf Verständigkeit, Thätigkeit und Nüchternheit einflößt; sie halten China für den Mittelpunkt der Erde, und heißen sich Tschong-kue, d. i. das Volk des Mittelpunktes. Man schämt sich in China der Armuth nicht; am meisten werden die durch persönliches Verdienst und das Alter erhaltenen Auszeichnungen geschätzt. Wenn die Chinesen Jemanden besondere Achtung bezeigen wollen, heißen sie ihn Lao-je, d. i. ehrwürdiger Vater. Angesehene Personen affectiren einen großen Grad von Gravität, was Tschong heißt, d. i. schwerfällig, im Gegensatze von King, was leicht und fröhlich. Wohlbeleibtheit ist körperliches Verdienst der Männer, bey den Frauen aber das Gegentheil; wer nicht stämmig genug, um wenn er sitzt den Sessel zu bedecken, heißt von kurzem Maße; sie sind nicht blutgierig, aber höchst rachsüchtig; Weiber ertränken sich bloß, um denen, mit welchen sie einen Streit gehabt, eine Unannehmlichkeit zu verursachen. Die Anhänglichkeit an die Verwandtschaft und an das Vaterland sind zwey ausgezeichnete Tugenden der Chinesen. Von der Anklage des Ertränkens der Mädchen sich rein zu waschen, wiewohl eine große Anzahl der ertrunken gefundenen Kinder nicht auf Rechnung absichtlichen Kindermor-

des, sondern auf die von Unvorsichtigkeit und Verwahrlosung kömmt. Die Chinesen sind ein starker Menschenschlag, und ähneln sehr den nordamerikanischen Indiern, indem sie wie dieselben schwarze, glänzende Haare, schiefe Augen, an ihren Enden aufgezogene Augenbraunen, wenig Bart und fast keine Haare auf dem Leibe haben. Die Esquimaux haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den Tan-kia, d. i. mit den Bootsleuten der chinesischen Küste. Die langen Nägel und kleinen Füße der Chineserinnen sind bekannt. Die großen Vortheile chinesischen Wohlstandes werden vom Verfasser mit Staunton der in den unteren Klassen bestehenden Ehrfurcht für die Familienbande, Verständigkeit, Nüchternheit, Industrie, der Abwesenheit aller Privilegien und Feudalrechte, der gleichen Vertheilung des Grundes und Bodens, dem Widerwillen der Regierung wider alle Eroberungen, und endlich dem einfachsten, klarsten, vollständigsten peinlichen Gesetzbuche, welches in Asien besteht, zugeschrieben. Die vier Klassen der chinesischen Gesellschaft stehen im folgenden Range: die Gelehrten, die Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute. Die Gelehrten vertreten hier die Stelle der Priester, welche in der vielfachen Volkseintheilung der Inder und alten Perser oben anstehen, in Indien die Brähmanen, in Persien nach dem Schahname die Athorne, d. i. die Magier. Die Krieger, welche sowohl in Persien als in Indien den zweyten Stand bilden, gehen hier leer aus, weil sie mit den Landbebauern, aus denen sie genommen sind, die einen und dieselben. Wiewohl der zweyte Stand, werden doch auch in China die Ackerbauer durch die reichen Handwerker und Kaufleute überflügelt, und es nützt ihnen wenig, daß der Kaiser einmal im Jahre den Pflug selbst führt; nur den Gelehrten verkümmert nichts den ersten Rang. Die Prinzen von Geblüt sind zweyerley: die Nachkommen Tschengischan's Tsong-tsi, welche gelben Gürtel und gelbes Wehrgehänge tragen; die zweyten, die nicht unmittelbar von Tschengischan, sondern von seinen Oheimen oder Brüdern abstammenden, Kjolo genannt, welche durch rothen Gürtel und durch rothes Wehrgehänge ausgezeichnet sind; einige derselben führen Pfauenfedern, und alle haben das Vorrecht des grünen Sessels. Die Geschäfte des Kaiserhauses sind einer besonderen Behörde zugewiesen, welche das Tribunal des erblichen Stammes heißt, und unter einem Wang steht; diesen Titel übersetzten die Jesuiten mit Regulus.

»Die (wenige Ausnahmen abgerechnet) unparteyische Verleihung öffentlicher Aemter an alle die, so Beweise von Wissenschaft und Talent gegeben (ohne Rücksicht auf Geburt und Reichthümer), verbürgt die Größe und den Wohlstand des Reichs. — Dieser Grundsatz, wiewohl

man sich davon in der Praxis einigemal entfernte, blieb in der Theorie immer aufrecht, und da er auf alle (die Bedienten, Komödianten und niedere Polizeyagenten ausgenommen) angewendet wird, so ist auch alle Welt zufrieden. — Alle drey Jahre, und manchmal noch öfters, gibt die Regierung Ehrgeizigen Gelegenheit, ihre Talente zu entwickeln; wenn dieselbe auch nicht Allen Aemter verleihen kann, so bewilligt sie ihnen doch Ehren, und erklärt die Candidaten, die sich ausgezeichnet, als wählbar zu Civil- und Militärämtern, und zuletzt zu den höchsten Stellen des Staates, wenn ihnen ihr Verdienst hierauf Anspruch gibt. — Die den Wissenschaften vorzugsweise vor den Waffen gezollten ausgezeichneten Ehren öffnen dem Ehrgeize ein weites Feld. Dieser Unterschied ist besonders in den jährlichen Vereinigungen der Mandarinen in den Hauptstädten der Provinzen, um am Geburtstage des Kaisers den Sessel *) desselben anzubeten, klar hervorgehoben. Die Civilbeamten stehen auf der Ostseite (welcher der Ehrenplatz), die Militärbeamten auf der Westseite. Die Civil-Mandarinen sehen den Confucius als ihren besonderen Patron an, und bilden in der Wirklichkeit den hohen Klerus, indem sie allein das Vorrecht haben, in den Tempeln zu opfern. Die Nachkommen des Confucius genießen auch einige erbliche Ehren. — Die strengen Gränzen, worein die Vorrechte erblichen Ranges beschränkt sind, und die immerwährende Zerstücklung der Güter unter den zahlreichen Nachkommen jedes Individuums verhindert, daß sich Menschen erheben, welche durch ihren Einfluß oder Reichthum gefährlich werden könnten. Die wahre chinesische Aristokratie, d. i. die wirklich Regierenden, sind ein beständiger Fluth und Ebbe unterworfener Körper. Unter ihnen besteht der Adel der Provinz aus den vom öffentlichen Leben zurückgezogenen Mandarinen, aus denen, welche einen der drey literarischen Grade erlangt, oder zu den neun, durch die Kugel ihrer Mütze ausgezeichneten Klassen gehören. Unter den Ursachen, welche dem Luxus der höheren Klassen in China wehren, und die Verschwendung hindern, ist die Maßregel ihrer Anstellung, daß keiner ein Amt in seinem Geburtsorte versehen kann; er hat kein Interesse, in einem Orte Aufwand zu machen, von wo er aus dem geringsten Anlasse entfernt werden kann, und wo er auf das Längste drey Jahre bleibt; deßhalb sind die Staatsbeamten in allen Dingen so armselig, und ihr Gefolge so oft von lumpigtem Aussehen; ihr Luxus besteht mehr in der Zahl ihrer Bedienten, als in der Art, wie sie dieselben halten. — Die Frauen theilen in China das traurige Loos der Abgeschiedenheit mit ihren Schwestern im übrigen Asien; doch genießen sie große Achtung wegen der den Witwen über ihre Söhne eingeräumten Macht, und der von diesen ihren Müttern schuldigen Huldigung; der Kaiser selbst zollt seiner auf einem Throne sitzenden Mutter das Ko-teu (die Anbetung mit neunmaliger Niederwerfung auf die Erde).«

Die Polygamie ist nicht weniger als allgemein in China, jeder Chinese hat nur Eine rechtmäßige Frau (Tsi), welche aus einer ganz anderen Klasse der Gesellschaft, als seine Beyschläferinnen (Tsini), deren Verhältniß zu jener das der Hagar zur Sara. Wer Söhne von seiner rechtmäßigen Frau hat, würde

*) Durch einen groben Druckfehler steht hier (I. 261) pour adorer la chasse statt la chaise de l'empereur.

sich im Kredite schaden, wenn er sich Beyschläferinnen beylegte, was im Gegentheil sehr natürlich gefunden wird. Es gibt sieben Gründe von Ehescheidungen: Ehebruch, Ungehorsam gegen den Mann, Geschwätzigkeit, Diebstahl, schlechter Charakter, fortwährende Gebrechlichkeit und Unfruchtbarkeit; doch gibt es drey Fälle, in welchen diese sieben Gründe ungültig: erstens während der Zeit, wo die Frau für die Verwandten ihres Mannes Trauer trägt; zweytens, wenn dieselbe während der Ehe Vermögen zugebracht; drittens, wenn sie keine Verwandten mehr hat, so sie aufnehmen könnten. Daß sich eine Witwe wieder vermähle, ist ungesetzlich und ungültig. Nach den chinesischen Gesetzen werden die Ehen nicht im Himmel, sondern im Monde geschlossen, dessen alter Mann das für einander bestimmte Paar mittels seidenen Fadens zusammenknüpft. Während der Heiratsunterhandlung, welche Ping heißt, werden die Horoskope der zu Verlobenden aus den acht Charakteren, nämlich den doppelten Daten des Jahres, des Monats, des Tages und der Stunde ihrer Geburt gestellt. Der Verlobte schickt Geschenke, aber die Braut bringt ihm nichts zu. Die Hochzeit wird oft Monate lang verschoben, weil kein günstiger Tag ausgerechnet werden kann; für die günstigste Zeit gilt der Frühling, und insbesondere der Februar (in welchem bey den Römern die Heiraten für unglücklich galten). Im Februar blühen in China die Pfirsiche, daher die häufigen Anspielungen in Hochzeitsgedichten auf die Pfirsichblüthe. Unfruchtbare Frauen nehmen ihre Zuflucht zur Göttin Kuan-jin (die Madonna der Buddhisten), deren Name Bittenerhörend heißt (ter vocata audit), Venus und Lucina zugleich Die sechzehn Reden des Kaisers Jong-tschin, welche die heilige Verordnung heißen, fangen mit den häuslichen Pflichten an, als die Grundlage aller Erziehung. Der Frühling und der Herbst sind auch die Epochen für die Todtenfeyer und die Ceremonien des Grabes, welches stets in der Form eines Ω, wie die Abbildung auf dem beygegebenen Holzstiche, welche für eine Fontaine angesehen werden dürfte, zu der man (wie bey mehreren Konstantinopels) hinuntersteigt. Die Chinesen sind das emsigste Volk, und haben daher auch die wenigsten Feyertage; fast das einzige allgemeine Fest ist das neue Jahr, und es beginnt, wenn die Sonne den funfzehnten Grad des Wassermannes erreicht; schon zehn Tage vorher sind alle Kanzleyen geschlossen, und die Mandarinen versperren ihr Siegel bis auf den zwanzigsten des Mondes, so daß die Geschäftsferien einen ganzen Monat dauern. Am letzten Tage des Monats wacht Jedermann bis Mitternacht, wo ein allgemeines Losbrennen von Raketen, Schwärmern und Freudenfeuern; alle Wohnungen sind geschmückt,

und der Schrank der Hausgötter mit großen porzellänenen Tassen oder Gefäßen geziert, auf welchen Narcissen und die ungeheure Citrone, welche die Hand des Budha heißt; jeder legt sein schönstes Kleid an, die Volksmenge belagert die Tempel, überall auf den Gassen nichts als Bücklinge, Kniebeugungen und Glückwünsche; auf den großen Visitkarten, die man sich gegenseitig schickt, sind die drey Elemente der höchsten chinesischen Glückseligkeit abgebildet, nämlich ein Erbe in der Gestalt eines Kindes, ein Amt in der Gestalt eines Mandarins, und langes Leben in der Gestalt eines Greises mit einem Storche. In den ersten drey Tagen würde die Unternehmung irgend eines Geschäftes für höchst unglücklich gelten, viele erstrecken diese Geschäftsfeyer bis auf den zwanzigsten; in den letzten Tagen des Jahres werden alle Rechnungen abgeschlossen, und da zugleich viele Kapaunen abgestochen werden, so sagt man von einem Schuldner, der nicht zahlen kann, daß ihm Kapaunenloos beschieden sey; man beschenkt sich gegenseitig mit Leckerbissen und Zuckerwerk, eingemachten Früchten, vortrefflichem Thee, seidenen Stoffen, und sendet das Verzeichniß der Geschenke auf rothem Papier, welches der Empfänger mit der Formel: Mit Dank empfangen, unterschrieben zurücksendet; man kann Einiges nicht annehmen, und schreibt dann auf die Liste z. B. die Perlen nicht angenommen; doch ist es eine unverzeihliche Beleidigung, Vieles zurückzusenden. Am ersten Vollmonde des Jahres wird das Laternenfest gefeyert, an welchem sich der chinesische Kunstfleiß in Laternen aller Art aus Seide, Glas, Papier, Horn erschöpft; die Hitze der Lampe dreht ein Rad, auf welchem Reiter, Vögel u. s. w. gemalt, so daß sich alles immerwährend bewegt; in beweglichen Figuren besteht auch das größte Verdienst ihrer Feuerwerke. Ein Hauptfest ist das des Ackerbaues, bey welchem ein großer Büffel aus Thon herumgetragen wird, und der Kaiser selbst den Pflug führt. Eben so ermuthigt im neunten Monde die Kaiserin den Seidenbau durch eigenes Beyspiel. Am fünften Tage des fünften Monats (gewöhnlich im Junius) hat der große Wettlauf langer Schiffe Statt, welche Drachenschiffe heißen, und die mit 40 — 60 oder 80 Ruderern besetzt, sich an Schnelligkeit zu überbieten suchen. Am ersten Tage des siebenten Mondes, oder im August, wird das Todtenfest gefeyert; es werden Hütten mit Laternen und Leuchtern verziert errichtet, worin die Idole der unterirdischen Gottheiten aufgestellt werden, an deren Spitze Jeng-wang, der chinesische Pluto; die Priester des Budha singen Todtenmessen; man bringt Nahrungsmittel als Opfer dar, und verbrennt eine große Menge Papiers in Form von Kleidern. Aus einem kleinen,

zu Macao gedruckten Werke wird der folgende Auszug gegeben, in welchem der Kontrast chinesischer und europäischer Sitten und Gebräuche schneidend genug hervorgehoben ist.

»Ich fragte den Schiffer, in welcher Richtung Macao; er antwortete: Nordwest; doch wehte der Wind aus Nordosten Er zeigte mir den Compaß, dessen Nadel zu meinem Erstaunen nach Süden wies. Ich fragte ihn: ob er zu einem großen Feste gehe, weil er weiß gekleidet; er antwortete mir mit geringschätzender Miene, daß sein Bruder in der letzten Woche gestorben, und er in tiefer Trauer. Einer der ersten Gegenstände, der beym Ausschiffen meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war ein militärischer Mandarin, mit einem gestickten Wamms und einer Korallenschnur um den Hals, einem Fächer in der Hand, und auf der rechten Seite des Pferdes sitzend. Ich war von Eingebornen umgeben, die alle auf der Höhe des Kopfes geschoren, während die andere Hälfte der Haare ihnen über die Augen fielen. Ich sah zwey Knaben, die sich mit den heftigsten Geberden um eine Orange stritten, dann aber, ohne daß es zur Rauferey kam, sich ruhig niedersetzten, und dieselbe theilten. In diesem Augenblicke zogen meine Aufmerksamkeit mehrere alte Chinesen auf sich, welche graue Bärte hatten, und ungeheure Brillen trugen; einige zwitscherten oder gluchzten vor Vögeln, die sie in Käfigen aus Bambusrohr oder auf Stangen aufsitzend trugen; andere fingen Mücken oder ließen Drachen steigen, während eine Gruppe von Knaben ernst und gravitätisch den unschuldigen Spielen ihrer Aeltern oder Großältern zusahen. Ich wollte Chinesisch lernen, und wiewohl ich wußte, daß das Chinesische keine alphabetische Sprache, so war ich doch überrascht, als mein Meister das Buch am Ende aufschlug, wo der Anfang desselben war. Er las das Datum: Im fünften Jahre, zehnten Monate, zwey und zwanzigsten Tage. Wir setzen, sagte ich, die Daten anders. Ich bat ihn, mit mir von ihren Ceremonien zu sprechen. Wenn Ihr, sprach er, einen ausgezeichneten Fremden empfangt, setzt ihn zu Eurer Linken, denn dieß ist ihr Ehrenplatz, und hütet Euch dann, den Kopf zu entblößen, dieß wäre die unanständigste Vertraulichkeit. Ich bat ihn, mich von ihrer Philosophie zu unterhalten; er öffnete das Buch, und las mit unverwüstlicher Gravität: Die tiefsten Denker sind darüber einig, daß der Sitz des menschlichen Verstandes im Magen Ich hatte genug, und entsprang dem Gemache.«

Trotz der Wichtigkeit, welche die Chinesen den Ceremonien beylegen, sind sie im Umgange nichts weniger als steif und gekünstelt, und zeichnen sich durch ungezwungene Manieren und edle Einfalt aus. Diese Versicherung des Verfassers ist wirklich überraschend, und die Vereinung dieser schneidenden Contraste kaum denkbar. Die Chinesen sind unter allen Völkern die gebornen Ceremonienmeister, und die bey ihren Begrüßungen und Besuchen beobachteten Förmlichkeiten können uns nicht anders, als lästig und lächerlich erscheinen. Wenn sich Jemand in einer Sänfte zu Besuchen tragen läßt, geben die Bedienten an der Hausthüre eine zusammengerollte Visitkarte von rothem Papier mit Gold geschmückt ab; diese Karte, welche den Namen und die Titel des Besuchenden enthält, ist aber so groß, daß sie,

aufgerollt, den Fußboden eines gewöhnlichen Zimmers bedeckt. Ist der Besucher in Trauer, so ist die Karte weiß und die Schrift blau. Der Besuchte geht dem Besuchenden, je nach dem gegenseitigen Range, mehr oder weniger weit entgegen, sie beugen sich gegenseitig die Knie, und überbieten sich mit scheinbaren Bemühungen, einander die Erfüllung der Etikette zu ersparen, und diese scheinbare Bemühung ist selbst streng nach der Etikette geregelt. Der gewöhnliche Gruß zwischen Gleichen besteht darin, daß sie die gefalteten Hände zwey- oder dreymal bis zur Höhe des Kopfes erheben, indem sie Hao-tsing-tsing, d. i. wie geht's! Gruß! Gruß! sagen. Der Verfasser bemerkt hier, daß aus diesem Tsing-tsing wahrscheinlich das in der Volksmundart von Kanton übliche Tschin-tschin entstanden sey, und Rec. bemerkt, daß das chinesische Hao! wie geht's! sowohl an das englische *how* do you do? als an das mailändische ciao erinnert. Bald nach dem Eintritte des Besuchers bringen die Bedienten porzellainene Tassen mit Deckeln, in welchen Thee, worauf man siedendes Wasser gegossen; so trinken sie denselben ohne Zucker mit Milch, weil dadurch das Aroma des Thees weniger verloren geht; viele zu Kanton residirende Europäer haben diese Gewohnheit angenommen, so wie viele in der Türkey residirende aus derselben Ursache den Kaffee ebenfalls ohne Milch und Zucker trinken. Wenn man Jemanden zu einem Feste bittet, so wird demselben einige Tage zuvor eine karminrothe Karte geschickt, wodurch der Eingeladene gebeten wird, »das Fest mit seiner Gegenwart zu erleuchten.« Ein feyerliches Gastmahl beginnt gewöhnlich um sechs Uhr, und dauert sehr lange; die Speisen folgen sich in unendlicher Reihe, sie essen aber sehr wenig von jeder Schüssel, und viele laufen ganz unangerührt herum. Die Suppe der Vögelnester macht den Anfang, und eine Schale Reis für jeden Gast den Beschluß des Gastmahls, worauf statt Wein sogleich Thee herumgereicht wird. Der Wein wird immer warm in kleinen vergoldeten Tassen, welche mit zwey Henkeln versehen, die Form eines Töpfergefäßes haben, herumgereicht. In den beygefügten feinen Holzstichen sind die Theetassen und eine Reisschale mit den darauf liegenden elfenbeinenen Stäbchen, deren sich die Chinesen manchmal (aber nicht immer) zum Essen des Reises bedienen, abgebildet. Nach dem Essen bezeigen die Gäste ihre Zufriedenheit und ihr Vergnügen mit der guten Zurichtung des Gastmahls durch häufiges Rülpsen. Diese seltsame Gewohnheit, dem Gastgeber den Hof zu machen, ist aber nicht nur in China, sondern auch in den besten spanischen Gesellschaften auf Manilla üblich. Die chinesische Küche hat durch ihre Ragouts und zusammengesetzten Speisen weit größere Aehn-

lichkeit mit der französischen, als mit der englischen. Man ißt in keinem Lande weniger Fleisch, und mehr Gemüse und Fische, als in China. Nach dem Reis ist das häufigste Nahrungsmittel der weiße Kohl Pe=tsai. Im Herbste sind alle neun Thore von Peking von Pe=tsai=Wägen blokirt. Zum Weintrinken wird die Tischgesellschaft auf zweyerley Weise ermuntert, erstens durch das Spiel des Fingeraufhebens (das italienische morra, das lateinische digitis micare), wo der Verlierende trinken muß; zweytens durch das schnelle Herumgeben eines Blumenstraußes während eines im nächsten Zimmer geschlagenen Trommelwirbels, wenn der Wirbel aufhört, muß der, in dessen Händen sich der Blumenstrauß befindet, trinken. Die Taschenspieler, welche die Gesellschaft unterhalten, sind von der höchsten Geschicklichkeit. Die Chinesen sind Meister in der Verfertigung fliegender Drachen und in dem Spiele des Ballons, den sie aber nicht stehend oder laufend, mit den Händen oder Armen, sondern sitzend mit den Füßen schlagen, so daß die dicke Sohle ihrer Schuhe die Stelle der Raketen vertritt. Das Kleidungszugehör eines vollkommen angezogenen Chinesen besteht aus einer Menge an dem Gürtel angehängter Kleinigkeiten, die man auf den ersten Anblick für kriegerische Werkzeuge halten könnte, die aber alle sehr friedlicher Natur; dieselben sind: ein seidenes Fächerfutteral; ein kleiner, einer Patrontasche ähnlicher, lederner Sack, worin Feuerstein und Stahl, um die Pfeife anzuzünden; ein gestickter Tabaksbeutel; ein kleines Messer in seiner Scheide; ein Paar Stäbchen, um den Reis damit zu essen, und eine Uhr in seidengesticktem Beutel; dieß sind die Siebensachen des chinesischen Männeranzuges. Die Kopfbedeckung ist eine andere im Sommer und im Winter; die sommerliche, kegelförmig, aus Bambusstäbchen zusammengesetzt, sieht, nach dem beygegebenen Holzstiche, dem Strohdache eines Thurmes gleich; die winterliche, tücherne, schließt sich mehr der Form des Kopfes an, und hat rund herum einen aufgeschlagenen Rand von schwarzen Sammt. Wenn im Frühlings= oder Herbstesanfang der Tsong=to, d. i. der Vicekönig, die Sommer= oder Wintermütze aufsetzt, so wird dieses durch das Amtsblatt kund gemacht. Die Sommerkleidung ist ein langer Rock aus Seide, Dünntuch oder Leinwand, mit Pluderhosen; im Winter schließen sich die Hosen für jeden Schenkel eine besonders eng an. Die Winterstiefel der Reichen sind von Tuch oder Sammt, mit dicken weißen Sohlen. Die Schuhe werden geputzt, indem sie nicht wie bey uns schwarz, sondern weiß gemacht werden; sie sichern vor Feuchte nicht, und gehen bald zu Grunde. Ihre Ceremonienkleider sind mit Drachen und anderen Sinnbildern von Gold und Seide gestickt.

Der größte Mangel chinesischer Toilette ist der an weißer Wäsche; selbst ihre Hemden sind von Seide. Sie haben weder Bettlacken, noch Tischtücher, und statt der Seife bedienen sie sich eines Alkaliteiges, welcher aus einer schwach ätzenden mineralischen Substanz gezogen ist. Durch den Budhismus ist der Rosenkranz von hundert acht Korallen einer der wesentlichen Theile des Uniforms der neun Klassen chinesischer Staatsbeamten; er besteht in einem Halsbande von Steinen und Korallen, welche fast so groß als ein Taubeney, und geht bis zum Gürtel herunter. Die Verschiedenheit der Korallen und Steine bestimmt die Würde des Trägers. Diese Abwechslung von Steinen und Korallen (oder von Edelsteinen und Perlen) findet sich bey den Arabern wieder, bey welchen ein solches Halsband Wischah, und daher die Gedichte mit abwechselnden Reimen Mowaschschahat heißen. Die Bonzen tragen einen Rosenkranz von achtzehn Korallen, um darnach ihre Stoßgebete zu zählen, und die Laien haben große Rosenkränze aus Moschuskorallen, welche bis an den Gürtel reichen, und diese Rosenkränze werden insgemein die duftenden Körner genannt. Unter den vom chinesischen Kaiser fremden Monarchen gemachten Geschenken befindet sich ein achtzehn Zoll langes, in Form eines S (gleichsam ein doppelter Lituus) gekrümmtes Stäbchen aus dem serpetinartigen Steine Dschade oder Yu, welches insgemein der Zepter genannt wird, aber nichts anderes als ein Sinnbild der Freundschaft ist. Dieses Stäbchen heißt jou-i, d. i. wie es Euch gefällig; die an dem Bande desselben befindliche Lotos (bemerkt Hr. D.) scheint auf einen religiösen Ursprung zu deuten; Alterthumsforscher (bemerkt Rec.), welche das Chinesische im Aegyptischen und umgekehrt wieder finden, werden darin nichts, als einen verkürzten Krummstab ägyptischer Gottheiten sehen, der in eine Lotosblume endet, wie die Stäbe der Babylonier in einen Apfel, Rose oder Lilie (Herodot I. 195). Eine sonderbare Art, Staatsbeamten die allgemeine Achtung zu beweisen, ist bey ihrer Abreise die Sendung eines vielfärbigen Kleides, als ob die ganze Bevölkerung dazu beygetragen hätte (beyläufig wie die aus vielen einzelnen Vierecken zusammengesetzten Teppiche, welche von Damen als Andenken mehrerer Einer verehrt werden). Dieses Kleid wird nicht angezogen, sondern in der Familie als Andenken bewahrt, und ist das Gegentheil der Katzenmusik, des Charivari, womit die Franzosen ihren abziehenden Präfecten ihr Mißfallen zu erkennen geben. Auf dem Wege werden für den abziehenden Mandarin gedeckte Tische aufgestellt, und Rauchwerkstangen angezündet. Da sich die Chinesen bis auf ein Haarbüschel, der stehen bleibt, den Kopf scheeren, und die Haare nur als Zeichen

der Trauer wachsen lassen, so sind die Bartscheerer in Ueberfluß. Die chinesischen Häuser haben eine auffallende Aehnlichkeit mit denen zu Pompeji, indem die Zimmer auf den drey Seiten des Hofes ihr Licht nur durch die Thüren oder Fenster, welche in den Hof gehen, erhalten. Das Sonderbarste sind die eyförmigen oder runden Thüren, dergleichen eine auf der beygegebenen Abbildung eines chinesischen Lusthauses zu sehen ist. Die Mauern sind von blauen Ziegeln, die Stukadorarbeiten stellen Thiere, Blumen und Früchte vor. Ein Drachenhaupt mit aufgesperrtem Rachen auf der Vorderseite des Hauses oder ober der Thüre ist der Talisman, welcher, allen Nio-ki, d. i. üblen Einfluß, verschlingend, das Haus beschützt. Die Chinesen sind das einzige asiatische Volk, welches Sessel hat, die schwer und massiv; nächst denselben stehen Spuckgefäße, indem die Chinesen (wie die Amerikaner, bemerkt Hr. D.) die üble Gewohnheit haben, sich stark zu räuspern, und viel auszuspeyen. Unter die geschätztesten Verzierungen des Hauses gehören die vielfärbigen Laternen aus Seide, Papier, Horn und die Schriftentafeln, indem die Chinesen große Kalligraphen. Da in China alles geregelt, so ist auch die Zahl der Sänftenträger, womit sie reisen, vorgeschrieben; Privaten haben nur zwey, gewöhnliche Mandarinen vier, die Vicekönige acht, und der Kaiser allein sechzehn. Die Staatsbeamten werden in öffentlichen hiezu bestimmten Gebäuden, welche Kong-kuan heißen, oder in budhistischen Tempeln einquartiert. Die Chinesen haben keine Posten, aber außerordentlich schnell reisende Kouriere, die eine Feder auf den Kopf stecken, und dann Fei-ma, d. i. fliehendes Pferd, heißen. Diese Feder erinnert an die Federbüsche, welche ehemals die Tschausche, Dscharbadschi und Peike in der Türkey trugen, und deren Ursprung nach türkischen Sagen von den Federn des Simurg *), oder auch von denen des Hudhud oder Widhopfes, welcher der Staatsbote Salomons war, abgeleitet. Die kaiserlichen Befehle werden von einem Staatsbeamten in einer auf den Rücken gebundenen Röhre überbracht. Die chinesischen Boote sind außerordentlich bequem eingerichtet, auf allen Masten findet sich die Inschrift angeschlagen: Nehmet eure Beutel in Acht! Die unermüdliche Thätigkeit der Chinesen ähnelt dieselben weit mehr industriösen europäischen Völkern, als asiatischen an, und es ist in dieser Hinsicht weniger Unterschied zwischen ihnen und Engländern oder Franzosen, als zwischen diesen und Spaniern oder Portugiesen. Im zehnten Hauptstücke wird das Merkwürdigste von Peking, im eilften von Nanking und Kanton be-

*) Rosenöhl. Stuttgart 1813. I. Bd. S. 193.

schrieben. Peking zerfällt in die nördliche tatarische und die südliche chinesische Stadt; in der ersten ist der Tschong-lo oder Glockenthurm, nebst den Altären der Sonne und des Mondes; in der chinesischen Stadt, welche auch die der neun Thore heißt, sind die ungeheuren Höfe der Tempel des Himmels und der Erde, und der dem schwarzen Drachen (He-long), d. i. dem Genius des flüssigen Elementes, geweihte große Weiher. Jede Stadt ist in Gruppen von zehn und hundert Häusern abgetheilt, die ersten heißen Kia, die zweyten Pao. Nanking, d. i. südliche Stadt, wird heute Kiang-ning-fu genannt. Der berühmte porzellainene Thurm hat diesen Namen nur von den porzellainenen Ziegeln, womit er gedeckt ist. Die Thürme von neun Stockwerken heißen Pagoden; Hr. D. hätte bemerken können, daß dieses Wort nur die Verstümmlung des persischen Wortes Butkede (Budha's Gaden). Die Neunzahl, als die heilige budhistische und tatarische, springt überall ins Auge; Budha ist selbst die neunte Verkörperung Wischnu's nach der Lehre der Brahmanen; Pagoden heißen nicht nur die Thürme mit neun Stockwerken, sondern auch die budhistischen Tempel, von dessen Dach sich gewöhnlich neun kleine Thürmchen erheben, welche in der neungipfeligen Herrscherfahne Tschengischan's wieder vorkommen; der neun Fahnen des Heeres, der neun Klassen der öffentlichen Staatsbeamten, der neun Kugeln, wodurch sich ihre Mützen unterscheiden, und der neunmaligen Anbetung (Ko-tu) ist bereits oben Erwähnung geschehen, wie so eben der neun Thore der chinesischen Stadt. Diese Neunzahl findet sich aber auch in Indien als heilige Zahl, wie in den neun Gopias, d. i. Hirtenmädchen, welche den Elephanten bilden, auf welchem Krischna reitet, welcher der indische Apoll, so wie die neun Gopias die neun indischen Musen.

Der zweyte Theil behandelt in zehn Hauptstücken die Religion des Confucius, den Budhismus, die Lehre der Tao-tse, die Sprache, Literatur, Künste, Erfindungen, Wissenschaften, Agrikultur, Statistik und Handel der Chinesen, nebst einem Anhange des Uebersetzers über die Fortschritte der chinesischen Philologen, in welchen von den Engländern der Herren Davis, Staunton, Morrison, Milne, Thomas, von den Franzosen Premare's, Abel Remusat's und Stanislaus Julien's, aber nicht eines einzigen Deutschen, nicht einmal Klaproth's, gedacht wird. Wenigstens hätte der hier unter Nr. 1 aufgeführten deutschen Uebersetzung der Werke des Confucius erwähnt werden sollen, deren erster Theil schon vor zwölf Jahren erschienen, und deren zweytem eine wörtliche lateinische Uebersetzung beygegeben ist. Die erste Hälfte ist nach der schon vor dreyßig Jahren zu

Serampor erschienenen englischen Uebersetzung Marshman's, die zweyte mit Zuziehung chinesischer Scholien verfertigt. Das philologische Verdienst dieser Benützung liegt außer dem Bereiche unseres Urtheils. In der deutschen Rechtschreibung substituirt Hr. Dr. Schott das ŭ dem è der Franzosen, er schreibt Kung-fu-dsŭ statt Kong-fu-tse, Tschina statt China, Ging statt King u. s. w. Rec. hat nach Klaproths Beyspiel China und nach dem Julien's King zu schreiben vorgezogen. Bey dem in der jüngsten Zeit in Europa steigenden Interesse für chinesische Literatur war es ganz gewiß ein verdienstvolles Unternehmen, das Grundwerk chinesischer Weisheit deutschen Lesern (wenn auch nur aus der englischen Uebersetzung Marshman's) zugänglicher zu machen, und dasselbe mit nützlichen Anmerkungen zu begleiten, welche der Uebersetzung des Textes angehängt, fast von eben so großem Umfange als dieser. Jeder, wer auch nur deutsch liest, ist nun im Stande, das so gepriesene, und von den Sinologen überschätzte Verdienst der Werke des Confucius selbst zu beurtheilen. Dem Stoffe nach enthält dasselbe wohl reine Sitten- und Tugendlehre, auf das Prinzip kindlicher und brüderlicher Liebe, und selbst auf das erst ein halbes Jahrtausend später durch das Evangelium verkündete Wort: Was du selbst nicht willst, das thue nicht Anderen (II. S. 55), gegründet; aber der Form nach steht dasselbe den klassischen moralischen Werken der Perser und Araber, den ethischen Gedichten der ersten und den Weisheitsgnomen der zweyten bey weitem nach. Das Buch des Rathes von Attar oder das Gülistan Saadi's enthalten eben so viele Weisheit, aber viel lieblicher eingekleidet. Hr. S., ohne dieß einzugestehen, scheint es selbst gefühlt zu haben, indem er in der Note einige persische Stellen aus Saadi und einige arabische Sprichwörter beybringt. So z. B. zu XVII. S. 29: Kenntnisse besitzen, und sie gut anwenden, ist Weisheit; das persische Sprichwort: Ein Weiser ohne Werke ist eine Biene, die keinen Honig gibt; schöner ist dasselbe noch gesagt von Saadi: Der Weise, der nicht handelt, ist ein blinder Fackelträger, der erleuchtet, ohne erleuchtet zu werden; oder dem arabischen Spruche: Wissende, die nicht thun, sind regenverweigernde Wolken *). Einige Stellen, in welchen die chinesische Tugendzahl, die Drey (deren Quadrat die Neun) sich herausstellt, wie im Buche des Rathes die persische Vier, fordern ganz natürlich zur Vergleichung zwischen

*) Die Worte der Väter im morgenländischen Kleeblatt. Wien 1819 S. 63.

dem Werke des Confucius und dem Scheiche Attar auf, und wir lassen hier zwey solcher Stellen aus dem Chinesen und Perser auf einander folgen, als das beste Belege für die Wahrheit unseres obigen Urtheils; es handelt sich um drey und vier Dinge, vor denen sich zu hüten. Confucius sagt (II. Bd. S. 64):

»Der Weise hat sich vor drey Dingen zu hüten. In der Jugend, wenn Blut und Lebensgeister noch nicht gedämpft sind, hüte er sich vor der Wollust. In reiferen Jahren, wenn Blut und Lebensgeister gedämpft sind, hüte er sich vor Zänkereyen. Im Greisenalter, wenn Blut und Lebensgeister geschwächt sind, hüte er sich vor Habsucht.«

Um wie viel lebendiger und eindringlicher Scheich Attar im Buche des Rathes:

Der Dinge gibt es vier, o Bruder! voll Gefahr,
Die du vermeiden mußt, wenn möglich, immerdar.
Die Nähe des Sultans, Gesellschaft mit den Schlimmen,
Begierde nach der Welt, Gespräch mit Weiberstimmen.
Die Nähe des Sultans ist Feuer, das verzehrt;
Mit Bösen Umgang dir Verderben nur beschert;
Wie Schlangen hat die Welt in ihrem Inn'ren Gift,
Wiewohl ihr Aeuß'res bunt, bemalt mit schönster Schrift;
Ihr Aeußeres stellt sich als schön dem Auge dar,
Allein von ihrem Gift droht Seelen die Gefahr;
Der bunten Schlange Gift verursacht tödtlich Leiden,
Und der Vernünftige wird fern dieselbe meiden.
Schau wie die Kinder nicht auf rothes, gelbes Tuch!
Sey nicht wie Weiber stolz auf Farbe und Geruch!
Das alte Weib, die Welt, ist nur geschmückte Braut,
Die lüstern immerfort nach and'rem Freyer schaut;
O glücklich ist der Mann, der ohne sie zufrieden,
Der ihr den Rücken kehrt, dreymal von ihr geschieden;
Mit Lippen lächelnden zeigt sie sich zwar dem Mann,
Doch mit der Zähne Biß ermordet sie ihn dann.

Wie lebendig werden hier nicht der Sultan, die Bösen, die Welt durch das Feuer, die Schlange und das alte Weib vor die Augen gestellt! So wie hier, so tritt überall der Mangel an Einbildungskraft bey den Chinesen hervor, wie denn auch ihre Poesie in Vergleichung der persischen und arabischen eine sehr nüchterne und eintönige. Wir heben noch einige Stellen aus, die zu Bemerkungen Stoff bieten, oder uns besonders merkwürdig scheinen. »Ein tugendhafter Herrscher ist dem Nordsterne gleich: er steht fest, und alle Gestirne umkreisen ihn;« erinnert an das *βλέπε τὸ ἄστρον* der Stoiker und an das *εἰς τὸν οὐρανὸν ἀφορᾶν* der Pythagoräer bey Marc Aurel, dessen Commentaren Rec. eben so den Vorzug vor dem Lün-Jü des Confucius gibt, wie dem Pendname Scheich Attar's und dem Gülistan Saadi's. Uebertrieben ist kindliche Ehrfurcht, und herabgewürdigt die Idee des Gebetes, wenn es heißt (I. 31): »In einer Pagode beten,

wo deine Väter nicht ruhen, ist niedrige Schmeicheley.« Das von Horaz schön ausgeführte: Non omnia possumus omnes, heißt im Lün-Jü: »Wenn du einen Pfeil abschießest, so trachte nicht den Schild zu durchbohren. Einer hat nicht so viel Kräfte als der andere.« Sehr schön (I. S. 42): »Wenn ich am Morgen Weisheit lerne, und schon am Abend sterbe, so kann ich mich glücklich preisen.« Nur hie und da bildliche Gnomen, wie (I. 49): »Faules Holz taugt nicht zum drechseln: einen Erdwall aus Koth überzieht kein frisches Grün.« Oder (II. 73): »Man hört oft sagen: Im Buche Li-ki heißt es, im Buche Li-ki heißt es. Was sagen denn Gefäße von edlen Steinen und seidene Gewänder? Eben so oft hört man: Im Yo-king steht geschrieben, im Yo-king steht geschrieben. Was sagen denn Glocken und Trommeln.« Oder (II. 76): »Wenn die alte Frucht bereits nicht mehr vorhanden ist, so reift schon die neue. Wer dem Holze durch Reibung Feuer entlockt, muß (den Jahreszeiten gemäß) mit dem Feuer wechseln (bald diese, bald jene Holzart gebrauchen). Zu diesen Veränderungen genügt der Kreislauf eines Jahres, also auch wohl zur Trauer.«

Die Gränzen dieser Anzeige erlauben nicht dieselbe Ausführlichkeit über den zweyten, als den ersten Theil. Das Interesse der gegebenen Auszüge aus dem ersten genügt, auf die Wichtigkeit des zweyten aufmerksam zu machen, und das ganze Buch als ein sehr lesenswerthes zu empfehlen. Wir begnügen uns mit einigen wenigen Notizen und Bemerkungen: Die oben erwähnte heilige Zahl Neun springt in der Zahl der klassischen und der heiligen Bücher, der Lehre des Confucius, hervor, welche weniger eine Religion, als ein philosophisches System (keines wirkte je auf einen größeren Theil des Menschengeschlechtes ein). Die neun heiligen Schriften bestehen aus den vier Büchern und aus den fünf Werken. Die vier Bücher sind: 1) Ta-hio, das Studium der Erwachsenen; 2) Schong-jang, die unwandelbare Mitte; 3) Lun-ju, die überlieferten Worte des Confucius; 4) die des Meng-tsö (Mencius). Die fünf Werke sind: 5) Der Schi-king oder das Liederbuch; 6) der Schu-king, d. i. die Worte der alten Kaiser Jao und Schün; 7) Li-ki, das Ceremonienbuch; 8) Schün-ziö, die Geschichte, das einzige originale Werk des Confucius; 9) Y-king, die Kosmogonie aus dem Urprinzipe Tai-ki, dessen Hieroglyphe ein Kreis, welchem ein liegendes ∞ eingeschrieben; der convexe Theil der eingeschriebenen Schlangenlinie heißt Jang, und stellt das thätige männliche Prinzip, der concave heißt Jin, und stellt das leidende weibliche Prinzip vor, aus der Vereinigung beyder (der Lingam und Joni der Inder) ist Alles was ist

entstanden, und dieser Dualismus des Männlichen und Weiblichen läuft durch die ganze chinesische Sprache; so sind der Himmel und die Sonne Jang, die Erde und der Mond Jim; der Himmel (Tien) ist der Vater und die Erde (Ti) ist die Mutter; sie brachten den Menschen hervor, aber derselbe mußte erst durch die Vernunft unterrichtet werden, welche das Werk der Weisen; diese bilden mit Himmel und Erde die chinesische Dreyeinigkeit; Himmel, Erde und Mensch sind die Theilungsgründe der chinesischen Encyclopädie: sie beten den Himmel und die Erde, aber auch eine höchste Intelligenz und eine Menge unterer Gottheiten an, wie den schwarzen Drachen, Genius des flüssigen Elementes, und die Königin des Himmels Tien-heu, welche die Madonna der Budhisten, von denselben Kuan-jin oder Sching-mu, d. i. heilige Mutter, genannt wird, und vielleicht, wie Hr. D. meint, erst aus der christlichen Mutter Gottes entstanden seyn dürfte. Das mystische Wort Am oder Om ist den Budhisten nicht minder heilig als den Brahmanen, diese denken sich darunter ihre Dreyeinigkeit (Brahma, Wischnu, Siwa), jene die ihrige (Budha, Dharma, Sanga); Budha ist die Vernunft, Dharma das Gesetz, Sanga der Verein Mehrerer zu Einem Zwecke. Der Verein des budhistischen Klerus heißt Sanga, welches Wort die Missionäre mit Bonze übersetzt haben, in welchem aber der Begriff des Priestervereines liegt. Auch die Lehrer der Tao-tse haben eine Dreyeinigkeit, welche sie die drey Reinen nennen, nämlich Sonne, Mond und Sterne. Die Jünger Lao-kiun's (des Religionsstifters der Tao-tse) sind der Alchymie und Magie ergeben, und suchen nebst dem Steine der Weisen den Trank der Unsterblichkeit; bey ihnen blühen Astrologie und Talismanenkunde. Einer der vorzüglichsten Talismane der Chinesen für Kinder ist der, welcher das Schloß von hundert Familien heißt; der Vater verschafft sich von hundert seiner Freunde und Bekannten einige Kupfermünzen, aus welchen ein Schloß verfertigt, und dieß dem Kinde an den Hals gehängt wird. Dieses Schloß der hundert Familien wäre die beste Vignette zum französischen Livre de cent et un gewesen. Ein anderer von Kindern getragener Talisman ist die Abbildung des fabelhaften Thieres Ki-lin, welches zur Zeit der Geburt des Confucius erschien. Am fünften Tage des fünften Monats pflanzt man als Uebel abwehrend vor den Thüren Zweige des Acorus calamus und der Pflanze Ngai. In derselben Absicht wird am neuen Jahrestage ein Pfirsichzweig voll Blüthenknospen vor die Thüre gepflanzt; die acht mystischen Diagramme des Fu-hi werden auf Stein oder Metall gegraben als Amulett getragen; die Abbildungen langer Kürbisse gelten

als Assekuranzpolizzen langen Lebens. Die größte Gunst des Kaisers gegen seine Minister ist das von seiner Hand geschriebene Wort Schëu, welches als Talisman aufgehängt wird. Das neueste Seitenstück zu einem solchen autographen Kaisertalisman ist die vom regierenden Sultan Mahmud (welcher ein großer Kalligraphe) Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzoge Johann bey dessen Anwesenheit zu Konstantinopel zum Andenken verehrte Handschrift: Efdhalul-dschud beslul-mewdschud, d. i. die trefflichste Freygebigkeit ist die Anwendung der Tüchtigkeit. Inschrifttafeln, welche auch bey Türken, Arabern und Persern häufig an den Wänden aufgehängt sind, werden in China überall als Amulette und Talismane betrachtet; alte durchlöcherte Münzen, an dem Kopfe von Bettstätten aufgehängt, gelten als Talismane, um durch die Kraft der Kaiser, unter welchen diese Münzen geschlagen worden, Gespenster abzuwehren. Die Europäer mit ihren blonden Haaren und langen Nasen hatten für die Chinesen gespenstisches Aussehen, und sie nennen dieselben daher noch heute Fan-kuei, d. i. fremde Gespenster. Die Fledermäuse, welche bey uns so ominös, sind bey den Chinesen Vögel guter Vorbedeutung. Für die Krähen mit weißem Halse haben sie große Verehrung. Einer ihrer größten Aberglauben, der mit dem Worte Fong-schui, d. i. Wind und Wasser, bezeichnet wird, ist eine Art von Geomantie. Eine Art von Wahrsagerey besteht darin, Stückchen Holz, welche in länglichen Ovalen geschnitten, auf die Erde zu werfen, und aus der Art, wie sie fallen, günstige oder ungünstige Vorbedeutung zu ziehen. Aehnliches meldet Tacitus von der Wahrsagerey der alten Germanen.

»Dsü-gung fragte: Warum hieß Kung-wen-dsü (vorzugsweise) der Gelehrte? Dsü sprach: Er vereinigte mit den vortrefflichen Anlagen die gründlichste Gelehrsamkeit. Er schämte sich nicht, selbst von denen zu lernen, die dem Range nach tief unter ihm standen: darum nannte man ihn den Gelehrten« (I. S. 51). »Dsü sprach: Der Mittelweg ist die Bahn der Weisheit: nur Wenige beharren auf ihm. Strebet eifrig darnach, ihn zu erreichen« (I. S. 61).

In der Note wird bemerkt, daß die Lehre vom unveränderlichen Mittelwege Dschung-jung eine kleine Schrift veranlaßt habe, worin Dsü-ße, der Enkel des Confucius, den Begriff des unveränderlichen Mittelwegs und die Wichtigkeit desselben für den Staatsmann näher entwickelt. Als Seitenstück hätte hier der arabische Spruch: Das beste der Geschäfte ist das mittelste, und die Stelle der Ueberlieferung, worin Mohammed sein Volk als das mittelste erklärt, angeführt werden können.

»Dsü sprach: Groben Reis zur Speise, Wasser zum Tranke, den gekrümmten Arm als Polster: auch in dieser Lage können wir glücklich seyn. Ohne Tugend sind mir Ehre und Reichthum nur vorüberziehende Wolken« (I. S. 87).

S. 173 wird in der Note das Nöthige über den chinesischen Vornamen (Ming), welcher auch der kleine oder Kindername heißt, und die Beynamen oder Ehrennamen gesagt, deren sich die Chinesen bedienen, um die Verwirrung, welche aus der geringen Zahl ihrer Geschlechtsnamen entstehen müßte, zu vermeiden. Dieß ist auch bey den Arabern der Fall, deren eigentliche Namen sich auf die der Propheten und einige wenige ursprünglich arabische beschränken; dafür ist aber ihr System der Vornamen (Kunijet), Beynamen (Lakab), Zunamen (Mensub), Dichternamen (Machlaß) viel umständlicher und sorgfältiger ausgebildet, als das der Chinesen, indem z. B. der Zuname allein in mehrere Klassen zerfällt, nämlich in den des Stammes des Ursprungs der Familie (Aßli), des Geburtsorts (Mowelled), des Aufenthalts (Nesil), der Sekte (Mesheb).

»Dsü hörte dieß, und sprach zu seinen Schülern: Was für ein Gewerbe soll ich denn treiben? Soll ich Fuhrmann oder Bogenschütze werden? Laßt mich einen Fuhrmann werden!« (I. S. 80).

In der Note wird dieß für eine scherzhafte Antwort erklärt, was sie uns nicht zu seyn, sondern vielmehr in dem Sinne verstanden zu werden müssen scheint, daß Confucius ein Fuhrmann der Seelen und Geister, ein Psychagoge seyn wollte, wie Sokrates in Xenophon's Memorabilien ein Jäger der Seelen. Was in der vorhergehenden Note vom Kaiser Jü erzählt wird, welcher an der Pforte seines Pallastes eine Glocke, eine Trommel und drey Tafeln (die eine von Eisen, die andere von Stein, die dritte von Bley) befestigen ließ, findet sein Seitenstück in der Glocke des Pallastes Nuschirwan's des Gerechten, nur ist die Anordnung des chinesischen Kaisers umständlicher. Der Glocke mußte man sich in bürgerlichen Angelegenheiten bedienen; die Trommel wurde gerührt, wenn es Gesetz und Religion betraf; die bleyerne Tafel diente zu Vorschlägen in Regierungssachen. Die Kläger über Ungerechtigkeiten schlugen an die steinerne Tafel. Ein Rest dieser asiatischen Regierungsweisheit waren die Löwenrachen am Markuspallaste. Die Dreymaldrey als heilige Neun findet sich im folgenden Satze:

»Der Weise hat neun Gegenstände der Betrachtung und des Strebens. Wenn er schaut, strebt er nach Klarheit; wenn er hört, nach guter Auffassung; in seinen Mienen nach Heiterkeit; in der Haltung des Körpers nach Würde; in den Worten nach Aufrichtigkeit; in Geschäften nach Emsigkeit; wenn er zweifelt, nach Erforschung der Wahrheit; wenn er zürnt, denkt er an die traurigen Folgen; wenn er Gelegenheit zum Gewinn hat, an Recht und Billigkeit« (I. S. 65).

Auch die Chinesen haben ihre sieben Weisen, wie die Griechen (Pe-i, Schu-zi, Yü-dshung, Y-ye, Dshu-dshang, Lieu-hia-hoei und Schao-lian). Das Resultat der Lesung des Lün-jü bestätigt den Ausspruch Duhalde's: »daß die Lehre des Confucius nur dahin strebe, der menschlichen Natur ihren ersten Glanz und ihre erste, vom Himmel empfangene, durch die Finsternisse der Unwissenheit und durch die Ansteckung der Laster verdunkelte Schönheit wiederzugeben. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, rieth er an, dem Herrn des Himmels zu gehorsamen, ihn zu ehren und zu fürchten, den Nächsten wie sich selbst zu lieben, seine Neigungen zu überwinden, niemals die Leidenschaften zur Regel des Betragens zu nehmen, dieselben der Vernunft unterzuordnen, diese in allen Dingen anzuhören; nichts zu thun, nichts zu sagen, ja sogar nichts zu denken, was derselben zuwider. Der Kern der chinesischen Gnomik findet sich in dem Werke Wan-jen-ju, d.i. das Buch der zehntausend Worte, indem es deren so viel enthalten soll; dasselbe wird am ersten und funfzehnten Tage jedes Mondes (Neumond und Vollmond) dem Volke und den Soldaten vorgelesen, die sich dreymal niederknien, und neunmal den Kopf gegen die Tafel, worauf der Name des Kaisers geschrieben ist, niederbeugen müssen. Ihre Tempel, ihre Wohnungen hängen voll von Inschrifttafeln, worauf Sittensprüche schön geschrieben sind. Ein Compendium der Gnomik in Einem Bande ist das Buch Ming-sin-pao-kien, d.i. köstlicher Spiegel, um den Geist zu erleuchten. Da Sprichwörter und Sittensprüche am besten den Charakter eines Volkes schildern, so hat Davis eine Centurie derselben ausgewählt, mit welcher wir diese Anzeige beschließen wollen.

1) Der Weise schmiegt sich nach den Umständen, wie das Wasser nach der Form des Gefäßes, worin es enthalten. 2) Durch den Mund gehen die Krankheiten ein und die Unglücke aus. 3) Der Irrthum eines Augenblicks macht das Unglück eines Lebens. 4) Man kann Krankheiten heilen, aber nicht das Loos ändern. 5) Ein leerer Kopf ist allen Einstreuungen offen, wie ein hohler Berg jeden Schall wiedertönt. 6) Ist der Baum umgehauen, verschwindet der Schatten, den er geworfen. 7) Wer nach Hirschen jagt, achtet nicht der Hasen. 8) Sich fürchten Spuren zu lassen, und doch im Schnee gehen. 9) Läßt man die Wurzel, so wächst das Unkraut nach. 10) Nachgiebigkeit von Oben erzeugt Nachläßigkeit von Unten. 11) Der Diamant wird nur durch das Reiben geglättet, der vollkommene Mensch nur durch das Unglück geprüft. 12) Was man ins Ohr sagt, hört man oft auf hundert Meilen. 13) Ratzenzähne geben kein Elfenbein. 14) Der Weise vergißt alten Groll. 15) Besser Reichthum nach Armuth, als Armuth nach Reichthum. 16) Der Vogel kann sich nur auf Einem Zweige wiegen, die Maus aus einem Flusse nur nach ihrem Durste trinken. 17) Wenn der Teich trocken, sieht man die Fische. 18) Eine Kuh gibt nicht zwey Häute. 19) Wer

schnell ißt, kaut wenig. 20) Was man nicht sagen kann, soll man nicht thun. 21) Die Qual des Neides ist wie ein Sandkorn im Auge. 22) Wer sich in der Welt erheben will, muß seinen Ehrgeiz in Demuth kleiden. 23) Aus dem Uebermaße des Vergnügens entsteht das Gegentheil desselben. 24) Die Götter können nicht dem Menschen helfen, der die Gelegenheit entfliehen läßt. 25) Grab einen Brunnen ehe du Durst hast. 26) Honigworte sind Gift, bittere Worte sind Arzney. 27) Der volle Magen begreift nicht des Hungers Pein. 28) Gestohlene Nahrungsmittel essen, ohne sich den Mund abzuwischen (das Handwerk eines Betrügers üben, ohne die nöthige Arglist zu besitzen). 29) Sorglosigkeit führt zur Unredlichkeit. 30) Die Eyer bleiben lang geschlossen, doch zuletzt schlieft das Küchlein heraus. 31) Schwimmen mit Einem Fuße auf dem Lande (große Vorsicht). 32) Wenn Jen-wang (der König der Hölle) einen Menschen in der dritten Stunde zu sterben verdammt hat, so kann ihn keine Macht bis zur fünften erhalten. 33) Besser ists, ein Hund zu seyn, und in Frieden, als ein Mensch zu seyn, und in Anarchie zu leben. 34) Die Wissenschaften und der Feldbau sind die zwey ersten Beschäftigungen. 35) Einer Schlange Füße geben (von überflüssigen Beweisen). 36) Eine geschickte Feder ersetzt Gedächtniß und Gedanken. 37) Wer nach Vortrefflichkeit strebt, wird mehr als Mittelmäßigkeit erreichen; wer nach Mittelmäßigkeit strebt, wird noch tiefer sinken. 38) Wasser auf den Rücken einer Ente schütten (unnützer Rath). 39) Eine Katze gewinnen und eine Kuh verlieren (Folgen von Prozessen). 40) Die Bewegung der Hand sperren ist das Mittel, die Bewegung des Mundes zu hindern (wer nicht arbeitet, wird nicht essen). 41) Kein Arzneymittel ist das sicherste in der Arzneykunde. 42) Es gibt kein Mittel, verwelkte Blumen wieder blühend zu machen, und das Alter wieder zu verjüngen. 43) Ich werde meine porzellainene Schale nicht gegen seinen irdenen Topf auf die Probe setzen. 44) Wer mit Mühe arbeitet, wird mit Vergnügen essen. 45) Keine Gläubiger von Außen, keine Doctoren von Innen (ohne Krankheit und Schulden). 46) Die Enthaltsamkeit ist eine häusliche Juwele. 47) Ein Oelkrug dient nur zum Oele (Semel imbuta). 48) Güte verbindet mehr als ein Darlehen. 49) Entlehntes Geld kürzt die Zeit, für Fremde arbeiten verlängert dieselbe. 50) Die Freundschaft der Mandarinen macht arm, und die der Kaufleute reich. 51) Was ein Fisch trinkt, geht durch die Ohren weg (wie gewonnen, so zerronnen). 52) Wenn die Familien keine Söhne haben, die sich den Wissenschaften weihen, wer soll dann das Volk regieren! 53) Die, so nicht manchmal taub (nachsichtig), taugen nicht zum Regieren. 54) Man sollte das Recht der Verwandtschaft vorziehen. 55) Eine Frau ist für nichts verantwortlich, die Verantwortlichkeit lastet auf ihrem Gemahle. 56) Die Bienen haben ihre Könige und Minister, die Ameisen ihre gesellschaftlichen Verhältnisse. 57) Die Aeltern zeigen am meisten Liebe gegen ihre Kinder, indem sie ihnen Fleiß und Selbstverleugnung lehren. 58) Jedesmal, wenn man ein Buch aufschlägt, lernt man etwas. 59) Talente entwickeln sich durch Uebung. 60) Wenn die Gesetze nicht bis über die kaiserliche Familie ihre Gewalt ausüben, so werden sie nicht geachtet werden. 61) Zu frühe Belohnungen macht den Geist träge. 62) Um zu regieren, ist das Beyspiel das beste, hernach unparteyische Strenge. 63) Die großen Reichthümer kommen vom Schicksale, aber durch Fleiß erwirbt man ein mäßiges Vermögen. 64) Was die Oberen thun, wird von den Unteren auf das Aeußerste getrieben. 65) Ein unruhiger Mensch liebt Unruhen zu erwecken, taugt aber nichts,

wenn er mitten darinnen; ein gesetzter, geschickter im Gegentheil macht ernste Unruhen unbedeutend, und vernichtet die geringen gänzlich. 66) Große Vögel nähren sich nicht von kleinen Körnern. 67) Der wahre Genius hat immer die Einfachheit eines Kindes. 68) Eines Erhalten macht zwey Verlangen. 69) Die Zuschauer eines Spieles sind bessere Richter, als die Spieler selbst. 70) Die beste Sache ist, geachtet zu seyn, hernach geliebt zu werden; es ist schlimm, gehaßt zu werden, aber noch schlimmer, verachtet zu seyn. 71) Ein fetter Hahn macht fette Hühner. 72) Der Arme kann mit den Reichen in keine Collision (Vergleich) kommen, weder der Reiche mit dem Mächtigen. 73) Der Mann in Stiefeln kennt den in Schuhen nicht. 74) Der Wohlstand ist eine Wohlthat für den Weisen, aber ein Fluch für den Thörichten. 75) Die Menschen zünden kein Rauchwerk an, so lange sie glücklich sind; sobald sie aber unglücklich sind, umfassen sie die Füße des Fo. 76) Die Worte des Mannes gehen wie ein Pfeil gerade zum Ziele, die des Weibes sind Stäbe eines gebrochenen Fächers. 77) Häusliche Fehler sollen nicht außer Hauses verlauten. 78) Eine gute Handlung bleibt inner der Thüre, aber der Ruf einer Bösen verbreitet sich auf hundert Meilen weit. 79) Man sucht die Tugend in einer Gemahlin, die Schönheit in einer Beyschläferin. 80) Ein thörichter Mann fürchtet sein Weib, ein kluges Weib gehorcht ihrem Gemahl. 81) Wenn der obere Balken sich geworfen, wird der untere schief. 82) Die Gefälligkeit gewinnt Freunde, die Freymüthigkeit mißfällt. 83) Ein gutes Pferd bedarf nur Eines Streiches, ein Weiser nur Eines Wortes. 84) Wer sich nicht hoch erhebt, wird weniger leiden, wenn er fällt. 85) Das Grün dauert durch Einen Sommer, der Mensch dauert durch Ein Geschlecht. 86) Die Schuld des Trunkenen ist seine eigene, und nicht des Weines. 87) Der Mensch, der sich selbst bekämpft, wird glücklicher seyn, als der, so mit anderen streitet. 88) Es ist ein böses Zeichen, wenn ein Jüngling wacht und ein Greis schläft. 89) Der Fisch wohnt in den Tiefen des Wassers und der Adler in den Höhen der Luft; diesen, so hoch er fliegt, erreicht der Pfeil, und jenen, so tief er untertaucht, die Harpune; aber das Herz des Menschen kann man auch in der Entfernung eines Schuhes nicht erkennen. 90) Der Kaiser und der Unterthan, welche die Gesetze verletzen, sind gleich schuldig. 91) Jeder kehre den Schnee vor seiner Thüre, ohne sich um den Reif, der auf dem Dache des Nachbars, zu bekümmern. 92) Ziehe deine Schuhe nicht in einem Melonenfelde aus, setze deine Mütze nicht unter einem Pflaumenbaume zurecht (betrage dich mit Umsicht nach den Umständen). 93) Der Mensch soll sich mit derselben Strenge beurtheilen wie andere, und andere mit derselben Nachsicht entschuldigen wie sich selbst. 94) Wiewohl das Leben des Menschen auf hundert Jahre beschränkt ist, so gibt er sich so viele Mühe, als ob er tausend zu leben hätte. 95) Von Natur aus sind alle Menschen gleich, aber durch die Erziehung verschieden. 96) Wenn alle Menschen ihre Aeltern ehrten, und ihre älteren Brüder hochachteten, so würde die Welt in Frieden leben. 97) Die zu stark gespannte Sehne eines Bogens bricht, und unterdrückte Völker empören sich. 98) Lange Kleider verstecken große Füße. 99) Beuge den Maulbeerbaum so lange er noch jung 100) Durch den Unterricht werden die Söhne des Volkes zu großen Männern, und ohne Unterricht sinken die Söhne der Großen wieder in die Klasse des Volkes herunter.

Hammer-Purgstall.

Art. II. Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Carl Aug. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von K. W. Böttiger, Hofrathe und Professor zu Erlangen. Zweytes Bändchen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1838. 8. 313 S.

Der zweyte Band der literarischen Zustände ist von jenen Makeln gereinigt, welche wir im ersten zu rügen hatten; er steht aber auch an Interesse weit hinter diesem zurück.

Er zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste enthält Memorabilien von Böttiger's Reise nach Hamburg 1795, und der nach Berlin 1797; die zweyte Abtheilung eine Anzahl Briefe Verstorbener von Weimar, an Böttiger: von Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Frln. v. Göchhausen, Einsiedel, Knebel, Meyer, Falk, Fernow u. A. Der Herausgeber bemerkt, daß das angekündigte zweyte und dritte Bändchen nach strenger Sichtung in ein einziges zusammengeschmolzen worden, fügt jedoch bey; daß eine Reise von 1793 nach Halle, Dirskau, Braunschweig und Helmstädt nachfolgen könnte, wo über Wolf, Sprengel, Niemeyer, Gleim, Ebert, Zimmermann, Jerusalem, Campe, Refewitz, Beireis, Bruns, Henke, v. Veltheim, das Braunschweiger Museum, die Aufhebung der Constantisten interessante Notizen enthalten sind. Auch die Briefsammlung könnte durch sehr anziehende Briefe von Schlözer, Klopstock, Jean Paul, Joh. Müller, Loder, Hufeland, Heyne, Wolf, Reinhard, Schütz, Elisa v. d. Recke, Gleim einen späteren Zuwachs erhalten.

Böttiger's Reise nach Hamburg enthält zuvörderst einige interessante Bemerkungen über Gleim, dann über Campe. Weniger allgemeines Interesse haben die Kapitel Familie Reimarus, Caroline Rudolphi, von Axen, Dr. Bartels, Reichard und Lichtenstein, so wie überhaupt alles, was vom Aufenthalte Böttiger's in Hamburg und Braunschweig gesagt wird, nur hin und wieder durch Einzelnheiten einige Bedeutung erhält, welche aber nur sparsam zu finden sind, und nicht viel zur Charakteristik der Personen, von denen sie erzählt werden, noch zur Schilderung ihrer Verhältnisse zur Zeit, in der sie lebten, beytragen.

Von ungleich größerem Gehalte ist die Mittheilung von Böttiger's Tagebuch einer Reise nach Berlin im Jahre 1797.

Als ausgezeichnet erscheint darin das Kapitel: Karl Wilhelm Ramler (August 1797). Zur Uebersetzung der Horazischen Oden in ihrer ursprünglichen Metrik kam er dadurch, daß Biester in ihn drang, ihm etwas für die Monatschrift zu geben.

Er versuchte dabey die vierzehn verschiedenen Sylbenmaße des Horaz, und nahm zu jedem eine andere Ode, um durch den Versuch sich zu überzeugen ob unsere Sprache dagegen rebellire. Lessing wünschte diese Versuche zu sehen, und dieß bewog ihn, sie fortzusetzen, und nach und nach sein Heil mit immer mehreren zu versuchen.

Die Fabellese entstand aus einer Gattung von Patriotismus. — Der König hatte geäußert: die Deutschen hätten nur einen Fabeldichter, Gellert, und dieser sey noch bey weitem kein Lafontaine. Dieß wünschte Ramler durch den Augenschein widerlegen zu können. Er brachte achtzig Fabulisten zusammen, wo er freylich von manchem kaum eine einzige Fabel, und noch dazu ganz umgeschmolzen brauchen konnte, aber eben dieß Feilen und Umschmelzen machte ihm die größte Freude. Alles, was Ramler äußerte, hatte ganz die Form einer Apologie seiner Verbesserungssucht in fremden Werken, und bewies hinlänglich, daß ihm das Mißvergnügen, welches ihm viele große Dichter über seine Lieblingssünde bezeigt hatten, gar nicht unbekannt war. Er schickte Pfeffeln einige seiner Fabeln verbessert zur Prüfung zu. Dieser war damit vollkommen zufrieden, und bat, daß er mehrere dieser Verbesserungen in die Sammlung seiner Fabeln, die damals veranstaltet wurde, aufnehmen dürfe. Bey manchen wollte jedoch Pfeffel seine erste Lesart beybehalten, da sie ihm angemessener schien »Sie wissen ja,« sagte er zu Ramler, »jeder Mensch hat seine eigene Art, den Hut aufzusetzen.« Was etwas seltener erscheint, ist, daß Lessing mit seinen Verbesserungen zufrieden war, wie aus dessen Briefwechsel mit seinem Bruder und mit Ramler in dessen sämmtlichen Schriften Th. XXVII und XXX hervorgeht. Nur Gleim konnte er es nicht recht machen. Ramler fing ihn dafür durch eine List. Er schickte ihm einige Gedichte von Götz mit dabey geschriebenen Abänderungen, die aber Götz selbst, durch Ramler's Verbesserungen veranlaßt, gemacht hatte. Gleim, der sich einbildete, sie wären von Ramler, fand sie höchst unstatthaft und unverantwortlich, und stimmte sein altes Klaglied an. Als Gleim hinterher erfuhr, daß er des Verfassers eigene Verbesserungen getadelt habe, verdroß es ihn mehr, als Ramler gefürchtet hatte.

Was an Ramler mit Recht zu tadeln kömmt, sind seine Versündigungen an den schönsten Werken seiner Zeitgenossen durch kleinliche Wortkritik, die über dem Sylbenwägen den Vollgehalt der Gedanken und das Gepräge der Originalität übersah. Es ging Ramler hierin wie einem Gelehrten in Halle, der durchaus kein Buch lesen konnte, wo nicht die Interpunktation nach seinem Sinne bestellt war, und der daher alle Bücher, die er las, oft

auch die geborgten, erst noch einmal durchinterpunktirte. Eine Härte im Versbau oder in der Sprache erregte in Ramler ein sympathetisches Jucken in den Fingern. Gleim erzählte Böttiger'n, daß die Frau Elisa v. der Recke ihn mit Ramler'n nach einer langen Erkältung von beyden Seiten wieder zu einer persönlichen Unterhaltung bey Bernhard Rode zusammengebracht habe, als Gleim das letzte Mal in Berlin war. Man begrüßte und besprach sich herzlich von beyden Seiten; Gleim, voll Entzücken über die Wiederbelebung dieses »erstarrten Fleckens in seinem Herzen,« setzt sich sogleich, wie er von dieser Besprechung nach Hause kommt, und ergießt sich in einer dichterischen Epistel an Ramler, die er Elisen zuschickt, um sie seinem wiedergefundenen Freunde einzuhändigen. Kaum hat dieser die erste Zeile zu lesen angefangen, so hält er auch schon inne, schüttelt bedächtig den Kopf, und ruft: »Nein, das ist falsch! Es muß so heißen!«

Am Schlusse wird bemerkt, Ramler habe seit langer Zeit das Monopol in Berlin gehabt, was Gedicke von ihm geerbt zu haben scheint, die Inschriften auf Denkmünzen und öffentliche Denkmäler anzugeben. Aber gerade dieß war wohl nie seine Stärke; besonders sind ihm die lateinischen Inschriften oft verunglückt. Wer kennt nicht das »paternis prosecutus lacrymis« auf dem Monumente des Grafen Mark. Und doch wollte ihm Böttiger diesen Solöcismus gegen die Grammatik eher verzeihen, als den gegen die Würde der Menschheit, indem der Sohn einer Maitresse in so hochtrabenden Ausdrücken gepriesen wird. Was soll, meint er, »egregiis virtutibus ornatus« hier heißen?

Der interessanteste Aufsatz dieser Abtheilung ist unstreitig der: Ch. Schadow (geschrieben 1797).

Christian Fr. Gottl. Schadow, Rector der Kunstakademie und Hofbildhauer, geb. 1761 zu Potsdam, wurde durch den bekannten Zeichner und Kupferstecher Andr. Ludw. Krüger zum Künstler gebildet, und erhielt von diesem, der viele antike Köpfe, Büsten und Statuen aus der königlichen Sammlung selbst in Kupfer geätzt, und in zwey Bänden herausgegeben hat, die erste Liebhaberey zur Bildhauerkunst und zum Studium der Antike. Er legte sich hierauf besonders auf die Baukunst, und wurde beym Baucomtoir in Potsdam angestellt. Später machte er eine Reise nach Italien, und bildete sich unter Trippel mit Canova zu einem der beliebtesten Bildhauer. Seine Verdienste sind erst unter dem jetzigen Könige anerkannt worden. Die Vortheile waren bedeutend, welche Friedrich II. seinem Vorgänger im Rectorate der Kunstakademie, dem Bildhauer

Tassart, zugestand, dem er ein eigenes Haus, das Hofbildhauerhaus genannt, an der Königsbrücke bauen, und sonst alle möglichen Emolumente gewähren ließ Der Herr von Erdmannsdorf machte Schadow's Verdienste zuerst geltend, als er zur Auszierung des königlichen Schlosses einige Kamingesimse und Friesen von Schadow nach antiken Reliefs von kararischem Marmor arbeiten ließ. Das eine, im großen Parolesaal, im ersten Stockwerke des Schlosses, hat Böttiger mit großem Vergnügen und wahrer Hochachtung vor den mechanischen Fertigkeiten des Künstlers gesehen.

Den Fremden zeigte man vorzüglich zwey öffentlich ausgestellte Arbeiten von Schadow. — Die Bildsäule des General Ziethen auf dem Wilhelmsplatze ist ohne Widerrede die schönste und ausdrucksvollste unter allen fünf Statuen, die bis jetzt dort aufgestellt sind. Nichts ist lächerlicher, eckiger und sich selbst widersprechender, als das barbarische Generals-Costüm, in welchem Tassart die Standbilder von Seidlitz und Keith gearbeitet hat. Die zwey früher aufgestellten Bilder von Schwerin und Winterfeld sollen zwar romanisches Costüm haben, allein das, was man hier römisch nennt, ist ein unerträgliches Mittelding, weder römisch, noch barbarisch, und muß selbst dem Nichtkenner lächerlich vorkommen. Ziethen ist von Schadow in seiner Husaren-Uniform gebildet, da weiß man doch gleich, woran man ist. Man erinnert sich an die dacischen und phrygischen Figuren des Alterthums, die trotz ihres nichtrömischen Costüms doch oft die größten Künstler des Alterthums beschäftigten, weil alle Gewänder knapp anliegen, und die Umrisse des Körpers nicht mit herausstrebenden Ecken und Spitzen verdecken. Man ist darauf gefaßt, einen nordischen Krieger im nordischen Gewande zu sehen, und man sieht ihn. Das Auge wird nicht beleidigt, es gleitet mit Vergnügen an dem glatt anliegenden Gewande herab, dem die Geschicklichkeit des Künstlers eine bewunderungswürdige Weichheit im Marmor zu geben wußte. Nur die fatale Husarenmütze wünscht man weg. Wie ganz anders ründete sich die phrygische Tiara oder die dacische Mütze auf der Säule Trajan's. Dieser Uebelstand gibt dem übrigens ausdrucksvollen, nicht bloß durch Portraitähnlichkeit, sondern auch durch die stille Würde eines denkenden Greises sich auszeichnenden Kopfe etwas Peinliches und Gedrücktes, wie die alten Atlanten und Thorträger zu haben pflegen. Die ganze Stellung ist übrigens gut gewählt. Sie soll Ruhe nach der Arbeit vorstellen, und da ist selbst der übergelehnte linke Fuß, der so manchen Tadel der Nichtkenner erfahren hat, sehr charakteristisch und ganz im Geiste des Alter-

thums, wie ein Jeder wenigstens aus Lessing's antiquarischen Briefen wissen sollte. Ein großer Theil des Verdienstlichen in der Ausführung dieser Bildsäule gebührt einem Gehülfen Schadow's, einem gebornen Würzburger.

Das zweyte Monument steht in der Friedrichstädter Kirche, und ist dem Andenken des dort begrabenen achtjährigen natürlichen Sohnes des Königs, des Grafen von der Mark, gewidmet. Es gehört zu den sieben Wunderwerken Berlins, und man hört den gewöhnlichen Berliner nicht anders als in Superlativen davon sprechen. »Ich begreife sehr wohl,« sagt Böttiger, »wie der Anblick eines schönen schlummernden Knaben, dessen nackte Theile der Künstler mit bewunderungswürdigem Fleiße in dem reinsten cararischen Marmor gearbeitet hat, und die Idee: diese volle Lebensknospe, ehe sie aufblühen konnte, gebrochen — auf das Gefühl jedes Beschauers wirken, und so die Betrachtung dieses Denkmals sehr rührend machen muß. Allein dies Gefühl sollte unser Urtheil über die Zusammensetzung des Ganzen und über die Ausführung des Einzelnen keineswegs bestechen. Mir sind, ich mag es nicht läugnen, bey der unbestochenen Beschauung einige Zweifel aufgestiegen. Vielleicht würde dieß weniger der Fall gewesen seyn, wenn mir der Künstler selbst sein Werk gezeigt und seine Ideen erklärt hätte; allein das Kunstwerk soll selbst sprechen, und nie eines erklärenden Vormundes bedürfen. Die hier angebrachten Figuren machen zusammen zwey Akte eines Trauerspieles. Oben in der Nische über dem Sarkophage sitzen die drey Parzen, und entscheiden das Verhängniß, das dem Knaben das Todesurtheil spricht. Unten, auf der vorwärts stehenden langen Seite des Sarkophags entführt die Zeit oder der Tod (Chronos oder Thanatos) den mit Gewalt sich von ihm loswindenden und der gegenübersitzenden Weisheitsgöttin entgegenstrebenden Knaben. Was oben beschlossen wurde, wird hier unten ausgeführt. So gefaßt, enthält die Vorstellung allerdings einen dichterischen Zusammenhang; allein, ist nicht das Ganze nur eine Darstellung desselben Gedankens, und also ein wahrer Kunstpleonasmus, eine Tautologie, die schon in der Rede auffällt, aber in der Kunst noch unerträglicher ist? In dem Moment, wo die mittlere Parze den Lebensfaden zerschneidet, ist auch das Urtheil schon vollzogen. Der Lebensodem ist verhaucht, und es bedarf keines Todesengels, um das Urtheil zu vollstrecken. Hierbey sollte es also der Künstler bewenden lassen, und das ihm noch übrige Feld des Sarkophags lieber mit einer Allegorie füllen, welche die Folgen dieses unreifen Todes: das Herzeleid der Hinterlassenen, der Schmerz der Künste, die in dem Frühentrissenen einen Zögling und Beschützer ahneten, befriedigend ausdrückten. Die Alten würden

wahrscheinlich eine Art von Apotheose, einen Adler, der ihn dem Himmel zuträgt, oder eine ähnliche Vorstellung gewählt, aber auf jeden Fall das herzzerreißende Bild des vom Tode gewaltsam fortgerissenen Knaben vermieden haben. Wer kennt nicht den Euphemismus, die sänftigende Milderung, wodurch sie den Begriff des Todes in Wort und Bild umschrieben und umgingen. Also ist auch von dieser Seite die Wahl dieser Todtenentführung nicht die glücklichste. — Zergliedern wir nun noch die Zusammenstellung jeder Gruppe im Einzelnen. Der Künstler wußte aus seinem Winkelmann, daß die eine der drey Parzen immer schreibend im Buche des Schicksals vorgestellt werde, das ist aber so zu verstehen, daß man sie eine Rolle auf dem Schooße haltend dachte, ohne jedoch die Handlung des Schreibens selbst auszudrücken. Nun schien ihm die Idee neu und glücklich, wenn er die Lachesis in dem Moment vorstellte, wo sie im Buche des Verhängnisses eben das Todesurtheil über den geliebten Knaben gelesen habe, und nun, von tiefer Trauer ergriffen, mit schmerzhaft gebeugtem Haupte und gesenktem Blicke sich der stillen Betrachtung überlasse. So ist sie wirklich auf dem Monumente vorgestellt. Allein hier müssen dem Beschauer beym ersten Blicke zwey Zweifel aufstoßen, die immer schwerer zu lösen werden, je länger man darüber nachdenkt. Die Parzen, man mag sie nun als jene himmlischen Töchter des Zeus oder als strenge Dienerinnen des Pluto denken, werden im Alterthume nie anders eingeführt, als daß sie die Schicksale der Sterblichen selbst in diamantnen Tafeln oder Rollen niederschrieben. Nur in einer Mythe des Pluto hat die Nothwendigkeit (die ἀνάγκη) ihre eigenen Register. Mit dieser haben die Parzen gar nichts zu thun. Hat nun aber die Parze das Todesurtheil selbst geschrieben, wie kann sie jetzt vom Anblicke dieser Schrift, als von einem, ihr jetzt erst bekannt gewordenen Beschlusse einer höheren Macht in Trauer und Schmerz versetzt werden? Der Künstler wollte die Idee im Geiste der Antike ausführen. Dann mußte er auch hier der Vorstellung des Alterthums treu bleiben, und vielleicht hätte er dann auch einen zweyten Uebelstand vermieden, der dadurch entsteht, daß durch den niedergeschlagenen Blick der Parze aller Zusammenhang der Gruppe verloren geht. Sie sitzt nun als eine fremde, von der übrigen Handlung völlig gesonderte Figur da. Um mit den übrigen zwey Figuren in einer wahren Verbindung zu stehen, müßte diese Parze durchaus den Blick auf das gerichtet haben, was jene beyden vornehmen, müßte zu ihnen sprechend, sie auffordernd, oder wegen der Verzögerung scheltend gedacht werden können. Ueberhaupt scheint die Stellung

dieser Parze viel zu kalt und unbedeutend zu seyn. Sie ist, so wie sie dasitzt, eine ganz überflüssige Figur.

Und nun das alte Mütterchen in der Mitte, das Schadow, nach der Versicherung des Küsters, nach einer lebenden alten Frau in Berlin copirt haben soll, deren Ebenbild aber auch in einer ähnlichen Gruppe, die Rehberg in Rom sah, erwähnt wird, ist dieß auch eine Parze? Wie konnte sich der Künstler, der sich bey der Abbildung der zwey Schwestern der Bemerkung Winkelmann's: »gewöhnlich erscheinen sie als schöne Jungfrauen,« sehr wohl erinnerte, bey dieser mittelsten so sehr vergessen, und bloß, um das Verhaßte des Fadenabschneidens recht sinnlich zu machen, uns hier eine, der alten Kunst ganz unbekannte Caricatur aufdringen? Nimmermehr ist dieß die ältere Schwester: es ist ein runzlichter Kobold aus dem Hirne des durch neue Begriffe verwirrten Künstlers entsprungen, und durch übel verstandene Antiken niemals gerechtfertigt. Dem Hesiod mögen die Mören mit grimmigen Blicken und aufgehobenen Krallen zu verzeihen seyn; aber was dem Dichter gestattet ist, wird der Künstler, der die Gränzen und Würde seiner Kunst kennt, nie nachbilden. — Die gefälligste Figur ist die dritte Parze. Die Stellung ist der Idee vollkommen angemessen und voll sprechenden Ausdrucks, obgleich der Gedanke, daß unter den Parzen selbst Uneinigkeit sey, und daß die spinnende der schneidenden in die Scheere fallen wolle, völlig modern ist, und einem italienischen Concetto ähnlicher sieht, als einer Dichtung der reinen Kunst. Allein um so verwerflicher ist ein anderes Spielwerk, das ein Künstler wie Schadow weit unter seiner Kunst halten mußte. Der Faden, den die grausame Atropos zerschneidet, ist hier wirklich durch einen schnurdicken Eisendraht angegeben, der aus dem Rocken der Klotho ausläuft, und von der Atropos zum Schneiden festgehalten wird. Gewiß, man könnte sehr witzig auf Kosten dieses eisernen Lebensfadens seyn. Die Alten gingen über diese kleinlichen Außenwerke mit dem feinsten Gefühle des Schicklichen hinweg. Sie gaben ihren Bogen nie eine Sehne, ihren Wagen, wenigstens in Statuen, nie Zügel, ihren Pferden nie Zäume, ja sie ließen selbst oft das zweyte Rad ihrer zweyräderigen Wagen weg. Sie arbeiteten immer nur auf die Masse, und trauten der Einbildungskraft des Beschauers so viel zu, daß er, mit der Andeutung zufrieden, die kleinen Außendinge und Anhängsel von selbst hinzudenken werde.

Ueber die Figur des liegenden Knaben mag Momus manches zu kritteln haben; allein das meiste wird ungegründet befunden werden, wenn man bedenkt, daß der Künstler bey seiner Bildung von einem Schlummer, nicht von starrem Tode ausging. Die

unschuldige holde Miene hat einen unwiderstehlichen Reiz, und das Kunstwerk erfüllt hier alle seine Bedingungen, wenn auch der nordische Feudalschmuck, Schwert und Helm, nicht im Geiste der alten Kunst gedacht ist, und den reinen Eindruck, den die holde Knabengestalt ohne alle Einschränkung gewähren mußte, merklich stört.

Die Vorstellung des gewaltsamen Entreißens verführte, wie schon oben bemerkt ist, den Künstler, den Knaben im unteren Relief vom Kronos oder Thanatos sehr ungestüm fortschleppen zu lassen. Ich möchte nicht behaupten, daß die dadurch hervorgebrachten leidenschaftlichen Bewegungen den Gesetzen der alten Kunst widersprächen, die noch weit heftigere Stellungen in Statuen und Reliefs häufig aufgestellt hat, als sich die Vertheidiger des sogenannten Ruhigen und Stillen in der Kunst einbilden mögen; aber nur darin hat der Künstler den Grazien des Alterthums nicht geopfert, daß er den Schrecknissen des gierigen Todes keinen sanft verhüllenden Schleyer umwarf. Wie ganz anders löste Goethe diese Aufgabe, als er für den Hofbildhauer Klauer ein kleines Relief zum Andenken eines sehr früh verstorbenen Prinzen des Herzogs angeben sollte, das nun in der Weimar'schen Stadtkirche hinter dem Altare zu sehen ist. Er wählte die auf Gemmen mehrmals vorkommende Vorstellung, wo der Genius mit der gesenkten Fackel einen wie die Psyche verschleyerten Knaben fortführt, der übrigens weiter nichts thut, als das Köpfchen rückwärts kehrt. Mehr braucht es auch nicht, um den Begriff: Er scheidet ungern, und noch nicht satt vom Gastmahle des Lebens, anzudeuten.

»Alle Welt,« heißt es S. 130, »sprach während meines Daseyns von der neuesten Kunstschöpfung Schadow's, der himmlisch schönen Gruppe der beyden Schwestern, der Kronprinzessin und der Prinzessin Louise, die nun vollendet in Schadow's Künstlerwerkstatt zu sehen war, und am 25. September zum Geburtstage des Königs die Hauptschüssel bey dem Ausstellungsschmause machen sollte. Da Schadow nur selten und zu gewissen Stunden in seine Stadtwohnung kam (er logirte mit seiner liebenswürdigen Frau, die ich im Thiergarten bey Dr. Herz's Vorlesungen kennen lernte, auf einem sogenannten Weinberge), so konnte ich ihn erst wenige Tage vor meiner Abreise besuchen, und das Kunstwerk nur wenige Minuten besehen. Indeß hatte ich schon einen Vorgeschmack davon in der Porzellanfabrik bekommen, wo die Gruppe schon in Biscuit zu 3 Thlr. zu verkaufen war. Man muß gestehen, daß Schadow schwerlich ein populäreres Sujet vom König aufgetragen bekommen konnte, als die Gruppe von zwey Schwestern zu bil-

den, die durch Schönheit und ungekünstelte Herablassung die Göttinnen des Publikums sind. Gelang es ihm, diese jugendlich schlanken Figuren in einer gefälligen Draperie und mit Portraitähnlichkeit neben einander zu stellen, so war das in voraus bestochene Publikum zufrieden, und bewunderte das Kunstwerk mit der Liebe zum Originale. Und dieß, dünkt mich, ist hier der Fall. Man übersieht den völligen Mangel an Erfindung, die geschmackwidrige Composition, das Sonderbare der Draperie, ja vielleicht selbst Fehler in der Proportion, und freut sich des freundlichen Eindrucks, den auch so noch das Ganze auf den Nichtkenner machen muß. — Die Kronprinzessin schlingt ihren linken Arm um die Schulter und den Hals ihrer jüngeren Schwester, und scheint um so mehr ganz auf ihr zu ruhen, da diese — wie auch in der Natur selbst der Fall ist — etwas kleinerer Statur ist, als die Gemahlin des Kronprinzen. Gerade in diesem Umschlingen und traulichen Anschmiegen suchte der Bildhauer den Charakter zärtlicher Schwesterliebe, der für den starren Marmor die Fackel des Prometheus seyn soll, auszudrücken. Uebrigens sieht die, auf ihre Schwester sich lehnende Prinzessin gerade auf die entgegengesetzte Seite, so wie auch jene wieder auf die andere Seite hinblickt. Nun kömmt es mir vor, daß hierdurch aller wahre Ausdruck zerstört, und ganz etwas Anderes in dem unbefangenen Beschauer hervorgebracht wird, als der Bildhauer beabsichtigte. »Wer ist die schöne junge Frau, die sich auf diese zierliche Z o f e so traulich stützt?« So ungefähr, dünkt mich, würde ein Römer fragen — bis zu den Griechen wage ich lieber gar nicht hinaufzusteigen — der dies Kunstwerk einer kurzen Betrachtung würdigte. Nichts war in der That im Alterthume gewöhnlicher, als daß die vornehme Gebieterin sich auf eine sie begleitende Sclavin gerade so auflehnte, und sich von ihr so unterstützen ließ, wie hier die ältere Schwester sich auf die jüngere stützt. Aber da dieß nicht Sitte bey uns ist, so kann auch diese Mißdeutung niemand bey uns beyfallen, höre ich den Künstler sagen. Ich könnte darauf mit Recht antworten: Aber dein ganzes Bild zeigt ja hinlänglich, daß du die Norm des Alterthums dabey zu beobachten strebtest. Allein möchte diese Stellung immer hingehen, wenn sie nur überhaupt d a s sagte, was sie uns ankündigen soll. Aber dann müßten doch offenbar beyde Schwestern sich liebevoll anblicken, und — das große Symbol geschwisterlicher Eintracht im Alterthume auf Münzen und anderen Kunstwerken — die Hände zärtlich in einander legen. Irre ich nicht, so malte Schadow jene Stellung vorzüglich aus Bequemlichkeit, und die Masse der zwey Schwestern im Ganzen zu behalten, und bey der Trennung die Arme und mehrere Theile

des oberen Körpers nicht unterarbeiten zu dürfen. Aber wie könnte die Kunst einen solchen Beweggrund vor ihrem Tribunale wohl gelten lassen?

In Absicht auf die Draperie dürfte manches zu erinnern seyn. Sie ist weder ganz antik, noch ganz modern, und der Faltenbausch, den die Aeltere mit der herabhängenden rechten Hand hält, macht jetzt noch in der Erinnerung keinen guten Eindruck auf mich. Aber eben darum, weil ich bloß aus der Erinnerung schreibe, verspare ich meine Bemerkungen, bis ich die, mir davon versprochene Zeichnung erhalten habe. Nur Eines muß ich berühren, weil ich darüber eine Unterredung mit dem Künstler selbst hatte. Der Kopfputz beyder Frauen besteht in einem Tuche, das durch die Haare geflochten ist, und sich unter dem Kinne ziemlich bauschig zusammenknüpft. So wird gerade der schönste Theil des bey einer bekleideten Statue nackten Halses auch noch verhüllt, und ein widriger Wulst bedeckt uns den Theil, den die alte Kunst kaum mit einem zierlichen Halsbande zu umschlingen wagte. Ich fragte Schadow, warum er gerade diese Kopf- und Halsbedeckung gewählt habe, da sie nicht die günstigste für die Entfaltung der Schönheit in diesen Theilen sey. »Ich mußte es thun,« war seine Antwort, »weil die eine Prinzessin einen dicken Hals hat.« In der That, ich traute meinen Ohren nicht, als ich dieß hörte. O, der armen, bedauernswürdigen Kunst, die sich in ihrem veredelnden, zum Ideal hinstrebenden Geschäft nicht einmal über einen dicken Hals wegsetzen darf.«

Allgemein bewundert und auch zur Ausstellung bestimmt war eine nackte liegende Venus auf einem Kissen, ungefähr in derselben Stellung, wie die liegende Venus von Tizian. Der Antiquar konnte vielleicht nach einem Beyspiele aus dem Alterthume fragen, wo ein Bildhauer die Venus liegend gebildet habe. Man ist alle Stellungen durchgegangen, aber von der verschämten mediceischen bis zu der wollustathmenden, zusammengebogenen Kallipyge (aux belles fesses) hat man immer jede andere Attitude gewählt, als die ausgestreckt liegende. Die Ursache ist leicht zu errathen. Das Liegen drückt Erschöpfung, Kraftlosigkeit, Unvermögen, Ueberwältigung aus. Wie ließe sich dieses mit der Fülle und Götterkraft einer Venus vereinbaren. Doch abgesehen von dieser antiquarischen Kritteley, ist diese Figur gewiß eine der schönsten und vollendetsten, die ein neuer Bildhauer arbeitete. Sie hat Rundung und Fülle, ohne plump zu seyn, und Schadow hat dadurch aufs Neue bewiesen, wie stark er im Mechanischen seiner Kunst, und besonders in der

Bearbeitung des Nackten ist, das auch seine vorzüglichste Stärke zu seyn scheint.

Weniger läßt sich dieß von dem Entwurfe und dem Modelle zum Begräbnißmonument auf den jüngst verstorbenen zweyten Prinzen, den allgemein bedauerten Louis, sagen, dem dies Monument auf Befehl des Königs in der Domkirche errichtet werden soll. Die Idee des Künstlers steht zwischen einer Apotheose und einer Himmelfahrt mitten inne. Aus dem geöffneten Sarge schwingt sich der junge Held empor zu den Wolken. Am Sarge kniet mit andächtig gefalteten Händen wehmüthig die Gemahlin. Von den zwey Kindern steht das eine, traurig emporblickend, am Sarge, das andere liegt zu den Füßen der Mutter in der Wiege. Nichts kann bizarrer und sonderbarer, und zugleich auch abgebrauchter und gothischer seyn, als diese Idee! Das Auffallendste ist die Hauptfigur, der zum Himmel emporsteigende Prinz selbst; er ist in voller Waffenrüstung, und vom Scheitel bis zum Fuße geharnischt. Er fliegt also mit Stahl und Eisen zum Himmel? Soll er etwa mit Milton's Engeln einen Gang gegen Satan und seine Rotte unternehmen? Nirgends erscheint in alten Apotheosen der Held gewaffnet. Dazu kömmt, daß es dem Bildhauer nicht beliebt hat, den Helden durch irgend ein sichtbares Hülfsmittel empor zu heben, wozu die Alten geflügelte Thiere und dergleichen Fuhrwerke, die christliche Mythologie wenigstens eine Wolke in Bewegung setzt. Hätte er ihn nur wenigstens von einem leichten ätherischen Mantel umfließen lassen! Höchst unglücklich und gothisch ist die knieende Stellung der Prinzessin gewählt. Das Knieen kann hier doch nichts Anderes bedeuten, als Anbetung, fromme Resignation in das heilige Gesetz des Himmels? Aber wen betet die Knieende an? Und nun das Kind in der Wiege und das größere wieder besonders hingestellt, ohne alle gemeinschaftliche Vereinigung und Zusammenhaltung in Eine Gruppe. Es bleibt mir immer noch unbegreiflich, wie dem, durch die Beschauung italienischer Meisterstücke und den Anblick so vieler Antiken geübten Bildhauer hier nicht die natürlichste und gefälligste aller Vorstellungen: einer sitzenden Mutter, die, den kleinen Säugling auf dem Schooße, das andere Kind, sich an sie anschmiegend, vor sich hat, und Beyden die frohe Vision ihres verklärten Vaters mit deutendem Fingerzeig weiset, sogleich beyfallen konnte! Herr Schadow mochte wohl in Böttiger's Erstaunen etwas bemerken, das eben nicht wie Billigung aussah, und er konnte sich daher auf sein Befragen, wie ihm die Idee gefiele, der Frage nicht enthalten: Ist Ihnen die Stellung der Mutter so anbefohlen worden? »Nein,« sagte er ganz unbefangen, »aber sie hat, als ich sie der Prinzessin

vorlegte, ihren ungetheilten Beyfall erhalten.« Darauf war denn nun freylich weiter keine Antwort möglich.

Noch war in der Werkstatt ein Monument auf den reichen Berliner Kaufmann Schütz zu sehen, dessen im Medaillon en relief gearbeitetes Portrait ungemein viel Wahrheit und Würde hatte. Nur schien auch hier die Allegorie unbedeutend und flach.

Wie sehr ist es doch zu bedauern, daß der wackere Schadow nicht einen kritischen Freund zur Seite hat, mit welchem er seine Ideen zuvor besprechen und durchprüfen könnte. Denn da er wirklich ein talentvoller Künstler und trefflicher Arbeiter ist, so fehlt ihm nur Erfindung und geläuterter Geschmack, um vortreffliche Werke aus dem Marmor hervorzurufen. Auch ist nicht zu glauben, daß er zu eingebildet und stolz sey, um bescheiden vorgebrachte Erinnerungen zu benützen. Böttiger selbst hatte Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, da ihm bey der Betrachtung seines Entwurfs zum Monument auf Prinz Louis ganz unwillkürlich der Wunsch entfuhr, daß er doch, statt des vieleckigen, geschmacklosen Paradesarges, aus welchem er den Verklärten auffliegen läßt, lieber die Form eines alten Sarkophags wählen möchte, »Sie haben Recht,« erwiederte er, »ich werde diese abändern.« Mit Hirt schien er von Rom aus nicht im besten Vernehmen zu stehen, und doch war dieß in Berlin der einzige Mann, der alle seine Erfindungen leiten, und zur antiken Einfachheit hätte zurückführen können.

»Wie gut er, wenn er Lust hat, zeichnen, und wie fest er seine Umrisse radiren könne, beweisen die schönen Blätter von den Stellungen der Vigano und ihres Mannes, die er bloß zu seiner eigenen Liebhaberey gemacht hat, und nur an seine Freunde verschenkt. Auch ist sein schriftlicher Vortrag sehr fließend und deutlich, wie mehrere Proben in Journalen, und unter anderen ein Bruchstück seines Tagebuches aus Stockholm im Septemberstücke des dießjährigen »Berliner Archivs der Zeit« beweisen.«

Die zweyte Abtheilung eröffnen Briefe von Goethe aus den Jahren 1796 und 1797. Sie sind sämmtlich von keinem großen Belange, und enthalten meistens Bestellungen, welche Goethe an seinen Freund machte. Von einigem Interesse darin ist der fünfte Brief, aus dem ersichtlich ist, daß Goethe für das epische Gedicht Hermann und Dorothea Eintausend Thaler in Gold Honorar verlangte, und der zwölfte, in welchem Goethe Böttiger'n ersucht, ihm Behufs einer projectirten Ballade: »Die Kraniche des Ibikus,« einige Nachricht mitzutheilen, wo sich die Geschichte begeben, und ob von dem

Manne selbst etwas Näheres, als sein letztes Schicksal, bekannt wäre.

Als Anhang sind drey Briefe Goethe's an Wieland beygegeben, aus Rom, 1793 geschrieben. Im ersten empfiehlt Goethe den, damals noch jugendlichen Hirt zum Mitarbeiter am deutschen Merkur. Er schildert ihn als einen trockenen, treuen, fleißigen, im Werden begriffenen Deutschen, der schöne historische Kenntnisse von Rom und von der Kunst hat, und seinen Geschmack im Umgange mit Verständigen bildet. »In wenigen Jahren,« schreibt er, »wird er sich zu einem vorzüglichen Cicerone bilden.« Man sieht, wie richtig und scharf Goethe Hirt's, damals im Entwickeln begriffene, Individualität durchschaute.

Im dritten Briefe empfiehlt Goethe drey Gesänge seines Reinecke Fuchs der Sanction seines Freundes und Bruders mit dem Bemerken: er möchte sie mit dem kritischen Griffel in der Hand durchgehen, ihm Winke zu weiterer Correctur geben, und ihm sagen, ob er die Ausgabe dieser Arbeit beschleunigen, oder sie noch einen Sommer solle ruhen lassen.

Die Briefe Wieland's, aus Zürich und Oßmanstädt geschrieben, lassen ein inniges, freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und Böttiger'n erkennen. Sie sind dem Tone nach sämmtlich etwas preciöser Natur, mit lateinischen, griechischen und französischen Floskeln reich bespickt. Z. B. der Anfang des Briefes: »Ex Osmandino XI. Septbr. 98. Die Hetären Ihres Freundes Jacobs sind ein köstlich Stück für meine attische ποικιλη; die ganze Behandlung eines so scabreusen Gegenstandes musterhaft, die metrischen Uebersetzungen unverbesserlich, die Emendazionen des Textes in den Noten, quantum ego intelligo, sinnreich; kurz, das ganze Opusculum von Meisterhand.«

Zur Charakteristik Wieland's, wie er es mit dem Tadel zu halten pflegte, mag die Stelle in dem Briefe von Zürich, 3. Aug. 1796 S. 159 dienen.

»Bronner ist über Ihre Empfehlung seiner Autobiographie voll Jubels et sublimi sidera vertice ferit.«

»Daß dieß in Rücksicht der J.....ischen Anzeige des Attischen Museums nicht auch mein Fall seyn kann, daran liegt wohl die Schuld theils an mir selbst, theils an dem Berufe unseres Freundes, den Knaben ihre Argumente zu korrigiren. Hätte ich in meinem Argument nicht so viele Fehler und Unachtsamkeiten begangen, so hätte der gute Mann nicht so viel zu korrigiren gehabt. Wenn Sie ihm indessen gelegentlich ins Ohr sagen wollen, »»daß es an ein paar Beyspielen von Stellen, wo ich dieß oder das besser oder zierlicher oder runder hätte geben können

und sollen, für das Publikum genug gewesen wäre, und daß ich es, wie billig, als eine freundschaftliche Attention von ihm aufgenommen hätte, wenn er die übrigen errata oder emendanda nur Ihnen und mir sub rosa mitgetheilt hätte,«« — so würden Sie vielleicht nicht übel thun. Und doch, wenn es den wackern Mann etwa glücklicher gemacht hat, Wielanden vor den Augen des ganzen Publikums wie einen Gotha'schen Secundaner, oder Primaner allenfalls, vor sich stehen, und ein ganzes, in dieser Manier leicht zu centuplirendes Register seiner Sünden gegen die deutsche Sprachrichtigkeit und gegen die Kunst, concinn und elegant zu schreiben, demissis auriculis anhören zu sehen, — nun, so mög' es ihm wohl bekommen, und so sagen wir ihm lieber nichts, das ihm diesen kleinen Genuß verkümmern könnte, zumal, da sein Tadel größtentheils sehr wohl gegründet ist, und also als eine heilsame Züchtigung Dank verdient.«

Den Briefen Wieland's folgen Briefe von Herder und seiner Gattin, gebornen von Flachslanden. Erstere betreffen meistens die Versetzung Böttiger's nach Weimar 1791, und lassen den vortrefflichen, als Mensch wie als Schriftsteller gleich schätzenswerthen Charakter des Verfassers erkennen. Letztere geben Zeugenschaft von seltener und praktischer Bildung, obgleich Madame Herder dabey eigentlich nur das Echo der Gesinnungen und Gefühle ihres Gatten ist. Den Inhalt des Lebens Herder's schildert die Stelle im Briefe seiner Frau S. 203: »Er wollte das Gute um des Guten willen.«

Von Schiller sind drey Briefe an Böttiger mitgetheilt, dann ein noch ungedruckter an Wieland. Der dritte Brief ist durch das Urtheil Schiller's über Schröder merkwürdig. »Sie können leicht denken,« schreibt er, »wie sehr viel mir daran liegen müsse, daß Schröder in meinem Stücke spielt. Wenn ich überhaupt nur mit einigem Interesse daran denken soll, für das Theater zu schreiben, so kann es nur dadurch seyn, daß ich für Schröder'n zu arbeiten gedenke; denn mit ihm, fürchte ich, stirbt alle Schauspielkunst in Deutschland und noch weiter aus. Es ist mir also auch schon darum nicht gleichgültig, daß mein Stück noch vor dem Thorschlusse der ganzen Kunst erscheint.«

Den Schluß dieses Abschnittes macht ein noch ungedrucktes Gedicht Schiller's, bey seinem Aufenthalte in Dresden an ein schönes Fräulein von Arnim gerichtet, das er damals liebte.

Die Briefe Knebel's, theils aus Nürnberg, theils aus Ilmenau geschrieben, enthalten nur theilweise durch eine Richtung gegen Kant einiges Interesse. »Es ist sehr gut,« schreibt er unter Anderem S. 220, »daß das Kantische Unwesen auf alle

Weise gestört, und die Vernunft nicht durch Uebervernunft zu Unvernunft werde.«

In den Briefen des Herrn von Einsiedel von den Jahren 1804—1821 interessirt vorzüglich, was er über Schiller's Ankunft zu Weimar sagt. Als er in die Ungnade des Herzogs Karl fiel, und sich nicht wieder nach Stuttgart wagte, suchte er einen verborgenen Aufenthalt, und fand ihn in Bauerbach bey Meiningen, einem Wollzogischen Gute. Dort hat er die Bekanntschaft der nachherigen Majorin von Kalb gemacht, einer Marschallin, der Nichte des kaiserl. Kammerherrn von Stein zu Nordhausen, ein Gut in der Nähe von Bauerbach, seiner damaligen Retraite. Als diese Majorin von Kalb verheiratet nach Weimar kam, etablirte sich Schiller in Weimar, und vermuthlich ist diese Ursache, daß er Weimar wählte. Sie war in den ersten Zeiten seine einzige Bekanntschaft hier.

Merkwürdig ist, daß Einsiedel in einem Briefe vom 4. Sept. 1806 Böttiger'n einen Theil des Vortheils anbietet, welchen die Uebersetzung des Plautus ihm einbringen würde, und in einem Briefe vom 2. Februar 1821 sich zu einem Schaden-Ersatze von 250 Thalern an den Verleger Göschen anträgt. Nicht minder merkwürdig ist die Ansicht, welche Einsiedel seinem Freunde mittheilte, nach der er Plautus übersetzen wollte. »Die lästigen Wiederholungen,« sagt er (S. 233), »das allzu viele Moralisiren und alles Schlüpfrige lasse ich vorsätzlich weg. Auch überspringe ich zuweilen einige Reden, wenn es mir unwahrscheinlich scheint, sie vorzubringen.« Jene Ansicht gibt den Schlüssel zum vorgedachten Schadenersatze.

Interessant sind die Briefe des Hoffräuleins von Göchhausen. Lebendig und anschaulich schildert sie die Ankunft der Mutter des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland in Weimar, die Flucht der Herzogin aus der Stadt, Schiller's letzte Stunden und Goethe's Vorlesungen für Damen. Es ist viel Darstellungsgabe, Feuer, Witz und Humor in diesen Briefen, welche zugleich von einer innigen und treuen Anhänglichkeit an Freund Böttiger ein sprechendes und erfreuliches Zeugniß geben. Die Briefe sind aus den Jahren 1803 bis 1806.

Die Briefe von Fernow, Bibliothekar der Herzogin Amalie, dem merkwürdigen Manne, welcher sich, ein Sohn eines Knechtes in der Ukermark, zu jener geistigen Bedeutenheit durchgebildet hatte, welche wir in seinen Schriften anerkennen, sind aus den Jahren 1805, 1806 und 1807. Der Brief vom 6. November 1806 schildert sehr anschaulich das Schicksal Weimars während der feindlichen Invasion, und kann in dieser Beziehung als ein Beytrag zur Zeitgeschichte gelten. Er ist vorzüglich durch

lebhafte Schilderung einzelner Details interessant. Spätere Briefe geben Nachrichten über den Tod der unvergeßlichen Herzogin Amalie, und über den ihrer Hofdame, des Fräuleins von Göchhausen. Wohl zu beachten ist das, was er S. 275 über Deutschheit sagt: »Wir werden Deutsche Gott zu Ehren und jedem Erbfeinde der Germanen zum Troß doch bleiben, und diese wird alle ihre Feinde überleben. Unsere Deutschheit sitzt tiefer als in den baufälligen Formen unserer gothischen und chaotischen Verfassung, die eben nur noch nothdürftig bestand, weil sie eben noch da war, und zu deren Zertrümmerung es nur eines Heldenarmes bedurfte. Wäre ich dessen nicht so innig wie meines eigenen Daseyns gewiß, so würde ich trauern um des deutschen Reiches Untergang; aber Deutschland, und was mehr ist, deutscher Geist, deutsche Bildung und Sprache wird nicht untergehen, was für Calamitäten uns auch noch betreffen mögen. Wie könnte das je untergehen, was deutscher Geist für die Bildung der Menschheit gewirkt hat?« — — —

»Möchten doch unsere deutschen Autoren, die eigentlich jetzt kein anderes Vaterland mehr haben, als das literarische, das Gebäude, in dem sie geistig wohnen, desto mehr in Ehren halten und desto eifriger aus- und anbauen. Können wir unsere Literatur blühend erhalten oder gar vervollkommnen, so wird uns niemand, im Gegentheil, wir werden endlich unsere Besieger überwinden; deß Glaubens bin ich, und wenn alle 10,000 deutschen Schriftsteller so dächten wie ich, wir legten noch heute Hand ans Werk, und schlügen unsere Feinde mit geistigen Waffen aus dem Felde. Behalten wir nur eine Literatur, so bleiben wir auch eine Nation; und wenn unsere Schriftsteller nur nicht aus Feigheit oder niederträchtigem Ehrgeize sich ihrer Muttersprache zu schämen anfangen, sondern im Gegentheil alle ihre Kraft und ihren Nationalgeist aufbieten, sie zu einer höheren Vollkommenheit auszubilden, so werden wir die Zeit der Trübsal nicht nur glücklich überstehen, sondern auch, geläutert im Feuer derselben und des eklen Wustes unserer Scribler entledigt, siegreich aus dem langen Kampfe hervorgehen, wenn längst die Gebeine unserer stolzen Besieger zu ihren Vätern versammelt sind.«

Die Briefe von Joh. Daniel Falk aus den Jahren 1804 und 1805 sind, in dem bekannten halb witzigen, halb witzelnden Tone des Verfassers geschrieben, von keiner besonderen Bedeutung. Falk war, wie es bey seinem ehrgeizigen und leicht verwundbaren Charakter, seiner Eitelkeit und seinem Hange zur Persiflage leicht zu begreifen ist, wenig beliebt in Weimar. Die vorliegenden Briefe sind größtentheils Ergebnisse jenes Zustandes, obgleich der Verfasser nicht eigentlich darauf hinweist. Ein Mann,

der sich im Theater unter den Kronleuchter setzt und allein applaudirt, um das Publikum zum Zischen und Lachen zu reizen, soll es begreiflich finden, wenn man ihn wieder zu ärgern sucht, wo's eben angeht. Merkwürdig ist die Aeußerung Kotzebue's, auf welche Falk aufmerksam macht: Der Laakoon habe auf ihn ungefähr eben den Eindruck gemacht, wie der Menschenfresser Goldschmidt, den er in seiner Jugend rädern gesehen. Da bedarf es freylich keines weiteren Zeugnisses mehr, und der Ausruf Falk's, Kotzebue habe Gott gelästert, hat seine Bedeutung.

Die Briefe des biederen alten Heinrich Meyer, Goethe's treuen Freundes und Begleiters, welche den Schluß des Bandes machen, sind, einzelne Bemerkungen ausgenommen, von keinem besonderen Belange. Zu gedachten Bemerkungen gehört vorzüglich die Aeußerung Meyer's über Tableaux.

»Sie wollen,« schreibt er (S. 310), »meine Gedanken vernehmen, was ich von dieser, seit einiger Zeit so beliebten Gattung Schauspiele halte. Nun gut! Ich kann mich selbst wenigstens für einen Altgesellen (Meister gibt es wohl keine) halten, und habe zur besseren Beglaubigung dafür zwar kein Doctordiplom, aber doch goldene Bullen, wenn es noth thut, aufzuweisen. Also hören Sie mein Glaubensbekenntniß in dieser Sache.«

»Als Kunst betrachtet, oder zur Kunst gezogen, taugt das ganze Wesen nichts, man mag nun Gemälde, oder Statuen, oder Basreliefe, neu oder alt, farbig oder farblos auf diese Weise nachahmen wollen. Gilt es aber, eine Gesellschaft heiter zu unterhalten; sind schöne Frauen zu überreden, mitzuspielen, kann man wohlgebildete junge Herren heranziehen, liebliche, goldgelockte Kinder, scheut die Gesellschaft den Aufwand nicht, oder ist jemand, der ihn trägt, läßt man überdem durch das Ganze noch einigen Kunstsinn und Geschmack walten, so möchte ich wohl sehen, wer etwas gegen solche Schauspiele einwenden wollte. Nur möchte ich Jedem, der Tableaux zu stellen unternimmt, rathen, keinen zu großen Ernst in die Sache zu legen, nicht zu meinen, man übe eine hohe Kunst; aber der Kunstsinn ist zu allen Dingen, also auch zu diesen nutze. Die Frage, ob vielfarbige oder nur einfarbige dergleichen Gemäldedarstellungen den Vorzug verdienen, getraue ich mir nicht entscheidend zu beantworten; ich schließe keine aus, möchte aber meinen, durch geschickte Anwendung der Farben lasse sich eine ganz angenehme Wirkung für's Auge erzielen. Hiermit will ich nun mein Bekenntniß schließen, nochmals erklärend, daß ich die Tableaux zur Unterhaltung am besten geeignet finde; sobald sie als Kunst auftreten sollen, läßt sich gar viel dagegen sagen.«

Art. III. Sämmtliche Schriften von Joh. Anton Leisewitz Zum ersten Male vollständig gesammelt und mit einer Lebensbeschreibung des Autors eingeleitet. Nebst Leisewitz's Portrait und einem Facsimile Einzig rechtmäßige Gesammtausgabe. Braunschweig, Verlag von Eduard Leibrock, 1838. kl. 8. 290 S.

Mit Vergnügen erhalten wir hier die Schriften eines Mannes, der unbestritten einen bedeutenden Platz unter den Schriftstellern seines Vaterlandes einnimmt, zum ersten Male gesammelt. Eine im Jahre 1816 von Armbruster in Wien gemachte Zusammenstellung erscheint als unvollkommen, und enthält nur die ersten vier Stücke, welche in der vorliegenden Sammlung sich befinden.

Wir finden darin in chronologischer Folge alles aufgenommen, was wir von Leisewitz besitzen, mit Ausnahme der Uebersetzung von Glas's Geschichte der Entdeckung und Eroberung der kanarischen Inseln, aus dem Grunde übergangen, weil sie kein eigenes Geisteserzeugniß von Leisewitz ist, und so dem Herausgeber dem Inhalte und der Form nach nicht wichtig genug schien. Bey dem Wiederabdrucke ist immer die erste Ausgabe oder der erste Abdruck jeder Schrift zum Grunde gelegt; die literarischen Nachweisungen darüber findet man vor jeder einzelnen Schrift angegeben. Das Trauerspiel Julius von Tarent, Leisewitz's ausgezeichnetstes Werk, ist nach einer Ausgabe abgedruckt, welche der verstorbene Generaldirector des Theaters in Braunschweig, August Klingemann, besaß. Die Aenderungen, welche Klingemann, Behufs der Aufführung, durch Zusammenziehen und Weglassen einzelner Stellen vornahm, sind etwas seltsam, unter dem, übrigens unverstümmelt abgedruckten Texte angegeben.

Das Buch eröffnet eine Biographie Leisewitz's, vom Herausgeber aus gedruckten Hülfsmitteln zusammengestellt, und vom geheimen Finanzrathe Langerfeldt in Braunschweig, einem vieljährigen, noch lebenden Freunde und Verwandten von Leisewitz, revidirt und ergänzt. Sie erscheint als die beste und vollkommenste Biographie des Dichters, um so mehr schätzbar, da mit vieler Mühe die in den Noten genau angegebenen, spärlichen, nur zerstreut aufgefundenen Quellen benützt werden mußten.

Johann Anton Leisewitz wurde am 9. May 1752 zu Hannover geboren. Sein Vater, Johann Ewald, war Weinhändler in Celle. Ueber seine Jugendzeit und Entwicklung seines Geistes ist nichts zu erkunden. Die erste sichere Nachricht über ihn kömmt vor im Jahre 1770, als er die Göttinger Universität bezog, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Unter den

Freunden damaliger Zeit treten besonders zwey hervor: Hölty und Thaer. Am 2. July 1774, Klopstock's Geburtstage, wurde er in den Göttinger Dichterbund aufgenommen, den sogenannten, für Deutschland in seinen Folgen ersprießlich gewesenen Hainbund. Die Gründer desselben waren die beyden Miller, Hahn, Hölty, Wehrs und J. H. Voß. Der Zweck des Bundes war, Religion und Tugend zu verbreiten, die darniederliegende deutsche Dichtkunst wieder zu Ehren zu bringen, den verwahrlosten Geschmack und den Leichtsinn, der damals Ernst und Gefühl für Großes hinwegtändelte, zu vertilgen, das Hochgefühl für Edles, Liebe zur Natur und zum Vaterlande zu entflammen. Schon damals lag die Geschichte des dreyßigjährigen Krieges in seinem Plane. Klopstock billigte ihn nicht, und wollte ihn zu einer Geschichte des siebenjährigen Krieges bestimmen, allein Leisewitz folgte, bey aller Achtung, die er für den Dichter hatte, seiner individuellen Neigung.

Anfangs October 1774 reiste Leisewitz, um seinen Freunden den Schmerz des Abschiedes zu ersparen, heimlich nach Hannover ab, und begab sich nach Celle, um eine Advokatur anzutreten. In späterer Zeit ging er nach Braunschweig, der Grund davon ist nirgends angedeutet. Wahrscheinlich entschied dabey das Aufblühen Braunschweigs in jener Zeit unter der Regierung eines heiteren, für Kunst empfänglichen, freygebigen Fürsten, das Gedeihen der dortigen Bühne, der Schutz der Wissenschaften und Künste. Das neuerrichtete Collegium Carolinum verband als Mittelglied Schule und Universität, und um es empor zu bringen, wurden bedeutende Männer ins Land gezogen. Jerusalem, Zachariä, Schmidt, Ebert, Eschenburg, Gärtner wirkten hier, von Lessing, dem die Oberaufsicht des reichen Bücherschatzes in Wolfenbüttel übertragen war, überstrahlt. Die Ansiedlung Leisewitz's in Braunschweig fand gegen Ende November 1775 Statt.

Zur Vollendung des wahrscheinlich schon früher entstandenen Trauerspiels: Julius von Tarent, diente der Anlaß, daß die damaligen Unternehmer des Hamburger Theaters, Sophie Ackermann und Friedrich Ludwig Schröder, einen Preis für das beste Trauerspiel aussetzten. Der Gegenstand war freygegeben. Der, auch vom Vorredner der Wiener Ausgabe erzählte Umstand, daß zum Sujet ein Brudermord bestimmt war, ist unrichtig. Daß die eingesendeten drey Stücke: Die unglücklichen Brüder, — Julius von Tarent — und die Zwillinge, jenen Vorwurf gemeinsam behandelten, war Zufall. Der Umstand, daß Klinger's Zwillinge den Preis erhielten, machte Leisewitz im Glauben an seinem Berufe

als dramatischer Dichter irre, und zwar dergestalt, daß er sich in späterer Zeit alles Dichtertalent absprach. Julius von Tarent erschien 1776 ohne Zuthun, ja gegen den Willen des Dichters gedruckt, durch einen Freund, welcher das Hamburger Urtheil für ungerecht hielt, und die Stimme des Publikums vernehmen wollte. Nach der Drucklegung sprachen sich fast alle Stimmen günstig dafür aus. Lessing hielt das Werk Goethe's würdig, womit auch der Grund zur näheren Bekanntschaft zwischen ihm und Leisewitz gelegt wurde.

Im Jahre 1778 wurde er Sekretär der Landschaft in Braunschweig, und dieses beschwerliche Amt entfremdete ihn ganz der Muse. Er soll, einer Nachricht Klingemann's zufolge, ein Lustspiel: Die Weiber von Weinsberg, begonnen, aber nicht vollendet haben. Vorhanden ist davon nichts.

Außer der persönlichen Bekanntschaft, welche Leisewitz auf einer Reise nach Weimar und Gotha mit Herder, Wieland, Goethe und Gotter machte, verlautet durch eine Reihe von Jahren nichts Erhebliches von ihm. Aus seinen Briefen an Langer geht hervor, daß er für seine Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, jedoch nur Materialien sammelnd, wirkte. Auch beschäftigte ihn damals die hier und da abgekürzte Uebersetzung von Glas's Geschichte der Entdeckung und Eroberung der kanarischen Inseln. In diese Zeit fällt auch die Herausgabe einiger kleiner Schriften, wie die Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter, — die Abhandlung über den Ursprung des Wechsels. Eine Scheu vor der Oeffentlichkeit, welche ein charakteristischer Zug in Leisewitz's Charakter ist, bemächtigte sich seiner immer mehr und mehr. Man kann von ihm sagen, daß er Andere meistens richtig beurtheilte, sich selbst aber immer verkannte.

Im Jahre 1790 wurde er seines Dienstes als landschaftlicher Sekretär entlassen, und ihm der Unterricht des Erbprinzen von Braunschweig in der Geschichte und der Verfassung des braunschweigischen Landes, so wie in dem Geschäftsgange anvertraut. Auch der Unterricht der beyden Prinzen von Oranien, welche um jene Zeit in Braunschweig lebten, im Staatsrechte wurde ihm übertragen; ihre Schwester, die nachherige Gemahlin des Erbprinzen, unterrichtete er in der neueren Geschichte. Durch diese Verhältnisse den höheren Kreisen näher gebracht, wurde er vom regierenden Herzog Carl Wilhelm Ferdinand früher zum Mitgliede der Regierung und Sekretär in der geheimen Kanzley, später (im Jahre 1801) zum geheimen Justizrathe und Referenten im Geheimraths-Kollegium ernannt. In dieser Stellung hat er für das Land und die Bewohner von Braunschweig überaus segensreich gewirkt. Am 13. Februar 1805 trat durch ihn das

von ihm gegründete wichtige Armen-Institut ins Leben, woran er fortwährend und eifrig Theil nahm.

Im Jahre 1805 wurde er Präsident des Ober-Sanitäts-Kollegiums. Anfangs September 1806 erlag sein zartgebauter, leicht reizbarer, von Berufsgeschäften erschöpfter Körper einer Brustwassersucht. Er hatte verordnet, ihn ohne allen Prunk, dem Aermsten gleich, zu bestatten, wie er denn auch beständig in einer sehr abgelegenen, nur von der ärmsten Menschenklasse bewohnten Gasse gewohnt hatte, um den Nothstand der Armen und alle ihre Verhältnisse genau kennen zu lernen.

Er ruht auf dem Kirchhofe der St. Martini-Kirche, unter einem einfachen, mit seinem Namen bezeichneten Grabsteine; sein Name lebt und wirkt fort. In seinem Geiste wird die Anstalt, die er ins Leben rief, fortgeführt. Jährlich, am Stiftungstage der Anstalt, versammelt sich der Verein der Armenpfleger. In dem Versammlungssaale ist Leisewitz's Bildniß aufgestellt; in seinem, den Armenpflegern vermachten Becher wird für die Armen gesammelt, des Stifters anerkennend gedacht. Gebet eröffnet und schließt die Feyer.

Die Sammlung eröffnen: Poetische Gespräche vom Jahre 1775; die Pfändung, und der Besuch um Mitternacht, beyde zuerst abgedruckt im Göttinger Musenalmanach für 1775. Dann folgt Julius von Tarent, nach der ersten, ohne den Namen des Verfassers zu Leipzig herausgekommenen Ausgabe, mit den gedachten Klingemann'schen, unter den Text gesetzten Abänderungen.

Nr. 3 enthält die Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter, zuerst erschienen im deutschen Museum 1776. Nr. 4 Nachricht von Lessing's Tod, 1781. Nr. 5: Ueber den Ursprung des Wechsels, aus v. Selchow's Juristischer Bibliothek. Göttingen 1782. Nr. 6: Ueber die bey Einrichtung öffentlicher Armen-Anstalten zu befolgenden Grundsätze, 1802 und 1803. Nr. 7: Briefe. Die ersteren sind abgedruckt aus Wieland's deutschen Merkur, an die Pastorin Wichmann in Celle gerichtet, und ohne besonderen Belang; die letzteren, bisher ungedruckten, sind geschrieben an den Bibliothekar Langer in Wolfenbüttel, und gehen vom October 1781 bis Dezember 1794. Sie betreffen die Materialiensammlung zur Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, und zeigen, wie sorgsam Leisewitz um Aufsuchen der Quellen bemüht war, und wie eifrig er in die Charakteristik jener Zeit mit ihren kleinsten Details eindrang. Die Briefe sind um so wichtiger, da Leisewitz vor seinem Tode, von seiner Scheu vor der Oeffentlichkeit übermannt, die Vernichtung seines ganzen literarischen Nachlasses verordnet, welcher Wunsch von seinen Ange-

hörigen auch erfüllt wurde. Es findet sich daher von jener so mühsam eingeleiteten Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, welche so bedeutende Erwartungen erregte, gar nichts vor. Nur können wir nicht billigen, daß der Herausgeber aus jenen Briefen nur dasjenige mittheilte, was seiner Ansicht nach allgemeines Interesse hatte, und Briefe und ganze Stellen, welche nur Privatverhältnisse berühren, unbedenklich unterdrückte. Von einem so bedeutenden Manne wie Leisewitz, von welchem zugleich so Weniges auf uns gekommen, hätte gar nichts unterdrückt werden sollen, was in irgend einer Beziehung geeignet war, einen Zug zum Bilde des öffentlichen Wirkens oder des verborgensten Privatlebens hinzustellen. Die individuelle Ansicht des Herausgebers kann hierin wenig entscheiden, und manche Stellung, ja mancher Ausdruck können einem Freunde des Dichters sehr bezeichnend und interessant seyn, indeß sie einem Anderen nichtssagend und unbedeutend erscheinen. Ueberhaupt soll bey Briefen bedeutender Männer, wenn sie einmal durch den Druck mitgetheilt werden, gar nichts weggelassen oder verändert werden.

Den kurzen, sehr interessanten Aufsatz über Lessing's Tod, aus einem Schreiben von Lichtenberg genommen, theilen wir als Probe der, in jeder Beziehung zu empfehlenden Sammlung mit.

Braunschweig, den 25. Febr. 1781.

Die Nachricht von Lessing's Tode ist nur zu wahr. Der Mann, dem für seine mannigfaltigen Talente auch ein rein ausgelebtes Menschenalter noch immer zu kurz gewesen wäre, starb am 15. Februar im 53. Jahre.

Doch ich muß Betrachtungen der Art abbrechen, wenn ich fortschreiben will, und Sie verlangen ja auch nur eine authentische Nachricht von seinem Tode.

Lessing bemerkte schon seit langer Zeit eine Abnahme seiner Gesundheit, und die ersten Schwachheiten ließen einen Schlagfluß befürchten. Er fühlte eine gewisse, der Lähmung nahe Schwere, eine unnatürliche Neigung zum Schlafe, die ihn oft in Gesellschaften, wenn er noch den letzten Bissen oder das letzte Wort im Munde hatte, überfiel. Zuweilen konnte er das Wort, das er suchte, nicht finden, sagte unwillkürlich ein anderes, und zuweilen kam ihm sogar ein Buchstabe statt eines anderen in die Feder. Lessing war in gewissen Augenblicken nicht im Stande, zwey Zeilen orthographisch zu schreiben.

Unterdessen waren das lange Zeit Uebel eines einzigen Augenblicks, und bloß körperliche Uebel, sein Geist blieb noch immer so sehr derselbe, daß verschiedene seiner vertrautesten Freunde seine Krankheit für Einbildung hielten.

Eine Reise im vorigen Herbste schien ihm sehr vortheilhaft gewesen zu seyn; allein seine Schwachheit nahm mit dem Winter auf die heftigste Art zu. Er ward in den letzten Monaten äußerst engbrüstig, ein Weg nach Braunschweig kostete ihm Stunden, sein Gang ward schleppend, seine Stimme gedämpft, jenes durchdringende Feuer seiner Augen fing an zu verlöschen. Er klagte nun auch, daß er keine Gedanken zusammenbringen könne, er ward gegen alles gleichgültig; wir vermißten ihn recht in seinem Umgange, denn auch da glänzten vorher alle seine Talente nur in der Richtung, die ihnen die Unterredung anwies.

Den 3. Februar, wie er Abends in Gesellschaft gespeist hat, kömmt er höchst engbrüstig zu Hause, er hatte sogar die Sprache verloren. Dessen ungeachtet will er zu keinem Arzte schicken, und befiehlt auch dem Bedienten, ihn allein zu lassen, und das Zimmer zu verschließen. Er hat eine höchst üble Nacht, und doch trifft ihn einer seiner Bekannten den andern Morgen unter den Händen des Friseurs an, weil er fest entschlossen ist, nach Wolfenbüttel zu fahren, das er wahrscheinlich nicht erreicht hätte. Es kostete Mühe, ihn davon abzubringen, und ihn zu überreden, den Leibmedicus Brückmann kommen zu lassen. Dieser ließ ihm sogleich eine Ader schlagen und Zugpflaster legen. Er fing nun auch an, Blut auszuwerfen, schien sich doch aber gleich den folgenden Tag ziemlich erholt zu haben.

Während seiner Krankheit war er sehr ruhig, gelassen und zuweilen munter, oft und lange außer Bette, nahm viel Besuche an, und ließ sich vorlesen. Zu einer Zeit schien er sich seinen Tod sehr nahe, zu einer anderen sehr entfernt zu denken. Auf seine gänzliche Genesung hoffte er unterdessen nicht, und erklärte einmal, er sey auf Leben und Tod gefaßt.

Lessing hatte in seinem ganzen Leben einen ungemein folgsamen Schlaf, der sogleich kam, wenn es ihm nur einfiel, die Augen zu schließen; er hat oft versichert, daß er nie geträumt hätte. Dieses Glück behielt er bis an sein Ende, und sagte noch kurz vorher, wenn er den ganzen Tag geschlafen hätte, freue er sich doch auf die Nacht.

Unterdessen kamen die Anfälle der Engbrüstigkeit immer von Neuem wieder, und es war umsonst, daß seine Aerzte, Herr Leibmedicus Brückmann und Herr Hofrath Sommer, alles anwandten, was die Freundschaft fordern und die Kunst leisten konnte.

Am letzten Tage glaubte er sich außerordentlich wohl zu befinden; wie er sich aber Abends ins Bett legen ließ, befiel ihn die Engbrüstigkeit so heftig, daß er nach wenigen Minuten, sich und den Umstehenden unvermuthet, starb.

Herr Hofrath Sommer öffnete den Leichnam, und ist so gütig gewesen, mir die Erlaubniß zu geben, Ihnen den Sections-Bericht mittheilen zu dürfen. Dieser verdienstvolle Mann hält die, in Lessing's Alter ungewöhnlichen Verknöcherungen für die Ursache der Brustwassersucht und des Todes.

Unter Lessing's Nachlasse müssen sich verschiedene sehr schätzbare Handschriften finden, viele Anmerkungen über die deutsche Sprache und alte Literatur, eine ziemliche Menge von Collectaneen über das Heldenbuch, eine nach mehreren Manuscripten berichtigte Abschrift des Renners, Reise-Anmerkungen über Italien, der Anfang einer Lebensbeschreibung des sel. Reiske, Entwürfe zu Schauspielen und schon ausgearbeitete Scenen, wenigstens einige zu dem Doctor Faust, welche die in den Literaturbriefen bekannt gewordenen übertreffen, vielleicht etwas von einem Spartakus und Nero. Er hatte sich auch wenigstens vorgenommen, eine Geschichte der deutschen Dichtkunst, von den Minnesängern bis auf Luther, zu schreiben; ich weiß aber nicht, ob sich etwas davon finden wird.

Besonders muß sich jetzt ein Umstand aufklären, der für das Publikum äußerst interessant ist. Vor einigen Jahren wurde Lessingen in Leipzig ein Kasten mit Handschriften entwandt, oder durch Nachläßigkeit verloren; in diesem Kasten befanden sich nur, so viel ich weiß, ein Schauspiel, die Matrone von Ephesus, eine Abhandlung über die beste Einrichtung eines deutschen Wörterbuches, der Buchstabe A zu einem deutschen Wörterbuche, eine Literaturgeschichte der äsopischen Fabeln. Lessing behauptete nun zwar immer, daß er keine Concepte oder Abschriften von diesen verlornen Schriften mehr hätte; allein viele seiner Freunde, die seine Abneigung, zweymal an dieselbe Sache zu gehen, kannten, haben immer an diesem Vorgeben gezweifelt, und ich weiß jemand, der noch nach dieser Zeit eine Abschrift der Matrone von Ephesus bey ihm gesehen haben will.

Diese Abneigung, von der ich eben redete, ging so weit, daß er zuweilen etwas liegen ließ, wenn schon ein Theil davon gedruckt war. Zu den Fragmenten dieser Art gehört ein Schauspiel: Der Schlaftrunk, und ein Sophokles, der schon 1760 bey Voß in Berlin bis zur 113. Seite abgedruckt ist. Es sollte eine Abhandlung über das Leben und die Schriften des griechischen Dichters werden, und ist ganz im Geschmacke des Bayle.

Art. IV. Ernst Raupach's dramatische Werke ernster Gattung. Eilfter und zwölfter Band. Der Hohenstaufen siebenter und achter Band.

(Fortsetzung der im LXXXII. Bande abgebrochenen Anzeige.)

In der Geschichte der Hohenstaufen bilden die Schicksale König Enzio's eine eben so rührende, als eigenthümliche Episode. In der Schlacht von Fossalta mit Marinus von Ebulo und Boso Doaria zum Gefangenen gemacht, wurde er nach Bologna geführt, dessen Rath den Beschluß faßte: König Enzio, erst vier und zwanzig Jahre alt, solle bis zu seinem Tode im Gefängnisse bleiben. Taub gegen alle Bitten und Vorstellungen, sperrte man ihn vierzehn Jahre mit einem Grafen von Solimburg, einem rohen, unerträglichen und albernen Menschen, in ein und dasselbe Gefängniß. Dennoch behauptete König Enzio bey dieser harten, alle Lebenskräfte ertödtenden Behandlung eine unverwüstliche Heiterkeit des Geistes, die selbst die Bologneser zur Bewunderung hinriß. Er sammelte, was er nur irgend an Sagen, Dichtungen, Romanzen und Liedern habhaft werden konnte, und erweiterte als Dichter, Sänger und Tonkünstler sein Gefängniß zu einer Welt, reicher, als seine Zwingherren begreifen konnten. An Pietro Asinelli fand er einen treuen, ihm ganz ergebenen Freund; und nach einer, der historischen Glaubwürdigkeit nicht ermangelnden Erzählung fand die Liebe selbst den Weg in seinen Kerker. Das edle Geschlecht Bentivoglio soll seinen Ursprung der Verbindung König Enzio's mit der schönen Lucia Viadagola verdanken.

Nach dem Tode Conradin's schienen sich für Enzio, als den einzigen übrigen Abkömmling Friedrichs des Zweyten, neue Rechte, neue Pflichten und neue Hoffnungen aufzuthun. Er entwarf jetzt, im zwanzigsten Jahre seiner Gefangenschaft, einen Plan zur Flucht, und theilte ihn seinen Freunden Pietro Asinelli und Rainerio di Gonfaloniere mit, die ihm ihren getreuen Beystand zusagten. Ein Küper, der von Zeit zu Zeit ein großes Weinfaß zu dem König brachte, sollte diesen in dem leeren Faß aus dem Pallaste schaffen. Schon war der starke Mann mit seiner Last glücklich durch alle Wachen und alle Thore hindurch, da warf zufällig ein Soldat seine Blicke auf das Faß, sah eine blonde Locke hervorhängen, und rief: »Nur König Enzio habe so schöne Locken, und müsse im Faß verborgen seyn.« Mehrere eilten herbey; das Geheimniß war entdeckt. Asinelli entkam, aber Rainerio und der Küper wurden hingerichtet; König Enzio aber, wenn nicht, wie Einige erzählen, in einem eisernen Käfig, doch bis ans Ende seines

Lebens in strenger Haft und finsterer Einsamkeit gehalten. Aus Scham oder Achtung ehrten ihn die Bologneser nach seinem Tode durch ein prachtvolles Leichenbegängniß, und errichteten eine gekrönte Bildsäule von Marmor auf seiner Grabstätte.

Lag in diesen Schicksalen König Enzio's auch nicht der Stoff zu einer Tragödie im höchsten Sinne des Wortes: so lag doch der Stoff zur Erreichung einer ächt tragischen Wirkung darin, und für jeden Fall zu einem ansprechenden Bühnenstück. Ein solches hat nun der Dichter auch wirklich geliefert; es ist auf den vorzüglichsten Bühnen Deutschlands mit Theilnahme gesehen worden, und vermag diese Theilnahme auch beym bloßen Lesen zu erregen und festzuhalten. Daß er den Stoff geschickt zu gliedern, und ihn poetisch aufzufärben verstand, ist hier sein geringstes Verdienst. Ein weit größeres ist es, daß er seiner Dichtung einen tieferen poetischen Kern und einen sicheren Mittelpunkt zu geben wußte. Dieser Mittelpunkt ist hier jene Liebe, von der Ambrosio sagt:

— — — — daß mit der Wange
Sie nicht erbleicht, nicht mit dem Blut erstarrt,
Nicht mit dem Auge bricht;

die hier siegreich über die ewige Körpernacht und über jede Entbehrung des Lebens triumphirt, und von der man mit Recht sagen mag, daß sie das Höchste im Leben sey, weil sie in dem Glauben an ein Ewiges, über das Leben Hinausreichendes ihre Wurzel hat.

Wie günstig aber der Stoff in den äußeren Momenten der Handlung für eine solche Verklärung der Liebe auch war, und wie sinnreich der Dichter in dieser Hinsicht ihn auch benützen mochte: so mußte jene Verklärung doch immer zunächst von der poetischen Darstellung der Empfindungen und Gesinnungen der beyden Hauptcharaktere, Enzio's nämlich und Lucien's Viadagola's ausgehen. Vorzüglich der Letzteren. Dieser Charakter ist einer von denjenigen, bey welchen man auf einen gewissen Grad allenfalls auch mit einen Bruchtheil von Poesie auslangt, und bey dem man sich, wie das einigen von Hrn. Raupach's Beurtheilern begegnet ist, die Anspruch machen, selbst große dramatische Talente, und daher zur Reform des deutschen Dramas berufen zu seyn, auch im Besitz eines bloßen Bruchtheils leicht überredet, daß man Alles weit besser gemacht haben würde, oder bey Lösung einer ähnlichen Aufgabe es wohl auch wirklich besser gemacht habe. Inzwischen forderte die Darstellung dieses Charakters darum nicht minder den ganzen Dichter; und als solchen hat Hr. R. sich bewiesen. Er hat bey der Schöpfung dieses Charakters einen Grad von Einsicht und richtigem poetischen

Gefühl an den Tag gelegt, der sich bey seinen Gegnern sehr oft nur in einem ziemlich kleinen Bruchtheil antreffen läßt: so daß man nothwendig auf die Vermuthung geräth, sie möchten, wenn sie in sich selbst ganze Dichter sehen, das Fehlende eben nur durch eine etwas zu hohe Meinung von ihren Talenten ersetzen. Lucien's Liebe konnte allerdings in brennendere Farben gekleidet werden; sie konnte einen höheren romantischen Schwung nehmen, und von einer höheren Energie des Willens beseelt seyn. Hrn. R.'s Lucia hat gerade so viele Energie des Willens, als sie bedarf, um mit dem Geliebten mit heiterer Ruhe in das lichtlose Grab zu steigen; und das ist nicht wenig. Bey einem höheren Grade von Energie würde der Schritt, den sie dem König entgegen thut, unser Gefühl beleidigen; eine Klippe, die hier auf das Glücklichste vermieden ist, und die gar nicht leicht zu vermeiden war. Lucia folgt hier und überall mit der reinsten, völligsten Unbefangenheit dem Zuge ihres Herzens; und diese Unbefangenheit ist es, welche diesem Charakter seinen Halt und sein Interesse gibt. Es gibt überhaupt nur Zweyerley, wodurch ein Charakter besteht, und wodurch sein dramatisches Bild unsere Theilnahme gewinnt: ein vollkommen klares Bewußtseyn seiner selbst, oder völlige Unbefangenheit in dem, was er ist. Denn dadurch allein ist ein Charakter wahr, und dadurch allein kann seine Wahrheit in der poetischen Darstellung dem Leser oder Zuschauer klar werden. Auf diese Weise ist es dem Dichter gelungen, den Charakter Lucien's darzustellen. Dabey ist über die ganze Darstellung ein zarter Duft von Anmuth verbreitet, der sich nur empfinden läßt. Was allein beleidigen kann, ist, daß die erste Idee, Enzio in den Sarg zu betten, von Lucien ausgeht. Daß die leidenschaftliche Hast, mit welcher Lucia den König, nachdem er sich schon in den Sarg gelegt, sich noch einmal aus demselben erheben läßt, die nächste Veranlassung der Katastrophe wird, und der Dichter auf diese Weise die tragische Schuld auf Lucien zu bringen sucht, hat man als ein kindisches Haschen nach dem tragischen Effect getadelt. Da aber die heraushängende Locke wirklich die Veranlassung zur Entdeckung der Flucht des Königs wurde, so wird das Gewicht dieses Vorwurfes schon dadurch allein wenn nicht gänzlich, doch großen Theils, aufgehoben.

Weit weniger befriedigt König Enzio. So wie selbst seine Feinde ihn schildern, als

Ein lebend Bild des edlen Ritterthums, —

heiter und liebenswürdig,

— — — ganz ergeben
Der schönen Kunst der Tön' und des Gesange,

hat ihn auch Hr. R. gezeichnet. Allein damit war hier nicht Alles gegeben, was gegeben werden mußte. Um zu erklären, wie er das meine, muß Ref. gleich hier wieder an dasjenige erinnern, was er eben erst über die doppelte Art bemerkt hat, wie der Dichter in der dramatischen Darstellung uns für einen Charakter ein höheres Interesse einflöße. Hr. R. hat auch die Heiterkeit König Enzio's in die Farbe natürlicher Unbefangenheit gekleidet, und ohne jenen angebornen leichten Sinn, der schnellkräftig auch mitten unter den Bedrängnissen des Lebens sich eine eigene Welt schafft, und fröhlich in ihr waltet, kann sie allerdings nicht gedacht werden. In der Wirklichkeit mochte dieser leichte Sinn bey Enzio hinreichend seyn, um den Schmerz über sein eigenes Schicksal und den Gram über das tragische Geschick seines Hauses auszugleichen; die poetische Darstellung forderte hier eine höhere Ausgleichung. Der Charakter Enzio's, und der tiefere Gehalt der ganzen Dichtung, konnte nur gewinnen, wenn die Heiterkeit des Ersteren als die Frucht eines selbstständigen, durch eine glückliche Naturanlage getragenen Strebens nach geistiger Erhebung erschien, und der Dichter, neben dem Siege über den Schmerz, uns nicht ein mühseliges oder stoisches Ringen nach diesem Siege, aber doch den Kampf zeigte, welchen er gekostet hatte. Und fast dürfte man aus psychologischen Gründen behaupten, eine solche Auffassung des Charakters könne zugleich auch allein die historisch richtige seyn, da selbst seine Feinde von Enzio rühmen, er sey eben so thatkräftig als liebenswürdig, eben so fähig zu den größten und ernstesten Geschäften, als geübt in der Dichtkunst und im Saitenspiel gewesen.

Unbeachtet ist das dem Dichter zwar nicht geblieben; aber er hat es auch nicht zum Kern des ganzen Charakters gemacht. Wenn Enzio sagt:

> Um dessen mich zu freu'n, was ich noch bin,
> Muß ich vergessen, was ich einst gewesen. —

und später:

> — — Mein Geist war krank, so lang ich hoffte,
> Aus diesen Banden bald erlöst zu werden:
> Wer hofft, der sehnt sich, und zur Krankheit wächst
> Die Sehnsucht an, die unbefriedigt bleibt.
> Doch als die Kunde kam, mein großer Vater
> Sey aus der undankbaren Zeit geschieden:
> Da, wenn auch wahrlich an mich selbst nicht denkend,
> Beweint ich mit dem Vater auch mich selbst.
> Nun war ich todt, wenn Hoffnungslosigkeit
> Nichts anders ist als Tod; und wie im Grabe
> Der Mensch von allen Leiden, so genas

In diesem Tod auch ich von meinem Uebel.
Wenn ich Euch doch nun manchmal trüb erscheine,
So ist's ein Augenblick, wie der ihn hat,
Der allzu früh von schönem Traum erwacht;

so liegt darin mehr leidende Resignation, als positive Erhebung. Ueberhaupt hat es sich Hr. R. entgehen lassen, wie er eine tiefere tragische Wirkung nur dadurch erzielen konnte, wenn er sein heiteres Gemälde auf dem trüben Grunde des Mißgeschickes auftrug, welches über dem Stamme der Hohenstaufen waltete. Erinnert er nun zwar gelegenheitlich auch daran, so scheint er doch, vermuthlich um dem hellen Farbentone seiner Dichtung keinen Eintrag zu thun, es absichtlich vermieden zu haben, ihr diesen düsteren Hintergrund zu geben. Vermuthlich hat er auch nur darum die Flucht Enzio's gleich nach dem Tode Conrad's verlegt, da sie doch erst zwischen 1270 und 1272 nach Conradin's Enthauptung Statt fand.

König Manfred. Erster und zweyter Theil. Was zu Anfang dieser Anzeige bemerkt wurde, daß nämlich der Dichter, der es unternehme, die Begebenheiten einer ganzen Periode in fortlaufender Reihe zu einem Cyclus von Dramen zu verarbeiten, immer einzelne Stoffe treffen werde, die es ihm schwer machten, sie dramatisch zu gliedern, und dabey dem Ganzen einen festen, bestimmt ausgesprochenen Mittelpunkt zu geben, durch welchen alle einzelnen Charaktere und Theile der Handlung eine sichere Beziehung und ein bestimmtes Interesse erhielten, das wird durch diese beyden Theile König Manfred's auffallend bestätigt. Wie groß die Gewandtheit auch ist, mit welcher Hr. R. einen dramatischen Stoff zu handhaben und zu gestalten versteht, und wie sprechende Beweise er auch gerade in diesen beyden Dramen davon gegeben hat: so hat er doch, besonders im ersten Theile, wenig mehr zu thun gewußt, als die einzelnen Intriguen, Tracasserien und Befehdungen, in welche sich die Geschichte Manfred's vor seiner Thronbesteigung zerbröckelt, in dramatischer Form neben einander zu reihen. Die Schwierigkeiten, sie zur dramatischen Einheit zu verbinden, ließen sich auch kaum beseitigen, wenn die geschichtlichen Ereignisse in fortlaufender Integrität zur Anschauung gebracht werden sollten. Nur dann konnte sie Hr. R. vermeiden, wenn er, ohne die Rechte der Geschichte zu verletzen, in der Manfred's ein Moment auffand, das ihm bey der dramatischen Gliederung die vereinzelten Details theils ganz fallen zu lassen, theils sie demselben, ohne die Einheit der Composition zu stören, unterzuordnen erlaubte.

Ein solches Moment nun findet sich in der Geschichte Man-

fred's wirklich. Denn war er gleich der rechtmäßige Sohn Friedrich's des Zweyten; hatte er auch das nach Conrad's Tod dem hohenstaufischen Geschlechte so gut wie verlorne Apulien dem Gegner mehr noch durch die Kraft seines Muthes, als durch die Begünstigung des Glückes abgerungen; war er auch durch den Wunsch des Volkes und die Macht der Barone zum Throne berufen, und wie Einige sagen, gezwungen worden, diesen anzunehmen: so verletzte er dadurch doch darum nicht minder das Näherrecht Conradin's; und immer kann es die Frage bleiben, wie die Verhältnisse sich gestaltet haben würden, wenn Manfred, statt das Reich für sich selbst zu nehmen, mit schwerer, aber darum jeden Angriff der Verleumdung trotzender Selbstverläugnung als Verfechter der unbestreitbaren Rechte seines Neffen auftrat. Gab es irgend etwas, wodurch Manfred sein Glück befestigen, und Apulien seinem Stamme retten konnte: so war es gewiß nur dieser hohe Sinn für das strenge Recht, der das Unrecht und die Umtriebe seiner Gegner ganz unzweydeutig in das hellste Licht stellte. Für jeden Fall konnte der dramatische Dichter dieses Moment sehr gut brauchen, und selbst eine ächt dramatische Wirkung daran knüpfen, wenn er den Stoff in diesem Sinne selbstständig zum Drama gestalten wollte. Das aber war ihm hier um so mehr erlaubt, als die geschichtlichen Angaben über die Wege, welche die verschiedenen Interessen hier suchten und gingen, überhaupt sehr unbestimmt und ungenügend sind, die bestimmt ausgesprochenen historischen Daten aber bey einer solchen Behandlung durchaus nicht gefährdet waren. Wenn übrigens Hr. R. den Stoff überhaupt nicht aus diesem Gesichtspunkte fassen mochte, so wird sich auch nicht viel dagegen sagen lassen, daß er diese ganze Sache bey Manfred's Thronbesteigung ganz kurz von der einen Seite mit einem:

Dem Brudersſohn sollt' ich die Krone rauben?

und von der anderen mit einem:

Manfred soll König seyn! — Er soll und muß!

abgemacht hat.

Mehr, als der erste Theil König Manfred's, befriedigt der zweyte, der durchaus abgerundeter erscheint, als jener. Hier gibt der Glückswechsel in Manfred's Schicksal dem Interesse eine genügende Unterlage, das durch den Charakter Manfred's belebt und rege erhalten wird, von dem selbst seine Gegner eingestehen, er sey unter Friedrich's Söhnen an Geist, Muth und Tüchtigkeit der vorzüglichste, und dabey stets heiter und einnehmend, liebenswürdig und von Allen geliebt gewesen. Was Ref. in der Darstellung des Charakters König Enzio's vermißte,

hat der Dichter sehr glücklich in Manfred ausgedrückt, wenn er ihn am Schlusse des ersten Actes sagen läßt:

— — — — Ich weiß sehr wohl
Wie jeder Andre, mehr als jeder Andre
Bin ich der Macht des Schicksals bloßgestellt.
Doch darum will ich auch nicht einen Tropfen
Verlieren aus dem Freudenkelch des Lebens;
Denn seht! ich weiß auch, wie es kommen mag,
Der großen Ahnen würdig werd' ich leben,
Der großen Ahnen würdig werd' ich sterben.
So meiner selbst gewiß, mit sichrer Brust,
Geb' ich mich hin des Lebens heit'rem Zuge,
Die Freude haschend in dem raschen Fluge:
Es wird der Geist aus allen Irrgewinden
Zu seiner Würde stets sich wieder finden.

Auch der Charakter Carl's von Anjou —

Der Haß, die Habsucht und die Blutgier
In einem Mann vereint, auf dessen Antlitz
All ihren Schatten die Natur geworfen —

die tückische Arglist, die schroffe Härte, die fühllose Grausamkeit und die übermüthige Verachtung alles Rechtes, die ihn zu einer der widerlichsten und abscheuwerthesten Erscheinungen in der Geschichte machen, sind mit manchem glücklichen Zuge trefflich gezeichnet: wenn auch vielleicht »die Schatten,« die finstere Gemüthsart Carl's nämlich, die allen seinen Lastern das eigenthümliche Gepräge gab, in dem Gemälde zu wenig heraustreten. Ueberhaupt ist dieses Drama reich an Schönheit des Details. Dazu rechnet Ref. das Lied Manfred's, wenn die sinnliche Glut desselben im Munde des Vaters auch anstößig seyn kann; und die idyllische Scene im Garten zu Capua; obgleich die Diction hier theilweise in die Sphäre des bürgerlichen Dramas herabsinkt. Dasselbe gilt von der Schilderung der Ehestandsnoth des Grafen Richard, die gänzlich in den Ton des Lustspiels übergeht. Dagegen ist die Scene, in welcher die eitle, übermüthige Beatrix höhnend der wahnsinnig gewordenen Helena entgegentritt —

Beatrix (Helenen sich einige Schritte nähernd).
Darf wohl die arme Gräfin von Provence
Sich Eurer Hoheit nah'n?

Helena (mit stierem Blick auf sie zugehend).
Sprich, gute Frau.

Beatrix (erschreckend und sich zurückziehend).
Wahnsinnig! — Großer Gott! — Das wußt' ich nicht!
(Zu Carl'n.)
Laß sie wegbringen, Herr; ich bitte Dich.

des größten Dichters würdig. Schönheiten des Details geben freylich kein tadelloses Drama, aber sie müssen dem Dichter bey Würdigung seines Talentes und seiner Leistungen doch auch überall in die Rechnung geschrieben werden.

König Conradin. Historisches Drama in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiele. Wer sich immer häufiger damit abgegeben hat, historische Stoffe rücksichtlich ihrer dramatischen Brauchbarkeit zu prüfen, dem ist die Bemerkung kaum entgangen, daß viele derselben, wie brauchbar sie einerseits für die Zwecke des dramatischen Dichters auf den ersten Anblick auch scheinen mögen, andrerseits dann wieder sehr bedeutende, und oft sehr schwer zu besiegende Schwierigkeiten ausweisen. Zu diesen Stoffen hat Ref. immer auch die Geschichte Conradin's gerechnet. Der letzte Sprößling der Hohenstaufen, der als sechzehnjähriger Jüngling, voll frommen Vertrauens auf den Beystand des Himmels, voll unbefangenen Vertrauens auf die Treue der Menschen auszieht, um einem Wütherich sein väterliches Reich zu entreißen, und der das Opfer dieses entmenschten Wütherichs wird, ist wohl geeignet, unsere innigste Theilnahme zu erregen: allein eben was unser Mitleid am lebhaftesten erregt, seine Jugend, seine weiche Milde und seine vertrauensvolle Arglosigkeit, eignen ihn wenig zum tragischen Helden. Eine ihrer sich selbst bewußte Kraft ist immer dasjenige, was wir an diesem am wenigsten vermissen mögen. Bey allen Bearbeitungen, die Ref. bekannt geworden, ist daher der Einfluß dieser Schwierigkeit merkbar, und alle haben, wenn man es mit zwey Worten sagen will, Conradin entweder unreif oder vorreif genommen, Hr. R. das erstere, und immer noch das minder anstößige. In der Scene nach dem Einzuge auf dem Capitol glaubt man in einigen Stellen einen zwölfjährigen Knaben zu hören, dem über die Herrlichkeit jenes Einzuges das Herz aufgeht.

Konnten die hier berührten Schwierigkeiten vermieden, und der dramatische Charakter Conradin's das rechte Maß und einen festen Halt gewinnen, so war das nur der Fall, wenn das Vertrauen Conradin's auf sein gutes Recht, auf die Treue und den Eifer, mit welchen seine Anhänger sich erheben würden, die Begeisterung für Friedrich den Zweyten, und die Hoffnung auf einen gleichen Erfolg, wie ihn dieser in Deutschland gehabt hatte, mit der vollkommensten Entschiedenheit herausgestellt wurden, weil diese Bestimmungsgründe auch im Bewußtseyn des Jünglings sich zur vollen Klarheit herausgebildet haben konnten, und weil sie, ohne der liebenswürdigen Unbefangenheit seines Charakters Eintrag zu thun, der Darstellung desselben

ein Gepräge von Selbstständigkeit gaben, und den Vorwurf allzugroßer Weichheit ferne hielten Was hier gewünscht wird, ist von Hrn. R. nicht unberücksichtigt geblieben: allein mehr bloß gelegenheitlich berührt worden, als daß es die Grundlage des ganzen Charakters ausmachte.

Es könnte befremden, daß keiner von den Bearbeitern dieses Stoffes die Sache ohne Liebe abmachen zu können glaubte, wenn diese nicht jedem modernen Dichter ein durchaus unentbehrlicher Bestandtheil eines Dramas zu seyn schiene. Nebenher könnte man auch auf die Vermuthung gerathen, sie hätten dieses Vehikel nöthig gefunden, um die bannalen fünf Acte auszufüllen. Und doch zerfällt der rein historische Stoff so leicht und natürlich in die fünf Acte, wie das selten bey einem anderen der Fall ist: Abschied, Rom, die Schlacht und die Gefangennehmung, die Verurtheilung Conradin's und die letzte Katastrophe. Bey Hrn. R. sind mehrere Scenen, wenn gleich mit Geschick bearbeitet, zuletzt doch nur Ausfüllscenen; z. B. die Scene in der Mühle, die wenig wirksame Verzweiflungsscene Robert's &c. Auch die Liebe des naiven Klärchens erweckt keine besondere Theilnahme; nur muß namentlich die erste Scene des dritten Actes ausgenommen werden, in welcher Klara die Nachricht von Conradin's Gefahr erhält, und die, wenn gleich eine Nebenscene, darum nicht minder voll individuellen Lebens ist. »Ich dachte,« sagt Conradin:

> Ich dachte so zurück an meine Ahnen,
> Welch eine Reihe tücht'ger, edler Männer
> Vom ersten Friedrich bis zu meinem Vater!
> Warum hat doch ein Stamm, der so viel Großes
> Hervorgebracht, so schweres Leid erfahren?
> Warum muß er in seinem letzten Zweige
> So unerhört und blutig untergehen?

Die fürchterliche Consequenz, mit welcher das Schicksal auch den letzten Zweig dieses herrlichen Stammes schonungslos wegtilgte, ist eben das tragische Moment des Dramas. Hr. R. hat dieses Moment, so wie die Versöhnung des tragischen Schmerzes, in einzelnen Stellen und Zügen sehr glücklich angedeutet; nur ist nicht die ganze Dichtung davon durchdrungen, und die Wirkung kann daher auch keine tiefe und genügende seyn.

* * *

Nachdem Ref. die Dramen des von Hrn. R. ausgeführten Cyclus einzeln einer Prüfung unterworfen hat, scheint es nicht unzweckmäßig zu seyn, die Ergebnisse der letzteren in einen allgemeinen Ueberblick zusammenzufassen.

Wie mißlich das Unternehmen, eine ganze historische Periode in einer fortlaufenden Reihe von Dramen darzustellen, überhaupt sey, und welchen Schwierigkeiten der Dichter dabey begegne, ist zu Anfang dieser Anzeige aus einander gesetzt; daß jedoch diese Schwierigkeiten, z. B. die, jedem einzelnen Drama ein selbstständiges Interesse und seine innere Abrundung zu geben, keine unbesieglichen gewesen seyen, bey der Mehrzahl der einzelnen Stücke nachgewiesen worden. Immer aber wird der Dichter jene Schwierigkeiten, so weit sie überhaupt zu überwinden sind, nur dann besiegen können, wenn er jede einzelne Composition mit Umsicht und Besonnenheit in seinem Geiste sich ausbilden und reifen läßt, und an die Ausführung jeder einzelnen das ganze Vermögen seines Talentes und die ganze Kraft seiner Begeisterung wendet. Das nicht überall gethan zu haben, ist der Vorwurf, von welchem auch die unbefangenste Kritik den Dichter der Hohenstaufen nicht freysprechen kann. Hr. R. hat die Geschichte derselben größtentheils mehr mit poetischem Geiste dramatisirt, als in einer Reihe von Dramen zur Anschauung gebracht, die im Stande wären, uns als organische Kunstwerke zu befriedigen. Dabey jedoch muß anerkannt werden, — und weder böser Wille, noch Oberflächlichkeit, noch der Uebermuth burschikosen Witzes hätte es übersehen sollen — wie viel, trotz aller Mängel, dennoch geleistet ist. Wenn Hrn. R.'s historische Auffassung nicht immer eine tiefe ist, so ist sie doch fast immer eine richtige, und zeugt für sorgfältige und gründliche historische Studien, ohne welche das historische Drama eben so wenig gedeihen kann, als seine Vortrefflichkeit durch sie allein bedingt wird. Die poetischen Momente der Handlung sind meistens richtig, oft mit überraschender Gewandtheit erfaßt; aber nicht immer sind sie kräftig und mit hinreichender Entschiedenheit herausgestellt. Dasselbe gilt von den Charakteren. Wenn vielen von den Nebencharakteren ein eigenthümliches Gepräge fehlt, so darf billig auch die Schwierigkeit in Anschlag gebracht werden, bey einer so großen Anzahl jedem einzelnen Charakter ein solches aufzudrücken. Was man in dieser Hinsicht so wie auch im Ganzen am meisten vermißt, ist jene Energie der Darstellung, die der Dichter seinem Werke nie einhauchen wird, wenn er seinen Stoff nicht vielseitig durchgebildet, und sich nicht die Zeit und Mühe genommen hat, seiner vollkommen mächtig zu werden. Wenn uns nun dabey allerdings auch die Diction diese höhere Energie vermissen läßt, so sinkt sie doch nur selten unter eine gewisse Höhe herab. Der Reichthum an oft eben so tiefen als neuen und meistens glücklich ausgedrückten Reflexionen darf hier nicht unbeachtet bleiben. Hrn. R.'s Sprache endlich ist klar und blühend,

selten kräftig, oft zu weich und gelegenheitlich wohl auch etwas schlaff. Daß sie sich aber nie aufstelzt, und nicht in kurzen Sprüngen dem Shakespeare nachhampelt, das mag ihr billig zu einem besonderen Verdienste angerechnet werden.

M. Enk.

Art. V. Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret, von Hammer-Purgstall. Vierter Band. Leipzig und Darmstadt 1838. Druck und Verlag von C. W. Leske. 8.
(Siehe diese Jahrbücher Bd. LXXXI und LXXXII.)

XXVI. Auf erfreuliche Weise wird der vierte Band dieses Gemaldesaales mit der Biographie Abdallah Ben Tahir's aus dem Geschlechte der Tahiriden, die über Chorasan geherrscht, eröffnet. Von dem Stammvater dieses Hauses, von Tahir, dem mit zwey rechten Händen Begabten (ambidexter), d. h. dem Manne, der mit der Linken eben das zu thun vermochte, was mit der Rechten, war in der Biographie des Chalifen Mamum, und ist zum Theil auch hier die Rede, wo es sich von seinem Sohne handelt, bey dem die morgenländischen Schriftsteller sich nicht vereinigen konnten, ob sie ihn unter die selbstständigen Herrscher zählen, oder bloß unter die Statthalter reihen sollen. Gewiß ist, daß er nur durch das Vertrauen des Chalifen Mamum zur Verwaltung Chorasans berufen worden (828 n. Chr.), daß er dieses edelmüthige Vertrauen durch felsenfeste Treue und Anhänglichkeit erwiedert, und daß weder er in seiner siebzehnjährigen Verwaltung, noch seine zwey Nachfolger das Majestätsrecht des Kanzelgebets auf den eigenen Namen je ausgeübt: hinreichende Gründe, ihm den Titel eines souverainen Fürsten abzusprechen; allein eben so gewiß ist, daß er als Vasall unabhängig sich bewegt habe, was den Herrn Verfasser nach dem Vorgange Anderer bestimmt, ihn in dieser Herrschergallerie aufzuführen. Der schönste Zug Abdallah's besteht darin, daß er zur Zufriedenheit des Volkes das Frühlingsfest (das altpersische Neujahr) aufleben ließ, und an diesem Tage den Unterthanen gestattete, ihre Klagen bey dem Herrscher in Person anzubringen, und, selbst wenn sie als Kläger wider den Fürsten auftraten, ihre Prozesse mit demselben vor bestellten Richtern auszutragen. Der Hr. Verf. verweiset hinsichtlich mehrerer Anecdoten, welche diesen Fürsten betreffen, auf den siebzigsten Band dieser Jahrbücher, wo sie p. 79 bey der Anführung der von Mohammed Aufi veranstalteten Sammlung von vierzehnhundert Erzählungen zu finden sind.

XXVII. Die Dynastie der Tahiriden wurde von jener der Ssoffariden verdrängt, und Amru Ben Leis tritt als Repräsentant der letzteren in diesem Artikel auf, der aber nicht bloß das Leben dieses einen Fürsten enthält, sondern auch von dessen Bruder Jakub und von dem Ursprunge der folgenden Dynastie der Samaniden mehreres erzählt. Die Provinz Sistan oder Sedschistan ist das Stammland dieser Fürsten; allein erst p. 119 kömmt eine sehr anziehende Schilderung desselben vor, bey Gelegenheit, als der letzte Fürst Chalef gegen die aufsteigende Macht des Sultans von Ghasna in eben so ungerechte als unglückliche Kämpfe sich stürzte. Da Jakub noch Kupferschmied (Ssoffar) und Räuber (mitunter ehrbar und gepriesen) gewesen, ehe er es zum Feldherrn gebracht, so sind von ihm viele Geschichten aufgezeichnet, deren einige mitgetheilt werden. Schade, daß die vorgesteckten Grenzen des Werks nicht erlaubten, dem reichen Leben Jakub's einen besonderen Artikel zu widmen. Amru erhielt nach seines Bruders Tode vom Chalifen das Belehnungsdiplom mit den Landschaften des persischen Irak, Fars, Chorasan, und dazu die Vogtschaft Bagdads, die er sogleich einem Stellvertreter überließ, legte aber durch zu große Ausdehnung seiner Herrschaft bis auf das Land jenseits des Oxus den Grund seines Verderbens. Sein Leben bietet Gelegenheit, manche weniger bekannte Züge zu erzählen. Seine und seines Bruders Jakub Herrschaft ist noch als die Periode merkwürdig, in welcher die neupersische Poesie die Regeln der arabischen Prosodie annahm. Bey dieser Stelle findet der Hr. Verf. Veranlassung, über die Entstehung der Poesie und des Reimes im Altpersischen eine köstliche Sage mitzutheilen p. 31: »Nach den von den Geschichtschreibern der persischen Poesie beglaubigten Sagen soll dieselbe zuerst unter Behramgur, dem ritterlichen Chosroes der Dynastie der Sasaniden, sich die Fesseln des Sylbenmaßes auferlegt haben. Dilaram, die geliebte Sclavin Behramgur's, soll, in Uebereinstimmung liebenden Gefühls mit dem ihres Gebieters und Geliebten, die Rede desselben in gleichgemessenen und am Ende gleichtönenden Worten wiederholt haben; so seyen die ersten Verse entstanden; doch habe der Umfang des Gebietes der gebundenen Rede sich nicht über einzelne Verse erstreckt.« S. 16 heißt der dritte Bruder von Jakub und Amru aus Versehen wieder Amru, und p. 20 mit Bestimmtheit Mohammed. Herbelot im Artikel Laith und Andere nennen ihn Ali. Die Schwierigkeit, aus den orientalischen Sprachen zu übersetzen, gibt sich p. 25 in einem merkwürdigen Beyspiele kund. Ein früherer Berichterstatter, Jenisch, sagt: Amru sey auf der Flucht in einem Gulsari rosetum (Rosen-

beet? Rosengebüsch? Rosenhecke?) versitzt gefangen genommen worden; unser Hr. Verf. liest Gilsari, und übersetzt: in eine Lehmgrube gerathen, sey er gefangen worden. Vielleicht lassen sich beyde Lesearten gleich gewandt vertheidigen; für die Geschichte hat aber dieser kleine Nebenumstand, so oder so oder auf eine dritte Art erzählt, wenig Gewicht, da die Hauptsache, die Gefangennehmung, außer Zweifel ist.

XXVIII. Naßr Ben Ahmed, der Fürst aus dem Hause Saman, verdankt seinen Platz in dem Gemäldesaal vielleicht weniger der eigenen persönlichen Größe, als dem Umstande, daß unter seiner Regierung die Herrschaft seines Hauses den größten äußeren Umfang erhalten, und das Hauptland Mowaralnahr und selbst Chorasan, ungeachtet Krieg auf Krieg folgte, zu großer Blüthe gelangten. Unbefangen gesteht selbst der Hr. Verf. p. 42: »Dadurch, daß Naßr solche Feldherren wie Ebu Ali und Hamuje, tapfere Kämpen wie Abu Dschaafer Ssaaluk und Simdschur Dewati, und einen Großwesir wie Mohammed Ben Abdallah Belaami besaß, bewährte sich an ihm vollkommen der Beyname des Glücklichen. Acht und zwanzig Jahre regierte er, am längsten und glücklichsten aus allen Fürsten seines Hauses, der mildeste, freygebigste, verständigste und gerechteste derselben, so daß nicht nur er, sondern auch die Völker, welche ihm gehorchten, während seiner acht und zwanzigjährigen Regierung glücklich.« Die Milde des Charakters bis zu tadelhafter Schwäche, ein hervorstechender Zug in Naßr, offenbarte sich am klarsten in dem Prozesse zweyer Großen, den er statt zu entscheiden, mit den Worten sanft bey Seite schob: »Wie ich immer entscheiden möge, so wird einer von euch beyden unzufrieden seyn; ich wünsche daher, daß ihr, um mir die Unannehmlichkeit zu ersparen, einen von euch beyden unbefriedigt zu entlassen, euch selbst unter einander vergleichet.« — Es ist von keiner Bedeutung, daß einige Schriftsteller Naßr bey seines Vaters Tode einen Knaben von acht Jahren, unser Hr. Verf. ihn einen Knaben von zehn Jahren nennt, p. 38. Von dem Geschichtschreiber der schönen Redekünste Persiens war zu erwarten, daß er den Dichter und Tonkünstler Rudegi, Naßr's Tischgenossen, an gebührendem Lobe nicht verkürzen werde; allein es ist zu bedauern, daß er den reichen Handel, der sich von der Residenz Bochara in vier Straßen nach China, Indien, Bagdad, das kaspische Meer, und von da bis an die Küste der Ostsee erstreckte, wie aufgefundene samanidische Münzen beweisen, ganz mit Schweigen übergangen.

XXIX. Wenn aus jedem der schnell vorüberschwindenden Herrscherhäuser Asiens nur immer Ein Fürst als Stellvertreter

herausgehoben wird, ist es einleuchtend, daß auch jedesmal von dem Ursprunge der Dynastie das Nöthigste berichtet werden muß. Nirgends ist jedoch diese Einrichtung wichtiger, als bey Kabus, dem Fürsten der Beni Sijad in Dilem, weil aus Unklarheit und Unbekanntheit nicht nur diese Familie mit anderen vermischt wird, sondern auch über ihre einzelnen Fürsten und deren Zahl Verwirrung herrscht. Mit lobenswerther Deutlichkeit wird erstens auf geographische Weise erörtert, was man unter einer Dynastie von Dilem zu verstehen habe, d. h. es werden die Provinzen aufgezählt, in welchen die Sijaden theils allein, theils mit einem anderen Hause, dem der Beni Buje, die also mit eben so gutem Rechte den Beynamen von Dilem führen, geherrscht, und darauf werden die acht Fürsten aufgeführt, welche zur Familie der Beni Sijad zählen. Die Regierungen der drey Vorgänger des Kabus werden in chronologischer Ordnung überblickt, und da die Regierung Weschmgir's, der binnen den drey und dreyßig Jahren derselben dreymal die Landschaften Dschordschan und Taberistan verloren, und dreymal die Hülfe des Herrschers der Samaniden zur Wiedereroberung derselben erhalten hatte, aus Mangel hinreichender Quellen bisher voller Dunkelheit geblieben, so wird sie hier aus den hinlänglich reich strömenden der arabischen Specialgeschichten Otbi's und Ibn Challikjan's, aus den persischen Universalgeschichten Chuandemir's und Mirchuand's, und den türkischen Dschenabi's und Munedschimbaschi's zum ersten Male chronologisch und pragmatisch aufgeklärt. — Die Biographie des Kabus selbst zeigt seine ausgezeichneten Eigenschaften als kriegerischer Fürst, seine Freygebigkeit, Wohlredenheit, Gelehrsamkeit und den Schutz, den er Gelehrten und Dichtern angedeihen ließ; wenn aber die orientalischen Berichterstatter auch die Tugend der Gerechtigkeit in den Kreis des Lobes ziehen, so spricht das Leben des Fürsten, der nach seines eigenen Enkels Bericht ein Blutvergießer gewesen, zu stark dagegen, als daß es wahr seyn könnte. Es ist nur zu billig, daß der Hr. Verf. die Sage, welche den berühmten Arzt Avicenna an dem erhöhten Pulsschlag des Neffen von Kabus eine Liebeskrankheit für eine Dame des Pallastes auf fast ähnliche Weise, wie von Erasistrathos am Hofe des Antiochus Soter geschehen, erkennen läßt, als jeden historischen Grundes ermangelnd, gänzlich mit Schweigen übergangen. Gegen Diez und andere Schriftsteller schließt unser Hr. Verf. des Kabus zweytgebornen Sohn Dara oder Iskender (Alexander) aus der Reihe der regierenden Fürsten dieses Hauses aus.

XXX. Adhadeddewlet, die Hauptzierde seines Geschlechtes, des Hauses Buje, und der größte islamitische Fürst seiner

Zeit, hat sich zwar keinen Namen als Gesetzgeber gemacht, wohl aber als der Urheber großer und nützlicher Werke der Baukunst, als der Beschützer der Wissenschaften und Poesie, als der Gönner der Gelehrten, welche ihm ihre Werke zugeeignet, und der Dichter, welche ihn durch Lobgedichte gefeyert. Die in dem Namen dieser Dynastie zwanzigmal wiederkehrende Endung Dewlet erhält umständlichere Erörterung, und die Geschichte Adhadeddewlet's wird zum besseren Verständniß durch die kurze Uebersicht der Lebensschicksale und Regierungen seines Vaters und seiner beyden Oheime eingeleitet. Es ist eine richtige Bemerkung des Hrn. Verf.'s, daß Adhadeddewlet nach drey und dreyßigjähriger Regierung im acht und vierzigsten Jahre seines Alters zu Bagdad in dem Rufe eines gerechten und milden Fürsten gestorben, wiewohl er seine beyden Vettern entthront, den Wesir Sohn Ibnol-Amid's getödtet, den Ibneß-ßabi in den Kerker geworfen; um so auffallender und edler erscheint dagegen der Zug seines Vaters, der durch die Nachricht, sein Sohn habe den Vetter Bachtiar vom Fürstenstuhle verdrängt, so angegriffen wurde, daß er sich einige Tage aller Nahrung enthielt, und durch Kreisschreiben alle seine Statthalter in Kenntniß setzte, daß er mit Adhadeddewlet's Benehmen keineswegs zufrieden. Sie zogen sich daher alle von Adhadeddewlet zurück, der verlegen, sich so vereinzelt zu sehen, durch den Wesir, Sohn Ibnol-Amid's, die Versöhnung mit dem Vater unterhandelte. Zweckmäßig sind auch hier die bekannten Mährchen — wie Adhadeddewlet durch das Liebesverständniß einer Frau seines Harems mit einem Soldaten in den Besitz unermeßlicher Schätze gekommen, und wie ihm eine Gesandtschaft vom griechischen Kaiser geworden — als der Geschichte unwürdig übergangen; dagegen die sieben großen Bauwerke dieses Fürsten, von denen eines sogar heute noch ins tausendste Jahr lebt, und die gelehrten Männer, welche in diese Zeit fallen, mit liebender Sorgfalt hervorgehoben.

XXXI. Sultan Mahmud von Ghasna hat die ausführlichste Biographie erhalten, theils weil die Größe seiner Thaten es erfordert, theils weil er nicht nur viele (vierzehn) Geschichtschreiber, sondern unter ihnen durch besondere Gunst des Glücks auch große gefunden. Nähere Nachrichten über Mahmud's Vater Sebuktigin und die Verhältnisse Ghasna's leiten die Biographie ein, und in den Feldzügen des Vaters tritt der Sohn als kräftiger Held auf die Schaubühne. Bey Gelegenheit des mit Dscheipal geschlossenen Friedens wird die bescheidene Vermuthung de Sacy's, der die funfzig Merbet-Elephanten für Paare — Andere sagten Gespanne — gehalten, einfach durch Stück berichtigt. Die abenteuerlichen Begebenheiten

des unglücklichen Montaßir, des letzten Prinzen des Hauses Saman, der unter den Dolchen arabischer Meuchler fiel, bilden eine anziehende Episode. Die glänzenden indischen Feldzüge, deren hier vierzehn statt zwölf aufgezählt werden, ist der Hr. Verf. geneigt, mehr auf Rechnung der Liebe zu Reichthümern, die sie auch, wie die Schilderungen hinlänglich bezeugen, im Uebermaße eintrugen, als auf Rechnung des Fanatismus zu setzen, der den Islam ausbreiten und den Götzendienst zerstören wollte. Er verhehlt indessen nicht Mahmud's strenggläubige Worte: »Als Moslim liegt mir die Ausrottung des Götzendienstes ob;« und: »Wollte ich Gold statt der Zertrümmerung nehmen, wie es angeboten wird, würde die Nachwelt mich Mahmud den Götzenhändler nennen, während ich Mahmud der Götzenzerstörer heißen will;« doch übersieht der Geschichtschreiber auch nicht, daß es eine Zeit gab, in welcher dieser Fürst selbst die Strafen der Hölle und ein künftiges Leben bezweifelte Mahmud's Bild tritt indessen immer als hochsinnig und gerecht zu seinem Vortheile hervor, und die Lehre, die ihm, dem Jüngling, der Vater in einem neu angelegten Garten gegeben: »Solchen Garten könne jeder der Unterthanen anlegen, Herrschern zieme es, solche Gärten zu pflanzen, die kein Anderer anlegen könne, durch Bewässerung der Wissenschaften mit dem Wasser der Huld, durch Pflege großer Männer, deren Früchte der Nachwelt ein Genuß für immer,« beherzigte er gewissenhaft, und den Glanz seiner Regierung haben nicht nur die indischen Feldzüge, sondern auch große Wesire, Scheiche, Gelehrte, vor allem aber Dichter verherrlicht Da ihm Firdewsi das Schahname sang, fällt das Blüthenalter der persischen Poesie in seine Zeit, welche außer Firdewsi noch andere acht Dichter erster Größe erleuchteten. Zwar blieben auch hier, wie in allen menschlichen Dingen, die Verhältnisse nicht rein und ungetrübt, wie es der tiefe blaue Himmel ist; denn Firdewsi erhielt nicht, wie er sollte, sechzigtausend Goldstücke, sondern, weil Geiz den Sultan besiegte, eben so viele Silberstücke, die er mit Verachtung an Freunde vertheilte, was indessen immer auf eine Summe von zwanzigtausend Thalern sich belief, und als zu dem Dichter, wieder zu Gnaden aufgenommen, zwölf Pferde mit Geschenken des Sultans beladen durch das Stadtthor geführt wurden, zog zu einem anderen die Leiche des Dichters hinaus. Selbst die Bestattung auf dem moslimischen Kirchhofe verweigerte der Scheich Abulkas Kurkani dem Sänger, weil derselbe die Heldenthaten der Ungläubigen und Gebern gepriesen, und der Prophet gesagt: Wer sich einem Volke anähnelt, der ist von demselben. In derselben Nacht erschien ihm Firdewsi in der vollen

Glorie des Paradieses, und belehrte den darob Verwunderten, daß ihn Gott des Einen Verses wegen ins Paradies genommen, den er zum Preise der Vereinheitung gesagt:

> Das Höchste in der Welt, das Tiefste bist du!
> Ich weiß nicht, was du bist; was ist, das bist du.

Mahmud's Liebe für Baukunst ging über auf die Bewohner der Hauptstadt. So geschah es, daß bey einer unter Mahmud oder bald nach ihm vorgenommenen Beschreibung Ghasna's zweytausend Moscheen und Medreseen gezählt, und daß jeden Tag auf den Märkten zehntausend Vögel verkauft wurden. Alle die Herrlichkeiten der Bauten Mahmud's gingen zweyhundert Jahre später in der Verheerung Tschengis-Chan's zu Grunde.

XXXII. Es scheint auffallend und widerstreitend, daß in dem Gemäldesaal der Herrscher ein türkischer Sclave, Kutbeddin Ibek (Kutbeddin = Pol der Religion; Ibek = der am kleinen Finger Verstümmelte) aus der Familie Ghawri, als Gleichberechtigter erscheine; allein er ist an seinem Platze, denn er gründete das Reich von Dehli, und obwohl er hier durch sechzehn Jahre nur als Sclave und Vicekönig geherrscht, so erhielt er mit seinem Freylassungsbriefe auch alle Insignien der Herrschaft: Pauken, Sonnenschirm, Fahne, Thron und das Diplom des königlichen Titels, und regierte als Freyer und rechtmäßiger Herrscher noch fünf Jahre. Zweifelsohne ein denkwürdiger Mann, von dem man aber wieder gestehen muß, daß er seinen Nachruhm dem Glücke verdankt, einen gelesenen Geschichtschreiber gefunden zu haben; denn der Satz: Vixere fortes ante Agamemnona Multi: sed omnes inlacrumabiles Vrgentur ignotique longa Nocte, carent quia vate sacro, findet in dem Kreise, welchen das angezeigte Werk durchläuft, häufige Anwendung, und häufiger als je die Gewaltigen des Tages im schmeichelnden Genusse der Macht zu ahnen geneigt sind. Hasan Nisami von Lahor, das Muster reichgeschmückter persischer Historiographie, welches ein Jahrhundert später von Waßaf auf seither unübertroffene Weise überflügelt worden, hat den Namen Kutbeddin's auf die Nachwelt gebracht, und da seine Geschichte bis jetzt noch wenig bekannt, und in Europa nur in einem einzigen Exemplare auf der kaiserlichen Hofbibliothek vorhanden ist, so wird es natürlich anziehend, davon nähere Kunde zu erlangen. Der Hr. Verf. gibt sie, und bemerkt, daß Nisami sein Hauptaugenmerk auf rednerische Beschreibung gerichtet, daß er dabey viel Verse eingemischt (die Zahl der gereimten Zeilen übertrifft die der ungereimten, indem von zwölftausend Zeilen, welche die Geschichte enthält, nur fünftausend Prose und siebentausend Distichen sind),

daß die Prosa persisch, die Verse meist arabisch, daß eben durch den Rhythmus der Schmuck der Rede von der Treue der Erzählung sichtlich geschieden. Die Uebersetzung einer Probe macht es auch handgreiflich, daß der Inhalt mehrerer Blätter durch Ausscheidung geputzter Redensarten und poetischer Beschreibungen sich in wenig Worte fassen lasse. Dem Umstande, daß Kutbeddin durch den größten Theil seines Lebens nicht ganz unabhängig handeln konnte, ist es zuzuschreiben, daß seine Thätigkeit an die seines Herrn Mohammed Ghawri oder Ghuri geknüpft, und in der Erzählung mit ihm ausführlich verbunden erscheint. Außerdem werden im Eingange nicht zwey ghawrische Dynastien, wie bey Deguignes, sondern deren sechs aufgezählt.

XXXIII Die Schicksale Alaeddin's des Cholodschen, des drey und dreyßigsten Herrschers von Dehli, gehören, wie jene Kutbeddin's, zu den weniger bekannten, und verdienen schon deßwegen ausführlichere Behandlung. Ueber den Ursprung des Stammes der Cholodschen verwirft der Hr. Verf. die Meinung, welche vorgibt, sie verdanken ihren Ursprung einem gleichnamigen Eidame Tschengis-Chan's, weil die Geschichte keinen gleichnamigen Eidam kennt, und die Dynastie der Cholodschen erweislich früher schon begonnen. In noch größerem Irrthume befangen ist die Ansicht, welche die Cholodschen für Araber hält, die mit Tataren vermischt in Indien herumzogen. Der Hr. Verf. erklärt sie für den türkischen Stamm der Kaladschen, von denen in den Feldzügen Tschengis-Chan's zu wiederholten Malen die Rede. Da Alaeddin's Wirken schon unter seinem Oheim Firus begonnen, wird die Regierung dieses siebzigjährigen Greises mit ihrem Verrathe, ihrer Milde, ihrer Vorliebe für Dichter — der persische Dichter Chosrew wurde als Bibliothekar mit der Würde eines Emirs gefürstet — und mit ihrem vielfältigen Unglück ausführlich geschildert, ehe Alaeddin durch Bestechung, Verrath und Mord seinem Ziele sich nähert. »Er marschirte vor Dehli, und schoß von den Wurfmaschinen statt Steinen und Naftageschossen goldene Beutel in die Stadt, und die Einwohner, bemerkt Waßaf, sahen sich golddgedrungen zum Gehorsam gezwungen, denn wie der arabische Spruch sagt: Ein Beutel macht gar Vieles Eitel. Die Thore öffneten sich, und Alaeddin bestieg den Thron;« p. 198. Die Begebenheiten dieses Fürsten geben sich mitunter äußerst wunderbar, so daß der feste historische Boden unter ihnen zu weichen den Anschein nimmt; die aufgehäuften Schätze übersteigen bey weiten die, welche Sultan Mahmud von Ghasna in vierzehn indischen Feldzügen zusammengeschleppt, und der Hr. Verf. gesteht selbst: »Der Nimbus des Wunderbaren, mit welchem seine Regierung umstrahlt

ist, hat vermuthlich in der Tausend und Einen Nacht die Zusammenstellung der wunderbaren Lampe mit dem Namen Alaeddin's veranlaßt;« p. 223. Alaeddin, durch sich immer aufgestachelt, Macht und Schätze zu nützen, um Reich und Ruhm zu vergrößern, und dabey so unwissend, daß er weder des Lesens noch Schreibens kundig, mußte durch seine Einfälle, durch Schmeichler, durch einzelne verständige Männer, die er oft nur halb verstand, und durch die Gewalt äußerer Verhältnisse in eine Fluth von Ereignissen gerathen, in denen er und die Schicksale des ihm anvertrauten Reiches wie Schiffe ohne Magnetnadel, ohne leitende Sterne auf offener See blind herumtanzten. Weder materielle, noch intellectuelle, noch moralische Wohlfahrt der Menschen wurde durch ihn gefördert, und auch nicht eine Spur des Verstandes, der Berechnung, der großartigen Milde, der klaren Sicherheit, welche in Mahmud dem Ghasnewiden so anziehend sich kund gibt, ist in Alaeddin's wildem weithinwirkenden Treiben bemerkbar. Es läßt sich nicht läugnen, daß die Kämpfe und Siege über die einbrechenden Mongolen große Bedeutung haben; aber leider! zeigen sie auch sehr viel des Gräßlichen und Abstoßenden, wodurch ihr Werth als Vertheidigung des Vaterlandes gemildert wird. »Kutlugh-Chan, der Sohn Newa'd's, fiel (1296?) an der Spitze von zweymalhunderttausend Mongolen ein. Alles flüchtete vor diesem wie die Heuschrecken verwüstendem Heere nach Dehli, wo großer Mangel an Lebensmitteln. Alaeddin zog nach gehaltenem Kriegsrathe an der Spitze von dreymalhunderttausend Reitern und zweytausend siebenhundert Elephanten dem Feinde nach Bedaun entgegen. Zwey so mächtige Heere waren weder vordem noch seitdem in Indien sich zur Schlacht im Felde entgegengestanden;« p. 200. Später (1305) verheerte Ibek Chan, ein Heerführer Dewa Chan's, des Herrschers von Transoxana, Multan, und drang bis ins Gebirge Sewalik vor. Ghasibeg Toghluk, der Mongolensieger, erwartete die Feinde auf ihrer Rückkehr im Hinterhalte, überfiel und schlug sie mit großem Gemetzel. Die dem Schwerte entflohen, fielen ein Opfer des Wassermangels und des Glühwindes in der Wüste, so daß von fünf und siebzigtausend Reitern nur dreytausend gefangen genommen wurden. Diese nach Dehli gesendet, wurden unter die Füße der Elephanten geworfen, und von ihren Schädeln ein Pfeiler errichtet, wovon noch zwey Jahrhunderte später, als Firischte seine Geschichte schrieb, die Reste zu sehen waren;« p. 214. Niemand wird es königliche Gerechtigkeit, wohl aber wahre Mongolenvesper nennen, wenn statt einiger Mongolen, die sich gegen den Fürsten verschworen, auch alle ihre Landsleute, funfzehntausend Schlacht-

opfer, ermordet wurden, und ihre Weiber und Kinder der Sclaverey verfielen. Es war eine Lieblingsmaxime Alaeddin's, daß Religion mit der Regierung in keiner Verbindung stehe, daß dieselbe ein Geschäft des Privatlebens sey, und daß der Wille eines weisen Fürsten viel besser, als die wandelbaren Meinungen von Körperschaften. Es kann deßwegen nicht auffallen, daß er selbst gegen das Gesetz der Moslimen handelte; dessen ungeachtet trug er sich lange mit den Gedanken herum, wie Mohammed eine neue Religion zu stiften, bis ein verständiger Rathgeber ihn von dieser Grille abbrachte. Er nannte sich Alexander den Zweyten, wollte wie dieser die Welt erobern, und in Indien bloß einen Vicekönig lassen. Auf die Bemerkung, daß ihm ein so weiser Wesir fehle, wie sein Vorbild an Aristoteles gefunden, gab er den großen Plan zwar auf, warf sich aber zur Entschädigung auf die südlichen Reiche Indiens Durch wiederholte Verschwörungen aufmerksam gemacht, befragte er den Reichsrath über deren Ursachen. Die redlichen Männer verhehlten ihm nicht, »daß mannigfaltiger Stoff zu Unzufriedenheit und Empörungen vorhanden, vor Allem des Königs gänzliche Vernachlässigung der Regierungsgeschäfte, und die Unmöglichkeit, sich von demselben Recht zu verschaffen; dann die Begünstigung der Trinkgelage, indem bey solchen der Wein die Zunge zum Sprechen, den Arm zur That ermuthige; weiters die vielfache und enge Verbindung des Reichsadels unter einander, indem er durch Familienverbindungen in den Stand gesetzt wird, so oft es ihm gefalle, Unruhe anzuzetteln; endlich die zu ungleiche Vertheilung des Reichthums, indem derselbe auf wenige Köpfe gehäuft, dieselben so mehr befähige, sich Plänen der Unabhängigkeit hinzugeben;« p. 206. Mit sonderbarer Mischung edler Thatkraft und verkehrter Einsicht widmete sich Alaeddin den Geschäften der Regierung, übte strenge Gerechtigkeit gegen Diebe und Räuber, verbot den Genuß des Weines und gebrannter Getränke unter Todesstrafe; er selbst ließ seine Keller leeren, und den Wein auf die Gasse gießen; untersagte alle Zusammenkünfte und Erörterungen über politische Gegenstände; kein Wesir durfte seine Freunde einladen ohne vorläufig hiezu eingeholte Erlaubniß; endlich nivellirte er die Ungleichheit der Gütervertheilung durch häufige Confiscationen, sowohl von Moslimen als Hindu, so daß in seinem ganzen Königreiche bald kein Güterbesitzer reicher als der andere, und daß des Königs Schatz allein gefüllt war; er schrieb eine Steuer durch das ganze Land aus, welche die Hälfte des ganzen Ertrages der Ländereyen ausmachte, und da sich die Abgaben nicht mehr erhöhen ließen, ging er von dem Grundsatze aus, die Preise der Pferde, Waffen und Lebensmittel, als der

Hauptbedürfnisse des Heeres, fallen zu machen, und durch die noch übrigen zwölf Jahre seiner Regierung hatten auch Tuch, Schafe, Ziegen, Kameele und andere Thiere ihren fest bestimmten Preis, bis später eine Hungersnoth dem argen Spuk ein Ende machte. Die Begebenheiten, welche seinem ältesten Sohne eine schöne Gemahlin zuführten, haben dem großen Dichter Emir Chosrew von Dehli den Stoff zu dem romantischen Gedichte Chisr-Chan und Duwelran gegeben. Ein anderer, gleichfalls anziehender Stoff findet sich in einer anderen Begebenheit. Der Radscha von Dschelwer pochte auf seine kleine Macht gegenüber dem prahlenden Alaeddin. Dieser befahl ihm, den Hof zu verlassen, und als er hörte, daß der Unbesonnene wirklich Truppen sammle, sandte er deren wider ihn, stellte sie aber, um seine Verachtung des Feindes zu zeigen, unter den Befehl einer der Sclavinnen des Harems, welche Güli Bihescht, d. i. Rose des Paradieses, hieß. Sie hielt sich tapfer, erkrankte aber und starb; ihr Sohn Schahin jedoch führte die Belagerung Dschelwer's fort, und opferte den Radscha mit seiner ganzen Familie dem Schwerte. Es hat viel zum Ruhme Alaeddin's beygetragen, daß er im Gefühle seines Mangels an Bildung sich heimlich mit solchem Eifer auf das Studium des Persischen verlegte, daß er bald alle Zuschriften lesen konnte, und mit den besten persischen Schriftstellern vertraut ward; daß er Gelehrte und Dichter auszeichnete, großmüthig beschenkte, und fünf und vierzig bedeutende Gelehrte als Professoren an den verschiedenen Medreseen anstellte. Allein niemand leichter als die Nachwelt erkennt aufgetragene Schminke von wahrer Charaktergröße und gediegener Völkerwohlfahrt, und es gab zu viele Grundübel, welche schlecht gedeckt und lebensfrisch übertüncht im Stillen fortwucherten, bis sie, als offene Schäden ausbrechend, mit solcher Gewalt sich kund gaben, daß die von allen Seiten eintreffende Kunde des Unglücks den Sultan mit solchem Ingrimm erfüllte, daß er in sein eigenes Fleisch biß, und endlich in einem Anfalle von Wuth den Geist aufgab, nicht ohne Verdacht, vom Verräther Kjafur vergiftet worden zu seyn. — Aus Versehen werden p. 211 zwölf Tomane Reiter mit zwölftausend anstatt hundert und zwanzigtausend erklärt; dagegen p 194 zehn Tomane ganz richtig auf hunderttausend geschätzt.

XXXIV. Als willkommener Gegensatz durch den Geist der Humanität, der sich kund gibt, erscheint das Leben Firuf Toghluk, des dritten Herrschers der Toghlukschahe zu Dehli. Als Einleitung wird der Ursprung des Hauses, der sich unmittelbar an den Untergang der Herrschaft der Cholodschen anschließt, und die Regierung Mohammed Toghlukschahs kurz berührt, den

der Hr. Verf. zwar von dem Verdachte des Vatermordes, womit mehrere Schriftsteller ihn belegt, frey spricht, von dem er aber, ungeachtet er seine Beredsamkeit, Kenntnisse und mancherley lobenswerthe Eigenschaften rühmend hervorhebt, doch hinreichende Belege gibt, daß, wohin während fünf und zwanzigjähriger Regierung der Tyrann »seine Blicke wandte, das Land verdorrte, und Blutquellen aufgingen.« Auf so dunklem Grunde erhebt sich um so anmuthiger das Bild des Nachfolgers, eines gerechten und milden Fürsten, der Künste und Wissenschaften geliebt und geschützt. Seine »Lust und Liebe zum Bauen vervielfältigte während seiner langen Regierung von sieben und dreyßig Jahren die Denkmale der moslimischen Baukunst über ganz Indien. Er führte nicht weniger als funfzig Canäle, um Flüsse mit einander zu verbinden, baute vierzig Moscheen, dreyßig Medreseen, zwanzig Palläste, hundert Karavanserеyen, zweyhundert Märkte und Städte, dreyßig Wasserbehältnisse zur Bewässerung des Landes, hundert Spitäler, drey Grabmäler, hundert und sechs Bäder, zehn Denksäulen, zehn Fontänen und hundert und funfzig Brücken. Alle diese Gebäude waren mit Ländereyen zum Unterhalte derselben gestiftet;« p. 243. Wie das Denkmal zu Ankyra die Thaten Kaiser Augusts der Nachwelt überliefert, so spricht die Wandschrift einer Moschee zu Firusabad von dieses Fürsten Handlungen. Sie athmet durchaus Milde und Gerechtigkeit. Der Schluß lautet: »Ich habe mich bemüht, alle lebenden Verwandten der Unglücklichen aufzusuchen, welche dem Grimme meines Herrn und Vorfahrs, Mohammed Toghlukschah, ein Opfer fielen; ich habe sie pensionirt und versorgt, und so von ihnen volle Verzeihung und Sühnung der erlittenen Unbill erhalten mittels geschriebener, in Gegenwart heiliger und geehrter Männer besiegelter Urkunden, welche gesammelt und in einer Kapsel verwahrt im Grabe Toghlukschahs hinterlegt worden. — — Allen meinen Kriegern, welche durch Alter oder Wunden dienstunfähig, habe ich ihren vollen Sold für lebenslang angewiesen. Zwey Versuche, mich zu vergiften, sind erfolglos geblieben;« p. 245. Wie geliebt Firuf Toghluk gewesen, geht aus seiner letzten öffentlichen Handlung hervor. Er hatte, von hohem Alter gedrückt, die Zügel der Herrschaft in die Hände seines Sohnes gelegt, welcher durch eigene Schuld sich Feinde machte, und gegen den die Großen des Landes aufstanden. In dem Gräuel des Bürgerkrieges und dreytägigen Schlachtens »brachte das Volk den alten König aus dem Pallaste, und setzte denselben in seinem Palankin mitten unter die Kämpfenden. Die Truppen des Prinzen, als sie ihren alten Herrn sahen, fielen demselben mit Freudengeschrey zu, aber zu schwach, die Zü-

gel der Regierung noch einmal zu führen, legte er dieselben in die Hände seines Enkels Ghajaßeddin, des Sohnes seines ältesten verstorbenen Sohnes Feth Chan, und schied bald darauf aus dem Leben, neunzig Jahre alt;« p. 242.

XXXV. Den Schluß des vierten Bandes bildet das weniger bekannte Leben Ahmed's, Herrschers in Aegypten, und Gründers der ersten unabhängigen türkischen Dynastie im Islam. Es scheint, daß ein Irrthum sich eingeschlichen, wenn es p. 250 heißt, der junge Mann Ahmed habe durch seinen Heldenmuth eine kostbare Ladung griechischer Waaren für den regierenden Chalifen Moßain aus den Händen räuberischer Beduinen gerettet, und wenn die Erzählung bald darauf fortfährt: »Als nach Montaßir's Ermordung Moßain von den Türken zum Chalifen ausgerufen ward, zog ihn zu Ahmed gleiches Alter, gleiche Neigung zur Jagd hin, und Ahmed genoß der vorzüglichsten Gunst des Chalifen.« — Bleibt es für die Geschichte auch immer wichtig, nachzuweisen, wie Ahmed seine Herrschaft in Aegypten gründete, ausbreitete, und außerhalb des Landes über Syrien und einen Theil Mesopotamiens ausdehnte, so sind doch, da solche Handlungen sich öfter wiederholen, die Bauten von Pallast und Kasernen anziehender, welche Ahmed ihren Ursprung verdanken, und zum Theil, wie die Moschee, bis auf den heutigen Tag, ein volles Jahrtausend dauern, und seinen Namen verherrlichen. »In dem Pallaste fanden sich Ställe für die Kameele, eine vergoldete Kuppel und das berühmte Marmorbecken, das, statt mit Wasser, mit Quecksilber gefüllt war, in dessen immer bewegten Fluthen das Gold und die Farben der Wände ein immer wechselnder Kalleidoskop. Die Kasernen, welche Katiaat, d. i. Abschnitte, hießen, nahmen eine Miglie im Gevierten ein; jede wurde nach den darin Einquartierten benannt; so gab es eine Kaserne der Nubier, der Griechen, der Zeltaufschläger, der Wegweiser; in derselben befanden sich Moscheen, Mühlen, Bäder, Märkte, die wieder nach den verschiedenen Gewerben untergetheilt waren: ein Markt der Gewürzhändler, der Leinwandverkäufer, der Fleischer, der Gemüsehändler, der Kornhändler, der Köche, der Bäcker, der Zuckerbäcker, der Sorbetverkäufer u. s. w.; eine Stadt für sich, die an Schönheit mit Damaskus wetteiferte. Vor dem Platze dehnte sich der Rennplatz aus, auf welchem die Uebungen des Maillespieles gehalten wurden;« p. 253. Sonst wird noch rühmend an Ahmed die Freygebigkeit hervorgehoben, mit der er Almosen, monatlich tausend Dukaten, spendete, und sein Drängersinn getadelt, welcher achtzehntausend Gefangene in den Kerkern hielt, die erst mit seinem Tode ihre Freyheit erhielten. Am Schlusse folgt noch ein

kurzer, höchst interessanter Blick auf die Regierung des Sohnes Chumaruje, und die Nachricht, daß dieser zuerst den großen Rennplatz vor dem Pallaste in einen herrlichen Garten verwandelte, worin die seltensten Kräuter und Bäume blühten und Früchte trugen; alle Arten von Rosen und Basilikon, Safran und Melochie, eines der Lieblingskräuter der Bewohner Kairo's, nicht nur weiße und blaue, sondern auch gelbe und rothe Lotos, alle mittels bleyerner Röhren bewässert, und mit Aufschriften versehen, der älteste wohlgepflegte botanische Garten, dessen die Geschichte Erwähnung thut.« Sollten sich für die Behauptung eines botanischen Gartens nicht mehr Merkmale als die angeführten herausstellen lassen, so dürfte es schwer werden, in Chumaruje's Schöpfung etwas anderes, als einen Lust- oder Blumengarten zu sehen. Der Hr. Verf. bemerkt noch, daß durch die vom Vater gefundenen und aufgehäuften Schätze der Sohn in den Stand gesetzt ward, in seinen Pallästen und in seinem Hofe eine Pracht und Herrlichkeit zu entfalten, welche von dem Hofe Bagdad's auch in der glänzendsten Zeit des Chalifats unter Harun und Mamun nicht übertroffen, das Vorbild zu seyn scheint, nach welchem die späteren ägyptischen Erzähler der Tausend und Einen Nacht ihre glänzendsten Beschreibungen morgenländischer Hofpracht gemodelt. Und in der That, die letzten vier Seiten des Buches schildern diesen Zustand auf eine so anziehende und blühende Weise, daß der Leser nicht sowohl das ernste, strenge Bild der Vergangenheit, sondern das Ergebniß anmuthiger Dichtung vor Augen zu haben meint, und mit Vergnügen sich damit beschäftigt. Karl Veith.

Art. VI. Ueber den Menschen und die Entwicklung seiner Fähigkeiten. Von Quetelet. Uebersetzt von Riecke. Stuttgart, bey Schweizerbart, 1838.

(Schluß.)

Wir kommen nun zu dem interessantesten Theile dieser Untersuchungen, zu der Entwicklung der geistigen Fähigkeiten des Menschen, sofern dieselben, oder vielmehr, sofern die Aeußerungen und Wirkungen derselben sich auf Zahlen bringen, und dadurch gleichsam einem bestimmten Maße unterwerfen lassen sollen.

Da aber eine Unternehmung dieser Art, auf den ersten Blick wenigstens, als unausführbar, ja als ganz unmöglich erscheint, so wird es angemessen seyn, über diesen neuen und wohl den meisten Lesern noch nicht näher bekannten Gegenstand einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken.

Alle Erscheinungen der Natur, die körperlichen wie die geistigen, selbst die, welche man dem bloßen Ungefähr, dem blinden Zufalle überlassen glaubt, alle Erscheinungen ohne Ausnahme sind einem gemeinsamen, großen Gesetze unterworfen, das sich sofort kund gibt, wie man eine größere Reihe unter sich ähnlicher Erscheinungen aufmerksam beobachtet, und das sich uns um so mehr aufdringt, je länger wir diese Beobachtungen fortsetzen. Man könnte es das Gesetz der großen Zahlen nennen, und es besteht im Folgenden.

Wenn man eine große Anzahl von Erscheinungen derselben Art, z. B. von Geburten, oder Ehen, oder Sterbefällen eines Landes, von Gewinsten in der Lotterie, von Mißjahren, Gewittern u s w. betrachtet, so findet man immer, daß zwischen diesen Zahlen (z. B. zwischen der Zahl der jährlich Verstorbenen und jener der ganzen Bevölkerung, zwischen der Zahl der in der Lotterie Gewinnenden zu der aller Setzenden u. s. w) ein constantes Verhältniß Statt hat, und daß sich die beobachteten Zahlen diesem constanten Verhältniß desto mehr nähern, je größer die Anzahl der (guten und richtigen) Beobachtungen ist.

So wurde z. B. aus lange fortgesetzten Volkszählungen in Frankreich gefunden, daß von je 1000 im Anfange eines Jahres gebornen Menschen nach 20½ Jahren schon die Hälfte derselben gestorben ist. Man fand nämlich, um dieß durch ein Beyspiel deutlich zu machen, von 1000 zu gleicher Zeit Gebornen nach 20½ Jahren einmal 505 Todte, bey einer zweyten Zählung aber nur 489, bey einer dritten 494 und bey einer vierten wieder 508. Diese Zahlen stimmen eben nicht sehr gut unter einander überein, aber sie sind doch auch nicht so sehr von ihrem Mittel verschieden, um nicht einigermaßen wenigstens unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Wenn man nämlich diese vier Zahlen addirt, so erhält man 1996, und davon ist der vierte Theil oder das Mittel jener vier Zahlen gleich 499. Man hatte also, wenn man bey diesen vier Beobachtungsweisen stehen bleiben wollte, Veranlassung, zu sagen, daß von 1000 zugleich Gebornen nach 20½ Jahren 499 bereits gestorben sind. In der That starben

in der ersten Reihe	6	mehr	als 499,
zweyten »	10	weniger »	»
dritten »	5	weniger »	»
vierten »	9	mehr »	»

und diese Differenzen sind noch immer gering genug gegen die ganze Zahl 499 der Todten, indem sie in derselben Ordnung nur den 1/83sten, 1/50sten, 1/100sten und 1/55sten Theil von 499 betragen, als daß man nicht versucht seyn sollte, dieselben Beobach-

tungen auf eine größere Anzahl von Jahren, und nicht bloß auf Gesellschaften von 1000, sondern auf viel größere, z. B. auf Bevölkerungen einer Million zugleich geborner Menschen fortzusetzen. Indem man aber dieß auch in der That ausführte, fand man die schon oben, bey einem ersten Versuche, bemerkte Annäherung zu einem bestimmten Verhältnisse immer desto genauer, je weiter man die Beobachtungen, dem Raume und der Zeit nach, ausgedehnt hatte. Bey einer Million zugleich Geborner fand man z. B. in einer ersten Beobachtungsreihe nach $20^1/_2$ Jahren nur 4 mehr als 500000 Todte, in einer zweyten 6 weniger, in einer dritten wieder 5 mehr, so daß also hier die Abweichungen von der Mittelzahl, die oben noch auf den funfzigsten Theil des Ganzen gingen, jetzt nur mehr $^1/_{100000}$ dieses Ganzen betragen, und daß man daher schon mit großer Sicherheit den oben aufgestellten Satz als der Wahrheit vollkommen gemäß betrachten darf, u. s. f. in allen ähnlichen Fällen.

Ganz dasselbe gilt nun auch für alle anderen Erscheinungen, selbst für diejenigen, die wir bisher vom Zufalle oder auch nur von unserem freyen Willen abhängig zu betrachten pflegten, ohne Zweifel, weil wir die eigentlichen Ursachen derselben entweder nicht kennen, oder weil sie für uns zu verwickelt sind, als daß wir sie gehörig, und von anderen getrennt, auffassen könnten.

In der That gibt es viele solche Erscheinungen, deren Regelmäßigkeit selbst einem aufmerksamen Beobachter durch längere Zeit leicht entgehen kann. So lassen sich z. B. die Geburts- und Sterbelisten eines Volkes, das in seinen Bergen abgeschlossen lebt, und von allen Einflüssen seiner Nachbarn unberührt bleibt, viel leichter und schneller bestimmen, als die einer sehr volkreichen Handelsstadt, in welcher eine immer wiederkehrende Ebbe und Fluth von fremden Gästen Statt hat. In der letzten werden die Abweichungen der jährlichen Beobachtungen von ihrer Mittelzahl, oder es werden die Amplituden der jährlichen Veränderungen viel größer seyn, als in jenem Lande; aber die Erscheinung selbst, das oben aufgestellte Gesetz der großen Zahlen, wird deßhalb nicht weniger für beyde Orte gelten, und der ganze Unterschied zwischen ihnen wird nur darin bestehen, daß man in dieser Stadt eine größere Anzahl von länger fortgesetzten Beobachtungen braucht, um jenes constante Verhältniß zu bestimmen, als dieß für ein isolirtes Landvolk nöthig seyn wird.

Eben so kann es sich wohl ereignen, daß dieses constante Verhältniß mit der Zeit gewissen Aenderungen unterworfen ist, wenn nämlich die Ursachen sich ändern, die jene Erscheinungen herausgeführt haben. So wird sich die Mortalitätstafel eines

Volkes ändern, oder die Sterblichkeit desselben wird zunehmen, wenn anhaltende Kriege, Mißjahre, Epidemien u. s. auf demselben lasten, so wie sie wieder abnehmen wird, wenn z. B. durch die Einführung der Impfung der bisherigen Verheerung der Pocken gesteuert, wenn Sümpfe ausgetrocknet werden, wenn der Hang zur Unmäßigkeit, besonders zur Trunkenheit, bey den unteren Klassen vermindert, wenn überhaupt die Liebe zur Ordnung, zur Reinlichkeit und zur Kultur jeder Art befördert wird.

An diesen letzten Beyspielen aber sieht man schon, daß jenes Gesetz nicht bloß auf die materiellen, sondern auch auf die geistigen Erscheinungen in der Natur sich bezieht, und daß diese letzten nicht minder als jene ersten sich ebenfalls gleichsam wägen und messen, und daher durch Zahlen ausdrücken lassen werden. Denn wenn eine bessere Erziehung, wenn erhöhte Kultur und gesteigerte Sittlichkeit die Liste unserer Trunkenbolde und die Anzahl der jährlichen Todten in unseren Mortalitätstafeln vermindert, warum sollte sie nicht auch die betrübenden Listen der vor die Gerichte oder auf das Schaffot geführten Verbrecher vermindern? Wenn wir also auch die geistigen und moralischen Erscheinungen der Natur jener Rechnung unterwerfen, und in Zahlen ausdrücken wollen, so haben wir es nicht mit dem inneren Wesen von Tugend und Laster, die auch fernerhin denjenigen Wissenschaften, welche sich bisher damit beschäftigten, verbleiben mögen, sondern wir haben es nur mit ihren veranlassenden äußeren Ursachen, und vorzüglich mit den Wirkungen zu thun, welche sie in der menschlichen Gesellschaft hervorbringen, und diese Wirkungen allein sind es auch nur, welche sich jener Rechnung unterwerfen lassen. Es ist bisher noch keinem Vernünftigen, wie er auch über diese Gegenstände denken mag, eingefallen, den großen Einfluß einer guten Erziehung und einer frühen Gewöhnung an Thätigkeit und Ordnung auf die Sittlichkeit des Menschen zu läugnen, ohne deßhalb diese Sittlichkeit selbst zu einer bloßen Folge jener Gewohnheit machen zu wollen. Außer dieser Erziehung gibt es aber noch andere Einrichtungen, Gebräuche und Institutionen, die ebenfalls unverkennbaren Einfluß auf die Moralität, und dadurch auf das Glück ganzer Völker haben, und diese Einrichtungen genauer als bisher, nämlich auf dem Wege der Zahlen, kennen zu lernen, kann doch wohl Jedermann nicht anders, als höchst wünschenswerth erscheinen.

Man glaube nur nicht, daß diese geistigen Aeußerungen, des einzelnen Menschen sowohl, als auch ganzer Völkerschaften, so ein großer Theil derselben auch von dem freyen Willen abzuhängen scheinen mag, weniger constant oder größeren Verände-

rungen unterworfen sind, als z. B. die Erscheinungen über Geburt und Tod, die unseren bekannten Mortalitätstafeln zum Grunde liegen. Auch jene Erscheinungen sind an bestimmte Gesetze gebunden, und die Auffindung, die Bestimmung derselben durch unmittelbare Rechnung ist nicht einmal so schwer oder so complicirt, als diejenigen, auf welche unsere Sterblichkeitslisten oder unsere Assecuranzvereine und Versicherungsanstalten gegründet sind, und endlich lange nicht so wundersam grillenhaft, als der Fall des Würfels in der Hand des Spielers, der ganz dem blinden Zufalle überlassen zu seyn scheint, und der demungeachtet schon seit sehr langer Zeit derselben genauen Rechnung unterworfen worden ist *).

Um uns durch ein Beyspiel näher zu erklären, so suchen sich bekanntlich in allen Ländern jährlich mehrere junge Männer dem Militärdienste durch Selbstverstümmlungen zu entziehen, während wohl noch mehrere andere durch unfreywillige und unverschuldete Krankheiten von der Conscription entfernt werden. Man sollte glauben, die Anzahl der einen, wie die der anderen, müßte bloß vom Zufalle oder von Umständen abhängen, die sich in ihren Ursachen, also auch in ihren Wirkungen nicht bestimmen, also auch noch weniger voraussagen ließen. — Allein die Sache verhält sich ganz anders. — In Frankreich werden seit dem Jahre 1831 die Berichte der Stellen über diese und ähnliche Gegenstände jährlich in einem eigens dazu bestimmten Werke: Compte rendu au Roi, öffentlich bekannt gemacht. Unser Verf., dem bey der Ausarbeitung seines Werkes nur die drey ersten Jahre dieser Periode vorlagen, hat daraus folgende Tabelle mitgetheilt, welche die Anzahl der wegen jenen beyden Ursachen vom Militärdienst befreyten Franzosen enthält.

---

*) Die ersten Aufgaben über die Glücksspiele haben Pascal und Fermat gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts aufgelöst, und dadurch den Grund zu der Wahrscheinlichkeitsrechnung gelegt. Eines der ersten hieher gehörenden Werke ist der Tractatus de ludo aleae. Basil. 1713. Das neueste und vorzüglichste Werk über diesen wichtigen Gegenstand ist die Théorie analytique des probabilités von Laplace, III. Edit. Paris 1820.

Ursachen der Befreyung.	1831.	1832.	1833.	Mittel aus drey Jahren.
Fehlende Finger	752	647	743	714
Fehlende Zähne	1304	1243	1392	1313
Verlust von andern Gliedern	1605	1530	1580	1572
Kröpfe	1125	1231	1298	1218
Hinken	949	912	1049	970
Kurzsichtigkeit	948	891	920	920
Augenkrankheiten	1726	1714	1839	1760
Krätze	11	10	10	11
Andere Hautkrankheiten .	937	983	895	938
Epilepsie	463	367	342	391
Schwäche der Constitution .	11783	9979	11293	11007
Kleinheit des Wuchses . .	15935	14962	15078	15325

Jedermann wird die auffallende Uebereinstimmung der Zahlen dieser Tafel schon auf den ersten Blick bemerken. Die größten Abweichungen von dem Mittel (in der letzten Columne) betragen z. B. bey den

fehlenden Zähnen nur 6/100 der ganzen Zahl,
Augenkrankheiten » 5/100
Verluste anderer Glieder nur 3/100
Kleinheit des Wuchses » 2/100,

und diese Differenzen sind so gering, daß man mit sehr großer Wahrscheinlichkeit voraussagen kann, daß auch in den nächstfolgenden Jahren, so lange die äußeren Verhältnisse dieselben bleiben, die aus der Conscription zu elimirende Anzahl wegen Augenkrankheiten sehr nahe 1760, und mit einer mehr als doppelt so großen Wahrscheinlichkeit, die wegen Kleinheit des Wuchses 15325 Personen betragen werde. Wer dieß wunderbar oder unglaublich findet, mag sich nur immer auch darüber verwundern, daß jede Wirkung ihre Ursachen habe, und daß, so lange die Ursachen sich nicht ändern, auch die Wirkungen dieselben bleiben. Unser Verf. berichtet sogar S. 617, er wisse aus guter Quelle, daß nicht allein die Zahl der Briefe, welche die Post zu Paris und zu London erhält, von Jahr zu Jahr fast immer dieselbe bleibe, sondern daß man auch alljährlich immer dieselbe Anzahl von solchen Briefen wieder finde, die zu versiegeln vergessen wurden, oder die wegen mangelhafter Adresse, wegen unleserlicher Handschrift u. s. liegen bleiben mußten.

Als zweytes, noch auffallenderes Beyspiel des oben aufgestellten Satzes aber wollen wir die Resultate der neuesten Unter-

suchungen Poisson's über die Urtheile anführen, welche von den Geschwornengerichten in Frankreich und England über die ihnen vorgelegten Criminalprozesse gefällt worden sind (m. s. Comptes rendus hebdomadaires pour 1837, p. 459). Nach diesen Berichten fanden sich in Frankreich, im Laufe des Jahres 1825, vor dem königlichen Cours d'Assises 6652 Angeklagte, und von diesen wurden 4037 verurtheilt, und die übrigen 2615 freygesprochen. Demnach war in diesem Jahre das Verhältniß A der Freygesprochenen zu den Angeklagten

$$A = \frac{2615}{6652} = 0.393$$

und das Verhältniß B der Verurtheilten zu der ganzen Zahl der Angeklagten

$$B = \frac{4037}{6652} = 0.607.$$

Wer wollte nun aber daraus den Schluß ziehen, daß in dem nächsten, daß in jedem folgenden Jahre diese Verhältnisse wieder sehr nahe dieselben bleiben, daß also jedes Jahr von den sämmtlichen vor den Assisenhöfen Frankreichs Angeklagten immer wieder $^6/_{10}$ oder drey Fünftheile verurtheilt werden müßten. Und in der That, wer auf die bloße Beobachtung von 6652 Sterbefällen eines einzigen Jahres in einem Lande von dreyßig Millionen Menschen eine Mortalitätstabelle dieses Landes gründen wollte, würde uns allen lächerlich erscheinen, und durch sein unausführbares Unternehmen nichts als seine völlige Unkunde dieses Gegenstandes bezeugen. Jede Zahl einer verläßlichen Sterblichkeitstafel für ein so großes Land müßte auf fortgesetzte Beobachtungen sehr vieler Jahre, und wenigstens auf eine Million von Sterbefällen gegründet seyn, wenn sie auf Verläßlichkeit Anspruch machen soll. — Und dieselbe Million, und vielleicht noch eine viel größere Zahl, wird also wohl auch nothwendig seyn, um über die Menge der jährlichen Verbrechen, die der Entscheidung jener Assisenhöfe vorgelegt werden, zu entscheiden? — Denn diese sind, wie es scheint, noch viel größeren Veränderungen unterworfen, und überdieß von so mannigfaltigen und verwickelten Ursachen abhängig, daß nur sehr lange Jahre fortgesetzte und über eine sehr große Anzahl von solchen Criminalfällen verbreitete Beobachtungen endlich zu einem stehenden Resultate zu führen im Stande seyn werden. — Dieß ist aber so wenig der Fall, daß man vielmehr schon bey diesem einzigen Jahre, obschon es nur 6652 Fälle zeigt, hätte stehen bleiben, und davon auch auf alle folgenden hätte schließen können. Man sieht dieß aus der folgenden Tabelle, die Poisson an dem oben angeführten Orte nebst seinen Beobachtungen für die Jahre 1825 bis 30 mitgetheilt hat. In dieser Tabelle ist wieder A das Verhältniß der Freygesprochenen,

und B das Verhältniß der Verurtheilten zu der ganzen Zahl der vor den Assisenhöfen Frankreichs Angeklagten.

	Angeklagte.	Verurtheilte.	A	B
1825	6652	4037	0.39	0.61
1826	6988	4348	0.38	0.62
1827	6929	4236	0.39	0.61
1828	7396	4551	0.38	0.61
1829	7373	4475	0.39	0.61
1830	6962	4136	0.41	0.59
		Mittel	0.39	0.61

Demnach hat sich also im Laufe von sechs Jahren dieses Verhältniß nur um $^2/_{100}$ seiner mittleren Größe geändert.

Wenn nun diese Beständigkeit des Verhältnisses schon an sich selbst eine sehr merkwürdige Erscheinung ist, so kann doch dieselbe nur dann auch für die Folge fortdauern, wenn die Ursachen zu diesen Verurtheilungen selbst nicht geändert werden. Diese Ursachen müssen aber nicht bloß in diesen Verurtheilten selbst, sondern sie können auch in den Richtern oder in den Vorschriften und Gesetzen gesucht werden, nach welchen diese Richter ihre Urtheile zu fällen beauftragt werden. Um auch davon ein nicht minder auffallendes Beyspiel zu geben, so bemerken wir zuerst, daß in den bisher angeführten Jahren von 1825 bis 1830 die Jury in Frankreich aus 12 Richtern bestand, und daß die Majorität von 7 gegen 5 dieser Richter über die Befreyung oder Verurtheilung des Angeklagten entschied. Allein im J. 1831, wo in Frankreich eine neue Regierung eintrat, wurde befohlen, daß künftig nur die Majorität von 8 gegen 4 bey der Jury entscheiden sollte. Diese Aenderung mußte natürlich zum Vortheile der Angeklagten ausfallen, oder es mußte das Verhältniß der Verurtheilungen zu der ganzen Anzahl der Angeklagten geringer machen. In der That fand man auch für das Jahr 1831 dieses Verhältniß gleich 0.54, also nahe ein Zehntheil geringer als zuvor, wo es 0.61 gewesen ist. Im J. 1832 wurde mit Beybehaltung der Majorität von 8 gegen 4 noch vorgeschrieben, daß die Richter auf die mildernden Umstände Rücksicht nehmen sollten. Diese Vorschrift mußte, wie man voraussehen konnte, eine Linderung der Strafe der Verurtheilten, also auch bey den Richtern eine größere Leichtigkeit zur Verurtheilung (zu diesen milderen Strafen) hervorbringen. Und in der That fand sich auch das Verhältniß der Verurtheilten zur Summe aller Angeklagten

im Jahre	1832	0.59
	1833	0.59
	1834	0.60

so, daß demnach diese zwey Aenderungen, der Majoritätszahl und der Rücksicht auf mildernde Umstände, einander gleichsam balancirten, und daß jenes Verhältniß unter diesen beyden Einwirkungen nahe dasselbe blieb, welches es früher ohne sie gewesen war.

Da es also, wie man sieht, keineswegs gleichgültig ist, ob von 12 Richtern schon 7 gegen 5, oder erst 8 gegen 4 über das zu fällende Urtheil zu entscheiden haben, so entsteht die Frage, welche Zahl man, bey einer gegebenen Anzahl von Richtern, als die wahre Majorität erkennen soll? — Bey Urtheilen, wo es sich um das Leben eines Menschen, wo es sich auch nur um das Eigenthum und die Existenz ganzer Familien handelt, wird man die hohe Wichtigkeit dieser Frage nicht in Abrede stellen können.

Wenn wir auch hier diese Frage bloß von ihrer mathematischen Seite, in Beziehung auf eigentliche Berechnung, betrachten, und alle anderen Beziehungen der eigentlichen Rechtslehre überlassen, so wird doch auch hier der Grundsatz aufgestellt werden müssen, daß jedem Urtheile solcher Art nur die möglich stärksten Gründe vorausgehen müssen. Jede subjective moralische Ueberzeugung des Einzelnen aber, so stark sie auch dem, der sie hegt, dünken mag, ist doch nur eine bloße Wahrscheinlichkeit, keine unwidersprechliche Wahrheit, und wir haben, in alten und neuen Zeiten, bereits zu viele Fälle, selbst bey den scheinbar gerechtesten Richtern, zu beklagen, um nicht mit der äußersten Vorsicht zu verfahren, besonders bey Todesstrafen, wo Gutmachung oder Ersatz eines erst später erkannten Fehlers nicht nur sehr schwer, sondern ganz unmöglich wird.

Aus dieser Ursache hat man auch in allen gebildeten Ländern solche Urtheile nicht mehr einem Einzigen überlassen, sondern die Einsicht und das Gewissen Mehrerer in Anspruch genommen. Ueber die Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung ist man allgemein einverstanden, aber nicht so auch über die Anzahl von diesen Mehreren, über die sogenannte Majorität der Stimmen, die zur Fällung eines solchen Urtheils die beste ist.

Wenn in einem zahlreichen Tribunale eine einzige verurtheilende Stimme schon hinreichen könnte, die Vollziehung dieses Urtheils zu bewirken, so würde dieses offenbar nicht gut seyn können. Wehe dann allen denen, die vor ein solches Gericht gezogen werden, in welchem die Stimme der Lossprechung beynahe nie gehört werden kann. Eine solche Einrichtung würde mit den Gesetzen der Humanität, würde mit der Beschützung der Unschuld in dem schneidendsten Widerspruche stehen. — Wenn aber, im Gegentheile, die Verurtheilung der Angeklagten nur nach der Totalität der Stimmen aller Richter erfolgen sollte

(wie dieß z. B. bey der Jury in England in der That der Fall ist), so würde die Wahrscheinlichkeit, daß die gefällte Sentenz gerecht ist, allerdings sehr groß seyn; aber die menschliche Gesellschaft im Allgemeinen würde davon keinen so großen Nutzen ziehen, als die der Angeklagten, denen sie allein zum Vortheile gereichen kann; denn in diesem Falle würden offenbar zu viele Schuldige ungestraft bleiben, und der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben werden, deren Ordnung sie gestört haben, und auch ferner wieder stören würden.

Diese beyden Extreme müssen daher vermieden werden, und man muß entweder die Anzahl der Richter vermindern, wenn man eine der Totalität nahe kommende Zahl als diejenige Majorität aufstellt, die als Basis der Verurtheilung dienen soll, oder man muß, bey einer, in anderen Beziehungen immer wünschenswerthen größeren Anzahl von Richtern, auch die Majorität der Stimmen, die zur Verurtheilung erfordert werden, so überwiegend als möglich machen.

Wenn in einem Tribunale von 100 Richtern 51 Stimmen für die Verurtheilung und 49 für die Lossprechung des Beklagten sind, so ist offenbar die Wahrscheinlichkeit, daß der Angeklagte schuldig sey, sehr nahe eben so groß, als die, daß er unschuldig ist. Sind aber alle 100 Stimmen, oder auch nur alle bis auf eine oder einige wenige, für die Verurtheilung, so ist die Wahrscheinlichkeit der Schuld des Angeklagten, also auch die Wahrscheinlichkeit, daß seine Verurtheilung gerecht sey, die für dieses Tribunal nahe größtmögliche. Setzt man die absolute Wahrheit eines ganz gerechten Urtheils gleich der Einheit, so wird man, in dem letzten Falle, das gefällte Urtheil durch eine Zahl ausdrücken können, die der Einheit sehr nahe kömmt, und nur durch einen sehr kleinen Bruch von ihr verschieden ist. In jenem ersten Falle aber, wo beynahe eben so viele Richter für, als gegen die Schuld des Angeklagten gesprochen haben, wird man die Wahrscheinlichkeit, daß das auf diese nahe gleiche Stimmenmehrheit gegründete Urtheil das wahre ist, nur durch den Bruch $^1/_2$ bezeichnen können, da nahe eben so viel für, als wider dieses Urtheil spricht. Wenn nur eine kleinere Zahl von Stimmen, als die Hälfte des Ganzen, für die Verurtheilung entscheidet, so wird die Wahrscheinlichkeit des Urtheils noch kleiner als $^1/_2$ seyn u. s. f. Aber durch welchen Bruch wird diese Wahrscheinlichkeit für jeden besonderen Fall bestimmt? — Dieß ist Sache der Rechnung, und nun sind wir wieder auf rein mathematischem Boden. Laplace, der diese Frage in dem oben angeführten Werke umständlich discutirt, ist auf mehrere sehr interessante Resultate gekommen, die uns wohl, ohne jene Rech-

nung, nie bekannt geworden wären. Wir wollen nur einige derselben näher anführen.

Nehmen wir an, daß in einem solchen Tribunale die Mehrheit von zwey Stimmen entscheiden soll, welches auch die Zahl aller Stimmen seyn mag. In diesem Falle ist, wie jene Rechnung zeigt, die Besorgniß eines unrichtigen Urtheils, also auch die Unsicherheit des Angeklagten, desto größer, je größer die Anzahl der Richter ist. Wenn nämlich bey 4 Richtern schon 3 Verurtheilende gegen 1 Freysprechenden genügen, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß die dadurch erfolgte Verurtheilung ungerecht ist, gleich 0.188, oder nahe gleich $^3/_{16}$. Dieß ist aber, nach dem Geiste dieser Rechnung, so zu verstehen. Bey einer großen Anzahl von Sprüchen, die aus diesem Gerichtshofe von vier Richtern hervorgegangen sind, kann man mit Sicherheit rechnen, daß unter je 16 Sprüchen nur drey unrichtige, oder daß unter 1000 Sprüchen nur 188 unrichtige sind, und diese Sicherheit ist desto größer, je größer die Anzahl der aus diesem Tribunale hervorgegangenen Sprüche ist. — Besteht aber das Tribunal aus 6 Personen, und genügen von denselben zur Verurtheilung schon 4 gegen 2, so ist die Wahrscheinlichkeit einer unrichtigen Verurtheilung schon größer, nämlich 0.227, so daß also unter 1000 Sprüchen schon 227 unrichtige seyn werden. Bey einem Tribunale von 8 Personen, in welchem 5 gegen 3 entscheiden, ist jene Wahrscheinlichkeit 0.254, so daß von je 1000 Sprüchen schon 254, oder mehr als der vierte Theil unrichtig seyn wird. Ist das Tribunal aus 10 Personen zusammengesetzt, und genügen von ihnen 6 gegen 4, so ist jene Wahrscheinlichkeit gleich 0.274 u. s. f., so daß also, wie gesagt, die Wahrscheinlichkeit eines unrichtigen Urtheilspruchs, alles übrige, wie Einsicht, Umsicht, Scharfsinn, Gewissenhaftigkeit u. s. der Richter, gleich gesetzt, immer desto größer wird, je größer die Anzahl der Richter ist. Dasselbe wird auch, wie die Rechnung zeigt, der Fall seyn, wenn statt der obigen Differenz von 2 zwischen den Verurtheilenden und Befreyenden irgend eine andere, größere Zahl, 3, 4, 5 u. s. wäre. In allen diesen Fällen ist es also der Vernunft und der Gerechtigkeit gemäß, die Anzahl der den Gerichtshof bildenden Personen so klein als möglich zu machen. Auch kann dieß wohl, bey näherer Ansicht, auch ohne Rechnung, selbst dem gemeinen gesunden Menschenverstande deutlich gemacht werden, wie denn auch Laplace schon längst gesagt hat, que la théorie des probabilités n'est autre chose, au fond, que *le bon sens réduit en calcul.* In den obigen Beyspielen ist nämlich das Verhältniß der verurtheilenden zu den lossprechenden Stimmen

	mit der Majorität von	Verhältniß:
bey 4 Richtern	3 Stimmen,	3
6 »	4 »	2
8 »	5 »	1.67
10 »	6 »	1.50
50 »	26 »	1.08
100 »	51 »	1.04
1000 »	501 »	1.004 u. f.

Diese Tafel zeigt also, daß das Verhältniß der positiven Stimmen zu den negativen sich immer mehr der Einheit nähert, je größer die Anzahl der Richter ist, oder daß, je mehr Richter sind, auch desto mehr die positiven und negativen Stimmen einander gleich werden, so daß am Ende sehr nahe die eine Hälfte der Stimmen für, die andere Hälfte aber gegen die Verurtheilung des Angeklagten ist, wodurch das Resultat unentschieden bleibt, und die Gefahr eines ungerechten Urtheils am größten wird.

Ganz anders aber verhält sich die Sache, wenn statt dem obigen arithmetischen Verhältnisse zwischen den beyden Stimmen ein geometrisches Verhältniß als Norm zur Entscheidung aufgestellt wird Dann wird nämlich die Sicherheit einer gerechten Verurtheilung des Angeklagten, gerade umgekehrt mit dem Vorhergehenden, desto größer, je größer die Anzahl der Richter ist. Wird z. B. angenommen, daß das Urtheil nur dann vollzogen werden kann, wenn zwey Drittheile der Stimmen für die Bestrafung sind, so hat man hier für die Wahrscheinlichkeit einer unrichtigen Verurtheilung folgende Tafel.

Anzahl der Richter:	Verurtheilende:	Freysprechende:	Wahrscheinlichkeit eines Irrthums:
6	4	2	0.23
9	6	3	0.17
12	8	4	0.13
15	10	5	0.10

so daß also die Wahrscheinlichkeit einer möglichen unrichtigen Verurtheilung immer kleiner wird, je größer die Anzahl der Richter ist.

Man sieht aus diesen Beyspielen, wie wichtig bey diesen Instituten selbst diejenigen Einrichtungen sind, die man bisher größtentheils nur als äußere Formen derselben betrachtet hat. In den Jahren 1825 bis 1830 war die entscheidende Majorität bey den zwölf Richtern der Jury in Frankreich 7 gegen 5, und unsere Rechnung zeigt, daß unter diesen Verhältnissen die Wahrscheinlichkeit einer richtigen Verurtheilung der Jury gleich ³/₄ ist,

das heißt also, daß z. B. von je 10000 Aussprüchen dieser Jury gewiß 7500 richtige seyn werden. In den Jahren 1831 bis 1834 aber wurde in denselben Gerichtshöfen die Majorität von 8 gegen 4 gefordert, und diese scheinbar unwichtige Aenderung bewirkte sofort, daß jene Wahrscheinlichkeit eines richtigen Urtheils sich vergrößerte, indem sie von $3/4$ auf $4/5$ stieg, so daß jetzt von je 10000 Aussprüchen schon 8000 (also 500 mehr als zuvor) für richtig angesehen werden müssen. Wenn aber schon so geringe Aenderungen auf die Endresultate (die Zahl der Verurtheilten) bereits einen so bedeutenden Einfluß haben, wie viel mehr werden so viele andere Umstände auf das Genaueste zu berücksichtigen seyn, die hier nicht weiter genannt werden dürfen, die aber alle der Art sind, daß ihre hohe Wichtigkeit gleich auf den ersten Blick anerkannt werden muß.

Dieselbe Beständigkeit zwischen den Verurtheilten und Angeklagten fand Poisson nicht bloß bey den criminellen, sondern auch bey den politischen Gerichtshöfen Frankreichs. Unter nahe 8000 Civilprozessen, welche den letztgenannten höchsten Behörden jenes Landes jährlich vorgelegt werden, war das Verhältniß der bestätigten Urtheile zu den vorgelegten Prozessen überhaupt:

i. J. 1832	0.69
1833	0.68
1834	0.70

also in allen diesen Jahren bis auf einen ganz unbedeutenden Unterschied immer dasselbe.

Man wird aber nicht annehmen dürfen, daß dieß nur in Frankreich der Fall ist, da man keinen Grund angeben kann, warum es anderswo anders seyn sollte. In der That hat derselbe Poisson aus den Listen des Geschwornengerichts in England ganz ähnliche Resultate abgeleitet, die wir hier, zur Vergleichung mit jenen in Frankreich, ebenfalls mittheilen wollen. Nach diesen Listen der englischen Jury fand man nämlich:

Jahr:	Zahl der jährlich Angeklagten:	Zahl der jährlich Verurtheilten:	Verhältniß der Verurth. zu den Angeklagten:
1805 bis 11	5000	3000	0.60
1812 » 18	6000	3780	0.63
1819 » 25	9000	6120	0.68
1826 » 32	13000	9100	0.70
1832	20829	14947	0.72
1833	20072	14446	0.72
1834	22451	15995	0.71
1835	20731	14729	0.71
1836	20984	14771	0.70

Volkes ändern, oder die Sterblichkeit desselben wird zunehmen, wenn anhaltende Kriege, Mißjahre, Epidemien u. s. auf demselben lasten, so wie sie wieder abnehmen wird, wenn z. B. durch die Einführung der Impfung der bisherigen Verheerung der Pocken gesteuert, wenn Sümpfe ausgetrocknet werden, wenn der Hang zur Unmäßigkeit, besonders zur Trunkenheit, bey den unteren Klassen vermindert, wenn überhaupt die Liebe zur Ordnung, zur Reinlichkeit und zur Kultur jeder Art befördert wird.

An diesen letzten Beyspielen aber sieht man schon, daß jenes Gesetz nicht bloß auf die materiellen, sondern auch auf die geistigen Erscheinungen in der Natur sich bezieht, und daß diese letzten nicht minder als jene ersten sich ebenfalls gleichsam wägen und messen, und daher durch Zahlen ausdrücken lassen werden. Denn wenn eine bessere Erziehung, wenn erhöhte Kultur und gesteigerte Sittlichkeit die Liste unserer Trunkenbolde und die Anzahl der jährlichen Todten in unseren Mortalitätstafeln vermindert, warum sollte sie nicht auch die betrübenden Listen der vor die Gerichte oder auf das Schaffot geführten Verbrecher vermindern? Wenn wir also auch die geistigen und moralischen Erscheinungen der Natur jener Rechnung unterwerfen, und in Zahlen ausdrücken wollen, so haben wir es nicht mit dem inneren Wesen von Tugend und Laster, die auch fernerhin denjenigen Wissenschaften, welche sich bisher damit beschäftigten, verbleiben mögen, sondern wir haben es nur mit ihren veranlassenden äußeren Ursachen, und vorzüglich mit den Wirkungen zu thun, welche sie in der menschlichen Gesellschaft hervorbringen, und diese Wirkungen allein sind es auch nur, welche sich jener Rechnung unterwerfen lassen. Es ist bisher noch keinem Vernünftigen, wie er auch über diese Gegenstände denken mag, eingefallen, den großen Einfluß einer guten Erziehung und einer frühen Gewöhnung an Thätigkeit und Ordnung auf die Sittlichkeit des Menschen zu läugnen, ohne deßhalb diese Sittlichkeit selbst zu einer bloßen Folge jener Gewohnheit machen zu wollen. Außer dieser Erziehung gibt es aber noch andere Einrichtungen, Gebräuche und Institutionen, die ebenfalls unverkennbaren Einfluß auf die Moralität, und dadurch auf das Glück ganzer Völker haben, und diese Einrichtungen genauer als bisher, nämlich auf dem Wege der Zahlen, kennen zu lernen, kann doch wohl Jedermann nicht anders, als höchst wünschenswerth erscheinen.

Man glaube nur nicht, daß diese geistigen Aeußerungen, des einzelnen Menschen sowohl, als auch ganzer Völkerschaften, so ein großer Theil derselben auch von dem freyen Willen abzuhängen scheinen mag, weniger constant oder größeren Verände-

rungen unterworfen sind, als z. B. die Erscheinungen über Geburt und Tod, die unseren bekannten Mortalitätstafeln zum Grunde liegen. Auch jene Erscheinungen sind an bestimmte Gesetze gebunden, und die Auffindung, die Bestimmung derselben durch unmittelbare Rechnung ist nicht einmal so schwer oder so complicirt, als diejenigen, auf welche unsere Sterblichkeitslisten oder unsere Assecuranzvereine und Versicherungsanstalten gegründet sind, und endlich lange nicht so wundersam grillenhaft, als der Fall des Würfels in der Hand des Spielers, der ganz dem blinden Zufalle überlassen zu seyn scheint, und der demungeachtet schon seit sehr langer Zeit derselben genauen Rechnung unterworfen worden ist *).

Um uns durch ein Beyspiel näher zu erklären, so suchen sich bekanntlich in allen Ländern jährlich mehrere junge Männer dem Militärdienste durch Selbstverstümmlungen zu entziehen, während wohl noch mehrere andere durch unfreywillige und unverschuldete Krankheiten von der Conscription entfernt werden. Man sollte glauben, die Anzahl der einen, wie die der anderen, müßte bloß vom Zufalle oder von Umständen abhängen, die sich in ihren Ursachen, also auch in ihren Wirkungen nicht bestimmen, also auch noch weniger voraussagen ließen. — Allein die Sache verhält sich ganz anders. — In Frankreich werden seit dem Jahre 1831 die Berichte der Stellen über diese und ähnliche Gegenstände jährlich in einem eigens dazu bestimmten Werke: Compte rendu au Roi, öffentlich bekannt gemacht. Unser Verf., dem bey der Ausarbeitung seines Werkes nur die drey ersten Jahre dieser Periode vorlagen, hat daraus folgende Tabelle mitgetheilt, welche die Anzahl der wegen jenen beyden Ursachen vom Militärdienst befreyten Franzosen enthält.

---

*) Die ersten Aufgaben über die Glücksspiele haben Pascal und Fermat gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts aufgelöst, und dadurch den Grund zu der Wahrscheinlichkeitsrechnung gelegt. Eines der ersten hieher gehörenden Werke ist der Tractatus de ludo aleae. Basil. 1713. Das neueste und vorzüglichste Werk über diesen wichtigen Gegenstand ist die Théorie analytique des probabilités von Laplace, III. Edit. Paris 1820.

Ursachen der Befreyung.	1831.	1832.	1833.	Mittel aus drey Jahren.
Fehlende Finger	752	647	743	714
Fehlende Zähne	1304	1243	1392	1313
Verlust von andern Gliedern	1605	1530	1580	1572
Kröpfe	1125	1231	1298	1218
Hinken	949	912	1049	970
Kurzsichtigkeit	948	891	920	920
Augenkrankheiten	1726	1714	1839	1760
Krätze	11	10	10	11
Andere Hautkrankheiten .	937	983	895	938
Epilepsie	463	367	342	391
Schwäche der Constitution .	11783	9979	11293	11007
Kleinheit des Wuchses . .	15935	14962	15078	15325

Jedermann wird die auffallende Uebereinstimmung der Zahlen dieser Tafel schon auf den ersten Blick bemerken. Die größten Abweichungen von dem Mittel (in der letzten Columne) betragen z. B. bey den

fehlenden Zähnen nur 6/100 der ganzen Zahl,
Augenkrankheiten » 5/100
Verluste anderer Glieder nur 3/100
Kleinheit des Wuchses » 2/100,

und diese Differenzen sind so gering, daß man mit sehr großer Wahrscheinlichkeit voraussagen kann, daß auch in den nächstfolgenden Jahren, so lange die äußeren Verhältnisse dieselben bleiben, die aus der Conscription zu elimirende Anzahl wegen Augenkrankheiten sehr nahe 1760, und mit einer mehr als doppelt so großen Wahrscheinlichkeit, die wegen Kleinheit des Wuchses 15325 Personen betragen werde. Wer dieß wunderbar oder unglaublich findet, mag sich nur immer auch darüber verwundern, daß jede Wirkung ihre Ursachen habe, und daß, so lange die Ursachen sich nicht ändern, auch die Wirkungen dieselben bleiben. Unser Verf. berichtet sogar S. 617, er wisse aus guter Quelle, daß nicht allein die Zahl der Briefe, welche die Post zu Paris und zu London erhält, von Jahr zu Jahr fast immer dieselbe bleibe, sondern daß man auch alljährlich immer dieselbe Anzahl von solchen Briefen wieder finde, die zu versiegeln vergessen wurden, oder die wegen mangelhafter Adresse, wegen unleserlicher Handschrift u. s. liegen bleiben mußten.

Als zweytes, noch auffallenderes Beyspiel des oben aufgestellten Satzes aber wollen wir die Resultate der neuesten Unter-

suchungen Poisson's über die Urtheile anführen, welche von den Geschwornengerichten in Frankreich und England über die ihnen vorgelegten Criminalprozesse gefällt worden sind (m. s. Comptes rendus hebdomadaires pour 1837, p. 459). Nach diesen Berichten fanden sich in Frankreich, im Laufe des Jahres 1825, vor dem königlichen Cours d'Assises 6652 Angeklagte, und von diesen wurden 4037 verurtheilt, und die übrigen 2615 freygesprochen. Demnach war in diesem Jahre das Verhältniß A der Freygesprochenen zu den Angeklagten

$$A = \frac{2615}{6652} = 0.393$$

und das Verhältniß B der Verurtheilten zu der ganzen Zahl der Angeklagten

$$B = \frac{4037}{6652} = 0.607.$$

Wer wollte nun aber daraus den Schluß ziehen, daß in dem nächsten, daß in jedem folgenden Jahre diese Verhältnisse wieder sehr nahe dieselben bleiben, daß also jedes Jahr von den sämmtlichen vor den Assisenhöfen Frankreichs Angeklagten immer wieder $^6/_{10}$ oder drey Fünftheile verurtheilt werden müßten. Und in der That, wer auf die bloße Beobachtung von 6652 Sterbefällen eines einzigen Jahres in einem Lande von dreyßig Millionen Menschen eine Mortalitätstabelle dieses Landes gründen wollte, würde uns allen lächerlich erscheinen, und durch sein unausführbares Unternehmen nichts als seine völlige Unkunde dieses Gegenstandes bezeugen. Jede Zahl einer verläßlichen Sterblichkeitstafel für ein so großes Land müßte auf fortgesetzte Beobachtungen sehr vieler Jahre, und wenigstens auf eine Million von Sterbefällen gegründet seyn, wenn sie auf Verläßlichkeit Anspruch machen soll. — Und dieselbe Million, und vielleicht noch eine viel größere Zahl, wird also wohl auch nothwendig seyn, um über die Menge der jährlichen Verbrechen, die der Entscheidung jener Assisenhöfe vorgelegt werden, zu entscheiden? — Denn diese sind, wie es scheint, noch viel größeren Veränderungen unterworfen, und überdieß von so mannigfaltigen und verwickelten Ursachen abhängig, daß nur sehr lange Jahre fortgesetzte und über eine sehr große Anzahl von solchen Criminalfällen verbreitete Beobachtungen endlich zu einem stehenden Resultate zu führen im Stande seyn werden. — Dieß ist aber so wenig der Fall, daß man vielmehr schon bey diesem einzigen Jahre, obschon es nur 6652 Fälle zeigt, hätte stehen bleiben, und davon auch auf alle folgenden hätte schließen können. Man sieht dieß aus der folgenden Tabelle, die Poisson an dem oben angeführten Orte nebst seinen Beobachtungen für die Jahre 1825 bis 30 mitgetheilt hat. In dieser Tabelle ist wieder A das Verhältniß der Freygesprochenen,

und B das Verhältniß der Verurtheilten zu der ganzen Zahl der vor den Assisenhöfen Frankreichs Angeklagten.

	Angeklagte.	Verurtheilte.	A	B
1825	6652	4037	0.39	0.61
1826	6988	4348	0.38	0.62
1827	6929	4236	0.39	0.61
1828	7396	4551	0.38	0.61
1829	7373	4475	0.39	0.61
1830	6962	4136	0.41	0.59
		Mittel	0.39	0.61

Demnach hat sich also im Laufe von sechs Jahren dieses Verhältniß nur um $^2/_{100}$ seiner mittleren Größe geändert.

Wenn nun diese Beständigkeit des Verhältnisses schon an sich selbst eine sehr merkwürdige Erscheinung ist, so kann doch dieselbe nur dann auch für die Folge fortdauern, wenn die Ursachen zu diesen Verurtheilungen selbst nicht geändert werden. Diese Ursachen müssen aber nicht bloß in diesen Verurtheilten selbst, sondern sie können auch in den Richtern oder in den Vorschriften und Gesetzen gesucht werden, nach welchen diese Richter ihre Urtheile zu fällen beauftragt werden. Um auch davon ein nicht minder auffallendes Beyspiel zu geben, so bemerken wir zuerst, daß in den bisher angeführten Jahren von 1825 bis 1830 die Jury in Frankreich aus 12 Richtern bestand, und daß die Majorität von 7 gegen 5 dieser Richter über die Befreyung oder Verurtheilung des Angeklagten entschied. Allein im J. 1831, wo in Frankreich eine neue Regierung eintrat, wurde befohlen, daß künftig nur die Majorität von 8 gegen 4 bey der Jury entscheiden sollte. Diese Aenderung mußte natürlich zum Vortheile der Angeklagten ausfallen, oder es mußte das Verhältniß der Verurtheilungen zu der ganzen Anzahl der Angeklagten geringer machen. In der That fand man auch für das Jahr 1831 dieses Verhältniß gleich 0.54, also nahe ein Zehntheil geringer als zuvor, wo es 0.61 gewesen ist. Im J. 1832 wurde mit Beybehaltung der Majorität von 8 gegen 4 noch vorgeschrieben, daß die Richter auf die mildernden Umstände Rücksicht nehmen sollten. Diese Vorschrift mußte, wie man voraussehen konnte, eine Linderung der Strafe der Verurtheilten, also auch bey den Richtern eine größere Leichtigkeit zur Verurtheilung (zu diesen milderen Strafen) hervorbringen. Und in der That fand sich auch das Verhältniß der Verurtheilten zur Summe aller Angeklagten

im Jahre	1832	0.59
	1833	0.59
	1834	0.60

so, daß demnach diese zwey Aenderungen, der Majoritätszahl und der Rücksicht auf mildernde Umstände, einander gleichsam balancirten, und daß jenes Verhältniß unter diesen beyden Einwirkungen nahe dasselbe blieb, welches es früher ohne sie gewesen war.

Da es also, wie man sieht, keineswegs gleichgültig ist, ob von 12 Richtern schon 7 gegen 5, oder erst 8 gegen 4 über das zu fällende Urtheil zu entscheiden haben, so entsteht die Frage, welche Zahl man, bey einer gegebenen Anzahl von Richtern, als die wahre Majorität erkennen soll? — Bey Urtheilen, wo es sich um das Leben eines Menschen, wo es sich auch nur um das Eigenthum und die Existenz ganzer Familien handelt, wird man die hohe Wichtigkeit dieser Frage nicht in Abrede stellen können.

Wenn wir auch hier diese Frage bloß von ihrer mathematischen Seite, in Beziehung auf eigentliche Berechnung, betrachten, und alle anderen Beziehungen der eigentlichen Rechtslehre überlassen, so wird doch auch hier der Grundsatz aufgestellt werden müssen, daß jedem Urtheile solcher Art nur die möglich stärksten Gründe vorausgehen müssen. Jede subjective moralische Ueberzeugung des Einzelnen aber, so stark sie auch dem, der sie hegt, dünken mag, ist doch nur eine bloße Wahrscheinlichkeit, keine unwidersprechliche Wahrheit, und wir haben, in alten und neuen Zeiten, bereits zu viele Fälle, selbst bey den scheinbar gerechtesten Richtern, zu beklagen, um nicht mit der äußersten Vorsicht zu verfahren, besonders bey Todesstrafen, wo Gutmachung oder Ersatz eines erst später erkannten Fehlers nicht nur sehr schwer, sondern ganz unmöglich wird.

Aus dieser Ursache hat man auch in allen gebildeten Ländern solche Urtheile nicht mehr einem Einzigen überlassen, sondern die Einsicht und das Gewissen Mehrerer in Anspruch genommen. Ueber die Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung ist man allgemein einverstanden, aber nicht so auch über die Anzahl von diesen Mehreren, über die sogenannte Majorität der Stimmen, die zur Fällung eines solchen Urtheils die beste ist.

Wenn in einem zahlreichen Tribunale eine einzige verurtheilende Stimme schon hinreichen könnte, die Vollziehung dieses Urtheils zu bewirken, so würde dieses offenbar nicht gut seyn können. Wehe dann allen denen, die vor ein solches Gericht gezogen werden, in welchem die Stimme der Lossprechung beynahe nie gehört werden kann. Eine solche Einrichtung würde mit den Gesetzen der Humanität, würde mit der Beschützung der Unschuld in dem schneidendsten Widerspruche stehen. — Wenn aber, im Gegentheile, die Verurtheilung der Angeklagten nur nach der Totalität der Stimmen aller Richter erfolgen sollte

(wie dieß z. B. bey der Jury in England in der That der Fall ist), so würde die Wahrscheinlichkeit, daß die gefällte Sentenz gerecht ist, allerdings sehr groß seyn; aber die menschliche Gesellschaft im Allgemeinen würde davon keinen so großen Nutzen ziehen, als die der Angeklagten, denen sie allein zum Vortheile gereichen kann; denn in diesem Falle würden offenbar zu viele Schuldige ungestraft bleiben, und der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben werden, deren Ordnung sie gestört haben, und auch ferner wieder stören würden.

Diese beyden Extreme müssen daher vermieden werden, und man muß entweder die Anzahl der Richter vermindern, wenn man eine der Totalität nahe kommende Zahl als diejenige Majorität aufstellt, die als Basis der Verurtheilung dienen soll, oder man muß, bey einer, in anderen Beziehungen immer wünschenswerthen größeren Anzahl von Richtern, auch die Majorität der Stimmen, die zur Verurtheilung erfordert werden, so überwiegend als möglich machen.

Wenn in einem Tribunale von 100 Richtern 51 Stimmen für die Verurtheilung und 49 für die Lossprechung des Beklagten sind, so ist offenbar die Wahrscheinlichkeit, daß der Angeklagte schuldig sey, sehr nahe eben so groß, als die, daß er unschuldig ist. Sind aber alle 100 Stimmen, oder auch nur alle bis auf eine oder einige wenige, für die Verurtheilung, so ist die Wahrscheinlichkeit der Schuld des Angeklagten, also auch die Wahrscheinlichkeit, daß seine Verurtheilung gerecht sey, die für dieses Tribunal nahe größtmögliche. Setzt man die absolute Wahrheit eines ganz gerechten Urtheils gleich der Einheit, so wird man, in dem letzten Falle, das gefällte Urtheil durch eine Zahl ausdrücken können, die der Einheit sehr nahe kömmt, und nur durch einen sehr kleinen Bruch von ihr verschieden ist. In jenem ersten Falle aber, wo beynahe eben so viele Richter für, als gegen die Schuld des Angeklagten gesprochen haben, wird man die Wahrscheinlichkeit, daß das auf diese nahe gleiche Stimmenmehrheit gegründete Urtheil das wahre ist, nur durch den Bruch $1/2$ bezeichnen können, da nahe eben so viel für, als wider dieses Urtheil spricht. Wenn nur eine kleinere Zahl von Stimmen, als die Hälfte des Ganzen, für die Verurtheilung entscheidet, so wird die Wahrscheinlichkeit des Urtheils noch kleiner als $1/2$ seyn u. s. f. Aber durch welchen Bruch wird diese Wahrscheinlichkeit für jeden besonderen Fall bestimmt? — Dieß ist Sache der Rechnung, und nun sind wir wieder auf rein mathematischem Boden. Laplace, der diese Frage in dem oben angeführten Werke umständlich discutirt, ist auf mehrere sehr interessante Resultate gekommen, die uns wohl, ohne jene Rech-

nung, nie bekannt geworden wären. Wir wollen nur einige derselben näher anführen.

Nehmen wir an, daß in einem solchen Tribunale die Mehrheit von zwey Stimmen entscheiden soll, welches auch die Zahl aller Stimmen seyn mag. In diesem Falle ist, wie jene Rechnung zeigt, die Besorgniß eines unrichtigen Urtheils, also auch die Unsicherheit des Angeklagten, desto größer, je größer die Anzahl der Richter ist. Wenn nämlich bey 4 Richtern schon 3 Verurtheilende gegen 1 Freysprechenden genügen, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß die dadurch erfolgte Verurtheilung ungerecht ist, gleich 0.188, oder nahe gleich $^3/_{16}$. Dieß ist aber, nach dem Geiste dieser Rechnung, so zu verstehen. Bey einer großen Anzahl von Sprüchen, die aus diesem Gerichtshofe von vier Richtern hervorgegangen sind, kann man mit Sicherheit rechnen, daß unter je 16 Sprüchen nur drey unrichtige, oder daß unter 1000 Sprüchen nur 188 unrichtige sind, und diese Sicherheit ist desto größer, je größer die Anzahl der aus diesem Tribunale hervorgegangenen Sprüche ist. — Besteht aber das Tribunal aus 6 Personen, und genügen von denselben zur Verurtheilung schon 4 gegen 2, so ist die Wahrscheinlichkeit einer unrichtigen Verurtheilung schon größer, nämlich 0.227, so daß also unter 1000 Sprüchen schon 227 unrichtige seyn werden. Bey einem Tribunale von 8 Personen, in welchem 5 gegen 3 entscheiden, ist jene Wahrscheinlichkeit 0.254, so daß von je 1000 Sprüchen schon 254, oder mehr als der vierte Theil unrichtig seyn wird. Ist das Tribunal aus 10 Personen zusammengesetzt, und genügen von ihnen 6 gegen 4, so ist jene Wahrscheinlichkeit gleich 0.274 u. s. f., so daß also, wie gesagt, die Wahrscheinlichkeit eines unrichtigen Urtheilspruchs, alles übrige, wie Einsicht, Umsicht, Scharfsinn, Gewissenhaftigkeit u. s. der Richter, gleich gesetzt, immer desto größer wird, je größer die Anzahl der Richter ist. Dasselbe wird auch, wie die Rechnung zeigt, der Fall seyn, wenn statt der obigen Differenz von 2 zwischen den Verurtheilenden und Befreyenden irgend eine andere, größere Zahl, 3, 4, 5 u. f. wäre. In allen diesen Fällen ist es also der Vernunft und der Gerechtigkeit gemäß, die Anzahl der den Gerichtshof bildenden Personen so klein als möglich zu machen. Auch kann dieß wohl, bey näherer Ansicht, auch ohne Rechnung, selbst dem gemeinen gesunden Menschenverstande deutlich gemacht werden, wie denn auch Laplace schon längst gesagt hat, que la théorie des probabilités n'est autre chose, au fond, que *le bon sens réduit en calcul.* In den obigen Beyspielen ist nämlich das Verhältniß der verurtheilenden zu den lossprechenden Stimmen

und nicht mit Unrecht, das ungewöhnlich starke Gedächtniß einzelner Menschen. Aber wenn man bedenkt, welche Anzahl von Dingen auch das gewöhnlichste Gedächtniß eines jeden Menschen in sich aufnehmen muß, so können wir nur erstaunen, wie so viele Gegenstände in einem so kleinen Raume ohne Verwirrung Platz finden mögen. Einen Sänger auf unseren Bühnen z. B. muß jede Sylbe seiner Rolle, ihr Ton, ihr Zeitmaß, nebst der Geberde, die sie begleiten soll, klar und lebhaft in seinem Gedächtnisse vorschweben, und die morgige Rolle muß allen diesen unübersehbaren Vorrath wieder in den dunklen Hintergrund zurückstellen, um einem neuen, ähnlichen, unabsehbaren Heere von Vorstellungen und Erinnerungen für heute ihre Stelle abzutreten. Aber alle diese endlosen Reihen von Gegenständen liegen zu gleicher Zeit in seinem Gedächtnisse, und dürfen, wie die Register einer Orgel, nur gezogen werden, um je nach dem Bedürfnisse bald die eine, bald die andere in den Vordergrund treten, und alle anderen übertönen zu lassen.

Alle diese und noch unzählige andere Operationen unseres inneren Sinnes werden durch Wiederholung geläufiger und nachdrücklicher zugleich. Aus dieser reichen Quelle der Physiologie entspringen unsere Gewohnheiten, unsere Gebräuche, unsere Sitten. Aus ihr größtentheils läßt sich erklären, was bey einem Volke gut und schicklich erscheint, während es von dem anderen als schlecht und unschicklich zurückgestoßen wird. Die Gladiatorenspiele der alten Römer und die Menschenopfer der Wilden in Afrika erregen Entsetzen auch bey jenen Völkern, die, bloßer Meinungen wegen, Tausende ihrer Brüder mit Lust dem Scheiterhaufen übergeben sehen, und die sich dabey, jenen gegenüber, für sehr gesittete und hochgebildete Menschen halten. Wenn man den Zustand der Sclaven auf den westindischen Zuckerplantagen, oder die für immerwährende Zeiten der Verachtung übergebene Kaste der Parias in Indien betrachtet, ja wenn man, um nur bey uns selbst stehen zu bleiben, die Zeiten der Leibeigenschaft, oder der Inquisition, oder der Kreuzzüge zurückruft, so kann man sich nur mit Mühe enthalten, in die bittersten Vorwürfe über dieses bejammernswürdige Geschlecht auszubrechen, das sich von allen Geschöpfen der Erde durch seine Vernunft zu unterscheiden glaubt, während es sich, und zwar durch bloße Meinungen, Vorurtheile und Gewohnheiten, bis zu so entsetzlichen Gräueln verleiten läßt.

Uebrigens wird man, bey einiger Aufmerksamkeit auf sich selbst, diejenigen Aeußerungen, die bloß der Gewohnheit angehören, leicht von jenen unterscheiden, die gleichsam aus der in-

das heißt also, daß z. B. von je 10000 Aussprüchen dieser Jury gewiß 7500 richtige seyn werden. In den Jahren 1831 bis 1834 aber wurde in denselben Gerichtshöfen die Majorität von 8 gegen 4 gefordert, und diese scheinbar unwichtige Aenderung bewirkte sofort, daß jene Wahrscheinlichkeit eines richtigen Urtheils sich vergrößerte, indem sie von $^3/_4$ auf $^4/_5$ stieg, so daß jetzt von je 10000 Aussprüchen schon 8000 (also 500 mehr als zuvor) für richtig angesehen werden müssen. Wenn aber schon so geringe Aenderungen auf die Endresultate (die Zahl der Verurtheilten) bereits einen so bedeutenden Einfluß haben, wie viel mehr werden so viele andere Umstände auf das Genaueste zu berücksichtigen seyn, die hier nicht weiter genannt werden dürfen, die aber alle der Art sind, daß ihre hohe Wichtigkeit gleich auf den ersten Blick anerkannt werden muß.

Dieselbe Beständigkeit zwischen den Verurtheilten und Angeklagten fand Poisson nicht bloß bey den criminellen, sondern auch bey den politischen Gerichtshöfen Frankreichs. Unter nahe 8000 Civilprozessen, welche den letztgenannten höchsten Behörden jenes Landes jährlich vorgelegt werden, war das Verhältniß der bestätigten Urtheile zu den vorgelegten Prozessen überhaupt:

i. J.	1832	0.69
	1833	0.68
	1834	0.70

also in allen diesen Jahren bis auf einen ganz unbedeutenden Unterschied immer dasselbe.

Man wird aber nicht annehmen dürfen, daß dieß nur in Frankreich der Fall ist, da man keinen Grund angeben kann, warum es anderswo anders seyn sollte. In der That hat derselbe Poisson aus den Listen des Geschwornengerichts in England ganz ähnliche Resultate abgeleitet, die wir hier, zur Vergleichung mit jenen in Frankreich, ebenfalls mittheilen wollen. Nach diesen Listen der englischen Jury fand man nämlich:

Jahr:	Zahl der jährlich Angeklagten:	Zahl der jährlich Verurtheilten:	Verhältniß der Verurth. zu den Angeklagten:
1805 bis 11	5000	3000	0.60
1812 » 18	6000	3780	0.63
1819 » 25	9000	6120	0.68
1826 » 32	13000	9100	0.70
1832	20829	14947	0.72
1833	20072	14446	0.72
1834	22451	15995	0.71
1835	20731	14729	0.71
1836	20984	14771	0.70

Man sieht aus dieser Tafel, daß von 1805 bis 1832 das Verhältniß der Verurtheilten in beyden Ländern nahe dasselbe ist, daß aber seit 1832 dieses Verhältniß sowohl, als auch die Zahl der jährlich vor die Jury gebrachten Personen für England in einem sehr betrübenden Maße zugenommen hat, so daß diese Zahl im Jahre 1836 beynahe viermal so groß ist, als sie im Jahre 1805 gewesen war. Durch diese auffallende Erscheinung aufmerksam gemacht, verfolgte der berühmte Statistiker Moreau de Jonnes diesen Gegenstand weiter, und gelangte dadurch zu folgenden vergleichenden Resultaten für die beyden genannten Länder (m. s. Comptes rendus 1838. Febr. 3. p. 160). — Der Mord ist in England viermal, der vorsetzliche Todschlag zweymal, und der Diebstahl sechs- bis siebenmal häufiger als in Frankreich, nämlich im Verhältniß der mittleren Bevölkerung dieser beyden Länder. Aus der geringeren Strenge der Gesetze oder der Richter in England kann man diese Erscheinung um so weniger erklären, da vielmehr, wieder in Beziehung auf die mittlere Bevölkerung, die Zahl der jährlich zum Gefängniß, zur Deportation u. s. Verurtheilten in England neunmal, und die Zahl der zum Tode Verurtheilten sogar zwey und zwanzigmal daselbst größer ist, als in Frankreich. Die Folgerungen, die Moreau de Jonnes aus diesen Facten ableitet, wird man am besten an dem angeführten Orte selbst nachsehen.

Das Vorhergehende mag als ein Beyspiel der Anwendung dieser Rechnung auf Erscheinungen im Leben gelten, die man bisher bloß der geistigen Welt des Menschen zugewendet, und daher ganz außer dem Bereiche aller eigentlichen Berechnung gelegen geglaubt hat, so wie es uns zugleich von der hohen practischen Wichtigkeit des neuen Calculs in Beziehung auf uns selbst, auf unsere gesellschaftlichen Zustände, ja auf das ganze menschliche Geschlecht zu überzeugen dienlich seyn wird. Es gibt aber ohne Zweifel noch sehr viele andere Erscheinungen in der geistigen Natur des Menschen, die zum Theil von ihm selbst, von seinem Organismus und den in ihm in beständiger Thätigkeit wirkenden Kräften, zum Theil von den Einflüssen der Außenwelt, wenn auch nicht unmittelbar gegeben, doch bedingt und modificirt werden, und die daher eben so, wie jene Phänomene der Außenwelt selbst, bestimmten Gesetzen unterworfen, und eben dadurch ein Gegenstand der Berechnung geworden sind. Wenn wir aber in Beziehung auf diese für uns so äußerst wichtigen Untersuchungen jetzt noch so weit zurück sind, so ist es nicht sowohl die Schwierigkeit dieses neuen Calculs selbst, als vielmehr der Mangel an geeigneten Beobachtungen, die diesem Calcul zum Grunde gelegt werden müssen. Wir haben bisher diesem Gegenstande unsere Auf-

merksamkeit gänzlich entzogen, weil wir ihn außer dem Bereiche unserer Erkenntniß angenommen haben, oder wir haben ihn, was nahe dasselbe ist, in das Gebiet der Philosophie verwiesen, ohne zu bedenken, daß er auch eine rein mathematische Seite hat, und daß man ihm, wie beynahe allen anderen, nur von dieser letzten Seite wahrhaft näher zu kommen hoffen darf. Ohne Zweifel mögen die wahren Ursachen von denjenigen Erscheinungen, die hier gemeint sind, noch viel verborgener, und ihre Wirkungen noch viel verwickelter seyn, als es mit den Erscheinungen der materiellen Welt, die wir bisher allein auf diese Weise kennen zu lernen gesucht haben, der Fall ist. Allein dieß soll uns, wie schon das oben angeführte Beyspiel zeigt, nicht entmuthigen, dem bisher vielleicht nur scheinbar so tief verhüllten Gegenstande näher zu treten; dieß soll uns vielmehr nur eine neue Aufforderung seyn, ihn desto eifriger und aufmerksamer zu beobachten. Die Beobachtungen der Natur sind es, durch die wir allein zur Erkenntniß derselben gelangen können, und sie müssen daher vor allen anderen vorangehen. Allein wo sind diese Beobachtungen, wo findet man diese Erfahrungen in gehöriger Anzahl und Verläßlichkeit gesammelt, auf denen man, als auf einer sicheren Basis, jene geistige Physiologie des Menschen, des Einzelnen sowohl, als auch ganzer großer Gesellschaften derselben, erbauen könnte? Hätte man z. B. in jedem Zweige der inneren Einrichtung der Familien, oder auch der öffentlichen Verwaltung ganzer Staaten, seit Jahrhunderten die neu eingeführten Experimente und ihre glücklichen und unglücklichen Folgen genau aufgezeichnet, so würde man jetzt über den Nutzen oder Schaden derselben ein bestimmtes Urtheil fällen können, und es würde nicht mehr jeder einzelnen Generation überlassen seyn, ihre Versuche auf ihre eigenen Kosten immer wieder von vorne anzufangen. Aber selbst der ganz allgemeinen Vorschriften über diesen hochwichtigen Gegenstand, wie viele wahrhaft bewährte und unbezweifelbare können wir von ihnen aufweisen? — So scheint es uns wohl ausgemacht, daß man dem unabweislichen Fortgange des Ganzen der menschlichen Gesellschaft in materieller und intellectueller Hinsicht kein Hinderniß entgegenstellen soll; aber es scheint uns nicht minder gewiß, daß man jede gewaltsame Veränderung im Großen nur mit der äußersten Umsicht vornehmen darf, wenn man nicht auf neue, oft ganz unbesiegbare Hindernisse stoßen will. Die Vergangenheit kennen wir bereits aus eigener Erfahrung, und so wenig man auch an ihr zu loben finden mag, die Uebel, welche jede plötzliche Neuerung mit sich führt, diese vielleicht noch viel größeren Uebel, sind uns noch gänzlich unbekannt. In dieser Unkenntniß der künftigen Ereig-

nisse, mit der wir uns vorerst begnügen müssen, schreibt uns Vernunft und Analyse Vorsicht und vor allem Vermeidung jeder heftigen Veränderung vor, bey welcher, wie bey einem gewaltsamen Stoße, in der physischen sowohl, als in der moralischen Welt, immer sehr viel von dem verloren geht, was man in der Mechanik die lebendige Kraft des Systems zu nennen pflegt.

Unsere Nachkommen werden auch hierin, wie in so vielen anderen Gegenständen, weiter vordringen können, wenn sie erst von uns die Beobachtungen erhalten haben, ohne welche alle Erkenntniß der Natur und ihrer Wirkungen so gut als unmöglich ist. Zu diesen Beobachtungen, um die Sache noch von einer anderen Seite zu zeigen, zu diesen Beobachtungen der Natur sind wohl die feinsten Instrumente, die wir anwenden können, unsere eigenen Nerven, besonders wenn sie durch irgend einen Zufall in einen höheren Stand der Reizbarkeit versetzt werden. Durch sie hat man die äußerst schwache Electricität entdeckt, welche durch die Berührung zweyer heterogener Metalle erzeugt wird, und die sonderbaren Phänomene, welche durch eine große Reizbarkeit der Nerven in mehreren Krankheiten entstehen, haben uns den thierischen Magnetismus und den Einfluß der Sonne und des Mondes auf die Organisation des Menschen kennen gelehrt. Wenn auch die aus diesen noch immer sehr verhüllten Quellen entspringenden Wirkungen meistens nur schwach, durch andere Einflüsse gestört und schwer erkennbar, wenn sie durch eine zu lebhafte Phantasie öfter schon überschätzt seyn mögen, so kann dieß doch kein Grund seyn, sie, wie manche gethan haben, ohne alle weitere Untersuchung ganz zu verwerfen. Wir sind noch so weit entfernt, alle Agentien der Natur und die verschiedenen Arten ihrer Wirksamkeit zu kennen, daß es durchaus nicht gebilligt werden kann, die Existenz solcher Erscheinungen bloß aus dem Grunde läugnen zu wollen, weil sie von verkehrten Menschen zu Täuschungen angewendet, oder auch weil sie uns selbst, bey dem gegenwärtigen Zustande unserer Kenntnisse, noch unerklärlich sind. Vielmehr sollen wir sie alle vorurtheilsfrey und parteylos, und zwar desto genauer untersuchen, je schwerer sie zu erkennen, und je wichtiger die Früchte sind, die wir von ihrer Erkenntniß zu ernten hoffen dürfen.

Uebrigens müssen wir uns auch bey diesen Untersuchungen, wenn sie einmal in größerem Style, wie hier verlangt wird, angestellt werden, auf Selbsttäuschungen und Irrthümer schon jetzt gefaßt machen. Denn dieß ist das allgemeine Loos der Menschen, daß sie sich nur durch den Irrthum der Wahrheit nähern, und diese selbst nie völlig erreichen können. Also das

geistige Auge des Menschen wird ohne Zweifel auch, wie das körperliche, seine Illusionen haben. Aber wie hier das Gefühl, so wird dort Reflexion und Erfahrung unsere Täuschungen berichtigen können. Unsere Leidenschaften und Vorurtheile lassen uns den Nutzen mancher Handlungen, wie in einem Hohlspiegel, vergrößert sehen, wodurch wir oft den gefährlichsten Folgen ausgesetzt werden. Gegenwärtige Leiden und die Ursachen, welche sie erzeugen, drücken uns gewöhnlich viel mehr, als die vielleicht viel größeren, aber künftigen Uebel, welche wir uns oft eben durch die Mittel zuziehen, durch welche wir jene von uns entfernen wollen. Und nicht nur der Einzelne, auch ganze Völkerschaften handeln nur zu oft auf dieselbe Weise, indem sie sich und ihre Zukunft der Anarchie oder anderen Extremen übergeben, bloß um sich von dem lästigen gegenwärtigen Uebel zu befreyen. Und was ist da von allen, auch den besten Belehrungen für die Folge zu erwarten? — Man hat oft genug schon gesagt und geschrieben, wie nachtheilig z. B. das Spiel der Lotterie für diejenigen ist, die sich ihm leidenschaftlich überlassen. Aber es ist sehr zu besorgen, daß selbst viele von denen, die diese Nachtheile sehr gut kennen, doch nicht von ihren eitlen Hoffnungen lassen werden. Die bloße Möglichkeit, mit einer kleinen Summe ein recht großes Vermögen zu erwerben, so äußerst gering auch die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges seyn mag, ist doch so lockend, daß der Arme sein Letztes hinträgt, um wenigstens einige Tage durch sich in trügerischen Hoffnungen wiegen zu können. Und welche Gründe haben diese Thoren, zu glauben, daß das Glück sie mehr begünstigen werde als andere? — Der eine setzt sein ganzes Vermögen auf eine Zahl, weil sie schon so lange nicht, und der andere, weil sie in den letzten Zeiten schon so oft herausgekommen ist, aller übrigen eben so guten Einbildungen nicht zu gedenken, die hier und überall mit den armen, betrogenen Menschen ihr loses Spiel treiben.

Oft führen wir sogar selbst die sonderbaren und unerklärlichen Zufälle herbey, wegen welchen wir dann, sehr mit Unrecht, das Schicksal anklagen, das uns und unsere Unschuld verfolgen soll. So sucht man in den Spielen, wenn man durch längere Zeit verloren hat, seinen Schaden durch gewagte Sätze, die selten ohne Leidenschaft unternommen werden, wieder gut zu machen. Aber gewöhnlich vermehrt man dadurch nur das bereits bestehende Unglück, und bricht dann wieder in neue, noch heftigere Klagen über die Ungerechtigkeit des Schicksals aus. Welches Recht haben wir denn aber, von diesem Schicksale ausschließende Gunstbezeugungen auf Kosten aller Uebrigen zu fordern? Wir lächeln über die Chinesen, welche ihr himmlisches

Reich für den Mittelpunkt der Welt halten, während die meisten von uns, wenn sie es auch nicht offen gestehen, doch desto inniger heimlich glauben, daß sie selbst und ihr liebes Ich ein ähnlicher Mittelpunkt der Natur sind, für welche sie eine ganz besondere Sorgfalt tragen, für welche das Schicksal ganz außerordentliche Verbindlichkeiten eingehen, ja für welche sogar der Lauf und die Gesetze des Universums geändert werden sollen.

Besonders hat die dem Menschen natürliche, und vielleicht seiner intellectuellen Organisation eigenthümliche Begierde, das Buch des Schicksals zu lesen, und in die Geheimnisse der Zukunft zu dringen, zu einer großen Anzahl von oft sehr abenteuerlichen Mitteln geführt, durch welche wir diesem, wie es scheint unabweisbaren Wunsche, so gut es eben angehen mag, zu genügen suchen. Die Astrologen, die Hexen, Zauberer und Traumdeuter liefern uns nur zu viele Beyspiele von den traurigen Verirrungen, denen sich nicht bloß der Einzelne, sondern denen sich ganze Völkerschaften durch mehrere Jahrhunderte ohne Anstand und mit einer Hartnäckigkeit hingegeben haben, welche weder die Vernunft, noch selbst tausendmal von dem Gegentheile gemachte Erfahrungen zu besiegen vermochten. Diese Vorurtheile verbittern unser Leben, sie halten uns in beständiger Furcht vor unsichtbaren Feinden, sie verfolgen uns selbst bis in unsere Träume — aber alles dieß vermag nicht, das arme Menschengeschlecht von seinen selbstgeschmiedeten Fesseln zu befreyen, dies Geschlecht, das sich willig allen Qualen Preis gibt, um nur seine Lust zu büßen, in dem Dunkel der Zukunft zu lesen, und das Unmögliche möglich zu machen.

Den letzten Grund dieser allgemeinen und sehr betrübenden Erscheinung müssen wir allerdings in der inneren Einrichtung unseres Wesens, in jener geistigen Physiologie des Menschen suchen, die dort anfängt, wo unsere materielle Physiologie aufzuhören gezwungen ist. Ohne Zweifel sind die Erscheinungen jener inneren geistigen Natur eben so, wie die der äußeren Sinnenwelt, bestimmten und unabänderlichen göttlichen Gesetzen unterworfen, die in jenen letzten und feinsten Gebilden des Organismus wurzeln, welche uns noch kein Mikroscop zu zeigen im Stande gewesen ist, da sie an der nicht mehr zu erkennenden Grenze liegen, welche die körperliche Natur von der geistigen scheidet. Unsere Nerven vereinigen sich in ihren äußersten Verästungen beynahe alle in der Substanz des Gehirns und des Rückenmarks, wohin sie die Eindrücke leiten, welche sie durch die Sinne von den Gegenständen außer uns erhalten. Aber diese Sinne lehren uns, selbst am schärfsten bewaffnet, nichts über jene letzten Gren-

zen des eigentlich materiellen Organismus, noch über die Art, wie daselbst jene Eindrücke aufgenommen, fortgeführt und dem eigentlichen, rein geistigen Denkvermögen, unserer zweyten, höheren Natur, mitgetheilt werden. Vielleicht werden unsere Nachfolger in diesen Versuchen glücklicher seyn, wenn sie einmal die hieher gehörenden Erscheinungen im Großen aufgefaßt, und von den übrigen deutlicher unterschieden haben werden. Eine solche scheint, um uns wieder durch ein Beyspiel deutlicher zu machen, jener uns allen inwohnende Trieb, jene geistige Sympathie zu seyn, sich mit gleichartigen oder gleichgestimmten Wesen in nähere Verbindung zu setzen, ein Trieb, den wir in allen organischen, ja selbst in den unorganischen Wesen der ganzen Natur bemerken. So erhalten zwey Pendel oder zwey Uhren, deren Gang nur wenig verschieden ist, wenn sie auf derselben Unterlage ruhen, endlich einen ganz gleichen Gang. Wenn von zwey gespannten Saiten die eine tönt, so gibt auch die andere die verwandten Töne wieder. Auf gleiche Weise streben auch Thiere, selbst von verschiedener Gattung, aber von ähnlicher Organisation, zur Vereinigung, indem viele von ihnen, sich von selbst in Gruppen bilden. Selbst über mehrere Geschlechter der Pflanzen scheint sich dieses Band der Familienverbindungen zu erstrecken. Ohne Zweifel haben auch die menschlichen Vereinigungen zu größeren Gesellschaften und zu ganzen Staaten denselben Ursprung. Und wie in der Ehe, wie in dem häuslichen Leben, so sehen wir auch in jenen Gesellschaften, daß der stärkere Geist dasselbe innige Vergnügen in der Leitung und Beschützung des schwächeren findet, welches der letzte wieder in der Hingebung und in dem Gehorsam gegen jenen genießt. Verwandte Gefühle und Empfindungen, in einem Kreise mehrerer Menschen erregt, verstärken sich durch gegenseitige Mittheilung, wie wir täglich in unseren Schauspielen sehen. Die Lust, die aus diesen Mittheilungen entsteht, ist oft so mächtig, daß sie zur Begeisterung, ja selbst zum Fanatismus führen kann, der alle Gemüther bis zu einer Art von Wuth erhitzt, und der, indem er sich mit unwiderstehlicher Kraft verbreitet, oft schon die größten und wunderbarsten Wirkungen hervorgebracht hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die oft eben so unbesiegbare Sympathie, welche die Muskeln unseres Gesichtes verzieht, wenn wir einen anderen lachen oder gähnen sehen, aus derselben Quelle entspringt. Unsere Augenlieder schließen sich schnell und unwillkürlich, beynahe noch ehe die Wirkung unseres Willens sie erreicht, vor einer plötzlich aufstoßenden Gefahr, und wir machen die Bewegung des Ausweichens vor einem uns begegnenden Hindernisse oft schon zu einer Zeit, wo wir noch weit von ihm ent-

fernt sind, ja zuweilen schon bey der bloßen Erzählung einer solchen Begebenheit.

Dieselbe Sympathie, welche die Körper, die materiellen Theile der Natur, vereinigt, scheint sich auch auf unsere geistigen Aeußerungen zu erstrecken. Die Erzählung großer und edler Thaten erregt nicht nur die Begeisterung der Zuhörer, sondern auch den Trieb zur Nachahmung, besonders bey jungen, für alle Eindrücke noch sehr empfänglichen Gemüthern. Andere, weniger glücklich organisirte Menschen werden von Criminal- oder Räubergeschichten zu ähnlichen Handlungen verleitet und angereizt, wie denn die Bekanntmachung solcher Geschichten, in dieser Beziehung, schon oft schädlich geworden ist. Hieher gehört auch jene geheimnißvolle Verbindung der äußeren Gegenstände und ihrer inneren Eindrücke, durch welche wir, wenn wir nur einen derselben erfassen, sogleich auch alle übrigen, die mit jenem früher da gewesen sind, wieder zurückrufen, und wir haben vielleicht sehr Unrecht, diese sonderbare Erscheinung bloß dem Gedächtnisse zuzuschreiben, da sie mehr jener geistigen Physiologie angehört, von welcher wir oben gesprochen haben, und deren Gesetze uns größtentheils noch unbekannt sind.

Eine entfernte Schrift, die wir durchaus nicht lesen können, wird sofort lesbar, wenn ein anderer die Worte derselben ausspricht; das innere Bild, wenn ich so sagen darf, steigt dadurch über den äußeren Eindruck des Auges herauf, und erleuchtet und berichtigt denselben. Eben so wird die anfangs beynahe unverständliche Stimme eines Schauspielers vollkommen deutlich, wenn man die Worte liest, die er so eben declamirt, ja oft schon, wenn man die Gesichtszüge des Sprechenden durch ein Glas deutlicher sehen kann. Aus demselben Grunde erscheinen uns ganz gewöhnliche Gegenstände im Dunklen oder im Zwielichte oft unter den seltsamsten Gestalten, und der Schrecken, den sie erregen, wird oft bis zum Entsetzen, bis zur Ohnmacht gesteigert, ja manche sind auf diesem Wege zu Geistersehern, zu Visionären geworden, die im wachenden Zustande zu träumen scheinen. Aehnliche krankhafte Affectionen irgend eines unserer inneren Organe liegen auch wohl den Mondsüchtigen zum Grunde.

Oft glauben solche Kranke, die Stimmen fremder Personen zu hören, oder sie selbst vor sich zu sehen. In den Gegenden an der Nordseite des kaspischen Meeres hat diese Krankheit eine Art von epidemischem Charakter *), die oft ganz gesunde Personen

*) Sie ist in den russischen Gouvernements von Kasan, Pensa, Astrachan u. s. unter dem Namen des »weißen hitzigen Fiebers« bekannt.

befällt, dieselben zu den wunderlichsten Visionen verleitet, und, wenn sie länger währt, gewöhnlich zum Tode führt. Bonnet erzählt von seinem Großvater, einem sonst sehr gesunden Greise, der aber seines Wohlbefindens ungeachtet solche Erscheinungen in Menge hatte, an denen er sich später selbst ergötzte, nachdem er bemerkt hatte, daß sie keinen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit äußern. Die Geschichte solcher Personen mit unpartheyischer Wahrhaftigkeit erzählt, würde nicht minder interessant seyn, würde uns nicht weniger wichtige Aufschlüsse über jenen inneren Menschen geben, als die uns ebenfalls noch größtentheils unbekannte Darstellung unseres Lebens im Schlafe und während den Träumen. Hier liegt gewiß noch vieles verborgen, das uns, aufmerksam und vorurtheilsfrey beobachtet, über uns selbst besser aufklären könnte, als die gehaltlosen Diatriben, mit welchen sich unsere sogenannten Naturphilosophen bisher herumgetrieben haben.

Wie viel Geheimnißvolles und Unerklärliches liegt nicht in dem, was wir Gedächtniß zu nennen pflegen. Wer hat nicht schon die höchst sonderbaren inneren Bewegungen gefühlt, die wir gleichsam unwillkürlich vornehmen, wenn wir uns an einen Namen oder eine Sache erinnern wollen, die uns nur zum Theil entschwunden ist, und deren Benennung uns, wie man zu sagen pflegt, auf der Zunge liegt. Es ist, als ob man das Verlorengeglaubte nicht sowohl in dem Kopfe, als vielmehr nur in einem Theile, in einem bestimmten Winkel desselben suchte, etwa wie man eine in einem Kasten verlegte Schrift nur in gewissen Fächern desselben sucht, wo sie, einer gewissen Ahnung zufolge, liegen soll. Eindrücke der frühen Jugend erhalten sich oft bis in das späteste Alter, und sind selbst dann noch lebhaft, wenn die der männlichen Jahre schon längst wieder verschwunden sind. Es ist, als ob jene ersten Eindrücke, die sich so tief in unser Gedächtniß gegraben haben, nur die Zeit der Reife der späteren abwarten wollten, um dann mit ihrer ganzen jugendlichen Frische wieder hervorzutreten, so wie die Gestirne, wenn das Licht der Sonne für uns verlischt, erst in der finsteren Nacht mit ihrem hellsten Glanze hervortreten. Warum behält man die Dinge, die man am Morgen eines Tages gehört oder gelernt hat, am sichersten? Warum vergißt man im Gegentheile jene am leichtesten, die man, etwa aus einem Briefe, unmittelbar vor dem Einschlafen erhalten hat? Warum werden verwickelte Untersuchungen, wenn man sie einige Tage ruhen läßt, und sich absichtlich ganz von ihnen entfernt, nach dieser Zeit oft so klar und deutlich, als sie durch eine fortgesetzte angestrengte Untersuchung vielleicht nie geworden seyn würden? — Wir bewundern oft,

fühle, die mächtigsten Hebel aller unserer Handlungen sind. Zu den letzten werden wir keineswegs, wie wir uns wohl oft zu schmeicheln pflegen, immer nur durch Ueberlegung, durch reine Vernunftgründe u. dgl. bestimmt; vielmehr geht jeder unserer sogenannten Ueberlegungen ein gewisses dunkles, aber sehr mächtig bestimmendes Gefühl vorher, das Menschen von glücklicher Organisation nur selten trügt, und das uns gewöhnlich sicherer führt, als alle künstlichen Vernunftschlüsse, welche letzte meistens erst einige Zeit nach jenem Gefühle eintreten, und nur bestimmt scheinen, jene erste Sensation gleichsam hinterdrein zu controlliren. Der gütige Urheber der Natur ließ es bey den Menschen nicht leicht auf die schwache Vernunft allein ankommen, und der Trieb kömmt oft schon über uns, wenn wir mit der Einsicht und dem eigentlichen schulgerechten Beweise noch lange nicht fertig sind. Fühle sich nur Jeder in seinen eigenen Busen, und er wird finden, daß er das Brauchbarste im Leben gewöhnlich von Niemand gelernt hat, daß es ihm von Natur schon beywohnt, und daß er dazu gekommen ist, ohne selbst recht zu wissen, auf welche Art. — Auch würde es gewiß sehr schlecht um uns stehen, wenn wir alles nur aus Ueberzeugung, und nichts aus jenem Triebe und aus der diesem Triebe so verwandten Gewohnheit thun müßten. Gar vieles, und vielleicht das Beste in jedem Menschen ist nur aus diesen beyden Quellen, und vorzüglich aus der Erziehung, d. h. aus der Gewohnheit von der frühesten Kindheit an entstanden. Wenn unsere Erzieher, die der jungen, wie die der alten Kinder, diese Wahrheit (die sie wohl sehr oft im Munde führen, aber demungeachtet noch immer nicht recht begriffen haben), wenn sie dieselbe einmal recht einsehen und ins practische Leben einführen werden, so wird unsere gesellige Welt eine ganz andere Umänderung erleiden, als sie bisher durch alle Verordnungen und Gesetze erlitten hat. Durch diese und die auf ihre Uebertretung gesetzten Strafen werden größtentheils nur solche Handlungen, die man verbietet, gehindert; durch Beweise wird bloß auf den Verstand gewirkt, von dem ohnehin die wenigsten sich leiten lassen; durch religiöse Erziehung, durch Instinct und Gewohnheit aber werden wir, selbst gegen unseren Willen, ganz mit fortgerissen. Ja die Gewohnheit leitet endlich sogar den Verstand, und zieht den Geist nach sich, ohne daß dieser es bemerkt. Wer hat uns bewiesen, daß die Sonne morgen im Osten wieder aufgehen, daß auch in diesem Jahre wieder die Abwechslung der Tage und Nächte und der Jahreszeiten so regelmäßig, wie in allen vorhergehenden Jahren, Statt haben wird. Und doch, was wird so allgemein von Jedermann geglaubt? — Induction, Erziehung, oft wiederholte Erfahrung und Gewohnheit sind es also, die uns so innig überzeugen, die gar keinen weiteren Zweifel aufkommen lassen, so wie sie es sind, die den Weltmann und den Pedanten, die den Hand-

werker und den Soldaten machen. Zu ihnen muß man im practischen Leben immer wieder zurückkommen, um unsere Geschäfte und Verrichtungen abzukürzen, um uns den Mangel und die Unbehülflichkeit der eigentlichen Beweise und jener schulgerechten Gründe zu ersetzen, die in ihren Wirkungen so schwach und so langsam sind, daß sie uns gewöhnlich dann verlassen, wo wir ihrer am dringendsten bedürfen. Wer diese Beweise immer gegenwärtig haben will, macht sich viel zu thun, und kömmt nie zum Ende. Gewohnheit geht sicherer und schneller zugleich, als alle schulgerechten Demonstrationen.

Es wäre sehr wünschenswerth, daß unsere Philosophen, statt der unfruchtbaren Speculationen, mit welchen sie gewöhnlich ihre und unsere Zeit hinbringeu, diese für die gesammte Menschheit eben so wichtigen als interessanten Gegenstände weiter verfolgen und genauer untersuchen wollten, um dadurch jene höhere Physiologie zu begründen, oder eigentlich erst möglich zu machen. Denn Erfahrungen und Beobachtungen sind es, die wir bedürfen, um darauf, als auf einer sicheren Basis, das Gebäude dieser neuen Wissenschaft zu errichten. Das Feld, welches sich vor uns öffnet, ist groß und es verspricht eine reiche Ernte für die Schnitter, die Muth und Kraft in sich fühlen, das Werk zu beginnen, und uns dadurch eine ganz neue, bisher kaum geahnte Welt zu eröffnen.

Was zu diesem schönen Zwecke von unserem Verfasser gethan worden ist, hat er in den beyden letzten Büchern seines Werkes, die wir nun näher betrachten wollen, zusammenzustellen gesucht. In seinem dritten Buche nämlich gibt er uns die Resultate seiner Untersuchungen über die Entwicklung der sittlichen und geistigen Fähigkeiten des Menschen, der Intelligenz, der Geisteskrankheiten, der Tugenden und Laster, und in dem vierten und letzten Buche gibt er eine Uebersicht des Ganzen.

Um ein Beyspiel zu geben, auf welche Weise man zur Kenntniß der Entwicklung der Intelligenz nach den Altersjahren kommen könnte, wählt unser Verf. etwas sonderbar die vorzüglichsten dramatischen Werke Frankreichs und Englands. Für das erste dieser Länder fand er:

Altersjahre:	Hauptwerke:	Verfasser:
20 Jahre u. weniger	0	47
20 bis 25	5	47
25 » 30	15	47
30 » 35	26	47
35 » 40	26	46
40 » 45	25	45

fühle, die mächtigsten Hebel aller unserer Handlungen sind. Zu den letzten werden wir keineswegs, wie wir uns wohl oft zu schmeicheln pflegen, immer nur durch Ueberlegung, durch reine Vernunftgründe u. dgl. bestimmt; vielmehr geht jeder unserer sogenannten Ueberlegungen ein gewisses dunkles, aber sehr mächtig bestimmendes Gefühl vorher, das Menschen von glücklicher Organisation nur selten trügt, und das uns gewöhnlich sicherer führt, als alle künstlichen Vernunftschlüsse, welche letzte meistens erst einige Zeit nach jenem Gefühle eintreten, und nur bestimmt scheinen, jene erste Sensation gleichsam hinterdrein zu controlliren. Der gütige Urheber der Natur ließ es bey den Menschen nicht leicht auf die schwache Vernunft allein ankommen, und der Trieb kömmt oft schon über uns, wenn wir mit der Einsicht und dem eigentlichen schulgerechten Beweise noch lange nicht fertig sind. Fühle sich nur Jeder in seinen eigenen Busen, und er wird finden, daß er das Brauchbarste im Leben gewöhnlich von Niemand gelernt hat, daß es ihm von Natur schon beywohnt, und daß er dazu gekommen ist, ohne selbst recht zu wissen, auf welche Art. — Auch würde es gewiß sehr schlecht um uns stehen, wenn wir alles nur aus Ueberzeugung, und nichts aus jenem Triebe und aus der diesem Triebe so verwandten Gewohnheit thun müßten. Gar vieles, und vielleicht das Beste in jedem Menschen ist nur aus diesen beyden Quellen, und vorzüglich aus der Erziehung, d h. aus der Gewohnheit von der frühesten Kindheit an entstanden. Wenn unsere Erzieher, die der jungen, wie die der alten Kinder, diese Wahrheit (die sie wohl sehr oft im Munde führen, aber demungeachtet noch immer nicht recht begriffen haben), wenn sie dieselbe einmal recht einsehen und ins practische Leben einführen werden, so wird unsere gesellige Welt eine ganz andere Umänderung erleiden, als sie bisher durch alle Verordnungen und Gesetze erlitten hat. Durch diese und die auf ihre Uebertretung gesetzten Strafen werden größtentheils nur solche Handlungen, die man verbietet, gehindert; durch Beweise wird bloß auf den Verstand gewirkt, von dem ohnehin die wenigsten sich leiten lassen; durch religiöse Erziehung, durch Instinct und Gewohnheit aber werden wir, selbst gegen unseren Willen, ganz mit fortgerissen. Ja die Gewohnheit leitet endlich sogar den Verstand, und zieht den Geist nach sich, ohne daß dieser es bemerkt. Wer hat uns bewiesen, daß die Sonne morgen im Osten wieder aufgehen, daß auch in diesem Jahre wieder die Abwechslung der Tage und Nächte und der Jahreszeiten so regelmäßig, wie in allen vorhergehenden Jahren, Statt haben wird. Und doch, was wird so allgemein von Jedermann geglaubt? — Induction, Erziehung, oft wiederholte Erfahrung und Gewohnheit sind es also, die uns so innig überzeugen, die gar keinen weiteren Zweifel aufkommen lassen, so wie sie es sind, die den Weltmann und den Pedanten, die den Hand-

Uebersetzer (nach Fuchs medicinischer Statistik der Irrenhäuser) noch durch folgende Zusätze, die sich bloß auf die in den Irrenhäusern untergebrachten Kranken beziehen. Es finden sich nämlich auf Einen solchen Irren, im Verhältniß zur Bevölkerung des Landes betrachtet, in Sachsen 2700, im venet. lomb. Königreich 2825, England 2926 (nach Kalliday sogar 1500), Niederlande 3200, Frankreich 3550, Preußen 4000, Kirchenstaat 5550, Modena 6300, Schweiz 6700, Würtemberg 7600, Neapel 9368, Irland 12500, Norwegen 13140, Spanien 22110. Hiernach gäbe es in Sachsen, der Lombardey und in England viermal so viel Irre, als in Norwegen; Spanien hätte den kleinsten Theil, und sechsmal weniger als Frankreich, Preußen dreymal so viel als Irland u. s. Wie verläßlich aber alle diese Zahlen seyn mögen, muß einstweilen dahingestellt bleiben. Uebrigens bemerkt auch Humboldt, daß Verrücktheit unter den Wilden fast unbekannt sey, aber auch Blödsinn? — Der oben erwähnte Fuchs will mehr Geisteskranke unter den Protestanten, als unter den Katholiken gefunden haben; Halliday findet mehr unter den Manufacturisten, als unter den Landbebauern; andere finden besonders viel unter den Kaufleuten u. f.; aber alle diese Angaben sind zu unbestimmt, als daß man darauf bauen könnte. Auch die Verschiedenheit des Geschlechts, die manche Schriftsteller in dieser Beziehung geltend machen wollten, scheint keinen überwiegenden Einfluß zu haben. Dafür will der Verf. einen Einfluß der Jahreszeiten erkennen, indem, nach ihm, die Sommermonate die meisten Geisteskrankheiten entwickeln, eine Erfahrung, die auch schon von mehreren anderen gemacht worden ist. In Beziehung auf die Altersjahre scheint der Blödsinn der Kindheit, die Manie der Jugend, die Melancholie dem reifen Lebensalter, und der eigentliche Wahnsinn dem höheren Alter anzugehören. Merkwürdig ist, daß in Frankreich, nach des Verf.'s Untersuchungen, das Alter zwischen 25 und 50 Jahren, das dem dramatischen Talente und überhaupt den Werken der Imagination so günstig, zugleich dasjenige ist, in welchem sich die meisten Geisteskrankheiten entwickeln. Am meisten kommen die Geisteskrankheiten in Frankreich zwischen dem vierzigsten und funfzigsten Jahre vor. In Norwegen und im nördlichen europäischen Rußland fällt diese Zahl nahe zwischen 30 und 35.

In Beziehung auf Beschäftigung und Berufsarbeit gelangt Fuchs zu dem Resultate, daß die höheren Stände weniger Irre liefern, als die niederen, und daß Gewerbe, die unsere Geisteskräfte weniger in Anspruch nehmen, mehr Irre zählen, als geistige Beschäftigung. Auf den ersten Blick sollte man gerade das Gegentheil erwarten, aber Fuchs und Raybaud bestehen S. 455

darauf, als auf einer Thatsache. Vielleicht daß das häufig so traurige Loos der arbeitenden Klassen sie auf diese Abwege führt.

Unter den Ursachen des Irreseyns steht die Erblichkeit bey den meisten Schriftstellern oben an. Dann kommen in absteigender Ordnung häusliche Sorgen, Ausschweifungen, Trunkenheit, Onanie, unglückliche Liebe, Schrecken u. s. Unter allen Ursachen des Wahnsinns machen die rein körperlichen nahe die Hälfte aus: wie Epilepsie, Kopfverletzungen, Hysterie, und bey dem anderen Geschlechte vorzüglich die Krankheiten vor und in dem Wochenbette. Unter den geistigen Agentien zählen Mißgeschick und Armuth die meisten Opfer, dann häuslicher Kummer, Liebe, Religionsschwärmerey, Stolz, Furcht u. s. Durch angestrengte Geistesarbeiten in Irrsinn Verfallene sollen nur sehr wenige seyn. In Neapel, bemerkt Esquirol, bildet die Liebe ein Zwölftheil unter den moralischen Ursachen des Wahnsinns; in Frankreich nimmt sie eine viel tiefere Stufe ein, da hier die Liebe Niemand mehr ums Leben bringt oder zum Narren macht. Von hundert Wahnsinnigen sollen, nach Fuchs sehr umfassenden Untersuchungen, im Mittel vierzig genesen; je jünger die Kranken, desto zahlreicher die Wiederherstellungen. Unter den verschiedenen Formen dieser Krankheit bedingt, in Beziehung auf Heilung, Manie die beste, Melancholie und Verrücktheit eine minder gute, und Blödsinn die ungünstigste Vorhersage. Endlich sollen im Mittel von allen Geisteskranken 60 Prozent es bis zum Tode bleiben.

Nach Babbage sind in London im Laufe des Jahres 1832 über 32550 Personen wegen Trunkenheit von der Polizey aufgegriffen worden. Man bemerke dabey, daß es sich hier bloß um solche Fälle der Trunkenheit handelte, welche die öffentliche Sicherheit gefährden. Unter dieser großen Anzahl Betrunkener kommen je zwey Weiber auf drey Männer! Dieß Verhältniß allein läßt schon auf die Züchtigkeit des weiblichen Geschlechts in den unteren Ständen in einem Lande schließen, wo die Frauen in den mittleren und höheren Ständen in dieser Beziehung als ausgezeichnet betrachtet werden.

Nach Balbi kömmt ein Selbstmord

in Frankreich	auf	20740 Einwohner,
Preußen	»	14400
Oesterreich	»	20900
Rußland	»	49180
verein. Staaten		12400

in der Stadt Kopenhagen auf 1000 Einwohner,
Paris » 2040
Hamburg » 2220
Berlin » 2940
London » 5000

Wie kommt es, fragt Casper (in seinen Beyträgen), daß in England und Deutschland der Strang das gewöhnlichste Mittel der Lebensvernichtung ist, während in Paris der Lebensmüde sich von der Brücke, oder aus dem Fenster stürzt, oder eine Kugel durchs Gehirn jagt? Scheint nicht auch hier noch das Nationaltemperament mit im Spiele zu seyn? Der Engländer und der Deutsche verschließen ihren Kummer in sich, und nur in ihrer einsamen Kammer machen sie geräuschlos dem freudeleeren Leben ein Ende. Der Franzose aber will sich auch noch in diesem furchtbaren Augenblick en scène setzen, er will mit éclat enden, ein Schauspiel zum Besten des Stadtviertels geben, die Nachbarn sollen zusammenlaufen, ihn beweinen oder bewundern u. s. w — Die alten Griechen und Römer hielten bekanntlich den Selbstmord nicht für so entwürdigend, als alle neueren europäischen Staaten. Selbst bey den berühmtesten Männern des Alterthums sind Beyspiele von Selbstentleibung nichts Seltenes, und die ersten Geschichtschreiber haben sich nicht gescheut, mit Bewunderung von einem solchen Ende zu sprechen. Daß Kato die Freyheit seines Vaterlandes, daß Lucretia ihre Entehrung nicht überleben wollte, wurde nicht nur gelobt, sondern selbst als eine große That bewundert.— In Zeiten allgemeiner Noth wird dieses Mittel, sich den Leiden zu entziehen, oft sehr gewöhnlich. So zeichneten sich die Jahre der Theuerung 1816 — 17 in Berlin durch eine ungewöhnlich hohe Zahl von Selbstmorden aus. So hatten zur Zeit des Terrorismus bloß in dem Jahre 1793 zu Versailles 1300 Selbstmorde Statt. Ja zuweilen scheint er durch eine Art von psychischer Ansteckung eigentlich epidemisch zu werden, wie man in dem Artikel Suicide im Dictionn. des sciences médicales sehen kann.

Daß der Selbstmord in den neuern Zeiten an Häufigkeit rasch zunehme, läßt sich, wie unser Uebersetzer S. 482 sagt, nicht weiter bezweifeln. Daß aber, setzt er hinzu, die Civilisation ihn befördere, wie mehrere behaupteten, ist eben so irrig, als daß der Wahnsinn durch Civilisation vermehrt werde. Wahre Bildung ist sicherlich keine Begünstigung für diese beyden Uebel, wohl aber Halbbildung, die nicht selten eine große Disharmonie zwischen den Ansprüchen, die der Einzelne an die Welt macht, und den äußeren Verhältnissen, in denen er sich zu be-

wegen gezwungen ist, zur Folge hat, eine Disharmonie, die um so drückender ist, wenn die innere Kraft nicht hinreicht, sich über die beschränkten äußeren Verhältnisse mit Resignation erheben zu können. Das unter allen Ständen in unseren Tagen bemerkte Streben, sich auf der Leiter der verschiedenen Klassen der Gesellschaft immer weiter emporzubringen, ist eine charakteristische Erscheinung unserer Zeit, und kann nicht anders als, für viele Einzelne wenigstens, schmerzliche Folgen haben. Wenn der Wunsch emporzukommen nicht im Verhältniß zu der Intensität der inneren Bestrebung steht, so wird das Ziel nur unvollständig oder gar nicht erreicht, daher dann Mißbehagen, Unzufriedenheit mit der Außenwelt, Mißgriffe in der Wahl der Mittel und Zerfallen mit sich selbst folgt, das nicht selten mit Lebensüberdruß und Selbstmord endet, besonders da, wo bey stets abnehmender Religiösität diesen Uebeln ihr sicherstes Gegengewicht entzogen wird. — Die Beobachtungen scheinen dahin übereinzukommen, daß in den heißen Sommermonaten die meisten Selbstmorde im Jahre Statt zu finden pflegen. Nach Casper sollen sie in den Städten und auf dem platten Lande, bey gleicher Volkszahl, sich wie 14 zu 4 (in allen Gegenden?) verhalten, und überhaupt mit der Dichtigkeit der Bevölkerung zunehmen. In Berlin sollen auf 6 Suiciden 5 männliche und 1 weiblicher kommen, während in Genf dies Verhältniß 4 zu 1 und in Paris 2 zu 1 ist.

Interessant wäre das Verzeichniß S. 489 dieser Unglücklichen, wenn nur die ihm zum Grunde liegenden Beobachtungen sicherer wären. Am häufigsten sind sie zwischen dem funfzehnten und dreyßigsten Lebensjahre; zwischen 30 und 40 tritt ein Minimum ein, um sodann gegen das Ende der Lebenstage, nach dem 45. Jahre, wieder zu steigen. Im Allgemeinen soll ihre Zahl mit den Jahren zunehmen. Und wie die Geisteskrankheiten, so scheinen auch die Selbstmorde bey Unverheirateten häufiger vorzukommen, als bey Verheirateten.

Der dritte Abschnitt des dritten Buches handelt von der Entwicklung des Hanges zum Verbrechen. Gleichsam als Motto zu diesen höchst wichtigen Untersuchungen steht dem Ganzen eine Aeußerung Napoleons vor, die uns Villermé (Annales d'Hygiène. Octobre 1830) erhalten hat. Ich erfuhr, sagt derselbe, von Jemand, der den Kaiser nach Elba begleitete, er habe Napoleon in seinen damaligen Unterhaltungen, die einen sehr philosophischen Anstrich hatten, mehrmals sich äußern hören, daß der Mensch, von welchem Gesichtspunkte man ihn auch betrachten möge, doch immer eben so sehr ein Product seiner physischen und moralischen Umgebung, als seiner eigenen Organisation sey.

in der Stadt	Kopenhagen	auf	1000 Einwohner,
	Paris	»	2040
	Hamburg	»	2220
	Berlin	»	2940
	London	»	5000

Wie kommt es, fragt Casper (in seinen Beyträgen), daß in England und Deutschland der Strang das gewöhnlichste Mittel der Lebensvernichtung ist, während in Paris der Lebensmüde sich von der Brücke, oder aus dem Fenster stürzt, oder eine Kugel durchs Gehirn jagt? Scheint nicht auch hier noch das Nationaltemperament mit im Spiele zu seyn? Der Engländer und der Deutsche verschließen ihren Kummer in sich, und nur in ihrer einsamen Kammer machen sie geräuschlos dem freudeleeren Leben ein Ende. Der Franzose aber will sich auch noch in diesem furchtbaren Augenblick en scène setzen, er will mit éclat enden, ein Schauspiel zum Besten des Stadtviertels geben, die Nachbarn sollen zusammenlaufen, ihn beweinen oder bewundern u. s. w — Die alten Griechen und Römer hielten bekanntlich den Selbstmord nicht für so entwürdigend, als alle neueren europäischen Staaten. Selbst bey den berühmtesten Männern des Alterthums sind Beyspiele von Selbstentleibung nichts Seltenes, und die ersten Geschichtschreiber haben sich nicht gescheut, mit Bewunderung von einem solchen Ende zu sprechen. Daß Kato die Freyheit seines Vaterlandes, daß Lucretia ihre Entehrung nicht überleben wollte, wurde nicht nur gelobt, sondern selbst als eine große That bewundert. — In Zeiten allgemeiner Noth wird dieses Mittel, sich den Leiden zu entziehen, oft sehr gewöhnlich. So zeichneten sich die Jahre der Theuerung 1816 — 17 in Berlin durch eine ungewöhnlich hohe Zahl von Selbstmorden aus. So hatten zur Zeit des Terrorismus bloß in dem Jahre 1793 zu Versailles 1300 Selbstmorde Statt. Ja zuweilen scheint er durch eine Art von psychischer Ansteckung eigentlich epidemisch zu werden, wie man in dem Artikel Suicide im Dictionn. des sciences médicales sehen kann.

Daß der Selbstmord in den neuern Zeiten an Häufigkeit rasch zunehme, läßt sich, wie unser Uebersetzer S. 482 sagt, nicht weiter bezweifeln. Daß aber, setzt er hinzu, die Civilisation ihn befördere, wie mehrere behaupteten, ist eben so irrig, als daß der Wahnsinn durch Civilisation vermehrt werde. Wahre Bildung ist sicherlich keine Begünstigung für diese beyden Uebel, wohl aber Halbbildung, die nicht selten eine große Disharmonie zwischen den Ansprüchen, die der Einzelne an die Welt macht, und den äußeren Verhältnissen, in denen er sich zu be-

Anklagestand versetzt werden; ferner ist 61 gegen 39 zu wetten, daß er verurtheilt wird, wenn er im Anklagestand versetzt ist. Diese Zahlen sind ohne Zweifel geeignet, sehr ernste Betrachtungen hervorzurufen, da es sich, bloß in jenem Lande, um das Loos von mehreren Tausenden handelt, die gewissermaßen unwiderstehlich den Gerichtshöfen und den Strafen, die ihrer warten, zugeführt werden. Diese Folgerung beruht aber auf dem unbestrittenen Grundsatze, daß die Wirkungen im Verhältniß zu ihren Ursachen stehen, und daß daher die Wirkungen dieselben bleiben, sobald die Ursachen, welcher Art diese letzten auch seyn mögen, keine Aenderungen erleiden. — In einer ähnlichen Untersuchung für sein Vaterland, die Niederlande, findet der Verf. nahe dieselben Resultate, wie für Frankreich.

S. 506 u. f. sucht der Verf. die Verhältnisse der Angeklagten in Beziehung auf ihre intellectuelle Bildung zu bestimmen. Von 28700 Angeklagten in Frankreich fanden sich 17500, die weder lesen noch schreiben konnten, 7700 die desselben nur unvollkommen kundig waren, 2900 die gut lesen und schreiben konnten, und 600 höher Gebildete. So fanden sich also unter 100 Angeklagten 61, die weder lesen noch schreiben konnten, und genau dasselbe Verhältniß fand der Verf. auch in den Gefängnissen in Belgien. — Aus den Comptes généraux, die dem Könige der Belgier jährlich vorgelegt werden, ist folgende Tabelle für die Zahl der Angeklagten nach der Verschiedenheit der Stände entnommen.

	Jahr 1829.	1830.	1831.
Arbeiter auf dem Felde, in Weinbergen, Wäldern ꝛc.	2453	2246	2517
Arbeiter in Holz, Fellen, Eisen	1932	1813	1985
Bäcker, Fleischer, Müller ꝛc.	253	225	272
Hutmacher, Schneider, Tapezierer ꝛc.	327	309	300
Banquiers, Sensalen, Groß- und Kleinhändler, Hausirer	467	455	425
Lastträger, Seeleute, Fuhrleute	289	310	327
Schenkwirthe, Dienstboten	830	848	320
Künstler, Studierende, Advocaten, Notare, Geistliche, Aerzte ꝛc.	447	374	391
Bettler, Schmuggler, öffentliche Dirnen	373	388	469
	7373	6962	7006

Auch hier ist die geringe Abweichung der Zahlen jedes Jahres sehr merkwürdig.

Besonders interessant aber sind die Tafeln, die der Verf. S. 513 u. f. für die einzelnen Provinzen Frankreichs und Belgiens

mittheilt, woraus man deutlich sieht, wie Mangel an Bildung mit dem Hange zu Verbrechen Hand an Hand gehen. Eine Karte S. 512, wo die gebildeteren Gegenden hell, und die roheren immer dunkler gehalten werden, versinnlicht diese Verhältnisse noch mehr. Dupin hat bekanntlich schon etwas Aehnliches in Beziehung auf den öffentlichen Unterricht in den verschiedenen Provinzen Frankreichs versucht, und seine Karten stimmen in gar vielen Punkten mit den gegenwärtigen überein. Es wäre sehr zu wünschen, daß wir in diesen und anderen Beziehungen auch von den übrigen Ländern öffentliche und von den Regierungen selbst verbürgte Anzeigen besäßen, da sie nicht nur für uns, sondern auch für diese Regierungen selbst, nicht anders als sehr nützlich seyn könnten. Alles hier Gegebene vereinigt sich zur Befestigung des Satzes, daß die Verbrechen immer im umgekehrten Verhältniß mit der wahren Aufklärung stehen. — Als Endresultate seiner Untersuchungen für Frankreich erhielt er Folgendes. I. Die meisten Verbrechen kommen in denjenigen Departements vor, welche von den schiffbaren Theilen der Rhone, des Rheins und der Seine durchschnitten werden. II. Die wenigsten im Mittelpunkte von Frankreich und in den im Westen liegenden Gegenden. III. Die südliche Hälfte dieses Landes zeigt einen größeren Hang zu Verbrechen an Personen, und die nördliche an dem Eigenthume.—Nebst der Bildung überhaupt aber glaubt der Verf. eine der vorzüglichsten Ursachen dieses Unterschiedes im Hange zu Verbrechen in den drey Völkerstämmen zu finden, die Frankreich bewohnen. Diese sind der celtische, aus dem fast drey Fünftheile der Einwohner Frankreichs bestehen; der germanische in Flandern, Elsaß und Lothringen, und der pelagische an den Küsten des Mittelmeeres und in Korsika. Der letzte soll vorzüglich zu Verbrechen an Personen geneigt seyn, und in Korsika soll in vielen Fällen der Mord sogar für eine Tugend gehalten werden. Der germanische wird durch seinen Hang zur Trunkenheit zu beyden Verbrechen, an Personen und an Eigenthum, gleich stark gezogen; der celtische endlich, als der gebildetste Stamm, neigt sich dagegen mehr zu den Verbrechen am Eigenthume. Die Zunahme der Verbrechen am Eigenthume in den nördlichen Provinzen Frankreichs scheint dem Verf. größtentheils von der Ungleichheit des Besitzes und der Bedürfnisse zu kommen. Die großen Städte aber erscheinen deßwegen in einem so ungünstigen Lichte, weil sie den Begierden aller Art mehr Köder darbieten, und weil sie Taugenichtse anziehen, die sich leichter in der Menge verlieren, und ungestrafter sündigen können.

Merkwürdig für uns ist folgende Tafel, die aus dem Bulletin des Sciences, Novembre 1829, von Ferussac genommen

ist, und sich auf die fünf Jahre 1819 — 23 bezieht, wo A die Zahl der Verbrechen an Personen, B an Eigenthum, a die Zahl der Einwohner auf einen Verbrecher an Personen, und b auf einen Verbrecher an Eigenthum bezeichnet.

	A	B	a	b
Dalmatien	2986	2540	535	625
Galizien	5234	14105	3953	1470
Tyrol	658	2516	5707	1492
Mähren und Schlesien . .	753	3545	12662	2690
Steyermark und Illyrien .	589	2480	13311	3190
Land ob und unter der Enns	573	7100	17130	1382
Böhmen	737	7221	18437	1880

Aehnliche Zusammenstellungen gibt der Verf. für den Einfluß der Jahreszeiten auf die Verbrechen. Er findet, daß die Epoche des Maximums der Verbrechen an Personen (Junius) beynahe mit der Epoche des Minimums der Verbrechen an Eigenthum zusammentrifft, während dagegen das Minimum der ersten Verbrechen (Februar) mit dem Maximum der zweyten coincidirt. Er erklärt dieß daraus, daß im Winter bey den ärmeren Klassen die Noth vorherrscht, und zum Diebstahl reizt, während im Sommer das Feuer der Leidenschaften aufgeregt wird, das mehr zu den Verbrechen an Personen führt. — Es ist merkwürdig, daß die Epochen der Maxima und Minima der Verbrechen auch sehr nahe mit denen der Geburten und denen der Sterbefälle zusammenfallen, wie man aus dem Vorhergehenden sieht. Eben so haben wir oben gefunden, daß das vierzigste Lebensjahr dem Irrseyn am meisten ausgesetzt ist, und daß um dasselbe Jahr die meisten Meisterstücke der dramatischen Literatur geschaffen werden. Darf man aber daraus, wie er gethan, den Schluß ziehen, daß die Geisteskrankheiten des Menschen im geraden Verhältnisse zu der Geisteskraft desselben stehen? — Noch merkwürdiger ist, daß, wie unser Verf. gefunden hat, nicht allein die Anzahl der Verbrechen, welche auf die verschiedenen Altersklassen kommen, in Frankreich alle Jahre nahe dieselben sind, sondern daß diese Beständigkeit auch noch selbst bey den einzelnen Arten von Verbrechen Statt hat. In Frankreich fand er S. 650 die Verhältnißzahl der Angeklagten

in den Altersjahren	
15 — 30	0.54
30 — 40	0.23
40 — 50	0.14
50 — 60	0.06
60 — 70	0.03

und in Belgien, so wie auch in dem Großherzogthume Baden, fand er sehr nahe ganz dieselben Zahlen für jedes einzelne Jahr. Auch die Geschlechtsverhältnisse in diesen drey Ländern sind überall nahe dieselben. Diese Erscheinungen des sittlichen Lebens zeigen in ihrer periodischen Wiederkehr eine viel größere Regelmäßigkeit, als selbst viele Phänomene der Körperwelt. Was ist aber aus allen diesen wunderbaren Uebereinstimmungen zu folgern? — Nichts anderes, als daß die Wirkung dauert, so lange die Ursache nicht aufhört, und daß man auch dann noch alles unter dem Gesetze einer allwaltenden Vorsicht erblickt, wenn man die Erscheinungen der gesellschaftlichen Welt im Großen betrachtet, wo, nahe wie in den Phänomenen der Körperwelt, die inneren Wirkungen und Gegenwirkungen des Systems doch den gleichförmigen Gang des Schwerpunktes desselben nicht stören. Die geringen Umänderungen, die man in diesen Zahlen von einem Jahre zum anderen, von einem Volke zum anderen noch findet, scheinen nicht sowohl auf Rechnung des Individuums, so weit dasselbe noch in der That wirksam ist, als vielmehr auf die Einwirkung derjenigen Veränderungen zu kommen, welche die Gesellschaft nach und nach durch die Reform ihrer Einrichtungen erleidet, Aenderungen, die glücklicher Weise gewöhnlich nur sehr langsam vor sich gehen. Könnte der gesellschaftliche Organismus häufig plötzliche Perturbationen erfahren, und würde der Einfluß des Einzelnen so groß seyn, als manche uns so gern glauben machen wollen, so würden alle unsere auf die Vergangenheit sich stützenden Kenntnisse jeden Augenblick Lügen gestraft werden, und es würde ganz unnütz seyn, die Erfahrungen der Geschichte zu Rathe ziehen zu wollen. Diese Erfahrung zeigt uns aber, daß man Jahr für Jahr nahe auf dieselbe Wiederkehr der Erscheinungen zählen kann, und daß die Veränderungen, die wir allenfalls bemerken, sich auf dieses Moment ganz eben so, wie Seuchen und Theuerungen auf die Sterblichkeit des Volkes verhalten. Wenn die Cholera oder ein anderer Unfall die Operationen unserer Lebensversicherungen stört, wird man deßwegen diese Institutionen verwerfen? Jedes Land hat seine physischen und moralischen Kalamitäten, und jedes Land hat daher auch seine Mortalitätstafel und seine Tafel des Hanges zur Ausschweifung. Diese Tafeln werden ohne Zweifel für England andere seyn, als die obigen für Frankreich, Baden und Belgien, aber sie werden dort, wie hier, immer durch dieselbe Wiederkehr der periodischen Erscheinungen ausgezeichnet seyn, so lange die diese Erscheinungen bedingenden Verhältnisse auch dieselben bleiben. In der That fand unser Verf. für die Verhältnißzahl der Angeklagten zu der Bevölkerung in England

Altersjahre:	Hauptwerke:	Verfasser:
45 bis 50	28	43
50 » 55	23	41
55 » 60	5	33
60 » 65	6	28
65 » 70	4	23

Diese Tafel zeigt z. B., daß im Alter von 30 bis 35 Jahren auf 47 Schriftsteller 26 Werke kommen. Für England ergab sich eine der vorhergehenden nahe ähnliche Tabelle. Man sieht daraus, daß in beyden Ländern das Talent für dramatische Poesie sich erst nach dem 21. Jahre entwickelt, und bis zum Alter von 50—55 Jahren fortwährend kräftig bleibt, von da aber schnell abnimmt. Eine Zeichnung S. 422 macht diese Bewegung durch eine Curve sinnlich. Ein anderes interessantes Ergebniß dieser Untersuchungen ist, daß sich das tragische Talent schneller entwickle, als das komische. Die frühesten unter den Hauptwerken der komischen Muse in Frankreich finden sich erst zwischen 38 und 40 Jahren, und man trifft vor dem dreyßigsten kaum ein größeres Lustspiel.

Ein anderes Beyspiel, wie solche Untersuchungen angestellt werden sollten, nimmt der Verf. von den Geisteskrankheiten, wo zugleich S. 425 u. f. die vorzüglichsten Quellen für diese höchst interessanten Untersuchungen angeführt werden. Er bemerkt zuerst mit Esquirol (Annales d'Hygiène publique. Décembre 1830), daß Trägheit, Unordnung, Sittenlosigkeit und Leidenschaften zu Verbrechen führen, während von den eigentlichen Geisteskrankheiten auch die achtbarsten Menschen, und diese oft vorzugsweise, befallen werden. Arme und Verbrecher nehmen im Volke zu, wenn die Kultur abnimmt; die Geisteskranken aber scheinen umgekehrt mit der Kultur selbst zu steigen. — Doch muß hier das eigentliche Irr- oder Verrücktseyn von dem Blödsinne wohl unterschieden werden. Jenes ist es eigentlich, das mit der Kultur wächst, während dieser mehr von dem Boden und von materiellen Einflüssen abhängt. Im Blödsinn scheint die Entwicklung des Gehirns verhindert, im Verrücktseyn aber scheint es überreizt zu seyn.

Um zuerst von der großen Verbreitung dieser Krankheit einen deutlichen Begriff zu erhalten, so kommen auf Einen Irren in Norwegen 551, in Schottland 573, New-York 721, England 783, Wales 911 und Frankreich 1000. In Norwegen sind die Irren zu einem Drittel Blödsinnige, in Schottland und Wales zur Hälfte, in Frankreich und New-York ist die Zahl der Blödsinnigen sehr klein. Das obige Verzeichniß ergänzt unser

Uebersetzer (nach Fuchs medicinischer Statistik der Irrenhäuser) noch durch folgende Zusätze, die sich bloß auf die in den Irrenhäusern untergebrachten Kranken beziehen. Es finden sich nämlich auf Einen solchen Irren, im Verhältniß zur Bevölkerung des Landes betrachtet, in Sachsen 2700, im venet. lomb. Königreich 2825, England 2926 (nach Kallidan sogar 1500), Niederlande 3200, Frankreich 3550, Preußen 4000, Kirchenstaat 5550, Modena 6300, Schweiz 6700, Würtemberg 7600, Neapel 9368, Irland 12500, Norwegen 13140, Spanien 22110. Hiernach gäbe es in Sachsen, der Lombardey und in England viermal so viel Irre, als in Norwegen; Spanien hätte den kleinsten Theil, und sechsmal weniger als Frankreich, Preußen dreymal so viel als Irland u. s. Wie verläßlich aber alle diese Zahlen seyn mögen, muß einstweilen dahingestellt bleiben. Uebrigens bemerkt auch Humboldt, daß Verrücktheit unter den Wilden fast unbekannt sey, aber auch Blödsinn? — Der oben erwähnte Fuchs will mehr Geisteskranke unter den Protestanten, als unter den Katholiken gefunden haben; Hallidan findet mehr unter den Manufacturisten, als unter den Landbebauern; andere finden besonders viel unter den Kaufleuten u. s.; aber alle diese Angaben sind zu unbestimmt, als daß man darauf bauen könnte. Auch die Verschiedenheit des Geschlechts, die manche Schriftsteller in dieser Beziehung geltend machen wollten, scheint keinen überwiegenden Einfluß zu haben. Dafür will der Verf. einen Einfluß der Jahreszeiten erkennen, indem, nach ihm, die Sommermonate die meisten Geisteskrankheiten entwickeln, eine Erfahrung, die auch schon von mehreren anderen gemacht worden ist. In Beziehung auf die Altersjahre scheint der Blödsinn der Kindheit, die Manie der Jugend, die Melancholie dem reifen Lebensalter, und der eigentliche Wahnsinn dem höheren Alter anzugehören. Merkwürdig ist, daß in Frankreich, nach des Verf.'s Untersuchungen, das Alter zwischen 25 und 50 Jahren, das dem dramatischen Talente und überhaupt den Werken der Imagination so günstig, zugleich dasjenige ist, in welchem sich die meisten Geisteskrankheiten entwickeln. Am meisten kommen die Geisteskrankheiten in Frankreich zwischen dem vierzigsten und funfzigsten Jahre vor. In Norwegen und im nördlichen europäischen Rußland fällt diese Zahl nahe zwischen 30 und 35.

In Beziehung auf Beschäftigung und Berufsarbeit gelangt Fuchs zu dem Resultate, daß die höheren Stände weniger Irre liefern, als die niederen, und daß Gewerbe, die unsere Geisteskräfte weniger in Anspruch nehmen, mehr Irre zählen, als geistige Beschäftigung. Auf den ersten Blick sollte man gerade das Gegentheil erwarten, aber Fuchs und Raybaud bestehen S. 455

darauf, als auf einer Thatsache. Vielleicht daß das häufig so traurige Loos der arbeitenden Klassen sie auf diese Abwege führt.

Unter den Ursachen des Irreseyns steht die Erblichkeit bey den meisten Schriftstellern oben an. Dann kommen in absteigender Ordnung häusliche Sorgen, Ausschweifungen, Trunkenheit, Onanie, unglückliche Liebe, Schrecken u. s. Unter allen Ursachen des Wahnsinns machen die rein körperlichen nahe die Hälfte aus: wie Epilepsie, Kopfverletzungen, Hysterie, und bey dem anderen Geschlechte vorzüglich die Krankheiten vor und in dem Wochenbette. Unter den geistigen Agentien zählen Mißgeschick und Armuth die meisten Opfer, dann häuslicher Kummer, Liebe, Religionsschwärmerey, Stolz, Furcht u. s. Durch angestrengte Geistesarbeiten in Irrsinn Verfallene sollen nur sehr wenige seyn. In Neapel, bemerkt Esquirol, bildet die Liebe ein Zwölftheil unter den moralischen Ursachen des Wahnsinns; in Frankreich nimmt sie eine viel tiefere Stufe ein, da hier die Liebe Niemand mehr ums Leben bringt oder zum Narren macht. Von hundert Wahnsinnigen sollen, nach Fuchs sehr umfassenden Untersuchungen, im Mittel vierzig genesen; je jünger die Kranken, desto zahlreicher die Wiederherstellungen. Unter den verschiedenen Formen dieser Krankheit bedingt, in Beziehung auf Heilung, Manie die beste, Melancholie und Verrücktheit eine minder gute, und Blödsinn die ungünstigste Vorhersage. Endlich sollen im Mittel von allen Geisteskranken 60 Prozent es bis zum Tode bleiben.

Nach Babbage sind in London im Laufe des Jahres 1832 über 32550 Personen wegen Trunkenheit von der Polizey aufgegriffen worden. Man bemerke dabey, daß es sich hier bloß um solche Fälle der Trunkenheit handelte, welche die öffentliche Sicherheit gefährden. Unter dieser großen Anzahl Betrunkener kommen je zwey Weiber auf drey Männer! Dieß Verhältniß allein läßt schon auf die Züchtigkeit des weiblichen Geschlechts in den unteren Ständen in einem Lande schließen, wo die Frauen in den mittleren und höheren Ständen in dieser Beziehung als ausgezeichnet betrachtet werden.

Nach Balbi kömmt ein Selbstmord

in Frankreich	auf	20740	Einwohner,
Preußen	»	14400	
Oesterreich	»	20900	
Rußland	»	49180	
verein. Staaten		12400	

in der Stadt Kopenhagen auf 1000 Einwohner,
Paris » 2040
Hamburg » 2220
Berlin » 2940
London » 5000

Wie kommt es, fragt Casper (in seinen Beyträgen), daß in England und Deutschland der Strang das gewöhnlichste Mittel der Lebensvernichtung ist, während in Paris der Lebensmüde sich von der Brücke, oder aus dem Fenster stürzt, oder eine Kugel durchs Gehirn jagt? Scheint nicht auch hier noch das Nationaltemperament mit im Spiele zu seyn? Der Engländer und der Deutsche verschließen ihren Kummer in sich, und nur in ihrer einsamen Kammer machen sie geräuschlos dem freudeleeren Leben ein Ende. Der Franzose aber will sich auch noch in diesem furchtbaren Augenblick en scène setzen, er will mit éclat enden, ein Schauspiel zum Besten des Stadtviertels geben, die Nachbarn sollen zusammenlaufen, ihn beweinen oder bewundern u. s. w — Die alten Griechen und Römer hielten bekanntlich den Selbstmord nicht für so entwürdigend, als alle neueren europäischen Staaten. Selbst bey den berühmtesten Männern des Alterthums sind Beyspiele von Selbstentleibung nichts Seltenes, und die ersten Geschichtschreiber haben sich nicht gescheut, mit Bewunderung von einem solchen Ende zu sprechen. Daß Kato die Freyheit seines Vaterlandes, daß Lucretia ihre Entehrung nicht überleben wollte, wurde nicht nur gelobt, sondern selbst als eine große That bewundert. — In Zeiten allgemeiner Noth wird dieses Mittel, sich den Leiden zu entziehen, oft sehr gewöhnlich. So zeichneten sich die Jahre der Theuerung 1816 — 17 in Berlin durch eine ungewöhnlich hohe Zahl von Selbstmorden aus. So hatten zur Zeit des Terrorismus bloß in dem Jahre 1793 zu Versailles 1300 Selbstmorde Statt. Ja zuweilen scheint er durch eine Art von psychischer Ansteckung eigentlich epidemisch zu werden, wie man in dem Artikel Suicide im Dictionn. des sciences médicales sehen kann.

Daß der Selbstmord in den neuern Zeiten an Häufigkeit rasch zunehme, läßt sich, wie unser Uebersetzer S. 482 sagt, nicht weiter bezweifeln. Daß aber, setzt er hinzu, die Civilisation ihn befördere, wie mehrere behaupteten, ist eben so irrig, als daß der Wahnsinn durch Civilisation vermehrt werde. Wahre Bildung ist sicherlich keine Begünstigung für diese beyden Uebel, wohl aber Halbbildung, die nicht selten eine große Disharmonie zwischen den Ansprüchen, die der Einzelne an die Welt macht, und den äußeren Verhältnissen, in denen er sich zu be-

wegen gezwungen ist, zur Folge hat, eine Disharmonie, die um so drückender ist, wenn die innere Kraft nicht hinreicht, sich über die beschränkten äußeren Verhältnisse mit Resignation erheben zu können. Das unter allen Ständen in unseren Tagen bemerkte Streben, sich auf der Leiter der verschiedenen Klassen der Gesellschaft immer weiter emporzubringen, ist eine charakteristische Erscheinung unserer Zeit, und kann nicht anders als, für viele Einzelne wenigstens, schmerzliche Folgen haben. Wenn der Wunsch emporzukommen nicht im Verhältniß zu der Intensität der inneren Bestrebung steht, so wird das Ziel nur unvollständig oder gar nicht erreicht, daher dann Mißbehagen, Unzufriedenheit mit der Außenwelt, Mißgriffe in der Wahl der Mittel und Zerfallen mit sich selbst folgt, das nicht selten mit Lebensüberdruß und Selbstmord endet, besonders da, wo bey stets abnehmender Religiösität diesen Uebeln ihr sicherstes Gegengewicht entzogen wird. — Die Beobachtungen scheinen dahin übereinzukommen, daß in den heißen Sommermonaten die meisten Selbstmorde im Jahre Statt zu finden pflegen. Nach Casper sollen sie in den Städten und auf dem platten Lande, bey gleicher Volkszahl, sich wie 14 zu 4 (in allen Gegenden?) verhalten, und überhaupt mit der Dichtigkeit der Bevölkerung zunehmen. In Berlin sollen auf 6 Suiciden 5 männliche und 1 weiblicher kommen, während in Genf dies Verhältniß 4 zu 1 und in Paris 2 zu 1 ist.

Interessant wäre das Verzeichniß S. 489 dieser Unglücklichen, wenn nur die ihm zum Grunde liegenden Beobachtungen sicherer wären. Am häufigsten sind sie zwischen dem fünfzehnten und dreyßigsten Lebensjahre; zwischen 30 und 40 tritt ein Minimum ein, um sodann gegen das Ende der Lebenstage, nach dem 45. Jahre, wieder zu steigen. Im Allgemeinen soll ihre Zahl mit den Jahren zunehmen. Und wie die Geisteskrankheiten, so scheinen auch die Selbstmorde bey Unverheirateten häufiger vorzukommen, als bey Verheirateten.

Der dritte Abschnitt des dritten Buches handelt von der Entwicklung des Hanges zum Verbrechen. Gleichsam als Motto zu diesen höchst wichtigen Untersuchungen steht dem Ganzen eine Aeußerung Napoleons vor, die uns Villermé (Annales d'Hygiène. Octobre 1830) erhalten hat. Ich erfuhr, sagt derselbe, von Jemand, der den Kaiser nach Elba begleitete, er habe Napoleon in seinen damaligen Unterhaltungen, die einen sehr philosophischen Anstrich hatten, mehrmals sich äußern hören, daß der Mensch, von welchem Gesichtspunkte man ihn auch betrachten möge, doch immer eben so sehr ein Product seiner physischen und moralischen Umgebung, als seiner eigenen Organisation sey.

— Villermé wendet dieß an dem angezeigten Orte auf den Mißbrauch an, Menschen wegen kleiner Vergehen mit wahren Verbrechern in denselben Kerker zu sperren; allein jener Satz ist wohl einer noch viel allgemeineren Anwendung fähig.

Eine andere, näher hieher gehörende Bemerkung unseres Verf.'s ist die, daß wir nur die Summe der öffentlich bekannten und abgeurtheilten Verbrecher, nicht aber die Totalsumme derselben kennen. Dieß macht, daß alle unsere statistischen Untersuchungen in dieser Beziehung ganz werthlos seyn würden, wenn nicht glücklicher Weise zwischen jenen beyden Summen in allen Ländern ein nur unbedeutenden Schwankungen unterliegendes Verhältniß bestände. Es ist sehr zu bedauern, daß man dieses Verhältniß noch nirgends mit einiger Sicherheit nachgewiesen hat. Daß es aber in der That besteht, folgt daraus unwidersprechlich, daß die Zahl der Angeklagten, so wie die der Verurtheilten in jedem Lande im Allgemeinen jährlich sehr nahe dieselbe bleibt, so lange sich die Umstände nicht wesentlich ändern. So wissen wir z. B., daß in Frankreich, wo man doch die Zahl der der Justiz entschlüpften Verbrecher ebenfalls nicht kennt, jährlich 7150 Individuen vor die Kriminalgerichte gebracht werden, daß regelmäßig 61 unter 100 verurtheilt werden; daß jährlich nahe 170000 Individuen vor den Zuchtpolizeygerichten erscheinen, und hiervon 85 unter 100 verurtheilt werden; daß man in diesem Lande jährlich nahe 120 Todesurtheile zählt, 280 Verurtheilungen zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, 1050 zu zeitlicher Zwangsarbeit, 1220 zu Gefängnißstrafe u. s., so daß dieses Budget der Schaffotte, der Galeeren und der Gefängnisse von der französischen Nation ohne Zweifel regelmäßiger eingehalten wird, als ihr Finanzbudget, und daß die jährlichen Ausfälle des Justizdepartements regelmäßigere jährliche Summen darbieten, als die des Staatsschatzes.

Wir haben bereits oben die Resultate mitgetheilt, die Poisson aus seinen Untersuchungen dieses Gegenstandes gezogen, und in seinem Werke aufgestellt hat. Vergleichen wir damit diejenigen Resultate, zu welchen unser Verf. S. 500 u. f. gekommen ist.

Während der vier Jahre 1826—29, sagt er, zählte man in Frankreich 28686 Angeklagte vor den Assisenhöfen, d. h. jährlich nahe 7171. Dieß gibt, die Bevölkerung zu 32 Millionen angenommen, ein Verhältniß von 1 Angeklagten auf 4463 Einwohner. Ferner wurden von 100 Angeklagten 61 zu schweren Strafen verurtheilt. Da diese Zahlen durch mehrere Jahre sich immer sehr nahe gleich blieben, so läßt sich daraus der sehr wahrscheinliche Schluß ziehen, daß sich bey einem Franzosen 1 gegen 4462 dafür wetten läßt, daß er im Laufe eines Jahres werde in

Anklagestand versetzt werden; ferner ist 61 gegen 39 zu wetten, daß er verurtheilt wird, wenn er im Anklagestand versetzt ist. Diese Zahlen sind ohne Zweifel geeignet, sehr ernste Betrachtungen hervorzurufen, da es sich, bloß in jenem Lande, um das Loos von mehreren Tausenden handelt, die gewissermaßen unwiderstehlich den Gerichtshöfen und den Strafen, die ihrer warten, zugeführt werden. Diese Folgerung beruht aber auf dem unbestrittenen Grundsatze, daß die Wirkungen im Verhältniß zu ihren Ursachen stehen, und daß daher die Wirkungen dieselben bleiben, sobald die Ursachen, welcher Art diese letzten auch seyn mögen, keine Aenderungen erleiden. — In einer ähnlichen Untersuchung für sein Vaterland, die Niederlande, findet der Verf. nahe dieselben Resultate, wie für Frankreich.

S. 506 u. f. sucht der Verf. die Verhältnisse der Angeklagten in Beziehung auf ihre intellectuelle Bildung zu bestimmen. Von 28700 Angeklagten in Frankreich fanden sich 17500, die weder lesen noch schreiben konnten, 7700 die desselben nur unvollkommen kundig waren, 2900 die gut lesen und schreiben konnten, und 600 höher Gebildete. So fanden sich also unter 100 Angeklagten 61, die weder lesen noch schreiben konnten, und genau dasselbe Verhältniß fand der Verf. auch in den Gefängnissen in Belgien. — Aus den Comptes généraux, die dem Könige der Belgier jährlich vorgelegt werden, ist folgende Tabelle für die Zahl der Angeklagten nach der Verschiedenheit der Stände entnommen.

	Jahr 1829.	1830.	1831.
Arbeiter auf dem Felde, in Weinbergen, Wäldern ꝛc.	2453	2246	2517
Arbeiter in Holz, Fellen, Eisen	1932	1813	1986
Bäcker, Fleischer, Müller ꝛc.	253	225	272
Hutmacher, Schneider, Tapezierer ꝛc.	327	309	300
Banquiers, Sensalen, Groß- und Kleinhändler, Hausirer	467	455	425
Lastträger, Seeleute, Fuhrleute	289	310	327
Schenkwirthe, Dienstboten	830	848	320
Künstler, Studierende, Advocaten, Notare, Geistliche, Aerzte ꝛc.	447	374	391
Bettler, Schmuggler, öffentliche Dirnen	373	388	469
	7373	6962	7006

Auch hier ist die geringe Abweichung der Zahlen jedes Jahres sehr merkwürdig.

Besonders interessant aber sind die Tafeln, die der Verf. S. 513 u. f. für die einzelnen Provinzen Frankreichs und Belgiens

mittheilt, woraus man deutlich sieht, wie Mangel an Bildung mit dem Hange zu Verbrechen Hand an Hand gehen. Eine Karte S. 512, wo die gebildeteren Gegenden hell, und die roheren immer dunkler gehalten werden, versinnlicht diese Verhältnisse noch mehr. Dupin hat bekanntlich schon etwas Aehnliches in Beziehung auf den öffentlichen Unterricht in den verschiedenen Provinzen Frankreichs versucht, und seine Karten stimmen in gar vielen Punkten mit den gegenwärtigen überein. Es wäre sehr zu wünschen, daß wir in diesen und anderen Beziehungen auch von den übrigen Ländern öffentliche und von den Regierungen selbst verbürgte Anzeigen besäßen, da sie nicht nur für uns, sondern auch für diese Regierungen selbst, nicht anders als sehr nützlich seyn könnten. Alles hier Gegebene vereinigt sich zur Befestigung des Satzes, daß die Verbrechen immer im umgekehrten Verhältniß mit der wahren Aufklärung stehen. — Als Endresultate seiner Untersuchungen für Frankreich erhielt er Folgendes. I. Die meisten Verbrechen kommen in denjenigen Departements vor, welche von den schiffbaren Theilen der Rhone, des Rheins und der Seine durchschnitten werden. II. Die wenigsten im Mittelpunkte von Frankreich und in den im Westen liegenden Gegenden. III. Die südliche Hälfte dieses Landes zeigt einen größeren Hang zu Verbrechen an Personen, und die nördliche an dem Eigenthume.—Nebst der Bildung überhaupt aber glaubt der Verf. eine der vorzüglichsten Ursachen dieses Unterschiedes im Hange zu Verbrechen in den drey Völkerstämmen zu finden, die Frankreich bewohnen. Diese sind der celtische, aus dem fast drey Fünftheile der Einwohner Frankreichs bestehen; der germanische in Flandern, Elsaß und Lothringen, und der pelagische an den Küsten des Mittelmeeres und in Korsika. Der letzte soll vorzüglich zu Verbrechen an Personen geneigt seyn, und in Korsika soll in vielen Fällen der Mord sogar für eine Tugend gehalten werden. Der germanische wird durch seinen Hang zur Trunkenheit zu beyden Verbrechen, an Personen und an Eigenthum, gleich stark gezogen; der celtische endlich, als der gebildetste Stamm, neigt sich dagegen mehr zu den Verbrechen am Eigenthume. Die Zunahme der Verbrechen am Eigenthume in den nördlichen Provinzen Frankreichs scheint dem Verf. größtentheils von der Ungleichheit des Besitzes und der Bedürfnisse zu kommen. Die großen Städte aber erscheinen deßwegen in einem so ungünstigen Lichte, weil sie den Begierden aller Art mehr Köder darbieten, und weil sie Taugenichtse anziehen, die sich leichter in der Menge verlieren, und ungestrafter sündigen können.

Merkwürdig für uns ist folgende Tafel, die aus dem Bulletin des Sciences, Novembre 1829, von Ferussac genommen

ist, und sich auf die fünf Jahre 1819 — 23 bezieht, wo A die Zahl der Verbrechen an Personen, B an Eigenthum, a die Zahl der Einwohner auf einen Verbrecher an Personen, und b auf einen Verbrecher an Eigenthum bezeichnet.

	A	B	a	b
Dalmatien	2986	2540	535	625
Galizien	5234	14105	3953	1470
Tyrol	658	2516	5707	1492
Mähren und Schlesien . .	753	3545	12662	2690
Steyermark und Illyrien .	589	2480	13311	3190
Land ob und unter der Enns	573	7100	17130	1382
Böhmen	737	7221	18437	1880

Aehnliche Zusammenstellungen gibt der Verf. für den Einfluß der Jahreszeiten auf die Verbrechen. Er findet, daß die Epoche des Maximums der Verbrechen an Personen (Junius) beynahe mit der Epoche des Minimums der Verbrechen an Eigenthum zusammentrifft, während dagegen das Minimum der ersten Verbrechen (Februar) mit dem Maximum der zweyten coincidirt. Er erklärt dieß daraus, daß im Winter bey den ärmeren Klassen die Noth vorherrscht, und zum Diebstahl reizt, während im Sommer das Feuer der Leidenschaften aufgeregt wird, das mehr zu den Verbrechen an Personen führt. — Es ist merkwürdig, daß die Epochen der Maxima und Minima der Verbrechen auch sehr nahe mit denen der Geburten und denen der Sterbefälle zusammenfallen, wie man aus dem Vorhergehenden sieht. Eben so haben wir oben gefunden, daß das vierzigste Lebensjahr dem Irrseyn am meisten ausgesetzt ist, und daß um dasselbe Jahr die meisten Meisterstücke der dramatischen Literatur geschaffen werden. Darf man aber daraus, wie er gethan, den Schluß ziehen, daß die Geisteskrankheiten des Menschen im geraden Verhältnisse zu der Geisteskraft desselben stehen? — Noch merkwürdiger ist, daß, wie unser Verf. gefunden hat, nicht allein die Anzahl der Verbrechen, welche auf die verschiedenen Altersklassen kommen, in Frankreich alle Jahre nahe dieselben sind, sondern daß diese Beständigkeit auch noch selbst bey den einzelnen Arten von Verbrechen Statt hat. In Frankreich fand er S. 650 die Verhältnißzahl der Angeklagten

in den Altersjahren	
15 — 30	0.54
30 — 40	0.23
40 — 50	0.14
50 — 60	0.06
60 — 70	0.03

und in Belgien, so wie auch in dem Großherzogthume Baden, fand er sehr nahe ganz dieselben Zahlen für jedes einzelne Jahr. Auch die Geschlechtsverhältnisse in diesen drey Ländern sind überall nahe dieselben. Diese Erscheinungen des sittlichen Lebens zeigen in ihrer periodischen Wiederkehr eine viel größere Regelmäßigkeit, als selbst viele Phänomene der Körperwelt. Was ist aber aus allen diesen wunderbaren Uebereinstimmungen zu folgern? — Nichts anderes, als daß die Wirkung dauert, so lange die Ursache nicht aufhört, und daß man auch dann noch alles unter dem Gesetze einer allwaltenden Vorsicht erblickt, wenn man die Erscheinungen der gesellschaftlichen Welt im Großen betrachtet, wo, nahe wie in den Phänomenen der Körperwelt, die inneren Wirkungen und Gegenwirkungen des Systems doch den gleichförmigen Gang des Schwerpunktes desselben nicht stören. Die geringen Umänderungen, die man in diesen Zahlen von einem Jahre zum anderen, von einem Volke zum anderen noch findet, scheinen nicht sowohl auf Rechnung des Individuums, so weit dasselbe noch in der That wirksam ist, als vielmehr auf die Einwirkung derjenigen Veränderungen zu kommen, welche die Gesellschaft nach und nach durch die Reform ihrer Einrichtungen erleidet, Aenderungen, die glücklicher Weise gewöhnlich nur sehr langsam vor sich gehen. Könnte der gesellschaftliche Organismus häufig plötzliche Perturbationen erfahren, und würde der Einfluß des Einzelnen so groß seyn, als manche uns so gern glauben machen wollen, so würden alle unsere auf die Vergangenheit sich stützenden Kenntnisse jeden Augenblick Lügen gestraft werden, und es würde ganz unnütz seyn, die Erfahrungen der Geschichte zu Rathe ziehen zu wollen. Diese Erfahrung zeigt uns aber, daß man Jahr für Jahr nahe auf dieselbe Wiederkehr der Erscheinungen zählen kann, und daß die Veränderungen, die wir allenfalls bemerken, sich auf dieses Moment ganz eben so, wie Seuchen und Theuerungen auf die Sterblichkeit des Volkes verhalten. Wenn die Cholera oder ein anderer Unfall die Operationen unserer Lebensversicherungen stört, wird man deßwegen diese Institutionen verwerfen? Jedes Land hat seine physischen und moralischen Kalamitäten, und jedes Land hat daher auch seine Mortalitätstafel und seine Tafel des Hanges zur Ausschweifung. Diese Tafeln werden ohne Zweifel für England andere seyn, als die obigen für Frankreich, Baden und Belgien, aber sie werden dort, wie hier, immer durch dieselbe Wiederkehr der periodischen Erscheinungen ausgezeichnet seyn, so lange die diese Erscheinungen bedingenden Verhältnisse auch dieselben bleiben. In der That fand unser Verf. für die Verhältnißzahl der Angeklagten zu der Bevölkerung in England

in den Altersjahren	
von 15 — 30	0.73
30 — 40	0.15
40 — 50	0.07
50 — 60	0.03
60 — 70	0.02

Vergleicht man diese Tafel mit der oben für Frankreich, Belgien und Baden, so sieht man z. B., daß in England viel mehr jugendliche Angeklagte gefunden werden, vielleicht weil es in England eine eigene weitverbreitete Klasse von Verbrechern gibt, welche die Kinder als Werkzeuge zum Stehlen und zu anderen Lastern abrichtet.

Als Endresultat seiner Untersuchungen stellt der Verf. S. 653 den Satz auf, daß sich der Hang zu Verbrechen bey den Menschen im geraden Verhältniß zur Intensität der Körperstärke und der Leidenschaften entwickle; daß er gegen das fünf und zwanzigste Jahr sein Maximum erreiche, in welcher Zeit auch die körperliche Entwicklung beynahe vollendet ist, und daß endlich in den folgenden Jahren die geistige Ausbildung, und später noch mehr die Abnahme der körperlichen Kräfte und der Leidenschaften diesem verderblichen Hange entgegenwirken.

Wie constant aber diese Verhältnisse für dasselbe Volk, wenn die gesellige Organisation desselben sich nicht ändert, mit jedem Jahre wiederkömmt, sieht man z. B. aus der folgenden Tafel S. 654, die Porter aus den Documenten der englischen Tribunale gesammelt hat. Er fand von je 100 Angeklagten:

	i. J. 1834:	i. J. 1835:
unter 12 Jahren . .	1.8	1.7
von 12 — 16 Jahren	9.8	9.7
16 — 21 »	28.8	29.6
21 — 30 »	31.5	31.9
30 — 40 »	14.0	14.0
40 — 50 »	6.8	6.6
50 — 60 »	3.1	3.2

Diese Uebereinstimmung ist um so auffallender, da die Totalzahl, aus welcher sie abgeleitet ist, nicht viel über 20000 geht, indem nämlich i. J. 1834 die Anzahl aller Angeklagten in England 22451, im Jahre 1835 aber 20731 war. Wollte man größere Zahlen, etwa die Summen der Angeklagten von 5 zu 5 Jahren nehmen, so würde die Uebereinstimmung noch größer seyn.

Dieselbe betrübende Harmonie zeigt sich auch, wie bereits bemerkt, in Beziehung auf das Geschlecht der Verbrecher. Denn unter 100 Verbrechern in England zählte man

i. J. 1834 84 Männer und 16 Weiber,
und i. J. 1835 83 » » 17 »

Und dieselbe Beständigkeit beobachtet man endlich auch in Beziehung auf alle anderen Verhältnisse. So findet man z. B., wenn man die Verschiedenheit der Verbrechen selbst betrachtet, für England folgende merkwürdige Tafel:

	1834	1835.
Verbrechen an Personen	10.9	9.7
Verbrechen an Eigenthum, mit Gewalt	6.5	6.5
ohne Gewalt	74.0	74.4
Eigenthumsverletzungen	0.7	0.7
Fälschungen	1.9	1.8
Andere Verbrechen	6.0	6.9
Summe	100.0	100.0

Alle die hier aufgeführten Uebereinstimmungen sind gewiß eben so groß, als diejenigen, welche man bisher in der jährlichen Zahl der Geburten oder der Sterbefälle in irgend einem Lande beobachten kann, und viel größer als die, welche man in der Wiederkehr gar mancher physischer Erscheinungen (z. B. der Regen, Winde, Temperatur u. s.) bisher bemerkt hat. Es läßt sich daher nicht weiter daran zweifeln, daß die menschliche Gesellschaft, im Großen betrachtet, ähnlichen unabänderlichen Gesetzen, wie die leblose Körperwelt, unterliege. Je größer die Zahl der in die Beobachtung aufgenommenen Individuen ist, um so mehr treten die geistigen und körperlichen scheinbaren Ausnahmen und Unregelmäßigkeiten in den Hintergrund zurück, desto mehr herrscht jenes Gesetz vor, unter welchem diese Gesellschaft steht, und dem sie sich, selbst durch eine allgemeine Verschwörung des ganzen Geschlechts, wenn sie möglich wäre, nicht entziehen könnte. Zugleich ersieht man die große Fruchtbarkeit und die sichere Verläßlichkeit des Bodens dieser neuen Wissenschaft, deren Ergebnisse auf volles Vertrauen Anspruch machen, wenn nur einmal die nöthigen Beobachtungen in hinreichender Anzahl und mit gehöriger Sorgfalt gesammelt seyn werden.

Das vierte und letzte Buch endlich handelt von dem sogenannten mittleren Menschen, d. h. von demjenigen Typus, in welchem sich die charakteristischen Unterscheidungszeichen des Volks und der Zeit, welcher er angehört, vorzugsweise vereinigt finden. Diese Beachtung des mittleren Menschen ist in allen

Beziehungen von der größten Wichtigkeit. So wird, um uns durch ein Beyspiel deutlich zu machen, der Künstler, der redende sowohl als auch der bildende, der nur den Typus des griechischen Menschen (nach seiner geistigen oder körperlichen Bildung) studirt hat, und ihn auch bey Darstellungen aus der neueren Zeit wieder benützen will, dieser Künstler wird mit diesem seinem fremden Typus, so bewundernswerth uns auch der letzte im Allgemeinen erscheinen mag, seine Zuhörer oder Zuschauer doch meistens nur kalt und unempfindlich lassen. Man wird seine Kunst vielleicht bewundern, aber man wird nicht gerührt, nicht ergriffen werden. Die griechischen Physiognomien, so verschieden sie auch nach Alter, Geschlecht, Zeit und Ort seyn mögen, haben doch alle einen gewissen Familienzug, und dieser Zug ist es eben, der den mittleren griechischen Menschen ausmacht, und der uns, sobald wir ihn erblicken, sofort und unwillkürlich in das Alterthum versetzt. Läßt der Künstler diesen griechischen Menschen, wie im Schauspiele, sogar handelnd auftreten, so wird der Anachronismus nur um so fühlbarer. In der Zeit der Wiedergeburt der Künste erkannten die modernen Maler und Bildhauer sehr gut die Nothwendigkeit, nicht das Alterthum, sondern die um sie lebende Gegenwart darzustellen, und eben dadurch brachten sie so magische Wirkungen hervor. Das Gesicht des Heilands von Michael Angelo, das Gesicht der Madonna von Raphael hat nichts gemein mit der Physiognomie, welche die Alten ihrem Zeus oder ihrer Minerva gaben, und doch stehen jene modernen Bilder in keiner Beziehung den schönsten Formen des Alterthums nach, ja sie wirken nur um so mehr auf uns, als sie uns selbst und der uns umgebenden Natur entnommen sind. Worin liegt aber der Grund, daß Rubens selbst bey seiner Darstellung der Gottheiten des Alterthums uns immer Gestalten vorführt, die diesem Alterthume fremd sind? Weil Rubens gleichfalls einen solchen Typus, einen solchen mittleren Menschen vor seiner Einbildungskraft schweben hatte, und weil dieser mittlere Mensch aus einer späteren, aus seiner eigenen Zeit genommen war. Man war bisher auf diese Bemerkungen nicht aufmerksam genug, aber man wird, bey genauerer Untersuchung, nicht läugnen können, daß sie sich noch viel weiter fortführen lassen. Einen solchen stehenden Typus hatte z. B. die preußische Armee unter ihrem großen Friedrich, und die dieses Gepräge tragen, werden noch jetzt von Jedem auf den ersten Blick erkannt. Eben so hatte in dem französischen Heere der Soldat der alten Kaisergarde eine sehr bestimmte Physiognomie, die klassisch und gleichsam sprichwörtlich geworden, und die noch jetzt mit den Erinnerungen an das Kaiserreich verschmolzen ist.

Unsere neueren Dichter, Maler und Bildhauer haben diesen Gegenstand zu wenig beachtet, und dieß mag die Hauptursache von jener Einförmigkeit und Kälte seyn, die uns aus den meisten Schöpfungen der Imagination derselben anweht. Uns scheinen die Erzählungen von dem Enthusiasmus ganz unglaublich, mit welchem ähnliche Erzeugnisse der alten Dichter und Künstler von ihren Zeitgenossen aufgenommen worden sind. Zwar mußten auch wir das Bedürfniß, die Natur selbst zu studiren, dringend fühlen: aber indem wir diese Natur für alle Zeiten unveränderlich wähnten, haben wir sie, nicht in ihr selbst, sondern nur in den Werken der Alten gesucht. Diese Alten, vorzüglich die Griechen, haben ohne Zweifel denjenigen physischen und geistigen Menschen, wie er damals lebte, mit außerordentlicher Kunst geschildert, und überrascht durch die Vollkommenheit ihrer Werke, glaubten wir nichts Besseres thun zu können, als sie sclavisch nachzuahmen, und blieben eben deßwegen, in der eigentlichen Naturschilderung, so weit hinter ihnen zurück. Als die Römer aus ihrer Barbarey erwachten, fanden sie die hohe Kultur der Griechen vor, und statt sich, nach dem Beyspiele der letzteren, aus sich selbst herauszubilden, ließen sie ihren Geist durch ein fremdes, von ihnen besiegtes Volk in Fesseln schlagen. Fortan mußte, wer in Rom auf Bildung Anspruch machen wollte, vorerst ein Grieche werden. Daher konnte selbst der erste und größte unter den römischen Dichtern, der, wie er selbst gesteht, sich nur auf diesem Wege gebildet hatte, seinen Landesgenossen keinen besseren Rath geben, als die exemplaria graeca nocturna diurnaque manu zu durchblättern. Das Verderbliche, ja das Vergebliche dieses Rathes schien schon sein würdiger Zeitgenosse zu fühlen, als er denselben Römern zurief, jenen Weg zu verlassen, und Römer, d. h. Krieger, zu bleiben:

> Excudant alii mollius aera — — —
> Tu regere imperio populos, Romane, memento:
> Hae tibi erunt artes.

Aber er selbst wurde, mehr als jener, von dem Strome fortgerissen, und seine Aeneis ist, aller ihrer großen und vielen schönen Stellen ungeachtet, doch nur eine sclavische Nachahmung des unsterblichen griechischen Epos, hinter welchem sie in allen Hauptbeziehungen weit zurückgeblieben ist.

Und was war die Folge dieses Mißgriffs? — Daß die Römer, die, als Eroberer, noch heut zu Tage als das erste Volk der Erde betrachtet werden, in Beziehung auf Wissenschaft und Kunst gegen die Griechen nur wie unmündige Kinder dastehen, und die, wenn man sie dessen, was sie von den Griechen gelernt

und geraubt haben, entkleidet, vollends nichts als ihre kahle Blöße zeigen können.

Ich fürchte aber sehr, daß unsere ganze sogenannte öffentliche Erziehung auf einer ähnlichen falschen Basis, ja auf einem noch viel schlechteren Grunde erbaut ist. In der That, beynahe alle Völker Europas waren, zur Zeit der Wiedererweckung der Wissenschaften im sechzehnten Jahrhundert, nahe in derselben Lage, wie die Römer nach ihren karthaginensischen Kriegen. Sie erwachten plötzlich aus einer tiefen Nacht der Barbarey, und ihr vom neuen Licht geblendetes Auge, das den so lange verkannten Quell des Lebens und der geistigen Bildung suchte, sah — nicht die lebendige Natur, die sie von allen Seiten umgab — sondern nur die todten Schriften der Griechen und Römer, die man ihnen aus der fernen Fremde zuführte, diese längst vertrockneten Quellen, aus denen sie ihren Durst zu stillen hofften. Hätten sie nur wenigstens, wenn ihnen keine andere Wahl mehr frey stand, gleich jenen Römern, sich ebenfalls den, wenn gleich auch schon längst verstorbenen Kindern der Natur, hätten sie sich den Griechen zugewendet, so wäre noch viel Unheil abgewendet worden, und unsere ganze neuere Literatur würde eine andere, bessere Gestalt erhalten haben. Aber der mißgünstige Genius, der ihnen den wahren Born des Lebens verdeckt, der sie gleich anfangs einen falschen Weg geführt hatte, warf sie nun noch den Römern in die Arme, in deren Fesseln sie noch liegen, und wahrscheinlich auch ferner noch so lange liegen werden, als sie sich unter einander selbst mit der Ehre brüsten, die Affen von den Affen zu heißen. — Erst in unseren Tagen ist, bey einigen Völkern Europas wenigstens, die in der wahren Bildung größere Fortschritte gemacht haben, jener Zwiespalt zwischen der altklassischen und der modernen Bildung, und mit ihm das Bedürfniß klar geworden, eine Literatur zu besitzen, die uns selbst, die der Gegenwart angehört, und die in der That das Gepräge der Gesellschaft trägt, in deren Mitte sie entstanden ist.

Ohne Zweifel muß man den schönen, redenden und bildenden Künsten die Freyheit gestatten, sich den Illusionen hinzugeben; aber diese Illusionen dürfen nicht gränzenlos, und vor allem nicht unnatürlich seyn. Dem Zuhörer oder dem Zuschauer soll es nicht zugemuthet werden, sich urplötzlich in Jahrtausende von uns entfernte Zeiten zu versetzen, seine Religion, seine Sitten und alle seine geselligen Einrichtungen und Gewohnheiten zu verläugnen, und für Menschen, die von uns ganz verschieden sind, dieselbe Sympathie, wie für unsere nächsten Verwandten, zu fühlen. Verlangten doch auch die Alten keine solchen unnatürlichen Opfer von ihrem Publikum, und Sophokles oder Euripides hü-

tete sich wohl, den Osiris oder die mysteriösen Feste der Isis aus Aegypten auf die Bühne von Athen zu bringen, obschon die Aegyptier von den Atheniensern selbst als ihre Lehrer in der Wissenschaft betrachtet wurden.

Dieser mittlere Mensch also, um wieder zu unserem Gegenstande zurückzukehren, dieser Typus, der einem gewissen Volke, einer gewissen Zeit angehört, muß vor allem anderen, in Beziehung auf die Entwicklung aller seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten, gekannt und auf das Innigste studirt werden, damit dann der Künstler, der Dichter, der Gelehrte von ihm alles das auswählen könne, was für seine Studien gehört, etwa so, wie der Maler aus der Optik diejenigen Sätze entlehnt, die sich auf seine Kunst beziehen, oder wie er, gleich dem großen Albrecht Dürer, die Perspective und die Anatomie studirt, die zwar keinen eigentlichen Theil der Malerkunst, aber dafür eine sehr wesentliche, ja unentbehrliche Propädeutik für jeden bildet, der sich dieser Kunst mit Glück und Erfolg zu widmen gedenkt.

Dieser mittlere Mensch ist ohne Zweifel, selbst bey demselben Volke, für verschiedene Zeiten ebenfalls verschieden. Wenn dieß nicht wäre, so bliebe die Menschheit in einem Beharrungszustande, und wäre keiner weiteren Vervollkommnung fähig, was allem widerstreitet, das uns aus der Geschichte der Menschheit und der einzelnen Völker bekannt ist. Diese allmäliche Umgestaltung des mittleren Menschen jedes Volkes für verschiedene Zeiten zu kennen, würde aber für uns in hohem Grade interessant und nützlich seyn. Der Verf. sucht dieß S. 573 durch eine Zeichnung deutlich zu machen. Wenn man z. B. die Entwicklung irgend einer körperlichen oder geistigen Kraft des Menschen für seine verschiedenen Altersjahre bildlich darstellen wollte, so würde man eine krumme Linie erhalten, in welcher die geradlinigen Abscissen die Altersjahre, und die darauf senkrechten Coordinaten jene Entwicklung bezeichnet. Eine solche Curve würde z. B. der mittlere deutsche Mensch für den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts geben. Eine andere Curve aber würde derselbe mittlere Mensch für den Anfang des achtzehnten, des siebzehnten Jahrhunderts darbieten, und jede dieser Curven wird in irgend einem ihrer Punkte ein Maximum jener Entwicklung enthalten. Zeichnet man nun alle diese Curven, wie sie aus den einzelnen Jahrhunderten folgen, hart neben einander, und verbindet dann alle jene Maxima durch eine neue krumme Linie, so wird diese letzte Curve gleichsam, in der Sprache der Geometrie zu reden, die Enveloppe (Einhüllende) von allen jenen vorhergehenden Curven seyn, und durch sie wird man den mittleren deutschen Menschen mit allen den Variationen dargestellt haben, die er im Laufe

jener Jahrhunderte erlitten hat. Construirt man mehrere solcher Enveloppen für die vorzüglichsten Völker Europas, und sucht dann von diesen auf gleiche Weise die Enveloppe, d. h. die alle jene Curven umhüllende und jede derselben in einem Punkte tangirende Linie, so wird man den mittleren europäischen Menschen erhalten, wie er im Laufe dieser Jahrhunderte Statt gehabt hat. Auf eine ganz analoge Weise würde man sich endlich auch zu dem mittleren Menschen aller Länder und aller Zeiten, d. h. zu dem Urtypus des ganzen Menschengeschlechts, mit den an ihm seit Anbeginn vorgegangenen Variationen erheben, und es ist einleuchtend, daß wir, ein solches Bild vor uns aufgeschlagen, unsere Menschengeschichte mit ganz anderen Augen betrachten würden, als wir jetzt zu thun im Stande sind. Aber wie viele Jahrtausende werden erforderlich seyn, bis es der Mensch zu dieser Höhe in der Erkenntniß seiner selbst gebracht haben wird?

In dem letzten Abschnitte seines Werkes gibt der Verfasser S. 589 u. f. eine Anleitung, wie Untersuchungen dieser Art angestellt, und die Entwicklungsgesetze der Menschheit näher als bisher, wo gleichsam nur die ersten Elemente der neuen Wissenschaft gezeichnet worden sind, kennen gelernt werden sollen. Indem wir diese Anleitung denjenigen Lesern überlassen, die dieses Geschäft der Förderung der Wissenschaft übernehmen wollen, führen wir, unter vielen anderen interessanten Bemerkungen dieses Abschnittes, nur aus dem Ende desselben die Schlußfolgerungen an, die sich dem Verfasser über die Schwankungen ergaben, welchen die von ihm in Zahlen angeführten Resultate unterworfen sind. Er hat z. B. oben die Zahlenverhältnisse angegeben, welche die jährlich Gebornen oder Verstorbenen zu der ganzen Bevölkerung eines Landes anzeigen; so wie auch das Verhältniß der Angeklagten und der Verurtheilten, oder das Verhältniß der Verbrecher zu den verschiedenen Altersjahren, zu den Bildungsstufen derselben, zu den Jahreszeiten, zu den beyden Geschlechtern u. s. w., so daß nun die Frage entsteht, welches von allen diesen Verhältnissen die geringsten Schwankungen darbietet, und sonach schon durch eine kleinere Anzahl von Beobachtungen mit Sicherheit bestimmt werden kann. — Die kleinsten Schwankungen oder die wenigsten Veränderungen zeigt die körperliche Größe des Menschen für jeden gegebenen Ort. Ihm zunächst steht die Repression des Verbrechens, oder die Strenge, mit welcher es in den Gerichtshöfen jedes Landes bestraft wird, also die eigentlichen Verurtheilungen, die überall, wo keine äußeren Aenderungen einwirken, oft durch lange Zeit von Jahr zu Jahr nur in sehr geringen Amplituden variiren. Auf diese folgen in der hier gegebenen Ordnung die jährlichen Ge-

burten, der Hang zum Verbrechen (oder die Wahrscheinlichkeit, es zu begehen), dann die jährlichen Sterbefälle, die Ehen, die Einnahmen und Ausgaben des Staates, und endlich die Fruchtpreise, welche letzten unter allen genannten Gegenständen in einer Reihe von mehreren Jahren die größten Schwankungen darbieten. Somit zeigen die Verbrechen in ihrer jährlichen Wiederkehr nach allen bisherigen Beobachtungen eine größere Regelmäßigkeit, als die jährlichen Zahlen der Geburten, der Sterbefälle oder Trauungen, und eine bedeutend größere, als die gewöhnlichen Fluctuationen des Budgets, wenigstens in allen den Ländern (Frankreich, England, Belgien u. s.), in welchen Beobachtungen dieser Art bisher mit Verläßlichkeit angestellt werden konnten. Allein keines von den, den socialen Zustand des Menschen betreffenden Elementen zeigt bedeutendere Anomalien, als die Fruchtpreise. Diese Preise haben aber den entschiedensten Einfluß auf die Sterblichkeit der Menschen, auf ihre Reproduction, und selbst auf den sittlichen Zustand derselben, so daß es daher Aufgabe und Pflicht jeder umsichtigen Regierung seyn muß, allen den Ursachen möglichst entgegen zu wirken, welche jene bedeutenden Schwankungen in den Fruchtpreisen, und dadurch in dem Zustande der menschlichen Gesellschaft bewirken.

Ein zweytes allgemeines und noch wichtigeres Resultat alles Vorhergehenden drückt der Verf mit folgenden Worten aus. — Da die Verbrechen, die jährlich begangen werden, das nothwendige Ergebniß unserer socialen Organisation zu seyn scheinen, und da ihre Zahl nicht abnehmen kann, ohne daß zuvor die sie herbeyführenden Ursachen weggeräumt werden, so ist es die Sache der Gesetzgeber, diese Ursachen aufzufinden, und möglichst zu beseitigen: ihre Sache ist es, eben so das Budget der Verbrechen, wie das der pecuniären Abgaben an den Staat in der möglich besten Ordnung zu erhalten. Denn alles Vorhergehende, alle bisher über diesen hochwichtigen Gegenstand eingesammelte Erfahrung, die einzige Richterin in solchen Angelegenheiten, zeigt von der nicht weiter zu bezweifelnden Wahrheit, daß das Verbrechen von der Gesellschaft im Großen selbst vorbereitet wird, und daß der Schuldige in vielen Fällen nur das Werkzeug ist, welches dasselbe vollführt. Sonach muß uns der Unglückliche, der sein Haupt auf das Schaffott trägt, oder der im Gefängniß sein Leben endet, sehr oft wenigstens als ein Sühnopfer der Gesellschaft erscheinen, da sein Verbrechen meistens nur die Frucht der Verhältnisse ist, in die er versetzt war. Weil jedoch die Sache bis auf diesen Punkt gekommen ist, so kann Niemand auf die Idee gerathen, die Strafe dieser Unglücklichen aufheben zu wollen.

Sie muß vielmehr selbst wieder als ein nothwendiges Unglück, als ein unvermeidliches Vorbeugungsmittel eines noch größeren Uebels betrachtet werden. Nur wird man dabey wünschen dürfen, daß auch die anderen Vorbeugungsmittel, die gelinder und sicherer zugleich sind, in der Zukunft mehr beachtet und wirksamer gemacht werden mögen, damit man in der Folge nicht immer genöthigt ist, zu diesen extremen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen.

Endlich scheint dem Verfasser aus allen seinen vorhergehenden Untersuchungen das folgende Endresultat hervorzugehen: daß eine der vorzüglichsten Wirkungen der Civilisation eines jeden Volkes darin bestehe, daß die Gränzen, innerhalb welcher die verschiedenen, den körperlichen und geistigen Menschen betreffenden Elemente auf und nieder oscilliren, immer enger werden. Je mehr wahre Aufklärung sich unter einem Volke ausbreitet, desto geringer und seltener werden die Abweichungen vom Mittel. Bey dem körperlichen Menschen verschwinden allmälich die Mißbildungen und Monstrositäten, und die Häufigkeit und Bösartigkeit der Krankheiten wird geringer; und bey dem geistigen Menschen wächst in demselben Maße die Erkenntniß seines wahren Vortheils, die Liebe zur Ordnung und zur Sicherheit des Besitzstandes, und eben dadurch der Abscheu vor gewaltsamen Umwälzungen und Kriegen, diesen Geißeln der Menschheit, diesen Ueberresten einer barbarischen Vorzeit.

Wenn wir nun den ganzen mit dem Verf. zurückgelegten Weg mit einem Blicke überschauen, so müssen wir ihm allerdings aufrichtigen Dank wissen für alle die wichtigen und interessanten Gegenstände, die wir an seiner Hand in bisher größtentheils unbekannten Gegenden vorbeygegangen sind. Vorbeygegangen nur, allerdings, ohne ihnen eben immer so nahe gekommen zu seyn, als man wohl wünschen möchte, um diese Gegenstände auch in der That näher kennen zu lernen. Wir sind aber nicht gemeint, damit gegen unserem freundlichen Führer irgend einen Vorwurf ausdrücken zu wollen. Er that, was er konnte; er zeigte uns, was er gefunden hat, und an uns, an allen seinen Nachfolgern ist es nun, den von ihm aufgefundenen Weg weiter zu verfolgen. Er selbst gibt, was er gibt, nur als die ersten Züge eines neuen, reichen, vielumfassenden Gemäldes, dessen Ausführung und Vollendung er der Folgezeit, ja wohl einer noch sehr fernen Folgezeit überlassen muß. In der That hängen die hier besprochenen Gegenstände mit den sämmtlichen Zweigen unseres Wissens und mit allen interessanten Problemen der Philosophie zu innig zusammen, als daß diese im Grunde ganz neue Wissenschaft das Werk Eines Menschen, Eines Jahrhunderts seyn

könnte. Indeß wird es schwer seyn, sicher vorwärts zu schreiten, ehe man eine größere Anzahl von genauen Beobachtungen besitzt, als dieses gegenwärtig der Fall ist. Diese Beobachtungen sind es vorzüglich, die uns mangeln, und das Werk unseres Verf's wiederhallt auf allen seinen Blättern von den gerechten Klagen über diesen Mangel. Ueber viele der wichtigsten Elemente dieser Wissenschaft besitzen wir noch gar keine Notizen, selbst von denjenigen Völkern nicht, wo die öffentliche Mittheilung derselben keinen weiteren Hindernissen unterliegt. In vielen anderen Ländern aber sind Communicationen dieser Art, so unbedenklich sie an sich selbst sind, ja so nützlich und nothwendig sie für diese Länder selbst seyn würden, völlig untersagt, so daß auch der unbefangenste und parteyloseste Mann sich von dergleichen Untersuchungen durch systematische Vorurtheile zurückgehalten fühlt. Welche Mittel hat man z. B., den Grad der Vorsicht, der Sorge für die Zukunft bey den verschiedenen Völkern unseres Welttheils in Beziehung auf die Lebensjahre, auf das Geschlecht, den Beruf, die Lebensart, die Oertlichkeit seiner Bewohner u. s. f. auch nur mit einiger Sicherheit zu bestimmen? Und doch muß, sollte man glauben, den Lenkern eines Volkes sehr viel daran gelegen seyn, zu wissen, ob ihre Gelenkten wie vernünftige Menschen in die Zukunft sehen, und die Folgen aller ihrer Handlungen zu bedenken gewohnt sind, oder ob sie, wie die Thiere der Weide, unbekümmert um ihr und der Ihrigen Schicksal, von heute nur auf morgen leben. Besäße man sichere und umständliche Nachrichten (nicht jene nichtssagenden sogenannten Jahresberichte) über die Sparkassen und Versicherungsanstalten aller Art, so wie über die verschiedenen Anstalten, welche der Vorsicht hülfreich entgegen kommen sollen, so würde man schon dadurch allein im Besitze von sehr zweckmäßigen Elementen seyn, jene Bestimmung bey den verschiedenen Völkern vorzunehmen. Eben so ließe sich aus der Menge und dem Werthe der in den öffentlichen Leihhäusern deponirten Gegenstände mehr noch der Leichtsinn eines Volkes, als seine Armuth erkennen. Denn wenn gleich besondere Umstände auch den verständigsten Menschen zuweilen nöthigen, zu diesen Anstalten seine Zuflucht zu nehmen, so ist der Fall doch noch viel häufiger, daß diese Verpfändungen seiner Habe bloß die Folge von Unordnung und schlechter Haushaltung, von Mangel an der nöthigen Vorsicht sind. Eben so würde die genaue Kenntniß des mehr oder weniger häufigen Besuches der Spielhäuser, Schenken und schlechten Häuser jeder Art, die Völlerey, die Zahl der Bankerotte u. dgl. brauchbare Elemente für jene so wünschenswerthe Schätzung der Vorsicht und der Ordnung bey jedem Volke liefern,

wenn sie dem Bereiche derjenigen nicht entzogen würden, welche solche Schätzungen zum Besten des Ganzen vorzunehmen die Kraft und den Willen, und doch gewiß nur den besten Willen, haben. Indessen müssen wir uns mit dem begnügen, was wir eben haben, und so wünschenswerth auch in beynahe allen Untersuchungen unseres Verf.'s eine größere Anzahl wahrhaft guter Beobachtungen wäre, so reich kann zugleich, für einen ersten Anfang, die Sammlung von interessanten Daten genannt werden, die er uns in seinem Werke darbietet, und die, wie man hinzusetzen muß, von dem fleißigen und sorgsamen Uebersetzer, Hrn. Riecke, in eigenen, durch die ganze Schrift zerstreuten Noten noch beträchtlich vermehrt worden ist. Immerhin ist durch die Bemühungen dieser beyden ausgezeichneten Männer eine gute und sichere Basis für das Gebäude gelegt worden, welches die Nachfolger, wie wir wünschen und hoffen, auf dieser Unterlage, der neuen und für unser ganzes Geschlecht sehr wichtigen Wissenschaft errichten werden. J. J. v. Littrow.

Art. VII. 1) Die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, von Francis J. Grund, ins Deutsche übersetzt vom Verfasser. Stuttgart 1837.

2) De la Démocratie en Amérique, par *Alexis de Tocqueville*. *Paris* 1836.

(Schluß.)

Hatte jeder der einzelnen Staaten, wie Tocqueville nachwies, eine so völlig gegliederte, mit unbeschränkter Gewalt ausgerüstete Administration, so begreift man nicht wohl, wie für die Föderalregierung überhaupt noch irgend ein Antheil an der Macht übrig blieb, ja wie eine solche nur entstehen, und zu wirklichem Leben und eigentlicher Thätigkeit gelangen konnte. Um hierüber zu einiger Klarheit zu gelangen, thut ein Blick auf die Geschichte noth.

Als sich jene dreyzehn Staaten gleichzeitig von dem Mutterlande losrissen, hatten sie die wichtigsten Interessen gemein: Religion, Sprache, Sitte und Herkunft waren dieselben, die Gesetzgebung beynahe gleich, oder doch enge verwandt, vor Allem der Feind derselbe und allen gemeinsam: Alles Umstände, die zu inniger Verschmelzung und einem Ineinanderfließen in eine große Nation führen konnten.

Solchen Elementen der Einigung standen aber andere der Spaltung gegenüber. Michel Chevalier sagt ganz richtig: der Geist der Vereinzelung sey dem Neu-Engländer angeboren; besser vielleicht ließe sich diese Thatsache erklären, wenn man die

Verhältnisse berücksichtigt, welche ihn zwangen, England zu verlassen, und die im germanischen Blute liegende exclusive Richtung vorzüglich begünstigen mußte, und leicht als unverlöschliche Eigenschaft auf die späteren Generationen in dem neuen Vaterlande forterben konnte. So lange der gemeinsame Feind zu bekämpfen war, machte sich jedoch jener Geist der Spaltung weniger fühlbar. Kaum aber war es gelungen, jene Handvoll Engländer aus dem Lande zu treiben, als auch die Unmöglichkeit klar wurde, bey so ganz verschiedenen Richtungen in einem Staatenbunde vereint zu bleiben. Die Auflösung des Staates schien unvermeidlich. Jede Kolonie zeigte sich als unabhängige Republik, und setzte sich ohne weiters in vollen Besitz der Souveränität. Die Föderalregierung, ihrer ganzen Verfassung nach zur Schwäche verdammt, sah sich nun, da das Gefühl der allgemeinen Gefahr verschwunden war, mit einmal zu einer Schattengewalt herabsinken: ihr Pavillon wurde ungestraft auf allen Meeren verunglimpft, sie besaß nicht die Macht, solche Schmach zu rächen, noch ähnlicher vorzubeugen; den Indianerstämmen gegenüber zeigte sie sich nicht minder ohnmächtig, und um die Interessen der während des Freyheitskrieges gemachten Schulden zu zahlen, fehlte es eben so sehr an den Mitteln. Da geschah es, daß am 21. Februar 1787 der Kongreß seine völlige Ohnmacht öffentlich und feyerlich erklärte.

»Wenn sich jemals Amerika auf einige Augenblicke zu dem hohen Grade des Ruhmes und der stolzen Einbildungskraft seiner Einwohner erhob, worin sie sich so gerne zeigen mögen, so war dieß gewiß in dem wichtigen Augenblicke der Fall, wo die Nationalmacht gewissermaßen ihr Zepter niederlegte. Daß ein Volk muthig kämpft, um Unabhängigkeit zu erobern, ist ein Schauspiel, welches uns jedes Jahrhundert darstellt. Man hat übrigens in der Geschichte die Anstrengungen der Amerikaner, um sich vom Joche der Engländer zu befreyen, sehr übertrieben. Getrennt durch 1300 Seemeilen vom Feinde, unterstützt von einem mächtigen Verbündeten, verdankten die vereinigten Staaten den Sieg mehr ihrer günstigen Lage, als der Tapferkeit ihrer Armeen und dem Patriotismus ihrer Bürger. Wer würde wagen, den Krieg der Amerikaner mit dem französischen Revolutionskriege zu vergleichen, und die Anstrengungen der Amerikaner mit denen der Franzosen, als Frankreich im Kampfe mit ganz Europa, ohne Geld, Kredit und Verbündete, den zwanzigsten Theil seiner Bevölkerung den Feinden entgegenstellte, mit der einen Hand den Brand in seinen Eingeweiden löschte, und mit der anderen die Fackel um sich herum verbreitete? Desto neuer ist aber in der Staatengeschichte, daß ein großes Volk auf den Bericht seiner

Gesetzgeber, daß die Räder der Regierung stille stehen, ohne Uebereilung und Furcht den Blick auf seinen Zustand richtet, die Tiefe des Uebels ergründet, während zwey voller Jahre sich ruhig verhält, um mit mehr Sicherheit das heilende Mittel zu entdecken, und als solches vorgeschlagen worden war, sich freywillig der Kur unterwirft, ohne daß die Durchführung dieses Beschlusses der Menschheit eine Thräne oder einen Tropfen Blut kostete. Als man fühlte, daß die erste Bundesverfassung unzureichend war, war die erste Glut der politischen Leidenschaften, welche die Revolution hatte entstehen lassen, zum Theil ruhiger geworden, und alle großen Männer, welche sie geschaffen hatten, lebten damals noch; dieß war ein doppeltes Glück für Amerika. Die nur aus 55 Mitgliedern bestehende Versammlung, in welcher Washington, als Präsident neben Madisson, Hamilton und beyde Morris saßen, und welche sich mit der Redaction der zweyten Verfassung beschäftigte, enthielt die schönsten Geister und die edelsten Charaktere, welche jemals in der neuen Welt erschienen waren. Diese Nationalversammlung übergab nach langen und reifen Berathschlagungen dem Volke zur Annahme den Körper der organischen, die Union noch jetzt regierenden, Gesetze. Alle dreyzehn Staaten nahmen die neue Verfassung nach einander an, durch Deputirte, welche das Volk bloß zu diesem Behufe ernannt hatte, nachdem sie von jeder dieser Versammlungen noch einmal gründlich berathen worden war. Die neue Bundesregierung trat ihre Verwaltung mit dem Jahre 1789 an, nach einem zweyjährigen Zwischenreiche. Die amerikanische Revolution schloß sich also in derselben Zeitfrist, in welcher die französische begann. Die erste Schwierigkeit, welche sich dem Geiste der Amerikaner darstellte, war eine solche Theilung der Souveränität, daß die verschiedenen Unionsstaaten fortfuhren, sich selbst zu regieren in allem, was ihr inneres Wohlseyn betrifft, ohne daß die ganze in der Union repräsentirte Nation aufhörte, einen Staatskörper zu bilden, welcher für seine allgemeinen Bedürfnisse sorgt. Eine verwickelte und schwer zu lösende Aufgabe. Es war unmöglich, im voraus genau und vollständig den Theil der Macht zu bestimmen, welchen jede der beyden Regierungen, unter welche die Souveränität getheilt werden sollte, erhalten müßte. Wer kann voraussehen, wie sich künftig das Volksleben ausbilden wird? Die Pflichten und die Rechte der Landesregierung waren einfach und leicht zu bestimmen, weil die Union gebildet worden war in der Absicht, einigen allgemeinen Bedürfnissen zu genügen. Die Pflichten und die Rechte der einzelnen Staatenregierungen waren im Gegentheil vielfach und verwickelt, da die letzteren in die kleinsten Entwicklungen des Gesellschaftslebens eindrangen. Man

bestimmte daher mit Sorgfalt den Geschäftskreis der Bundesregierung, mit der Erklärung, daß alles Uebrige der einzelnen Staatenregierung zufallen solle. Weil man aber voraus sah, daß in der Praxis sich Streitfragen über die genauen Gränzen dieser ausnahmsweise eintretenden Bundesregierung erheben könnten, und weil es gefährlich gewesen wäre, die Lösung dieser Fragen den gewöhnlichen, von den Staaten selbst besetzten Tribunälen zu überlassen, so schuf man einen unmittelbar wirkenden Obergerichtshof, wie man unten sehen wird, welcher in seinem Geschäftskreise zwischen den beyden Regierungen die Gewalt im Sinne der Verfassung theilen muß.«

In den Geschäftskreis der Bundesregierung wurden vor Allem die Beziehungen mit dem Auslande gewiesen.

»Daher räumte man der Union das ausschließende Recht des Friedens und des Krieges, der Handelstraktate und der Errichtung der Armeen und Flotten ein« (Verfassung Abschn. 8, der Föderalist Nr. 41 u. 42, Kent's Commentarien Bd. I. S. 207 ff., Story S. 358—382 und 405—426).

»Die Nothwendigkeit einer Nationalregierung fühlt man nicht so dringend in der Direction der inneren Angelegenheiten der Gesellschaft. Doch gibt es gewisse allgemeine Interessen, für die eine allgemeine Bundesauctorität besser sorgen kann. Daher überließ man der Union das Münzwesen, das Postwesen und den Straßenbau, zur Verbindung aller Freystaaten unter einander. Es gibt, wie leicht zu erachten, noch einige andere ihr zustehende Rechte, z. B. ein Concursgesetz zu entwerfen, die Ertheilung der Patente u. s. w. Die allgemeine Regel blieb, daß die einzelnen Freystaaten sich im Inneren selbst verwalten, daß sie aber diese Unabhängigkeit mißbrauchen, und durch unkluge Maßregeln die Sicherheit der ganzen Union gefährden können. Für solche seltene und im Voraus bestimmte Fälle wurde der Bundesregierung die mittelbare Intervention durch die Tribunäle in innere Angelegenheiten gestattet. Obgleich man jeder verbündeten Republik die Macht der Umformung oder Abänderung der Gesetzgebung zuerkannte, so durften sie doch ihren neuen Gesetzen keine rückwirkende Kraft beylegen, und keinen Adelskörper bilden« (Bundesversammlung Abschn. 10. Art. 1).

»Damit endlich die Bundesregierung die ihr obliegenden Verpflichtungen erfüllen könne, gab man ihr das unbeschränkte Besteuerungsrecht.«

Die Darstellung der inneren Gliederung der Bundesverfassung führt den Leser häufig zu neuen Gesichtspunkten, wenn gleich über diesen Gegenstand bereits gründliche Werke vorliegen. Von den älteren, hieher gehörigen Schriften muß Hülse-

mann's *) Nordamerika rühmend genannt werden. Es würde zu weit führen, unserem Verfasser Schritt für Schritt zu folgen, daher der Leser auf das Werk selbst angewiesen ist.

Im zweyten Theile behandelt Tocqueville die Stellung der Parteyen, die Preßfreyheit, die politische Association und die Regierung der Demokratie in Amerika. Daß es in diesem Lande der Gleichheit doch immer noch einen Rest oder Keim von Aristokratie gebe, zeigt der Verfasser in wenigen Worten.

»Bisweilen erlangt eine Partey im Volke, wenn sich unter den Parteyen das Gleichgewicht bricht, ein später unwiderstehliches Uebergewicht. Sie zerschmettert alle Hindernisse, demüthigt ihre Gegner, und benützt den Staat zu ihren Zwecken. Die Besiegten verzweifeln dann an künftigen günstigeren Erfolgen, sie verbergen sich oder schweigen. Alles ist unbeweglich und still. Die Nation scheint gleichsam einstimmig geworden zu seyn. Die siegende Partey erhebt sich und spricht: »»Ich habe dem Lande den Frieden wieder gegeben, man ist mir Dank schuldig.«« Aber unter dieser anscheinenden Einstimmigkeit verstecken sich noch tiefe Theilungen und eine wahre Opposition, wie es in Amerika der Fall war; als die demokratische Partey das Uebergewicht erlangt hatte, sah man, daß sie ausschließend sich der Leitung der Regierung bemächtigte. Seitdem hörte sie nicht auf, die Sitten und Gesetze nach ihren Wünschen umzubilden. In unseren Tagen sind die reicheren Mitglieder im Staate fast ohne Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung, und der Reichthum ist, statt Rechte zu gewähren, vielmehr eine wahre Sache der Ungunst, und ein Hinderniß, um zur Macht zu gelangen. Erstere haben den Kampf um die Gewalt im Staate mit ihren vom Glücke weniger begünstigten Mitbürgern aufgegeben. Da sie in dem öffentlichen Leben den Rang nicht behaupten können, welchen ihnen ihr Reichthum im Privatleben gewährt; so geben sie die Candidatur und die öffentlichen Aemter auf, sie leben um so ruhiger in ihrer Häuslichkeit, und bilden gleichsam einen Staat für sich, mit besonderem Geschmack und Genüssen. Der Reiche unterwirft sich diesem Zustande, als einem unvermeidlichen Uebel, und hütet sich, zu zeigen, daß ihn dieß verletzt. Daher rühmt er öffentlich die Annehmlichkeiten der republikanischen Regierung und die Vor-

*) Es ist zu wünschen und zu erwarten, daß Hr. v. Hülsemann, gegenwärtig als Legationssekretär bey der k. k. Gesandtschaft in Washington angestellt, seinen Aufenthalt in Nordamerika nicht ungenützt lassen, und die ihm in reiferen Jahren gewordene eigene Ansicht des in seiner Jugendschrift behandelten Staatenlebens einst zu neuen Mittheilungen und interessanten Aufschlüssen Anlaß geben werde.

theile der republikanischen Formen. Natürlich haßt der Mensch seinen Feind, und zeigt dieß schon dadurch, daß er ihm schmeichelt. Man sehe den reichen Bürger! Wie ein Jude im Mittelalter fürchtet er, dem Argwohne Raum zu geben, daß er reich sey. Er kleidet sich einfach und tritt mit Bescheidenheit auf; in den vier Mauern seiner Wohnung bringt man den Götzen des Luxus Opfer; aber in dieses Heiligthum werden nur Gäste zugelassen, welche er stolz seines Gleichen nennt. Es gibt in Europa keinen Edelmann, welcher sich in seinen Vergnügungen egoistischer zeigt, und neidischer auf die kleinsten Vorzüge irgend einer Bevorrechtung. Wenn aber dieser Bürger ausgeht, um in einem staubigen Comptoir in der Mitte der Stadt seine Geschäfte wahrzunehmen, so ist er für Jeden zugänglich. Auf halbem Wege begegnet ihm sein Schuster, sie stehen beyde still, und beginnen ein Gespräch mit einander. Was können sie sich einander sagen? Sie sprechen von Staatsgeschäften, und drücken beym Weggehen sich stets die Hand. Ungeachtet dieses im Aeußeren angenommenen Enthusiasmus und der gehorsamen Unterwerfung unter die herrschende Gewalt, bemerkt man doch leicht unter den Reichen einen großen Widerwillen gegen die demokratischen Gesetze ihres Landes. Das Volk ist eine Macht, welche sie zugleich fürchten und verachten. Wenn die schlechte demokratische Regierung einst eine politische Umwälzung zur Folge haben sollte; wenn jemals die Monarchie in den vereinigten Staaten etwas Wirkliches sollte werden können, so wird man sehen, daß ich wahr geredet habe.«

Das siebente Kapitel handelt von der Allmacht der Majorität und ihren Folgen.

Der Verfasser gibt hier zu, daß der Grundsatz, die Majorität eines Volkes dürfe Alles thun, ein verwerflicher und ruchloser sey; dennoch aber setzt er den Ursprung aller Gewalt in den Willen der Majorität.

Ein allgemeines Gesetz, meint er, ein Gesetz, das nicht nur von diesem oder jenem Volke anerkannt, sondern bey der ganzen Menschheit bestehe, setze dem Rechte des Volkswillens die gehörige Gränze. Dies Gesetz sey die Gerechtigkeit. Nur müsse man gewisse Vorschriftsmaßregeln nicht verabsäumen. Allerdings mußte eine den übrigen Gewalten überlegene irgend einem Theile des Socialkörpers übertragen werden, nur darauf komme es an, daß diese höhere Gewalt nicht ohne ein gehöriges Hemmniß bleibe, das sie auf ihrem Wege mäßige, oder gleichsam ihr die Zeit gebe, sich selbst zu moderiren. Leider aber, findet Tocqueville, sey gerade dieß in Nordamerika nicht der Fall. Was der amerikanischen Regierung am meisten zur Last zu legen,

sey nicht ihre Schwäche, wie viele Europäer behaupten, sondern vielmehr ihre unwiderstehliche Kraft; und was am meisten zu mißbilligen, sey nicht die dort herrschende, bis auf das Aeußerste getriebene Freyheit, sondern die dort nicht zu findende Gewähr wider die Tyranney.

»Wenn ein Privatmann oder eine Partey in Amerika eine Ungerechtigkeit erfährt, an wen soll er sich wenden? An die öffentliche Meinung? und gerade diese bildet die Mehrheit im gesetzgebenden Körper, und repräsentirt solche, gehorcht ihr auch blind. An die vollziehende Macht? sie wird von der Mehrheit ernannt, und ist ihr gehorchendes Werkzeug. An die öffentliche Macht? sie ist nichts, als die bewaffnete Mehrheit. An die Jury? sie ist von der Mehrheit geschaffen, mit dem Rechte, gültige Beschlüsse zu fassen. In einigen Staaten wählt sogar die Mehrheit die Richter. Mag man den Privaten in gegebenen Fällen noch so ungerecht und unvernünftig behandelt haben, so muß er sich doch unterwerfen.«

Tocqueville erzählt einige Beyspiele, die hier folgen; wir könnten sie mit zahllosen anderen belegen; man folge nur der Geschichte des Tages, den Wahlkämpfen u. s. w.

»Im Kriege des Jahres 1812 sah man in Baltimore ein auffallendes Beyspiel der Ausschreitung durch den Despotismus der Mehrheit. Damals wurde der Krieg in Baltimore sehr gebilligt. Eine Zeitschrift vertheidigte daselbst die entgegengesetzte Meinung, und zog sich dadurch den Unwillen der Einwohner zu. Das zusammengelaufene Volk zerschlug die Pressen, und fiel das Haus der Journalschreiber an. Man wollte die Miliz aufbieten, aber sie versagte den Gehorsam. Um endlich die Unglücklichen zu retten, welche die Wuth des Volkes bedrohte, ergriff man den Ausweg, sie als Verbrecher in das öffentliche Gefängniß zu führen. Diese Vorsicht wurde unnütz, denn das Volk versammelte sich in der Nacht abermals. Die Absicht der Magistrate, die Miliz zusammen zu berufen, war abermals fruchtlos, das Gefängniß wurde erbrochen, einer der Redacteurs wurde auf der Stelle getödtet, und die anderen blieben als todt liegen; die vor der Jury Angeklagten wurden von dieser freygesprochen. Ich sagte eines Tages zu einem Pensylvanier: Ich bitte um eine Erklärung, warum in einem von den Quäckern gestifteten Staate, der wegen seiner Duldsamkeit berühmt ist, die freyen Neger nicht volle politische Rechte erlangt haben, und warum sie nicht mitstimmen, da sie doch die bürgerlichen Lasten tragen? Thun Sie unseren Gesetzgebern nicht Unrecht, versetzte der Pensylvanier, so ungerecht und unduldsam sind sie nicht. — Also die freyen Neger haben bey Ihnen das Stimmrecht? — Ohne Zwei-

fel! — Wie kam es denn, daß ich heute Morgen im Wahlkollegium nicht einen einzigen Neger sah? — Der Amerikaner erwiederte: Das ist nicht die Schuld der Gesetze, sondern, daß die Neger nicht erscheinen wollen! — Das ist große Bescheidenheit von ihrer Seite! — Freylich weigern sie sich nicht, dahin zu gehen, aber sie fürchten, dort gemißhandelt zu werden. Bey uns kann es bisweilen begegnen, daß dem von der Mehrheit nicht unterstützten Gesetze die Kraft mangelt; nun hat die Mehrheit die größten Vorurtheile wider die Neger, und die Magistrate haben nicht Macht genug, den Negern die Ausübung des ihnen von der Gesetzgebung bewilligten Rechts einzuräumen. — Ey! die Mehrheit mit dem Vorrechte der Gesetzgebung will auch noch das Vorrecht in Anspruch nehmen, dem Gesetze nicht zu gehorchen? Man nehme im Gegentheil an, daß der gesetzgebende Körper so eingerichtet wäre, daß er die Mehrheit repräsentirte, ohne nothwendig Sclave der Leidenschaften der Mehrheit zu seyn, daß die vollziehende Macht genug Selbstständigkeit besäße, und daß die richterliche Gewalt von den beyden anderen Gewalten unabhängig wäre, so würden sie immer eine demokratische Regierung behalten, aber sie würde alsdann nicht leicht mehr tyrannisch handeln können. Ich sage nicht, daß man jetzt häufig tyrannische Handlungen in Amerika antreffe, ich sage aber, daß man dort keine Gewähr wieder die mögliche Tyranney findet, und daß man die Ursache der milden Regierung mehr in den Umständen und in den Sitten, als in den Gesetzen aufsuchen muß.«

Die Herrschaft der Majorität geht aber weit über den Kreis des äußerlichen Lebens hinaus. Der viel mißbrauchte Satz: Gedanken seyen zollfrey, findet in dem klassischen Vaterlande der modernen Freyheit keine Stelle. Wie sehr selbst der Gedanke beschränkt, wie er so ganz unter das Machtgebot der Majorität gestellt sey, schildert unser Verfasser im Laufe dieses Kapitels. Fast fände man sich versucht, zu glauben, er habe hier die Farben zu grell aufgetragen. Leider aber können wir versichern, in soferne übereinstimmende Berichte Einheimischer und Reisender aus den vereinigten Staaten zu einem Schlusse berechtigen, daß Tocqueville auch in diesem Punkte das Maß der Wahrheit nicht überschritten habe.

»Wenn man die Wirkung der Gedanken in den vereinigten Staaten genau prüft, so wird man sehr klar gewahr, wie sehr dort die Macht der Mehrheit alle in Europa bekannten Mächte übertrifft. Der Gedanke ist eine unsichtbare und fast unangreifbare Macht, welche jeder Tyranney Trotz bietet. In unseren Tagen vermögen selbst die absolutesten Regenten in Europa kaum

mehr, manche ihrem Ansehen feindliche Gedanken abzuhalten, daß sie sich nicht in aller Stille in ihren Staaten, und selbst an ihren Höfen einschleichen. So ist es nicht in Amerika. Man spricht nur so lange, als die Menge noch zweifelhaft ist, und Jeder schweigt, sobald sie sich unwiderruflich ausgesprochen hat, und die Freunde wie die Feinde ziehen deren Triumphwagen gemeinschaftlich. Die Ursache in einfach. Es gibt keinen so unumschränkten Monarchen, welcher auf gleiche Art alle Kräfte des Staates vereinigen, und die Hindernisse eben so, wie die mit dem Rechte der Gesetzgebung und deren Vollziehung begabte Mehrheit ausüben könnte. Die Könige haben nur eine materielle Macht über die Handlungen, aber nicht über die Gedanken, oder über das Wollen der Menschen; aber die Mehrheit besitzt zugleich eine materielle und moralische Macht, welche auf die Handlungen und auf das Wollen zugleich wirkt, und zu gleicher Zeit die That und deren Wollen zu verhindern vermag. Ich kenne kein Land, in welchem in der Regel weniger Unabhängigkeit des Geistes und weniger wahre Prüfungsfreyheit herrscht, als in Amerika. Es gibt keine politische oder religiöse Theorie, welche man in den Verfassungsstaaten Europas nicht frey lehren darf, und welche nicht auch in die anderen eindringt; denn es gibt in Europa kein Land, welches dergestalt einer einzigen Macht unterworfen wäre, daß derjenige, welcher daselbst die Wahrheit sagen will, nicht eine solche Stütze fände, die ihn wider die Resultate seiner Unabhängigkeit sicher stellen könnte. Wenn er etwa unter einer unumschränkten Regierung lebt, so hat er oft das Volk für sich; wenn er ein freyes, monarchisch regiertes Land bewohnt, so kann er im Nothfall hinter der königlichen Auctorität Schutz finden. Da, wo die Demokratie herrscht, hat er die Unterstützung der Aristokraten, und wo diese herrschen, diejenige der Demokraten für sich. Aber im Schooße einer so, wie in den vereinigten Staaten organisirten Demokratie trifft man nur einige Macht, ein einziges Element der Kraft und des Erfolges, und nichts außer dieser. In Amerika beschreibt die Mehrheit einen furchtbaren Kreis um die Gedanken. Innerhalb dieser Gränzen ist der Schriftsteller frey, aber Unheil erwartet ihn außerhalb derselben. Er hat zwar kein Auto-da-fé zu befürchten; aber mit Widerwärtigkeiten jeder Art, und mit täglichen Verfolgungen zu kämpfen. Die öffentliche Laufbahn ist ihm verschlossen, die einzige Macht, die ihm solche öffnen könnte, hat er beleidigt. Man versagt ihm Alles, und sogar den schriftstellerischen Ruhm. Ehe er seine Meinung bekannt machte, hatte er Anhänger; seitdem er alle seine Gedanken entdeckt hat, hat er keine, denn die Tadler sprechen sich laut aus, und die-

jenigen, welche denken, wie er, ohne seinen Muth zu haben, schweigen, und entfernen sich von ihm. Er gibt nach, und beugt sich unter dem Drucke jeden Tages, und schweigt, als wenn er Gewissensbisse fühlte, die Wahrheit gesagt zu haben. Ketten und Henker waren die groben Werkzeuge, deren sich vormals die Tyranney bediente; aber in unsern Tagen der Civilisation steht selbst der Despotismus gewissermaßen auf einer höheren Stufe. Unter den unumschränkten Regierungen eines Einzigen traf der Despotismus grob den Körper, aber die Seele vermochte er nicht zu erreichen, und diese erhob sich glorreich über die Despotie; aber so verfährt die Tyranney nicht in den demokratischen Republiken, sie bekümmern sich nicht um den Körper, fassen aber die Seele. Der Herr sagt dort nicht: »stirb, oder denke wie ich,« sondern: »du magst frey denken, anders als ich, dir bleiben Leben, Güter und Alles, aber von diesem Tage an bist du ein Fremder unter uns; du behältst dein Bürgerrecht, aber es nützt dir nichts mehr, denn die Stimmen deiner Mitbürger wirst du nicht mehr erhalten, und wenn du auch nur ihre Achtung verlangst, so werden sie bemerkbar dir solche verweigern. Du bleibst unter den Menschen, verlierst aber dein Menschenrecht. Wenn du dich deines Gleichen näherst, so wird man dich fliehen als ein unreines Thier, und diejenigen, welche dich für unschuldig halten, werden dich verlassen, denn sonst wird man auch sie vermeiden. Gehe in Frieden, ich lasse dir das Leben, aber ein schlimmeres, als der Tod! Die unumschränkten Monarchien hatten den Despotismus entehrt; man hüte sich, daß ihn die Republiken nicht wieder aufnehmen, und daß sie, indem sie ihn für Einige schwerer machen, ihm im Auge der Mehrheit sein gehässiges Ansehen und seinen erniedrigenden Charakter nehmen. Unter den stolzesten Völkern der alten Welt publicirte man Werke, welche mit Treue die Laster und die Lächerlichkeiten der Zeitgenossen schilderten; Labruyere bewohnte den Pallast Ludwig XIV., als er sein Kapitel über die Großen schrieb, und Moliere machte den Hof lächerlich in Schauspielen, welche vor dem Hofe aufgeführt wurden. Aber die, die vereinigten Staaten beherrschende Macht leidet keine solchen Schilderungen. Der leiseste Vorwurf beleidiget solche, und die mindeste stechende Wahrheit erbittert sie, und alles muß man loben, von der Form der Sprache bis zu den wahrhaftesten Tugenden dieses Volks. Kein, auch noch so berühmter Schriftsteller darf unterlassen, seinen Landsleuten Weihrauch zu streuen. Die Mehrheit lebt folglich in einer beständigen Selbstvergötterung. Nur durch Fremde und durch eigene Erfahrung kommen gewisse Wahrheiten zu den Ohren der Amerikaner. Wenn Amerika bisher noch keine großen Schriftsteller besaß, so rührt dieß bloß daher, daß ohne

Geistesfreyheit kein literarisches Genie aufblühen kann, und Amerika hat keine Geistesfreyheit. Die Inquisition hat niemals verhindern können, daß in Spanien Bücher wider die Religion der Menge umliefen. Besser macht es die Mehrheit in den vereinigten Staaten; sie erstickt sogar den Muth, seine Gedanken wider die Meinung der Mehrheit auszusprechen. Auch in Amerika trifft man Ungläubige an, aber der Unglaube findet dort keinen Anklang.«

Im neunten Kapitel handelt der Verfasser von den Gründen, welchen das Vorherrschen und die Aufrechterhaltung der demokratischen Elemente zuzuschreiben sey. Hier finden wir die katholische Religion als einen der wirksamsten Hebel der Demokratie in den vereinigten Staaten angeführt. Der Verfasser berührt hier eine der wichtigsten Fragen des Tages. Was er in Nordamerika als thatsächlich bestehend angibt, ist vor nicht geraumer Zeit für die europäische Entwickelung in nächste Aussicht gestellt worden; so verführerisch, so einladend klang die Lehre von der Trennung der Kirche und des Staates, welche Lamennais zuerst mit dem größten Talente und entsprechendem Erfolge in seinem Avenir verkündigt hatte, daß es eines bestimmten und feyerlichen Ausspruches der Mißbilligung von Seite des Oberhauptes der Kirche bedurfte, um die Gläubigen von den Irrwegen zurückzurufen, in welche sie jene falsche, der Kirche wie dem Staate gleich verderbliche Lehre gelockt hatte.

»Zur Seite der Religion trifft man eine durch Wahlverwandtschaft mit ihr verbundene politische Meinung in Amerika an. Man lasse das Trachten des menschlichen Geistes gehen; er wird alsdann die politische Gesellschaft und die Stadt Gottes auf gleiche Art organisiren, und wenn ich den Ausdruck wählen darf, den Himmel mit der Erde in Einklang bringen. Der größte Theil des englischen Amerikas wurde durch Menschen bevölkert, welche, nachdem sie sich der päpstlichen Autorität entzogen hatten, sich keinem religiösen Supremat unterwerfen wollten. Sie brachten also nach der neuen Welt ein Christenthum, welches ich nicht genauer beschreiben kann, als daß es demokratisch und republikanisch war; dieses begünstigte ungemein die Stiftung der Republik, und die Demokratie in allen weltlichen Angelegenheiten. Von Anfang an waren die Politik und die Religion mit einander einverstanden, und haben seitdem nicht aufgehört, es zu seyn. Seit ungefähr funfzig Jahren fing Irland an, eine katholische Bevölkerung in den Schooß der vereinigten Staaten auszuströmen. Auch machte diese in Amerika Proselyten, so daß man jetzt in der Union mehr als eine Million Bekenner des katholischen Glaubens antrifft. Diese Katholiken beweisen eine große Treue in dem

Materiellen ihres Gottesdienstes, und sind voll Eifer und Wärme für ihren Glauben. Indeß sind sie zugleich die eifrigsten Republikaner und Demokraten, was anfangs auffallen dürfte, was sich aber durch Nachdenken aus geheimen Ursachen sehr gut erklären läßt. Ich denke, daß man Unrecht hat, zu glauben, daß die katholische Religion ein natürlicher Feind der Demokratien ist. Vielmehr scheint mir unter den von einander abweichenden christlichen Secten im Gegentheil der Katholicismus der Gleichheit der Stände am günstigsten zu seyn. Unter den Katholiken besteht die kirchliche Gesellschaft nur aus zwey Elementen, den Priestern und dem Volke. Der erstere steht über die Gläubigen, unter ihm ist alles einander gleich. In Hinsicht der Lehrsätze der Kirche stellt der Katholicismus solche über alles menschliche Wissen. Der Gelehrte und der Unwissende, das Genie wie das gemeine Volk sollen das Nämliche glauben. Er legt die nämliche Religionsübung dem Reichen, wie dem Armen auf, und behandelt mit gleicher Strenge den Mächtigen, wie den Schwachen. Er ist nicht gegen einen Sterblichen nachsichtiger als gegen den andern, und indem er Jedem gleiche Pflichten auferlegt, vermischt er gern alle Stände am Fuße des nämlichen Altars, wie sie in den Augen Gottes Alle einander gleich sind. Wenn der Katholicismus die Gläubigen zum Gehorsam ermuntert, so bereitet er sie gewiß nicht zur Ungleichheit vor. Ich möchte im Gegentheil vom Protestantismus sagen, daß er in der Regel die Menschen weniger zur Gleichheit, als zur Unabhängigkeit treibt. Der Katholicismus gleicht einer unumschränkten Monarchie. Den Fürsten abgerechnet, sind sich in solcher die Stände gleicher, als in den Republiken. Oft ist es einem katholischen Priester begegnet, daß er nach dem Ausgange aus der Sacristey in die Volksgesellschaft als eine Macht gegangen ist, und mitten in der gesellschaftlichen Hierarchie Platz nahm. Bisweilen benutzte er dort seinen religiösen Einfluß, um die Dauer einer politischen Ordnung sicher zu stellen, von der er ein Mitglied war. Auch traf man dort Katholiken an, welche in ihrem Religionseifer Anhänger der Aristokratie waren. Wenn einmal die katholischen Priester sich selbst von der Regierung entfernen, oder wie in den vereinigten Staaten verfassungsmäßig davon ausgeschlossen sind, so gibt es keine Menschen, welche kraft ihres Glaubens geneigter wären, als die Katholiken, in die politische Weltordnung die Idee der Gleichheit der Stände einzuführen. Wenn folglich die Katholiken der vereinigten Staaten nicht gewaltthätig durch die Natur ihres Glaubens zu demokratischen und republikanischen Ideen hingerissen werden, so sind sie wenigstens nicht solchen entgegen, und ihre gesellschaftliche Stellung, wie ihre kleine Zahl macht es ihnen

zum Gesetze, diese Ideen anzunehmen. Die meisten Katholiken sind arm, und fühlen das Bedürfniß, daß alle Bürger regieren, um selbst zur Mitregierung gelangen zu können. Die Katholiken bilden die kleinere Zahl, und bedürfen, daß alle Rechte in Ehren gehalten werden, um der freyen Ausübung ihrer Rechte zu genießen. Diese beiden Ursachen treiben sie, ohne daß sie es selbst wissen, zu politischen Grundsätzen, welche sie, wenn sie reich wären, vielleicht mit weniger Eifer bekennen würden.«

Diese Ansichten bedürfen einer gründlichen Erörterung. Sie haben dieselbe bereits in den Münchner historisch-politischen Blättern in so erschöpfender und trefflicher Weise gefunden, daß uns kein Wort hinzufügen bliebe, wir aber auch keines davon dem Leser dieser Beurtheilung Tocqueville's vorenthalten möchten.

Tocqueville's durch sein ganzes Buch hindurch gehende Grundansicht ist: daß die Zeit der Monarchie in Europa vorüber, und die Aufgabe des Jahrhunderts keine andere sey, als unsere politischen Verhältnisse auf sanfte, friedliche und loyale Weise der neuen Gestaltung der Dinge entgegen zu führen. — Für die Religion, zu deren Widersachern oder Verächtern er in keiner Weise gehört, sieht er allein in der völligen und absoluten Trennung vom Staate Heil. Sie könne ohne den Staat bestehen, und bestehe in Amerika wirklich, ohne daß die Regierung sie zur Staatssache mache. Er rühmt sogar, wie wir unten weiter berichten werden, den religiösen Geist, der in den vereinigten Staaten herrscht, und in welchem er, völlig im Widerspruche mit den gewöhnlichen Ansichten, eine Hauptstütze des dortigen Staatswesens erblickt. Die Religiosität im Allgemeinen sey in Nordamerika populär; der Ungläubige, der Religionsverächter würde sich in Widerspruch mit der öffentlichen Meinung setzen; so geschieht es, daß dort selbst der, welcher im Herzen nichts weniger als gläubig ist, um der Leute Willen einen Glauben irgend einer Art, oder wenigstens eine Ehrfurcht vor der Religion im Allgemeinen an den Tag legen müsse. Darum fährt er fort:

»Warum ist dieses Bild nicht auf uns anwendbar? — Ich sehe unter uns Menschen, welche aufgehört haben, an das Christenthum zu glauben, ohne sich einer andern Religion anzuschließen.«

»Ich sehe andere, die auf dem Standpunkte des Zweifels stehen geblieben sind, und die den Unglauben heucheln.«

»Ferner sehe ich Christen, welche glauben und nicht wagen, es zu bekennen.«

»In Mitten dieser lauen Freunde und dieser wüthenden Gegner sehe ich eine kleine Anzahl von Gläubigen, die bereit sind, allen Hindernissen zu trotzen und alle Gefahren um ihres Glau-

dens Willen zu verachten. Diese haben der menschlichen Schwäche Gewalt angethan, um sich über die gemeine Meinung zu erheben. Fortgerissen von dieser Anstrengung wissen sie nicht, wo sie anhalten sollen. — Weil sie gesehen haben, daß in ihrem Vaterlande der erste Gebrauch, den der Mensch von seiner Unabhängigkeit machte, darin bestand, die Religion anzugreifen, — so fürchten sie ihre Zeitgenossen, und entfernen sich mit Schrecken von der Freyheit, der jene nachstreben. Weil ihnen der Unglaube eine neue Sache scheint, so wird Alles, was neu ist, ein Gegenstand ihres Hasses. — Sie sind im Kriegszustande mit ihrem Jahrhundert und ihrem Lande, und sehen in jeder der Meinungen, die man hier verkündet, einen nothwendigen Feind des Glaubens.«

»Dieß kann aber in unsern Tagen der natürliche Zustand der Menschen in Religionssachen nicht seyn.«

»Es gibt also bey uns eine zufällige und besondere Ursache, die den menschlichen Geist verhindert, seinem Zuge (zu Gott) zu folgen, und die ihn über die Grenzen treibt, innerhalb welchen er sich naturgemäß halten müßte.«

»Ich bin fest überzeugt, daß diese zufällige und besondere Ursache in der innigen Vereinigung der Politik mit der Religion liegt.«

»Die Ungläubigen in Europa verfolgen die Christen mehr noch als politische Feinde, wie als religiöse Gegner. — Sie hassen den Glauben weit mehr, als Meinung einer Partey, wie als irrige Religionslehre; im Priester verabscheuen sie nicht sowohl den Stellvertreter Gottes, als den Freund der Staatsgewalt.«

»In Europa hat das Christenthum gestattet, daß man es innig mit der irdischen Macht verbündete. — Heute fällt diese Macht, und das Christenthum ist gleichsam von ihren Trümmern überdeckt. — Es ist ein Lebendiger, den man an einen Todten hat binden wollen; zerschneidet die Bande, die ihn zurückhalten, und er wird wiederum auferstehen.«

Mit anderen Worten sagt also unser Autor: In Europa sind die wahren Christen (— er irrt, wenn er sie für eine kleine Minderzahl hält, — sie bilden die unermeßliche Mehrheit des Volkes in allen katholischen Ländern! —) Freunde des Königthums und der monarchischen Institutionen, welche, wie wir hinzusetzen müssen, ihrem Wesen nach so alt sind, als die Geschichte der Völker, welche heute unsern Welttheil bewohnen. — Wie erklärt sich der Gegensatz zwischen diesem Royalismus der Katholiken in Europa und ihrer Unterwerfung, ja sogar ihrer Anhänglichkeit an die republikanische Verfassung, jenseits des

atlantischen Oceans? — Sollen heute wirklich, wie der Verfasser will, die gläubigen Christen in Europa sich der demokratischen Strömung, die, wie er richtig nachweist, durch die Geschichte der letzten Jahrhunderte geht, zuwenden? Erlaubt ihnen dieß der Glaube, und wäre wirklich der Gewinn einer neuen Belebung der Macht der christlichen Ideen eine Verjüngung des kirchlichen Lebens, eine Wiederherstellung der rechtlichen Freyheit der Kirche von der Demokratie zu erwarten, die unter dem Königthume in Europa nicht zu erreichen stünde.

Wir glauben, daß diese Fragen auf dem bedenklichen Wendepunkte, auf welchem heute die Angelegenheiten Europas stehen, die ernsteste Prüfung erheischen. Tocqueville, wir wiederholen es, ist ein Beobachter der natürlichen Verhältnisse und Thatsachen des Staatslebens, wie es wenige gibt; nichts desto weniger aber dürfte er, bey aller Hinneigung, ja bey aller augenscheinlich durch das ganze Buch durchschimmernden Anhänglichkeit an die Kirche, den Gesichtspunkt, auf dem allein die Frage über das Verhältniß der Kirche zur Demokratie beantwortet werden kann, schwerlich richtig aufgefaßt haben. — Was verlangt die allgemeine Kirche Christi von der Staatsgewalt? Zunächst die ihr gebührende Freyheit und dem gemäß: daß Niemand der Ausübung ihres Apostelamtes und ihrer göttlichen Sendung: den Völkern das Evangelium zu predigen, ein Hinderniß in den Weg lege; daß ihr inneres Leben weder zerstört noch beeinträchtigt werde, endlich: daß sie denselben Rechtsschutz genieße, wie jede andere physische oder moralische Person. Die Glieder der Kirche müssen dagegen der christlichen Lehre gemäß der Staatsgewalt, deren Unterthanen sie sind, in allen weltlichen Dingen den schuldigen Gehorsam leisten. — Dieses befiehlt ihnen die Kirche im Namen Gottes, von dem alle Gewalt und Obrigkeit auf Erden stammt. Wer diese Obrigkeit, und wie sonst diese Verfassung des Landes geordnet sey, — ist in Beziehung auf die eben erwähnte Pflicht an und für sich völlig gleichgültig. — Insbesondere wäre es ganz falsch zu glauben, daß die Kirche ihren Gläubigen den Gehorsam und die Treue nur gegen die Könige und Herren dieser Welt, und nicht auch gegen die republikanischen Obrigkeiten einschärfe. — »Wo eine Obrigkeit ist, die ist von Gott geordnet,« sagt der Apostel, und es begreift sich leicht, daß hier kein Unterschied gemacht werden darf, ob diese Gewalt in den Händen eines Fürsten oder einer mehr oder weniger ausgedehnten Genossenschaft liegt. — Die Kirche schützt also, indem sie auf das Gewissen der Unterthanen oder Bürger wirkt, jede mögliche rechtmäßige Verfassung, wo und wie sie besteht, und es kann nicht einmal behauptet werden, daß sie für die eine oder andere menschliche

Verfassungsform, als solche, eine besondere Vorliebe zeige. Dagegen ist es der Natur der Dinge und des Menschen gemäß, daß ihre Mitglieder, wenn sie unter einer bestimmten Verfassung in einem gewissen Lande ruhig, friedlich, unbeeinträchtigt leben können, sich diesem Zustande nicht bloß um des Gewissens Willen unterwerfen, sondern ihn auch außerdem noch aus Dankbarkeit lieben, ja aus eigenem Interesse ihn mit Gut und Blut vertheidigen. In dieser Lage sind allerdings die Katholiken in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Anbeginn sind diese vollkommen republikanisch geordnet gewesen, das Wegfallen des, an sich schon lockern Verbandes mit England hat bloß die früher abhängige Demokratie zur unabhängigen gemacht. Ursprünglich nämlich war es, wie Tocqueville's klassisches Werk über Amerika näher berichtet, der dumpfe Haß des Puritanismus gegen Alles, was Königthum und fürstliche Herrschaft heißt, der jene Kolonien gründete; dann führte die innere Zerfallenheit und Auflösung des Protestantismus in zahllose Sekten, verbunden mit den Vorstellungen des vorigen Jahrhunderts über das »angeborne Menschenrecht« der Gewissensfreyheit dazu, daß alle jene Trümmer der christlichen Kirche sich als gleichberechtigt anerkannten. — Weil aber diese Anerkennung nur auf einer rein negativen Basis beruhte, und bey dem absoluten Mangel jeglicher Einheit unter den protestantischen Sekten allein und ausschließlich in der Uebereinkunft bestehen konnte, gegenseitig von einander keine Kenntniß zu nehmen, und als souveraine Volksgemeinde gar keine Religion zu haben, — so mußte dieser, an sich widernatürliche und absurde Zustand, ohne alles Dazuthun der Menschen, kraft einer eigenthümlichen aber in der Geschichte häufig vorkommenden Fügung der Vorsehung die wohlthätige und preiswürdige Folge haben, daß auch die Kirche Christi an dieser unbeschränkten Freyheit der Sekten theilnehmend, eine Unabhängigkeit genießen konnte, wie sie nach den staatsrechtlichen Begriffen, die sich in Europa seit drey Jahrhunderten entwickelt haben, kaum noch für möglich gehalten wird. Es wäre ein lächerlicher Irrthum zu glauben, daß man beabsichtiget habe, der Kirche dadurch eine Wohlthat zu erweisen, oder daß die Gesetzgeber jenes Landes auch nur von einer geheimen Achtung vor der Wahrheit getrieben seyen, wenn sie die Freyheit der Kirche gewährleisteten; sie schenkten sie ihr, weil sie sie nicht ausschließen konnten, und sie konnten nicht anders, weil es in jenen demokratischen Zuständen und unter den dort vorhandenen Verhältnissen den protestantischen Sekten selbst an derjenigen Einheit und Uebereinstimmung gebrach, die zu einer gemeinschaftlichen Ausschließung der Wahrheit nöthig gewesen wäre. Kamen aber Katholiken nach Amerika hinüber, die, wie

die unglücklichen Irländer, in Europa noch unter dem Joche geseufzt hatten, welches ihnen eine irrgläubige Staatskirche auferlegt hatte, und deren Väter wenigstens noch, wenn sie die Messe gehört, schwere Strafe an Leib und Leben getroffen hatte, — so war es andererseits wieder kein Wunder, wenn sie jene absolute Religionsfreyheit der vereinigten Staaten aus voller Ueberzeugung als die höchste Wohlthat preisen, die ihnen hätte widerfahren können: denn kein Verständiger wird in Abrede stellen, daß Freyheit von der Verfolgung besser ist, als drückende und ungerechte, das Heiligthum des Glaubens gefährdende Herrschaft einer irrgläubigen Gewalt. Die eingewanderten Katholiken fühlten sich daher nicht bloß um Gottes willen und nach der Lehre ihrer Kirche gehalten, — den Zustand der Verfassung, den sie in Nordamerika vorfanden, und der für sie vollkommen legitim ist, nicht anzutasten, und keinen Versuch zum Umsturze desselben zu machen, sondern sie hatten und haben aus den von Tocqueville angeführten Gründen das wesentlichste Interesse, ihn aufrecht zu erhalten, — und gegen jeden Versuch des Umsturzes, der ihnen selbst am allernachtheiligsten wäre, aus allen Kräften zu schützen. Daher die Erscheinung, daß die Kirche und ihre wahren Glieder in Nordamerika gute Bürger des Freystaates, in Europa gute Unterthanen der fürstlichen Herrschaft sind. Allein eine ganz andere Frage ist es, wie sich die Lehre der Kirche nicht bloß zum Faktum, sondern zu den tiefer liegenden, leitenden Ideen jenes, auf absoluter Trennung der Kirche vom Staate und dem Princip der Volkssouverainetät beruhenden Zustande verhält. Die Volkssouverainetät, als Idee und Lehre, besagt nichts anderes, als daß kein Mensch dem anderen Gehorsam schuldig sey, — es wäre denn, daß er ihm eine Gewalt übertragen habe. — Jedes Individuum gehorche daher nur seinem eigenen Willen. — Diese Lehre ist nicht bloß irrig und dem christlichen Glauben widersprechend, sondern eine reine Absurdität, die nie und nirgends, auch in Amerika nicht, verwirklicht worden ist oder jemals verwirklicht werden kann. — Schließt sich gar an diese Lehre die nahe liegende Folgerung, daß jede nicht von unten her delegirte Gewalt auf Erden ein Unrecht, Jeder, gegen jede Obrigkeit, die er sich nicht selbst gegeben, aufzustehen, und sie zu befehden berechtigt sey, — so ist eben diese Lehre auf dem Gebiete der Religion recht eigentlich antichristlich, in politischer Hinsicht aber ein Verbrechen, wie Mord und Brand, oder Durchstechung der Dämme. Wer sie aufstellt und verkündet, ist ein Feind der menschlichen Gesellschaft, und es kann wenigstens unter verständigen und des Nachdenkens fähigen Leuten nicht davon die Rede seyn, daß die Kirche, — die Säule und Grundveste aller Wahrheit auf Erden, —

diese Lehre jemals aussprechen, anerkennen oder auch nur dulden könne. — Glücklicher Weise ist aber auch in Nordamerika, außer in Zeitungen und sonst auf dem Papiere, von einer Volkssouverainetät in diesem Sinne auch nicht entfernt die Rede. Was man dort souverainer Volk nennt, ist nichts weniger, als eine aus allen im Lande lebenden Individuen bestehende Genossenschaft, in der jeder nur sich selbst gehorchte, — sondern eine unabhängige oder souveraine herrschende Korporation, — wie in jeder andern Republik. Die Mitgliedschaft in dieser souverainen Korporation ist an eine Reihe von Bedingungen geknüpft, zu welchen zunächst das männliche Geschlechts, ferner durchgängig ein Alter von wenigstens ein und zwanzig Jahren, eine gewisse Dauer des Aufenthalts in den Staaten der Union, ferner fast in allen vereinigten Staaten ein gewisses Maß des Vermögens (Grundeigenthum oder eine gewisse Steuerquote), endlich in den Staaten, in welchen die Sclaverey vorkömmt, die persönliche Freyheit gehört.

Demnach ist also auch in Nordamerika die Hälfte aller Menschen wegen ihres Geschlechtes von der Korperschaft des souverainen Volkes ausgeschlossen; — kraft ihres Alters scheidet ferner von der übrig bleibenden Hälfte wiederum beynahe die Hälfte aus, und wenn man hiervon wieder die Vermögenslosen, die Sclaven, die Fremden, die noch nicht das Bürgerrecht gewonnen, und die Verbrecher und bankerott gewordenen Schuldner, die es wieder verloren haben, abrechnet, so bleibt auch in dem anerkanntermaaßen am meisten demokratischen Lande der Welt immer eine, im Verhältniß zur gesammten Seelenzahl kleine Minorität übrig, die über die Majorität derer, die nicht zu ihr gehören, kraft eigenen Rechtes herrscht, und der jene Majorität gehorcht, ohne ihr eine Gewalt übertragen zu haben. Mitglied der herrschenden Korporation zu seyn, ist also in Amerika, wie anderswo, ein Glücksgut, und die Volkssouverainetät kann auch in den vereinigten Staaten nur den Sinn haben, daß die juristische Person der Volksgemeinde zwar souverainer Herr, aber wie der Populus Romanus in keiner Weise gleich bedeutend mit der Seelenanzahl aller in diesem Lande lebenden Individuen ist. — Wer nicht zu ihr gehört, ist Unterthan, wie wenn er einem Fürsten gehorchte, und die souveraine Gemeinde ist ein collectiver Fürst. Hierin liegt nichts, was der Lehre oder Disciplin der Kirche widerspräche, wie sie denn auch z. B. in den sogenannten demokratischen Kantonen der Schweiz Jahrhunderte lang ruhig und friedlich in und neben ähnlichen Verhältnissen bestanden und auch diese Zustände mit ihrem Geiste durchdrungen hat. Nur die Meinung: daß dieser Zustand der einzig rechtmäßige, oder daß jede fürstliche Herrschaft auf Erden ein vertilgenswerther

Gräuel und ein Unrecht sey, könnte sie weder ausdrücklich noch stillschweigend theilen, glücklicher Weise ist dieß aber auch in Nordamerika, wenn gleich vielleicht die Meinung vieler beschränkter Köpfe, so doch keineswegs die officielle Staatstheorie, zu der sich jeder nordamerikanische Bürger bekennen müßte, — wie dieß z. B. der Convent während der ersten französischen Revolution zu fordern für gut fand. Der absoluten Trennung der Kirche vom Staate in Nordamerika schreibt Tocqueville jene merkwürdige Erscheinung zu, daß dort die Religion eine größere Herrschaft über die Gemüther übe, als vielleicht in irgend einem Lande von Europa. — »Jeden Tag, sagt er, wuchs meine Neugier, die Ursache dieses Phänomens zu kennen. Um sie zu erfahren, befragte ich die Glaubensgenossen aller Bekenntnisse. Besonders fragte ich die Geistlichen, in deren Händen die Ueberlieferung der verschiedenen Glaubenslehren liegt, und deren persönliches Interesse mit der Aufrechthaltung derselben verbunden ist. Die Religion, die ich bekenne, brachte mich insbesondere in nahe Berührung mit dem katholischen Klerus, und ich säumte nicht, ein inniges Verhältniß mit mehreren seiner Mitglieder anzuknüpfen. Jedem derselben legte ich mein Erstaunen an den Tag, und setzte ihm meine Zweifel aus einander. Ich fand, daß alle diese Männer nur in den Einzelnheiten von einander abwichen. Aber alle schrieben vorzugsweise der vollständigen Trennung der Kirche vom Staate die friedliche Herrschaft zu, welche die Religion in ihrem Lande ausübt. Ich scheue mich nicht zu behaupten, daß ich während meines Aufenthaltes in Amerika keinen einzigen Menschen getroffen habe, gleichviel ob Priester oder Laien, der nicht in diesem Punkte vollständig derselben Meinung gewesen wäre.«

»Wie verhält sich die Lehre der Kirche zu dieser Ansicht? — Die Kirche nimmt den ganzen Menschen in allen Verhältnissen seines Daseyns in Anspruch; sie will, daß die Lehre des Heils alle seine Lebensbeziehungen durchdringe, und daß jede derselben ein Abbild des göttlichen Reiches sey, so heiligt sie die Ehe und die Familie, so wie den Staat, — sie will, daß jeder dieser geselligen Zustände ein christlicher werde. In dem Begriffe des christlichen Staates, den die Kirche in allen politischen Zuständen als Musterbild und Urtypus vorhält, liegt die Aufforderung, daß diejenigen, in deren Hände Gott die höchste unabhängige Macht gelegt hat, nach dem Maße dieser ihnen verliehenen Macht Gott dienen, und mithin sein Reich auf Erden, die sichtbare, allgemeine Kirche, durch alle ihnen zu Gebote stehenden, den Umständen nach anwendbaren und erlaubten Mittel zu erbauen, zu fördern, zu erweitern streben sollen. Ein negatives oder indifferentes Verhalten der irdischen Gewalt zur Wahrheit, oder was

dasselbe ist, zur Kirche, erscheint von diesem Standpunkte auch als ein sündhafter Ungedanke, die absolute Trennung von Kirche und Staat als eine wahre Erniedrigung und Entwürdigung, ja als der moralische Tod des letzteren, und die schrankenlose Freygebung und Gleichstellung aller möglichen und denkbaren Religionen als eine anarchische Auflösung jenes innersten Lebensorganismus. Von einer Billigung und Annahme des Princips jenes Systems von Seiten der Kirche kann also nicht die Rede seyn. Die wahre Kirche wird und kann nie den Indifferentismus auf dem politischen Gebiete als das Ideal des Staats, als das Ziel und Ende der Bewegung gelten lassen, dem alle staatsgesellschaftlichen Verbindungen unter den Menschen sich anzunähern berufen wären. Allein, eine ganz andere Frage ist es: ob die Kirche einen Zustand der erwähnten Art, unter gewissen, als Thatsache gegebenen, von ihrem Willen unabhängigen Voraussetzungen dulden, in ihm die unerforschliche Fügung des Allerhöchsten anerkennen, und sich ihm demgemäß, ohne Rückhalt und aufrichtig unterwerfen dürfe? Diese Frage muß eben so bestimmt bejahet werden, als es keinem Zweifel unterliegt, daß diese Voraussetzungen in den vereinigten Staaten von Nordamerika wirklich vorhanden sind.«

Zu den interessantesten Theilen dieses Werkes gehört unstreitig das letzte Kapitel, in welchem der Verfasser die drey verschiedenen Rassen Nordamerikas, ihren gegenwärtigen Zustand, und ihre künftige Fortbildung beleuchtet. Während die jungen Staaten in rascher Entwickelung fortschreiten, während wie durch Zauber im Westen eine neue Welt sich erschließt, steigen in den südlichen Sclavenstaaten schwarze Gewitterwolken auf. Umfaßt man mit einem Blicke die Gefahr, die von jener Seite her einen großen Theil der Union bedrohet, so bebt man zurück vor den Gräueln, mit welchen die Phantasie das Schreckenbild eines Sclavenkrieges umgibt. Man begreift es, warum dort die weiße Bevölkerung im Bewußtseyn der numerischen und physischen Ueberlegenheit ihrer schwarzen Mitbewohner kein Mittel verschmähet, um diesen die Erkenntniß der eigenen Kraft zu entziehen. Ihren Geist in Fesseln zu schlagen und durch moralischen Zwang zu bewirken, was auf andere Weise nicht möglich scheint, ist daher Gegenstand der Legislaturen aller südlichen Staaten. Es ist bekannt, daß, wer sich unterfängt, die Sclaven im Lesen zu unterrichten, mit den schwersten Strafen belegt wird. In diesem Sinne sind alle Sclavengesetze erlassen. Man würde aber ungerecht und irrthümlich urtheilen, glaubte man, daß ein besonderer Hang zur Tyranney, ein bloß auf äußerliche Vortheile gerichtetes Bestreben, die weiße Bevölkerung zu so furchtbaren Maß-

regeln schreiten ließ. Es liegt hierin eine innere Nothwendigkeit, die Alten würden die Hand der Nemesis, und in diesen, einer furchtbaren Catastrophe immer näher rückenden Zuständen, ein dunkles, grauenvolles, unabwendbares Verhängniß erkennen. Unbefangene Beurtheiler suchen hierin nichts anderes, als die Aeußerungen des mächtigsten Triebes der menschlichen Natur — der Selbsterhaltung.

Doch wir wollen hier, wo es sich um eine der inhaltschwersten Fragen der Union handelt, und wo die Ansicht Tocqueville's vom größten Gewichte ist, dem Urtheile des Lesers nicht vorgreifen.

Der Verfasser handelt zunächst von den Eingebornen. Wir müssen ihm zuerst nach den amerikanischen Urwäldern folgen, denn jenes klägliche Geschick der Rothhäute steht mit dem Loose der Schwarzen zwar nicht in unmittelbarem, aber doch nahem Zusammenhange.

»Das in unsern Tagen von der amerikanischen Union in Besitz oder in künftigen Anspruch genommene Gebiet erstreckt sich vom atlantischen Ocean bis zum Gestade des Südmeeres. Es umfaßt also im Osten und Westen den ganzen Kontinent. Im Süden streift dasselbe an die Tropenländer, und erstreckt sich im Norden bis ans Eismeer. Die in diesem Raume zerstreueten Menschen bilden nicht, wie in Europa, Sprossen der nämlichen Familie. Man unterscheidet beym ersten Blicke drey natürlich verschiedene, fast möchte ich sagen, wider einander feindliche Rassen. Die Erziehung, das Gesetz, der Ursprung und sogar die äußere Form der Gesichtszüge bilden zwischen solchen gleichsam einen unübersteiglichen Boden. Es hat sie mit einander vermischt, aber nicht verschmolzen, und jede Rasse strebt nach einer andern Zukunft. Unter diesen drei so verschiedenen Geschlechtern ist der erste der weiße Europäer, der unsere Blicke an sich zieht, der erste an Einsichten, an Macht und an Glück, und vorzugsweise Mensch. Unter seinem leitenden Einflusse erscheint dort der Neger und der Indianer. Die beiden letzteren unglücklichen Rassen haben weder ihren Stamm, noch Figur, Sprache oder Sitten gemeinschaftlich, nur im Unglücke haben sie eine Art der Gleichheit. Im Lande, wo sie wohnen, sind sie untergeordnet dem Drucke der Tyranney, und ist ihr Elend auch verschieden, so klagen doch Beyde die nämlichen Urheber an. Wenn man sie neben einander erblickt, so steht der Europäer über die Menschen der andern Rassen so hoch, als der Mensch über die Thiere. Er benutzt sie nach Belieben, und vernichtet sie, wenn sie sich ihm nicht unterwerfen. Die Unterdrückung hat mit einem Schlage den Nachkommen der Afrikaner fast alle Vorrechte der Mensch-

heit genommen. Der Neger der vereinigten Staaten hat sogar das Andenken an sein Vaterland verloren, und hört nicht mehr die Sprache, welche seine Väter redeten. Er hat ihre Religion abgeschworen und ihre Sitten vergessen, seit er nicht mehr Afrika angehört, ohne dadurch ein Recht auf die Güter Europas erlangt zu haben; aber er ist stehen geblieben zwischen den Afrikanern und Europäern, von den erstern verkauft, von den letzteren verstoßen worden, und hat auf der ganzen Erde nur den Heerd seines Herrn, der bey ihm die Stelle des Vaterlandes vertritt. Der Neger hat keine Familie; er findet in seiner Frau nur die Gefährtin seines Vergnügens, und mit der Geburt sind seine Söhne seines Gleichen. Soll ich jene Ruhe der Seele, welche den Menschen unempfindlich macht bey seinem äußersten Elende, ja sogar einen gewissen verdorbenen Geschmack dafür einzuflößen weiß, eine Wohlthat Gottes, oder den letzten Fluch seines Zornes nennen? Untergetaucht in diesen Abgrund des Bösen fühlt der Neger kaum sein Unglück. Die Gewalt machte ihn zum Sclaven, die Fortdauer der Sclaverey gab ihm die Gedanken und den Ehrgeiz eines Sclaven; er bewundert seine Tyrannen noch mehr, als er sie haßt, und findet Freude und Stolz in der knechtischen Nachahmung seiner Unterdrücker. Sein Verstand steht so niedrig als seine Seele. Der Neger geht zu gleicher Zeit ins Leben und in die Sclaverey ein. Was sage ich? oft wird er gekauft im Bauche der Mutter, und fängt schon vor der Geburt an, Sclave zu seyn. Ohne Bedürfniß, wie ohne Vergnügen kann er nichts für sich selbst schaffen, und begreift mit den ersten Kenntnissen seines Vorhandenseyns, daß er das Eigenthum eines Andern ist, dessen Interesse für sein Leben wacht. Für sein eigenes Schicksal darf er nicht sorgen. Selbst der Gebrauch des Denkens erscheint ihm als ein unnützes Geschenk der Vorsehung, und er genießt in Ruhe alle Vorrechte seiner Niedrigkeit. Wenn er frey wird, scheint ihm oft die Unabhängigkeit noch lästiger zu seyn, als die Sclaverey. Denn während seines Daseyns hat er gelernt, sich allem, aber nur nicht der Vernunft zu unterwerfen, und wenn die Vernunft sein einziger Leiter wird, so kann er ihre Stimme nicht anerkennen. Tausend neue Bedürfnisse umlagern ihn, und um über solche Herr zu werden, mangeln ihm Kenntnisse und freyer Muth. Die Bedürfnisse sind Herren, welche er bekämpfen muß, und er hat nur Unterwerfung und Gehorsam gelernt. So gelangt er zum äußersten Elend der Stumpfheit durch die Knechtschaft, und dem gänzlichen Untergange der Freyheit. Die Unterdrückung hat mit verschiedenen Wirkungen nicht weniger Einfluß auf die indianischen Rassen ausgeübt. Vor der Ankunft der Weißen in der neuen Welt lebten die Einwohner

Nordamerikas ruhig in ihren Wäldern. Unterworfen dem gewöhnlichen Wechsel des wilden Lebens, zeigten sie die Laster und die Tugenden der uncivilisirten Völker. Nachdem die Europäer die indianischen Volksstämme in ferne Wüsten zerstreut hatten, sind sie zu einem Leben des Herumirrens und des Umherschweifens verdammt worden, bey unaussprechlichem Elend. Die wilden Völker werden nur durch Meinungen und Sitten regiert. Indem man unter den nordamerikanischen Eingebornen das Gefühl des Vaterlandes schwächt, ihre Familien zerstreut, ihre Traditionen verdunkelt, die Kette der Erinnerungen unterbricht, alle ihre Gewohnheiten ändert, unmäßig ihre Bedürfnisse steigert, hat die europäische Tyranney sie unordentlicher und uncivilisirter gemacht, als sie es bisher waren. Der moralische und physische Zustand dieser Völker ist immer schlimmer gewarden. Doch haben die Europäer den Charakter der Wilden nicht ganz umgestalten können, und mit der Macht sie zu vernichten, haben sie es niemals dahin bringen können, sie zu policiren und sich zu unterwerfen. Der Neger befindet sich in der tiefsten Sclaverey, und der Indianer an der äußersten Gränze der Freyheit. Die Sclaverey ist den Negern so verderblich, als den Wilden ihre Unabhängigkeit. Der Neger hat sogar das Eigenthum seiner Person verloren, und kann über sein Leben nur schalten, indem er einen Diebstahl begeht. Der Wilde ist sich selbst überlassen, sobald er handeln kann. Kaum hat er jemals die Autorität der Familie gekannt, und niemals seinen Willen vor einem fremden Willen gebeugt. Niemals hat man ihm gelehrt den freywilligen Gehorsam von einer schimpflichen Unterwerfung zu unterscheiden, und Gesetze sind ihm nicht einmal dem Namen nach bekannt. Nach seinen Begriffen ist Freyheit Entfreyung von fast allen Fesseln des geselligen Lebens. Er gefällt sich in dieser barbarischen Unabhängigkeit, und zieht den Tod der kleinsten Aufopferung seiner Freyheit vor. Die Civilisation gewährt einem so gesinnten Wilden keine Wohlthaten. Der Neger macht tausend vergebliche Versuche, um sich in eine ihn zurückstoßende Gesellschaft einzuführen. Er nimmt den Geschmack seiner Unterdrücker und ihre Meinungen an, und hofft durch solche Nachahmung sich mit ihnen zu vermischen. Seit seiner Geburt hörte er, daß sein Stamm natürlich niedriger steht, als derjenige der Weißen, und glaubt dieß gerne, indem er sich vor sich selbst schämt. In jedem seiner Züge entdeckt er eine Spur der Sclaverey, und vermöchte er es, so möchte er gerne seinem Stamme entsagen. Desto stolzer ist der Indianer in seiner Einbildung auf den behaupteten Adel seines Ursprungs, und lebt und stirbt in den Träumen seines Stolzes. Weit entfernt, seine Sitten den unserigen anpassen zu wollen, hängt er

sich an die Barbarey, als eine Auszeichnung seines Stammes, und stößt unsere Civilisation von sich, nicht so sehr, weil er sie haßt, als weil er fürchtet, dadurch den Europäern gleich zu werden. Der eingeborne Amerikaner behält seine Meinungen und alle seine Gewohnheiten aufs pünktlichste bey, mit einer Unbiegsamkeit ohne Beyspiel in der früheren Geschichte. Seit mehr als zweyhundert Jahren haben diese nordamerikanischen Wilden täglichen Verkehr mit der weißen Rasse; und doch von ihnen keine Idee oder eine Gebräuchlichkeit angenommen. Freylich haben die Weißen einen großen Einfluß auf die Wilden, deren Charakter dadurch schlechter, aber nicht europäischer geworden ist. Als ich mich im Sommer 1831 hinter dem See Michigan befand, zu Greenbay, an der äußersten Grenze der Indianen und der Unionsstaaten, machte ich Bekanntschaft mit dem Major H., einem amerikanischen Officiere, der eines Tages, nach mancher Bemerkung über die Unbiegsamkeit der Wilden, mir Folgendes erzählte: »Ich habe einst einen jungen Indianer gekannt, der in Neu-England in einem Kollegium erzogen worden war. Er hatte darin viel gelernt, und sich ganz das Aeußere eines civilisirten jungen Mannes angeeignet. Als der Krieg zwischen uns und den Engländern im Jahre 1810 entstand, sah ich diesen jungen Mann wieder; er diente damals in unserer Armee an der Spitze der Krieger seines Stammes. Die Amerikaner hatten die Wilden nur unter der Bedingung in ihre Reihen aufgenommen, daß sie den scheußlichen Gebrauch des Ablösens der Hirnhaut vom Schädel der Besiegten nicht weiter ausüben sollten. Am Abend nach dem Treffen von C. setzte er sich an unser Bivouacfeuer und erzählte mir manches von seinen Thaten, öffnete sein Kleid, und sagte: Verrathet mich nicht, aber sehet! Wirklich sah ich; fügte der Major H. hinzu, zwischen Brust und Hemd den blutigen Scalp eines Engländers.« Der Vollkommenheit unserer Künste will der Indianer nichts entgegenstellen, als was die Wüste liefert; unserer Taktik nichts, als seinen Muth ohne Disciplin; unsern tiefen Entwürfen nichts, als den freywilligen Instinkt seiner wilden Natur; aber freylich ist er auch in dem ungleichen Kampfe der Unterliegende. Der Neger möchte sich gerne mit dem Europäer vermischen, und vermag es nicht. Der Indianer könnte das gewissermaßen erlangen, aber er verschmähet den Versuch. Die Knechtschaft des Einen macht ihn zum Sclaven, der Stolz des Andern weihet ihn dem Tode. Ich kam in meiner Streiferey durch die Wälder des Staates von Alabame eines Tages in die Hütte eines einsiedlerischen Waldbewohners. Ich wollte nicht die Hütte betreten, sondern mich nur etwas ausruhen an einer nahen Quelle im Holze. Während

meines Aufenthaltes kam auch dahin eine Indianerin (wir waren damals nahe am Gebiete des Stammes der Creeks), und führte an der Hand ein fünf bis sechs Jahre altes Kind, was weißen Geschlechtes war, und vermuthlich eine Tochter des Bewohners der Hütte. Ihr folgte eine Negerin. Die Wilde war im Luxus ihrer Nation gekleidet, und trug Metallringe an der Nase und an den Ohren. Ihre bis zu den Schultern herabhängenden Haare waren untermischt mit Glasperlen. Sie mußte noch nicht Frau seyn, denn sie trug noch das Halsband von Muscheln, das die Mädchen gewohnt sind, im Ehebette abzulegen. Die Negerin trug zerrissene europäische Kleidungsstücke. Alle drey ließen sich nieder am Ufer der Quelle. Die junge Wilde schloß das Kind in ihre Arme mit mütterlicher Zärtlichkeit; von der andern Seite suchte die Negerin durch tausend kleine Künste die Aufmerksamkeit der kleinen Kreolin auf sich zu ziehen, welche in der kleinsten Bewegung eine Vornehmheit, als Gegenstück ihres Alters und ihrer Schwäche zeigte. Sie nahm mit einer Art Gefälligkeit die Liebkosungen ihrer Begleiterinnen an. Die vor ihrer Herrin niederhockende Negerin schien zu erlauern, was wohl das Kind wollen möchte, und verband ihre fast mütterliche Zuneigung mit einer knechtischen Furcht, indeß ich bey aller ausströmenden Zärtlichkeit der Wilden gegen das Kind eine freie, stolze und fast rauhe Manier derselben wahrnahm. Ich hatte mich genähert, und betrachtete dieß mit Stillschweigen; aber der Indianerin mochte dieß mißfallen, denn sie erhob sich plötzlich, stieß das Kind mit Rauhheit von sich, und nachdem sie einen zornigen Blick auf mich geworfen hatte, eilte sie in den Wald. Es war mir oft begegnet, daß ich an einer Stelle Personen der drey Rassen bey einander in Nordamerika antraf. Das Uebergewicht der Weißen hatte ich oft in mancherlei von einander abweichenden Gelegenheit wahrgenommen, aber niemals etwas so Rührendes, als an der eben erwähnten Quelle. Ein Band der Zuneigung vereinigte hier die Unterdrücker und die Unterdrückten. Die Natur schien solche einander annähern zu wollen, und machte den großen Raum zwischen ihnen durch Vorurtheile und Gesetze um so auffallender.«

»Alle indianischen Stämme, welche vormals das Gebiet von Neu-England bewohnten, die Narragansetts und die Mohikans, die Pekots u. s. w. leben nicht mehr im Andenken der Menschen; eben so sind die Lenapes verschwunden, welche Penn vor hundert funfzig Jahren am Ufer des Delaware empfingen. Ich traf noch die letzten Irokesen an, welche um Almosen baten. Alle diese Nationen erstreckten sich vormals bis ans Meer. Jetzt muß man hundert Stunden ins Innere dringen, ehe man einen Indianerstamm antrifft. Sie sind nicht allein zurück getrieben, sondern

auch vernichtet werden. In den dreyzehn ältesten vereinigten Staaten sind nur noch 6273 Wilde vorhanden, wie amtliche Akten ergeben. So wie sich die Eingebornen entfernen oder aussterben, entsteht statt ihrer eine unermeßliche Bevölkerung. Vormals hatte man niemals eine so erstaunende Entwickelung der neuen Staaten und ein so schnelles Aussterben der Eingeborenen erlebt! Dieses schnelle Aussterben erfolgt auf folgende Weise: Als die Indianer allein die Wüste bewohnten, aus welcher man sie jetzt vertrieben hat, waren ihre Bedürfnisse gering; sie verfertigten sich selbst ihre Waffen, das Flußwasser war ihr einziges Getränk, und sie kleideten sich mit den Häuten der Thiere, deren Fleisch sie ernährte. Die Europäer führten ihnen Feuergewehre, Eisen und hitzige Getränke zu, sodann auch gewebte Kleidung statt der früheren, den Wilden genügenden barbarischen Kleidung. Als die Indianer an diesen Lebensgemächlichkeiten Geschmack fanden, lernten sie zugleich nicht die Kunst, sie selbst zu befriedigen, und sie mußten zur Industrie der Weißen ihre Zuflucht nehmen. Für diese Güter, welche sich der Indianer nicht selbst schaffen konnte, vermochte derselbe nichts, als das reiche Pelzwerk anzubieten, was die Wälder damals enthielten. Von dieser Zeit an jagte der Indianer nicht bloß für sein häusliches Bedürfniß, sondern auch, um mit den Häuten und dem Pelzwerke des erlegten Wildes manche Waare, welche ihm die Europäer anboten, einzutauschen. Die Herren Clark und Caß sagen in ihrem Berichte an den Kongreß vom 4. Februar 1829, S. 23: Es ist schon sehr lange her, daß die Indianer sich ihre Nahrung und Kleidung ohne die Hülfe civilisirter Menschen verschaffen konnten. Jenseits des Mississippi, in einem Lande, wo man noch große Büffelheerden antrifft, wohnen die indianischen Stämme, welche die Büffel auf ihren Wanderungen verfolgen. Diese Indianer können noch leben, weil sie noch gerade so leben, wie ihre Vorfahren; aber die Büffel weichen von ihren Jägern immer weiter zurück. Man kann jetzt nur noch das kleinere Wild mit Flinten oder in Erdgruben, worin dasselbe fiel, erlegen. Dieß sind der Bär, der Damhirsch, der Biber, die Moschusratze, welche den Wilden besonders die Nahrung verschaffen. Besonders im Nordwesten müssen es sich die Indianer saure Arbeit kosten lassen, um ihre Familien zu ernähren; denn bisweilen dauert die Jagd mehrere Tage, ohne daß der Jäger Wild antrifft. In solcher Frist muß die Familie von Baumrinde und von Wurzeln leben, oder verhungern, was oft im Winter der Fall ist. Die Indianer wollen nicht leben wie die Europäer, und doch können sie solche nicht entbehren, und können nicht mehr wie ihre Vorfahren leben, wie folgende Thatsache beweisen wird, von welcher ich amtlich Kenntniß

erhielt. Menschen von einem indianischen Stamme am Obersee hatten einen Europäer erschlagen. Die amerikanische Regierung verbot allen Handelsverkehr mit solchem Stamme, bis sie den Thäter ausgeliefert haben würden, was auch geschah. Während die Bedürfnisse der Indianer wachsen, nehmen ihre Hülfsmittel ab. Sobald in der Nähe des Gebietes der Indianer eine neue europäische Niederlassung entsteht, erzeugt solche Furcht unter dem Wilde. Vor fünf Jahren, sagt Volney in seiner Schilderung der vereinigten Staten, als ich von Vincennes nach Kaskaskias reisete, ein Gebiet, das jetzt im Staat Illinois liegt, aber im Jahre 1797 noch durchaus unangebauet war, sah man auf den Weiden Heerden von 400 bis 500 Büffeln. Heute sieht man nichts mehr davon. Die Büffel sind über den Mississippi geschwommen, wegen der Verfolgung der Jäger, und aus Scheu vor den Glocken der Kühe der Amerikaner. Die Büffel fürchten sich nicht, wenn Tausende von Wilden ihnen auf ihren Wanderungen begegnen, sobald sie aber den Lärm der europäischen Industrie vernehmen, so fliehen sie weiter nach den unermeßlichen Weiden des Westen. In dem vorgedachten Berichte an den Kongreß liest man: »» Seit einigen Jahren nähern sich die Büffelheerden bereits dem Fuße des Alleghanygebirges. In wenigen Jahren wird man sie schon selten sehen in den Ebenen längs dem Felsengebirge.«« Man hat mir versichert, daß die Ansiedelung der Weißen schon in der Entfernung von zweihundert Stunden auf die schwerere Versorgung der Wilden, also auf Menschen wirkt, deren Stammname vielleicht den Weißen unbekannt ist. Von der Wahrheit dieser Behauptung kann man sich überzeugen aus dem Generalregister der indianischen Stämme innerhalb der Gränzen, welche von den vereinigten Staaten in Anspruch genommen werden, in den Gesetzgebungsakten des zwanzigsten Kongresses Nr. 117, S. 90 — 105, woraus man sieht, wie schnell die Stämme in der Mitte des Innern von Nordamerika abnehmen, obgleich die Europäer von ihnen noch sehr entfernt sind. Bald dringen kühne Abenteurer in das Gebiet der Indianer funfzehn bis zwanzig Stunden jenseits der äußersten Grenze der Niederlassungen der Weißen, und bauen mitten unter solchen Wohnungen. Dieß wird ihnen leicht, denn die Grenzen der von der Jagd lebenden Völker sind stets ungenau bestimmt. Uebrigens gehört ein solches Gebiet der ganzen Nation, daher spricht dagegen kein Einzelner als Privateigenthümer. Einige so weit vorgedrungene Familien der Weißen vertilgen nun bald alles Wild in der Nähe ihrer Wohnungen, wodurch die Jagd der Indianer, welche bis dahin im Ueberflusse lebten, schlechter werden muß, und ihnen die Mittel mangeln, um mit den Weißen Tauschhandel zu treiben.

Wenn man das Wild verjagt, so ist das für die Indianer eben so nachtheilig, als wenn unsere Landleute eine Mißernte trifft. Bald fehlen den Indianern die Unterhaltsmittel gänzlich. Dann trifft man sie in gleicher Noth, wie hungerige Wölfe in ihren Wäldern. Doch fesselt sie noch die Vaterlandsliebe an das Land, wo sie geboren wurden. Der vorerwähnte Bericht an den Kongreß sagt Seite 15: »»Die Indianer hängen eben so wie wir an ihrem Boden, ja sie knüpfen an die Veräußerung der Länder, welche der große Geist ihren Vorfahren angewiesen hat, einen Aberglauben. So pflegen sie auf die Kaufanträge ihres ganzen Gebietes, oder eines Theiles desselben, wenigstens beym Anfange der Verhandlung zu erwiedern: wir verkaufen nicht das Land, wo die Asche unserer Väter ruht.«« Endlich pflegen sie sich zur Abreise zu entschließen, und verfolgen auf ihrer Flucht die Elennthiere, die Büffel und die Biber, welche nun gleichfalls sich eine neue Gegend aufsuchen müssen. Daher sagt man, daß nicht die Europäer, sondern der Hunger die Indianer verjagt. Eine glückliche, den alten Kasuisten unbekannte Distinktion, welche die neueren Lehrer des Völkerrechtes entdeckt haben. Man kann sich die schrecklichen Leiden nicht vorstellen, welche solche erzwungene Auswanderungen zur Folge haben. Im Augenblicke, wo die Indianer ihre alte Heimath verlassen, sind sie schon dem Elende preis gegeben. Die Gegend, von der sie künftig Besitz ergreifen wollen, ist bereits von Völkern besetzt, welchen die Neuangekommenen lästig sind. Hinter ihnen wüthet der Hunger und vor ihnen der Krieg, und allenthalben Elend. Um endlich so vielen Feinden zu entgehen theilen sie sich. Jeder sucht sich nun einzeln so gut als möglich zu helfen, und lebt in den Wüsten wie ein aus dem Schooße der civilisirten Welt Verbannter. Das schon längst in solchen Stämmen geschwächte gesellschaftliche Band zerreißt dann völlig. Sie hatten schon kein Vaterland, und bilden auch bald kein Volk mehr; kaum sind noch einige Familien übrig Der gemeinschaftliche Name verliert sich, die Sprache wird vergessen, die Spuren des Ursprungs verschwinden. Die Nation hat aufgehört zu seyn; sie leben nur noch im Andenken der amerikanischen Alterthumsforscher, und sind nur einigen Gelehrten in Europa bekannt. Der Leser muß nicht glauben, daß meine Schilderung übertrieben sey. Ich habe dieses Elend selbst mit angesehen, und kann es nicht traurig genug schildern. Am Schlusse des Jahres 1831 befand ich mich am linken Ufer des Missisippi zu Memphis. Während meines dortigen Aufenthaltes kam dahin ein zahlreicher Trupp von Choctas, wie solche die Franzosen in Louisiana nennen. Diese Wilden verließen ihr Land, und wollten nach dem rechten Ufer des Missisippi übergehen, wo

sie eine ihnen von der amerikanischen Regierung versprochene Zuflucht zu finden hofften. Es war damals in der stärksten Winterkälte, und der Frost von ungewöhnlicher Heftigkeit. Der Schnee war hart gefroren und der Fluß voll Treibeis. Die Indianer führten ihre Familien mit sich, mit Verwundeten, Kranken, neugebornen Kindern und Greisen, welche zu sterben im Begriffe waren. Sie hatten weder Gezelte noch Wagen, sondern nur etwas Lebensmittel und Waffen. Ich sah, wie sie sich einschifften, um den Mississippi zu passiren. Niemals werde ich das feyerliche Schauspiel vergessen. Man hörte kein Schluchzen oder Klagen, aber sie schwiegen. Ihr Unglück war alt, und sie fühlten, daß es unheilbar war. Schon hatten alle Indianer das sie abführende Schiff betreten. Ihre Hunde waren aber noch am andern Ufer. Als nun diese sahen, daß ihre Herren abfahren, so fingen sie an schrecklich zu heulen, alle stürzten sich in das eisige Wasser und schwammen ihren Herren nach. Die Versetzung der Indianer geht oft in unsern Tagen gesetzlicher und regelmäßiger vor sich. Wenn die Bevölkerung der Weißen anfängt, sich der Wüste zu nähern, die ein wildes Volk bewohnt, so schickt die Bundesregierung gemeiniglich an solches eine feyerliche Gesandtschaft. Die Weißen versammeln die Indianer in einer großen Ebene, und nachdem sie mit ihnen gegessen und getrunken haben, stellen sie den Wilden Folgendes vor: »Was macht ihr im Lande eurer Väter? Bald werdet ihr ihre Knochen ausgraben müssen, um zu leben. Worin ist die von euch bewohnte Gegend besser, als eine andere? Gibt es nur da, wo ihr euch befindet, Wald, Moräste und Wiesen, und könnet ihr nur unter einer Sonne leben? Jenseits der Berge, welche ihr am Horizonte sehet, jenseits des Sees, der im Westen euer Gebiet berührt, trifft man viele Gegenden mit vielem Wilde an. Verkauft uns euer Land, und lebt in jener Gegend glücklicher.« Nach solcher Rede breitet man vor den Augen der Wilden Feuergewehre, wollene Kleidungsstücke, Branntweinfässer, Halsbänder von Glasperlen, Armbänder von Zinn, Ohrgehänge und Spiegel aus. Der oft erwähnte Bericht erzählt: »Wenn die Indianer am Orte der Verhandlung ankommen, so sind sie arm und fast nackend. Dort sehen sie in Menge Gegenstände, welche für sie Werth haben, und welche die amerikanischen Handelsleute mitgebracht haben. Die Frauen und die Kinder sind am begierigsten auf die schönen Sachen, und fangen an, die Männer zu plagen durch ungestüme Forderungen, und suchen den Schluß des Landverkaufes zu vermitteln. Die Indianer sind gewöhnlich zu Handlungen künftiger nachtheiliger Folgen für sie leicht zu verlocken, denn der Wilde ist nicht Herr über seine Leidenschaften und befriedigt gern

unmittelbar seine Bedürfnisse und ein gegenwärtiges Verlangen. Vergeblich würde man den Indianer zu einem solchen Verkauf bestimmen, sey es auch nur eines Theils seines Gebietes, wenn man nicht im Stande wäre, auf der Stelle manche seiner Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn man die Lage dieser Unglücklichen unpartheyisch erwägt, so wundert man sich nicht über ihren Eifer, einige Erleichterung ihrer Leiden schnell zu erlangen. — Wenn die Indianer beym Anblick solcher Reichthümer sich noch bedenken, so gibt man ihnen zu verstehen, daß sie die verlangte Zustimmung nicht versagen können, und daß die Regierung bald nicht mehr im Stande seyn wird, sie beym ferneren Genusse ihres Rechtes zu beschützen. Was sollen sie nun thun? Halb freywillig, halb gezwungen, räumen die Wilden ein, daß sie weiter ziehen wollen, und gehen nach neuen Wüsten, wo man sie nicht zehn Jahre in Ruhe lassen wird. So erwarben die Amerikaner um geringen Preis ganze Provinzen, welche die reichsten Souveraine in Europa nicht würden bezahlen können. Am 19 May 1830 versicherte Herr Everett der amerikanischen Repräsentantenkammer, daß die Amerikaner bereits durch Traktate im Osten und Westen des Mississippi 230 Millionen Acker erworben hätten. Im Jahre 1808 verließen die Osagen den Weißen 48 Millionen Acker für eine Rente von 1000 Dollars. Im Jahre 1818 die Quapaws 29 Millionen Acker für 4000 Dollars Rente. Eine Million Acker behielten sie sich zur Jagd vor, und man hatte geschworen, daß man ihnen solche lassen würde, aber bald nahm man ihnen auch diesen Jagddistrikt. Herr Bell, Berichterstatter der Comité der indischen Angelegenheiten beym Kongresse, sagte hierüber am 24. Februar 1830 Folgendes: „Um uns die Wüsten zuzueignen, auf welche die Indianer Anspruch machen, sind wir gewohnt, den Stämmen der Wilden ihr Land erst dann abzukaufen, wenn das Wild daselbst bereits schon vernichtet ist. Es ist nützlicher, aber gewiß auch der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit angemessener, so zu handeln, als sich mit bewaffneter Hand der Gebiete der Wilden zu bemächtigen. Die Gewohnheit, den Wilden ihr Nationaleigenthum abzukaufen, ist also eine neue Erwerbungsart, welche die Menschlichkeit und eigner Vortheil der Gewalt substituirten. Auf solche Art gelangen wir doch zur Herrschaft über die Länder, die wir als Entdecker in Anspruch nehmen, und welche uns das Recht der civilisirten Völker zuspricht, uns auf dem Gebiete auszubreiten, welches die wilden Völker besessen haben. Manche Ursachen haben nicht aufgehört, in den Augen der Indianer den Werth ihres Bodens zu verringern, und deßwegen haben sie uns solche gern verkauft. Dieses Recht, den Wilden ihr Besitzrecht abzukaufen, hat also niemals

merklich den Wohlstand der vereinigten Staaten aufgehalten.« Gesetzgebungs-Urkunden des ein und zwanzigsten Kongresses Nr. 227, S 6.«

»Ich habe die großen Leiden der Indianer geschildert, und füge nun hinzu, daß sie mir unheilbar scheinen, da die indianische Rasse in Nordamerika auszusterben bestimmt zu seyn scheint, seit dem Tage, da sich der erste Europäer am Ufer des stillen Meeres niederließ. Dieß ist auch die Meinung fast aller amerikanischen Staatsmänner. Herr Laß sagte hierüber im Kongreß: »»man darf eine steigende Abnahme der Zahl der Indianer bis zu ihrem gänzlichen Aussterben annehmen. Sollte dieß nicht Statt finden, so müßten wir aufhören unser Gebiet immer weiter auszubreiten, oder die Wilden müßten sich ansäßig machen wie wir, oder unsere Beziehungen zu ihnen sich durchaus ändern, was sich vernünftiger Weise kaum erwarten läßt. Die Indianer Nordamerikas könnten sich nur von ihrem Untergange retten durch glücklichen Krieg oder durch ihre Civilisation, d. h. sie müßten entweder die Europäer vernichten, oder den Europäern gleich werden. Als die europäischen Kolonien entstanden, war ihnen das erstere möglich, wenn sie ihre Kräfte vereinigt hätten, um die gelandete geringe Anzahl der Fremden zu überwältigen. Mehreremal haben sie dieß versucht, und waren auch auf dem Punkte ihr Ziel zu erreichen, z. B. im Kriege der Wampanoags und der verbündeten Stämme wider die Kolonisten in Neu-England, unter Metacoms Anführung im Jahre 1675, und im Jahre 1622 in Virginien. Jetzt ist das Mißverhältniß selbst ihrer verbündeten Stämme zu groß, um je an eine solche Unternehmung zu denken. Doch erheben sich unter diesen Wilden noch jetzt genialische Köpfe, welche sich bestreben, ihre Landsleute verschiedener Stämme zum gemeinschaftlichen Haß wider die Weißen zu bestimmen, aber ihr Bemühen ist machtlos. Die den Weißen benachbarten Stämme sind schon viel zu schwach zu einem kräftigen Widerstande. Die entfernten Stämme denken sich die künftige Nachbarschaft der Europäer nicht für möglich, denn dem darin kindischen Indianer fehlt jedes Voraussehen in ferne Zeiten, und er erwartet ruhig die Gefahr. Die nahen Stämme haben nicht Macht genug, um feindlich zu handeln, indeß die andern ihren Beystand den Nachbarn verweigern. Es läßt sich leicht voraussehen, daß die Indianer sich niemals werden civilisiren wollen, oder daß sie es zu spät versuchen werden, wenn es nicht mehr Zeit ist. Die Civilisation ist das Resultat langer Anstrengungen in einem geselligen Leben vieler nahe bey einander wohnenden Menschen, und die aussterbenden Geschlechter vermachen sie ihren Nachkommen. Die von der Jagd lebenden Völker gewöhnen sich daran am schwersten.

Die Hirtenvölker wechseln zwar auch ihren Aufenthalt, befolgen aber in ihren Wanderungen stets einen regelmäßigen Gang, und kommen dahin zurück, wo sie freylich nur eine Zeit lang lebten. Die Wohnung der Jäger wechselt so oft, als das Lager der von ihnen verfolgten Thiere. Mehreremal bemühte man sich, unter den Indianern mehr Licht zu verbreiten, ohne ihre herumschweifende Lebensweise abändern zu wollen. Die Jesuiten unternahmen dieß in Kanada, und die Puritaner in Neu-England, nach Charlevois Geschichte von Neu-Frankreich und den erbaulichen Briefen. Aber alle Versuche bewirkten nichts Dauerhaftes. Die Civilisation entstand in den Hütten und starb in den Wäldern. Der große Fehler dieser Gesetzgeber für die Indianer war, daß sie nicht die Nothwendigkeit begriffen hatten, ein zu civilisirendes Volk vorher seßhaft zu machen; man vernachläßigte, die Indianer vor allem erst zur Garten- und Feldbestellung zu gewöhnen. Die Indianer sind indeß zu einer solchen Lebensart schwer zu gewöhnen, denn die Jäger ziehen das müßige Leben voll Abenteuer der beständigen und regelmäßigen Feldarbeit vor. Man kann dieß selbst im Schooße civilisirter Staaten wahrnehmen, aber noch sichtbarer ist es unter wilden Jagdvölkern. Die eingebornen wilden Nordamerikaner betrachten das Arbeiten nicht allein als ein Uebel, sondern auch als eine Schande, und ihr Stolz kämpft fast eben so hartnäckig, als ihre Faulheit, wider die Civilisation. »In allen Stämmen,« sagt Volney in seinem Gemälde der vereinigten Staaten, S. 423, »ist noch ein Geschlecht der alten Krieger vorhanden, welches über die Verachtung der alten Sitten Klage führt, und behauptet, daß die Wilden ihr Sinken nur den Neuerungen verdanken, und daß es hinreichend sey, um ihren Ruhm und ihre Macht wieder herzustellen, zu ihren alten Sitten wieder zurück zu kehren. Es gibt keinen noch so elenden Indianer, welcher nicht einen übertriebenen Begriff von seiner persönlichen Tapferkeit hat Er betrachtet die Arbeiten des Gewerbfleißes als etwas Erniedrigendes, und vergleicht einen Landmann mit einem Ochsen, welcher den Pflug zieht, und in jeder unserer Künste sieht er nur Sclavenarbeit Freylich hat er eine hohe Idee von der Macht der Weißen und von der Größe ihres Verstandes; wenn er aber das Resultat unserer Anstrengungen bewundert, so verachtet er doch die Mittel, wodurch wir solches erlangen, und bey aller Anerkennung unserer Ueberlegenheit glaubt er doch über uns zu stehen. Nur die Jagd und der Krieg scheinen ihm würdige Beschäftigungen eines Indianers. Im Auge der Indianer bietet die gepriesene Civilisation der Europäer dem Wilden nur saure Arbeit für das Brot an, das er in Schande genießt, und in seinen Augen ist dieß das einzige Resultat für

den, welcher den Stand eines Wilden aufgibt, und doch zu erlangen, ist er nicht einmal immer gewiß. Wenn die Indianer es unternehmen, mit Nachahmung der Europäer, ihrer Nachbarn, wie solche die Erde anzubauen, finden sie sich sogleich der Wirkung einer traurigen Konkurrenz ausgesetzt. Der Weiße ist Herr der Kunst des Ackerbaues, und der Indianer wagt solchen mit aller Unkunde der möglichen Vortheile. Der Weiße gewinnt ohne viele Mühe große Ernten, der Andere gewinnt nur kleine Ernten mit mehr Arbeit. Der Weiße lebt mitten in einer Bevölkerung, deren Bedürfnisse er kennt und theilt. Der Wilde aber lebt mitten in einem feindlichen Volke, dessen Sprache und Gesetze er unvollständig kennt, und doch die Kenntniß beyder mit Nachtheil entbehrt. Nur im Tausche seiner Produkte kann der Wilde zum Wohlstand gelangen, denn seine Landsleute werden ihm nur eine schwache Hülfe leisten. Wenn der Indianer die Früchte seiner Arbeiten verkaufen will, so findet er nicht immer einen Käufer, den der Weiße so leicht findet, und doch kann der Wilde seine Bedürfnisse nur mit vieler Mühe und schweren Kosten, und der Weiße viel wohlfeiler kaufen. Der Indianer hat sich also nur den Uebeln entzogen, denen die barbarischen Völker ausgesetzt sind, um sich dem größeren Elende der policirten Völker auszusetzen, und findet fast eben so viele Schwierigkeiten im Schooße unseres Ueberflusses, als in der Mitte seiner Wälder zu leben. Doch sind bey ihm die Gewohnheiten des herumirrenden Lebens noch nicht zerstört. Die Traditionen haben noch nicht ihr Reich verloren. Die Freude an der Jagd ist noch nicht vertilgt worden. Die wilden Freuden, welche er vormals in den Wäldern empfand, malen sich noch mit lebhaften Farben in seiner verwirrten Einbildungskraft. Es scheinen ihm die dabey empfundenen Entbehrungen weniger schrecklich, und die ihm begegneten Gefahren weniger groß. Die Unabhängigkeit, welche er unter seines Gleichen genoß, ist ein reizendes Gegenbild der knechtischen Stellung in einer civilisirten Staatsgesellschaft. Von der andern Seite ist die Einsamkeit, in welcher er lange frey gelebt hat, noch immer in seiner Nähe, und in einigen Stunden kann er sich wieder darin befinden. Für das halb urbar gemachte Feld, von welchem er sich kaum ernähren kann, bieten ihm die Weißen einen Preis, der ihm hoch scheint. Vielleicht kann er mit dem Gelde, was ihm die Weißen anbieten, weit von ihnen glücklich und ruhig leben. Er verläßt den Pflug, ergreift wieder seine Waffen, und kehrt für immer in die Wüste zurück. Dieser zerstörende Einfluß, welchen die civilisirten Völker stets auf die weniger civilisirten ausüben, ist selbst unter den Europäern wahrzunehmen. Die Franzosen hatten vor einem Jahrhundert mitten in der Wüste

die Stadt Vincennes am Flusse Wabash erbauet, und lebten daselbst in großem Ueberflusse bis zur Ankunft der Ausgewanderten aus den Freystaaten. Diese fingen damit an, mit den alten Einwohnern in Konkurrenz zu treten, und kauften ihnen hernach ihre Landgüter um niedrige Preise ab. Als Herr von Volney, dem ich diese Erzählung entnehme, Vincennes besuchte, befanden sich daselbst nur noch hundert Franzosen, welche auch noch nach Kanada oder Louisiana auswandern wollten. Diese Franzosen waren brave Leute, aber ohne Einsichten und ohne Gewerbfleiß, und hatten manche Gewohnheiten der Wilden angenommen. Die Amerikaner, welche vielleicht dem moralischen Werthe der Franzosen nachstehen mochten, besaßen weit mehr Verstandeskenntnisse, sie waren gewerbfleißig, wohlunterrichtet, reich, und gewohnt, sich selbst zu regieren.«

»So treibt ein Verhängniß die Söhne der Wildniß, selbst wo sie sich zu einem Versuche, in die Gemeinschaft der civilisirten Nationen aufgenommen zu werden, herbeygelassen haben, unwiderstehlich wieder in die Wildniß zurück. Das Verfahren der vereinigten Staaten, den Indianern gegenüber, ist bekannt. Die Unionsregierung hüllte ihr den Eingebornen nicht weniger, als jenes der Einzelstaaten feindseliges Vertreibungssystem mindestens in die Formen der Gesetzlichkeit; die Regierungen der Unionsstaaten hingegen gehen offen voran, und machten ihrer Tyranney, wenn sie sich auch einen Bruch der Verträge nicht gerade zu Schulden kommen lassen, nirgend ein Hehl.

Welche Stellung nimmt die schwarze Masse in den vereinigten Staaten ein?

»Die Indianer werden in ihrer Vereinzelung aussterben, wie sie darin gelebt haben, aber das Schicksal der Neger ist mehr mit demjenigen der Weißen verschlungen. Beyde sind mit einander verbunden, ohne sich darum mit einander zu vermischen. Sie trennen und vereinigen sich völlig mit gleicher Schwierigkeit. Nichts trübt die Zukunft der vereinigten Staaten mehr, als die Anwesenheit der Neger auf ihrem Boden. Wenn man die Ursachen gegenwärtiger Verlegenheiten und künftiger Gefahren der Union aufsucht, so mag man von jedem beliebigen Punkt ausgehen, wird aber immer auf diese Thatsache stoßen.«

Das Christenthum hatte solche vertilgt, aber die Christen des sechzehnten Jahrhunderts haben sie wieder eingeführt. Eigentlich haben sie solche niemals anders als wie eine Ausnahme ihres Gesellschaftssystemes zugelassen, und sie sorgfältig auf eine einzige Menschenrasse eingeschränkt. Dadurch wurde diese, der Menschheit geschlagene Wunde enger, aber auch weit schwerer zu heilen. Man muß die Sclaverey an sich und ihre Folgen von

einander unterscheiden. Die unmittelbaren durch solche hervorgebrachten Uebel waren sich bey den Alten, wie bey uns ungefähr gleich, aber desto ungleicher waren die Folgen. Bey den Alten waren Herren und Sclaven von gleicher Menschenrasse, und oft war der Sclave an Bildung und Einsichten dem Herrn überlegen. Die Freyheit allein trennte sie. Nach der Freylassung vermischten sie sich leicht mit einander. Die Alten befreyeten sich durch die Freylassung sehr einfach von der Sclaverey und ihren Folgen, und es gelang ihnen jedesmal, wenn sie solche allgemein anwandten. Aber auch im Alterthum dauerten die Spuren der Knechtschaft eine Zeit lang nach deren Auflösung fort. Es herrscht unter den Menschen häufig ein Vorurtheil, denjenigen zu verachten, welcher vormals unser Untergeordneter war, sogar noch lange Zeit, nachdem er uns gleich geworden ist. Auf die wirkliche, vom Glücke oder vom Gesetz gebotene, folgt stets eine eingebildete, in den Sitten entstandene Ungleichheit; aber bey den Alten hatte diese zweyte Wirkung der Knechtschaft eine Grenze. Der Freygelassene glich so sehr dem Freygebornen, daß man sie nicht von einander zu unterscheiden vermochte. Bey den Alten war das Schwierigste, das Gesetz zu modificiren, bey den Neueren dagegen die Veränderung der Sitten. Bey uns fängt die wahre Fähigkeit des Freywerdens an, wo sie sich bey den Alten schloß. Dieß kommt daher, daß bey den Neueren die geistige und flüchtige Thatsache der Sclaverey auf die traurigste Art verbunden ist mit der materiellen und bleibenden Thatsache des Unterschiedes der Rasse. Das Andenken der Sclaverey entehrt die Rasse, welche dieselbe im Andenken erhält. Kein Afrikaner kam frey an der Küste der neuen Welt an, woraus folgt, daß alle diejenigen, welche sich daselbst in unsern Tagen finden, Sclaven oder Freygelassene sind. Der Neger vererbt also mit seiner Existenz auf alle seine Nachkommen das äußere Zeichen seiner Schande. Das Gesetz kann die Knechtschaft auflösen, aber Gott allein kann die Spur derselben verschwinden lassen.

Mir scheinen diejenigen, welche hoffen, daß die Europäer sich einst mit den Negern verschmelzen werden, eine leere Einbildung zu hegen. Meine Vernunft läßt mich das nicht glauben, eben so wenig irgend eine Thatsache. Bisher haben überall, wo die Weißen die Mächtigeren waren, diese die Neger in Knechtschaft, oder wenigstens unterhörig gehalten. Allenthalben, wo die Neger die Stärkeren waren, haben sie die Weißen vertilgt, eine andere Rechnung haben sie niemals mit einander abgemacht. Wenn ich die vereinigten Staaten unserer Tage betrachte, so sehe ich wohl, daß in einem gewissen Theile der Union die gesetzliche Schranke zwischen den beyden Rassen niedriger wird, aber nicht

diejenige der Sitten; ich sehe, daß die Sclaverey zurückweicht; aber das Vorurtheil, was sie entstehen ließ, bleibt noch unbeweglich. Haben sich die Neger in dem Theile der Union, wo sie nicht mehr Sclaven sind, den Weißen genähert? Jeder Einwohner der Union wird bemerkt haben, daß gerade das Gegentheil Statt fand. Das Vorurtheil der Rasse scheint mir noch stärker zu seyn, da wo die Sclaverey nicht mehr vorhanden ist, als da, wo man sie nicht abgeschafft hat, und am unduldsamsten zeigt es sich in den Staaten, wo die Knechtschaft stets unbekannt war. Es ist wahr, daß im Norden ein Gesetz den Negern und den Weißen die Ehe erlaubt; aber die öffentliche Meinung hält denjenigen Weißen für ehrlos, welcher eine Negerin heirathet, weßhalb man auch fast kein Beyspiel solcher Ehen kennt. In fast allen Staaten, in welchen die Sclaverey abgeschafft worden ist, gab man auch den Negern das Wahlrecht, aber er läuft Gefahr, todt geschlagen zu werden, wenn er davon Gebrauch machen wollte. Wird er unterdrückt, so hat er das Recht der Klage, aber seine Richter sind Weiße. Den Gesetzen nach kann er ein Geschworner werden, aber das Vorurtheil weiset ihn ab. Die Kinder der Weißen und der Neger besuchen nicht die nämliche Schule. Im Theater darf er nicht neben einem Weißen Platz nehmen, und in Hospitälern empfängt er ein anderes Quartier. Der christliche Neger darf auch Gott anrufen, aber nicht am nämlichen Altare mit dem Weißen beten. Er hat eigene Prediger und Tempel. Man versperrt ihm nicht die Thore des Himmels, aber kaum macht die Ungleichheit Halt am Rande der Welt, jenseits des Grabes. Wenn der Neger gestorben ist, so gibt man ihm da, wo die Weißen ruhen, kein Grab; also die Ungleichheit dauert auch nach dem Tode fort. Daher ist der Neger frey, aber er theilt nicht die Rechte, die Vergnügungen, die Arbeiten, die Schmerzen, oder das Grab desjenigen, dem er gleich gestellet worden ist. Weder im Leben noch im Tode dürfen sie sich einander antreffen. Im Süden, wo die Sclaverey noch fortdauert, sondern sich die Weißen von den Negern weniger scharf ab, sie theilen bisweilen Arbeit und Vergnügen mit einander. Bis auf einen gewissen Punkt vermischt man sich mit einander. Die Gesetzgebung ist gegen die Neger härter, aber die Sitten sind im Verkehre beider Rassen mit einander duldsamer und sanfter. Im Süden fürchtet der Weiße nicht, den Neger zu sich zu erheben, denn er weiß, daß er nach Belieben ihn wieder in den Staub zurückstoßen kann. Im Norden sieht der Weiße deutlicher die Schranke, welche ihn von einer verachteten Rasse trennt, und er entfernt sich vom Neger um so sorgfältiger, da er mit ihm einst eine Verschmelzung fürchtet. Unter den südlichen Unionsstaaten

findet bisweilen die Natur wieder ihre Rechte, und stellt auf eine kurze Frist die Schwarzen und die Weißen einander gleich. Im Norden erstickt der Stolz sogar die herrschsüchtigste Leidenschaft im Menschen. Vielleicht würde der Einwohner der nördlichen Unionsstaaten wohl einmal eine Negerinn zu seiner Beyschläferin erwählen, wenn ein Gesetzgeber erklärt hätte, daß sie nie mit ihm das Ehebett theilen könne; jetzt aber entfernt er sich von ihr mit einer Art Abscheu. Auf solche Art wächst in den Staaten der Union das die Neger zurückstoßende Vorurtheil, so wie die Neger aufhören, Sclaven zu seyn, und die Ungleichheit gräbt sich in den Sitten ein, so wie sie in den Gesetzen verschwindet. Da aber die gegenseitige Stellung der beyden Rassen in den vereinigten Staaten so ist, wie ich sie beschrieben habe, warum haben denn die nördlichen Staaten der Union die Sclaverey abgeschafft; warum behalten sie solche im Süden bey, und warum haben hier die Gesetze sogar die strenge Behandlung der Sclaven erhöht?

Die natürliche Antwort ist, daß man in den nördlichen Unionsstaaten die Sclaverey zum Vortheile der Weißen und nicht der Neger abgeschafft hat. Die ersten Neger wurden im Jahre 1621 in Virginien eingeführt. Also auch in Amerika entstand die Sclaverey zuerst im Süden. Von dort verbreitete sie sich immer weiter nach Norden, aber in immer geringerer Zahl; doch fand man sie im Norden eben so nützlich.

Die Kolonien waren begründet worden, ein Jahrhundert war bereits abgelaufen, und eine außerordentliche Thatsache fiel Jedermann auf. Die Provinzen, welche fast gar keine Sclaven besaßen, sahen die schnellere Zunahme ihrer Bevölkerung, ihres Reichthums und ihres Wohlstandes, verglichen mit den Provinzen, wo die Sclaven die meiste Arbeit verrichteten. Und doch mußte in den Ersteren der Gutsbesitzer den Boden selbst bebauen, oder die ihm dabei geleisteten Dienste bezahlen; in den anderen übten seine Sclaven die Arbeiten; der Erstere hatte Arbeit und Kosten, der Letztere brauchte nicht zu arbeiten und schien wohlfeiler bedient zu werden, und doch wurde der Gutsherr mit freyen Arbeitern reicher. Dieses Resultat schien in der Erklärung um so schwieriger, da die Angesiedelten zum nämlichen europäischen Volke gehörten, gleiche Gewohnheiten, Civilisation und Gesetze besaßen, und nur in Nebensachen von einander verschieden waren.

So wie man vorwärts ging, fing man an einzusehen, daß die dem Sclaven so grausame Knechtschaft dem Herren nachtheilig war. Am höchsten wurde dieß klar, als die Ansiedelungen bis zum Ohio vorwärts gedrungen waren. Dieser Fluß, welchen die Indianer seiner Vorzüglichkeit halber den schönen Fluß nannten, wässert eines der prachtvollsten Thäler. An beyden Ufern

ist das Thal gewellt, und hat fast unerschöpfliches Pflugland. Die Luft ist gesund, das Klima gemäßigt. Beyde bilden die äußerste Gränze eines großen Staates. Derjenige zur Linken mit vielen Schlängelungen des Ohio ist Kentucky, der andere führt den Namen vom Flusse. Die beyden Staaten weichen nur darin von einander ab, daß Kentucky keine Sclaven zuläßt, und nicht einmal freye Neger unter seine Bürger aufnimmt. Der Reisende, welcher auf dem Flusse, bis zur Einmündung in den Missisippi herabschifft, hat zur Seite das Land der Freyheit zu einer, und das der Knechtschaft an der andern Seite. Am linken Ufer des Flusses findet man eine schwache Bevölkerung. Von Zeit zu Zeit sieht man einen Trupp Sclaven in Trägheit auf noch halb wüsten Feldern, und erblickt wieder den Urwald; die Menschen scheinen müßig, fast eingeschlafen zu seyn; nur die Natur trägt das Bild der Thätigkeit und des Lebens. Am rechten Ufer erhebt sich dagegen ein unruhiger Lärm, der eine gewerbfleißige Thätigkeit ankündigt; reiche Ernten bedecken die Felder, schöne Wohnungen kündigen den Geschmack und den Fleiß der Arbeiter an. Ueberall entdeckt sich Wohlstand, der Mensch scheint reich, zufrieden und arbeitet. Der Staat Kentucky wurde 1775, und Ohio erst zwölf Jahre später gegründet. Zwölf Jahre in Amerika sind mehr, als ein halbes Jahrhundert in Europa; Kentucky hatte im Jahre 1830, 688,844 Einwohner, und Ohio 937,679.

Noch weiter erstreckt sich der Einfluß der Sclaverey; er dringt selbst in die Seele des Herrn, und gibt seinen Begriffen und seinem Geschmacke eine eigenthümliche Richtung. An beyden Ufern des Ohio gab die Natur dem Menschen einen unternehmenden, energischen Charakter, aber dieser Charakter äußert sich verschieden. Der Weiße am rechten Ufer, gezwungen durch eigene Kraft zu leben, setzt in materielles Wohlseyn den Hauptzweck seiner Existenz, und da der Staat Ohio seiner Industrie unerschöpfliche Hülfsquellen anbietet, und seiner Thätigkeit manchen sich verjüngenden Sporn, so hat seine Sucht, reich zu werden, die gewöhnlichen Gränzen der menschlichen Habgierde überschritten; gequält von der Sucht nach Reichthum, sieht man ihn kühn in alle Entwürfe sich einlassen, die ihm der Zufall anbietet. Er wird ohne Unterschied Seemann, Taglöhner, Fabrikant, Landmann, und erträgt mit gleicher Standhaftigkeit die Mühseligkeiten und die Gefahren dieser verschiedenen Gewerbe. In den Hülfsquellen seines Genies liegt etwas Bewunderungswürdiges, und eine Art Heldenmuth in seiner Gier nach Gewinn. Der Amerikaner am linken Ufer des Ohio verachtet nicht allein die Arbeit, sondern auch alle durch Arbeit geförderte Unternehmungen. Da er in einem mäßigen Wohlstande lebt, so hat er

auch den Geschmack der Müßiggänger. Geld hat in seinen Augen einen Theil seines Werthes verloren. Er verfolgt weniger sein Glück, als Aufregung und Vergnügen, und in diesen Dingen zeigt er gleiche Anstrengung, wie sein Nachbar. Er liebt Jagd und Krieg, gefällt sich in den stärksten körperlichen Uebungen, geht gern mit den Waffen um, und wagt von seiner Jugend an sein Leben oft in Duellen. Die Sclaverey verhindert nicht nur die Weißen, reich zu werden, sondern lenkt sie auch davon ab, es zu wollen.

Die Sclaverey hatte im Süden begonnen, und von dort sich nach dem Norden ausgebreitet. Jetzt weicht sie wieder von dort zurück, und die vom Norden ausgegangene Freyheit senkt sich unaufhaltbar nach dem Süden herab.

So wie die Sclaverey zurückweicht, folgen die Neger der rückgängigen Bewegung, und werden nach den Tropenländern zurückgeschickt, aus denen sie herstammen. Dieß mag bey dem ersten Nachdenken auffallen, man wird es aber bald begreifen. Indem die Amerikaner das Princip der Sclaverey aufgeben, setzen sie ihre Sclaven nicht in Freyheit. Vielleicht würde man das, was nun folgen wird, kaum begreifen, wenn ich nicht ein Beyspiel anführte, wozu ich den Staat New-York wählen werde. Im Jahre 1788 verbot der Staat New-York die Sclaven im Staate zu verkaufen. Mittelbar war dieß zugleich ein Verbot der Einfuhr. Seitdem wuchs die Zahl der Neger nur im Verhältniß der natürlichen Vergrößerung der schwarzen Bevölkerung. Acht Jahre später erklärte man, daß vom 4. Julius 1799 an alle Kinder der Sclaven frey seyn sollten. Nun war jeder Weg zur Vergrößerung der Zahl der Sclaven abgeschnitten; freylich gibt es dort noch Sclaven, aber man kann doch sagen, daß die Sclaverey nicht mehr vorhanden ist. Von der Zeit an, da ein Staat der Union im Norden die Einfuhr von Sclaven untersagt, werden aus dem Süden nicht mehr Sclaven eingeführt. Sobald er ferner den inländischen Verkauf der Neger untersagt, so wird das Eigenthum von Sclaven lästig, und man hat ein Interesse, sie nach dem Süden zu verkaufen. Sobald ein solcher Staat erklärt, daß die Kinder der Sclaven frey geboren werden, so gebietet das Interesse, sie möglichst nach dem Süden auszuführen. Also verhindert das nämliche Gesetz die Einfuhr von Sclaven aus dem Süden nach dem Norden, und stößt die Sclaven des Nordens nach dem Süden. Noch mächtiger, als die vorhergehenden Ursachen, ist folgende. So wie sich die Zahl der Sclaven in einem Staate vermindert, wird das Bedürfniß freyer Arbeiter fühlbarer. So wie sich die freyen Arbeiter der Industrie bemächtigen, producirt die Arbeit der Sclaven weniger und

der Werth seines Besitzes fällt; es steigt daher das Interesse, den Sclaven nach einer Gegend auszuführen, wo seine Arbeit gesucht wird. Die Abschaffung der Sclaverey macht also den Sclaven nicht frey, sondern sein Herr wohnt nur künftig statt im Norden, im Süden. Was die Freygelassenen, oder nach der aufgehobenen Sclaverey gebornen Neger betrifft, so gehen diese nicht vom Norden nach dem Süden über, sondern sie befinden sich, den Weißen gegenüber, in einer gleichen Lage mit den Eingebornen; sie bleiben halbcivilisirt und mancher Rechte beraubt, mitten in einer ihnen an Reichthum und Kenntnissen überlegenen Bevölkerung. Sie leben im Kampfe mit der Tyranney der Gesetze und der Unduldsamkeit der Sitten. In gewissem Betracht sind sie unglücklicher als die Indianer, und haben gegen sich die Erinnerungen der Sclaverey, ohne den Besitz der kleinsten Erdfläche verlangen zu können. Viele unterliegen ihrem Elende. Die andern drängen sich in den Städten zusammen, oder übernehmen die schwersten Arbeiten, genießen aber eine ungewisse und elende Existenz. Wenn übrigens die Zahl der freyen Neger zu wachsen fortführe, auf eben die Weise, wie in der Periode der Sclaverey, indem die Zahl der Weißen nach Abschaffung der Sclaverey doppelt zunimmt, so würden die letzteren bald unter den Fluthen der fremden Bevölkerung verschlungen werden.

In vielen westlichen Staaten ist die Negerrasse niemals erschienen, und in allen nördlichen Staaten der Union verschwinden sie immer mehr. Die große Frage von der Zukunft dieser Rasse wird also auf einen immer engern Kreis beschränkt; dadurch weniger furchtbar, aber doch nicht leichter zu lösen. Je weiter man nach Süden hinabsteigt, desto schwerer leuchtet der Nutzen der Abschaffung der Sclaverey ein, wegen manchen materiellen Ursachen, welche ich hier berühren muß. Die erste ist das Klima; es ist gewiß, daß den Weißen die Arbeit um so schwerer wird, je mehr sie sich dem Gleicher in ihren Wohnungen nähern. Sogar behaupten viele Amerikaner, daß die schwere Arbeit ihnen in einer gewissen Breite tödtlich wird, indeß der Neger nicht dadurch leidet. Da, wo der Reisbau geübt wird, ist dieß gewiß wahr, da dieser überall, besonders in den heißen Tropenländern, lebensgefährlich ist, und den sie also nicht treiben dürften. Kann man aber nicht allenfalls diesen Anbau entbehren? Uebrigens ist diese den faulen Menschen im Süden so günstige Idee der Ungesundheit der Arbeit für Weiße nicht auf Erfahrung gegründet. Es ist in den südlichen Unionsstaaten nicht heißer, als in Südspanien oder Süditalien. Zwar liegen diese Staaten dem Gleicher näher, aber das nordamerikanische Festland ist im gleichen Grade mit Europa viel kälter. Warum sollte

der Europäer dort nicht die nämlichen Arbeiten verrichten können? und wenn in Italien, wie in Spanien, die Sclaverey abgeschafft werden konnte, ohne daß die Herren umkamen, warum könnte nicht dasselbe in den südlichen Staaten der Union Statt finden? Ich glaube also nicht, daß die Natur bey Todesstrafe den Weißen in Georgien und Florida untersagt hat, selbst ihren Unterhalt durch Bearbeitung ihres Feldes zu verdienen; aber ihre Arbeit mag weniger einbringen und etwas sauer seyn, als in Neu-England. Spanien schickte einmal nach einem Distrikt von Louisiana, Attakapas, eine Anzahl Landleute von den Azoreninseln. Unter diese wurden keine Neger eingeführt, da man einen Versuch machen wollte, ob die Arbeit durch Weiße nicht gelingen könne, und jetzt bearbeiten sie noch ihre Felder ohne Sclaven, aber ihre Industrie ist so matt, daß solche sie kaum ernährt. Da der freye Arbeiter im Süden einen Theil seiner Ueberlegenheit über die Sclaven verliert, so ist dort die Abschaffung der Sclaverey weniger nützlich. Alle Pflanzen Europas wachsen in den nördlichen Staaten der Union. Der Süden der Union hat andere Stapelgewächse. Man hat bemerkt, daß die Sclaverey ein kostbares Mittel zum Anbau des Getreides ist. Derjenige, welcher Weizen erbaut, in einem Lande, wo die Sclaverey unbekannt ist, unterhält nur weniges Gesinde und Tagelöhner in beständiger Arbeit, miethet aber deren mehrere für die Saat und für die Erntezeit, die aber alsdann nur auf eine kurze Zeit einen solchen Distrikt bewohnen. Um zu rechter Zeit säen und ernten zu können, sieht sich der Gutsherr in Sclavenländern genöthiget, mehr Menschen für das ganze Jahr zu ernähren, als er immer beschäftigen kann, denn der freye Arbeiter ist gewohnt, von Nebenarbeiten sich zu ernähren, wenn seine Feldarbeit nicht gesucht wird. Den Sclaven muß man kaufen und ernähren für immer, und miethet den freyen Arbeiter nur, wenn man ihn bedarf. Die Sclaverey ist also außer ihren allgemeinen Unbequemlichkeiten nicht anwendbar in Ländern, wo man einen starken Getreidebau treibt. Der Tabaks-, Baumwolle- und besonders der Zuckerbau bedarf aber eine beständige Arbeit, und beschäftigt zugleich auch Weiber und Kinder, welche der Getreidebau seltener bedarf. Die Sclaverey eignet sich also mehr für die Länder mit jenen drey ersten Produkten, welche dort den Hauptreichthum des Bodens bilden. Wenn die Einwohner der südlichen Unionsstaaten die Sclaverey aufheben wollten, so würden sie sich in der Nothwendigkeit befinden, entweder ihr Landbausystem zu ändern, und alsdann mit den thätigeren und erfahreneren Gutsherren der nördlichen Unionsstaaten in Konkurrenz treten, oder die alte Kultur ohne Sclaven fortsetzen, und dann sich im Nachtheile befinden.

gegen die südlichen Nachbarn, welche die Sclaverey nicht aufgeben. Folglich hat der Süden der Union besondere Ursachen zur Beybehaltung der Sclaverey, welche der Norden nicht hat. Aber es gibt einen noch wichtigeren Grund, als alle übrigen. Genau genommen könnte auch wohl der Süden die Sclaverey abschaffen, aber wie soll er die Neger los werden? Im Norden verjagt man zugleich die Sclaverey und die Sclaven; im Süden kann man dieß nur in ganz anderen Formen. Beym Beweise, daß die Sclaverey im Süden natürlicher und vortheilhafter sey als im Norden, habe ich hinreichend dargethan, daß die Zahl der Sclaven im Süden weit größer seyn muß. Nach dem Süden brachte man die ersten Neger aus Afrika, und seitdem immer mehrere. Je näher dem Gleicher, desto weniger ist der Weiße zu arbeiten gewohnt. Daher sind natürlich die Neger zahlreicher, und werden, wie ich schon erwähnt habe, durch Versetzung aus den nördlichen Staaten immer zahlreicher. Die Masse der Afrikaner wächst dort aus der nämlichen Ursache, vermöge welcher die Masse der Weißen in den nördlichen Unionsstaaten sich vermehrt.

Augenscheinlich kann man in den mittäglichen Staaten der Union die Sclaverey nicht so abschaffen wie in den nördlichen Staaten, ohne sich in große Gefahr zu setzen, welche der Norden nicht zu fürchten hat. Würde man erklären, daß von einer gewissen Zeit an der Sohn des Negers frey seyn sollte, so würde man den Grundsatz und den Begriff der Freyheit in den Schooß der Sclaverey einführen; die Neger, welche der Gesetzgeber Sclaven bleiben läßt, und die ihre Söhne frey sehen, werden sich über diese Ungleichheit wundern, sich darüber beunruhigen, und erbittert werden. Von diesem Augenblicke an würde die Sclaverey die moralische Macht verlieren, welche ihr die Zeit und die Gewohnheit verliehen hatte, und bloß ein sichtbarer Beweis der Gewalt bleiben. Der Norden hatte nichts von diesem Kontrast zu fürchten, weil die Zahl der Schwarzen im Norden klein, und diejenige der Weißen groß war. Wenn aber diese erste Morgenröthe der Freyheit zu gleicher Zeit zwey Millionen Menschen erleuchtete, so würden die Unterdrücker zittern müssen. Nach der Freylassung der Kinder der Sclaven würden die Weißen bald genöthiget seyn, allen Negern die nämliche Freyheit zu gönnen. Im Norden, wie ich oben bemerkt habe, findet nach der Abschaffung der Sclaverey, und selbst schon, wenn man ihre Abschaffung voraus sieht, der Verkauf der Sclaven nach dem Süden Statt, und für solche rücken neue Arbeiter aus den nördlichen Unionsstaaten und aus Europa Einwanderer ein. Beyde Wege können in den südlichsten Staaten der Union nicht so Statt finden, weil die Masse der Sclaven dort zu groß ist, um sie auch

dem Lande fortzuschaffen, auch werden, so lange die saure Körperarbeit daselbst eine Unehre ist, weder aus dem Norden der Union, noch aus Europa viele Arbeit suchende Einwanderer eintreffen. Uebrigens betrachten die Letzteren die Staaten, worin mehr Neger als Weiße leben, als Staaten, die mit Unglück bedroht sind, und werden ihre Industrie nicht dahin versetzen. Es ist allerdings nicht daran zu denken, daß die Bewohner der südlichen Staaten allmälich ihre Neger freylassen werden, denn dieß würde die Zahl der unfreyen Neger unmerklich vermindern, und sie würden allein übrig bleiben, um sie im Zaum zu halten. Im Laufe weniger Jahre sähe man dann ein großes Volk freyer Neger mitten unter einer fast gleichen Zahl der Weißen. Der nämliche Mißbrauch der Gewalt, welcher jetzt die Sclaverey aufrecht erhält, würde dann die Quelle der größten Gefahr für die Weißen werden. Jetzt besitzen das Land die Nachkommen der Europäer allein, und sind die unumschränkten Herren der Industrie. Sie allein sind reich, aufgeklärt und bewaffnet, und der Neger ist ohne alle diese Vorzüge, und kann sie entbehren, weil er Sclave ist. Sobald er frey geworden ist, muß er für sich selbst sorgen. Kann er ohne alle diese Dinge seine Existenz fortsetzen? Das, was die Macht der Weißen bildete, so lange das Sclavenwesen fortdauerte, setzt die Weißen, nach der Abschaffung der Sclaverey, tausend Gefahren aus. So lange der Neger Sclave bleibt, kann man ihn in einem fast thierischen Zustande erhalten. Sobald er frey geworden ist, kann man nicht mehr verhindern, daß er sich unterrichtet, um zu sehen, wie groß sein Unglück ist, und wie solches abgestellt werden kann. Es gibt übrigens einen Grundsatz bedingter Gerechtigkeit, welcher dem menschlichen Herzen tief eingeprägt ist. Die Menschen werden weit mehr ergriffen von den Ungleichheiten unter den verschiedenen Ständen. Man begreift die Sclaverey; aber wie kann man die Existenz mehrerer Millionen begreifen, welche unter Unehre gebeugt und erblichem Elende überliefert worden sind? Im Norden fühlen die freygelassenen Neger diese Uebel und diese Ungerechtigkeiten, aber weil sie schwach sind, dulden sie; jedoch im Süden sind sie zahlreich und stark. Von dem Augenblicke, da man annimmt, daß die Weißen und die freygelassenen Neger auf dem nämlichen Boden leben, als ein paar einander fremde Völker, wird man leicht einsehen, daß zwey Dinge zu erwarten sind; entweder müssen sich die Weißen und die Neger mit einander verschmelzen, oder sich trennen. Wie ich über den ersten Ausweg denke, habe ich schon oben gesagt und glaube nicht, daß die weiße und schwarze Rasse irgendwo auf einem gleichen Fuß neben einander leben kann, und Jefferson ist, im Auszuge seiner Denkwürdigkeiten, gleichen

Meinung. »Nichts ist klarer im Buche des Schicksals niedergeschrieben, als daß die Neger einst frey werden müssen; aber eben so gewiß ist es, daß die beyden gleich freyen Rassen nicht unter der nämlichen Regierung leben können. Die Natur, Gewohnheit und Meinung haben zwischen beyden unübersteigliche Schranken aufgerichtet.« Auch glaube ich, daß die Schwierigkeit in den vereinigten Staaten weit größer ist, als anderswo. Es kann sich aber ein Mann über alle Vorurtheile der Religion, des Landes und der Rassen hinwegsetzen, und wenn dieser Mensch König ist, so kann er im Staate große Umwälzungen hervorbringen; aber ein ganzes Volk kann sich auf solche Art nicht über sich selbst erheben. Wenn also ein Despot die Amerikaner und ihre alten Sclaven unter das nämliche Joch beugte, so kann er sie vielleicht mit einander vermischen, aber so lange die amerikanische Demokratie herrschen wird, wird niemand eine solche Idee ausführen können, und man kann voraussehen, daß je freyer die Weißen werden, sie desto mehr sich von den Negern trennen werden. Regierten sich die englischen Pflanzer auf den Antillen selbst, so würden sie nie die ihnen vom Mutterlande auferlegte Emancipationsakte der Sclaven gegeben haben. Ich habe anderswo gesagt, daß das wahre Band zwischen den Indianern und den Weißen die Kinder aus den Ehen oder dem Beschlafe der beyden Rassen wären. Gleiche Kette findet bey Mulatten zwischen dem Weißen und dem Neger Statt. Ueberall, wo sich eine Menge Mulatten finden, ist die Verschmelzung beyder Rassen nicht unmöglich. Es gibt in Amerika Provinzen, wo die Weißen und die Neger sich dergestalt durchkreuzt haben, daß es schwer ist, einen gänzlich weißen oder schwarzen Mann unter den Einwohnern anzutreffen; wenn es dahin gediehen ist, so ist ihre Verschmelzung sichtlich, oder vielmehr eine dritte hat sich eingeschoben, welche an beyden Extremen hängt. Von allen Europäern sind die Engländer diejenigen, welche sich am wenigsten mit Negern vermischt haben. Man sieht in den südlichen Unionsstaaten weit mehr Mulatten, als in den nördlichen, aber weit weniger, als in irgend einer andern europäischen Kolonie. Die Mulatten bilden in den Unionsstaaten eine kleine Zahl. Sie sind an sich machtlos, und in den Balgereien der Weißen und der Neger sind sie gewöhnlich auf der Seite der Weißen. Auch in Europa benimmt sich bisweilen der Livreediener des Adels gegen das Volk in einem Tone, als wenn er seinen Herrn verträte. Dieser dem Engländer natürliche Stolz auf den Ursprung ist beym Amerikaner auffallend vergrößert worden durch dessen demokratische Freyheit. Der weiße Unionsbürger ist stolz auf seine Abkunft und stolz auf sich selbst. Da übrigens die Weißen und die Neger sich im Norden der Union

nicht vermischt haben, warum sollten sie sich denn im Süden vermischen? Kann man jemals annehmen, daß der südliche Amerikaner in seiner Stellung als Weißer mit aller physischen und moralischen Ueberlegenheit über die Neger sich mit einer Schwarzen verbinden werde? Dieser Weiße hat zwey heftige Leidenschaften, welche ihn stets von der schwarzen Rasse entfernt halten werden; er wird fürchten, sich dadurch seinem vormaligen Sclaven gleich zu stellen, und zugleich unter seinen weißen Nachbar sich zu setzen. Wenn ich durchaus ein Seher in die Zukunft seyn soll, so vermuthe ich nach dem wahrscheinlichen Lauf der Dinge, daß sogar die Abschaffung der Sclaverey im Süden die Verachtung der Weißen gegen die Neger vermehren wird, weil das nämliche in den nördlichen Unionsstaaten erlebt wurde. Wenn im Norden die Weißen fürchten, sich mit den Negern zu verschmelzen, so liegt darin nur eine eingebildete Gefahr, welche man im Süden sich als eine wirkliche oder wenigstens mögliche denken kann. Wenn man zugleich anerkennt, und die Thatsache ist nicht zweifelhaft, daß im äußersten Süden die Schwarzen sich unaufhörlich vermehren, und schneller als die Weißen, und von der andern Seite einräumen muß, daß sich der Zeitpunkt der Vermischung der Weißen und der Schwarzen nicht voraussehen läßt, mit dem Erfolge gleicher Gesellschaftsrechte für beyde Rassen, so darf man wohl schließen, daß in den südlichen Unionsstaaten die beyden Rassen früher oder später einander bekämpfen werden? Aber welchen Ausgang wird dieser Kampf haben?

Man begreift leicht, daß alles sich nur auf einfache Muthmaßung stützt. Mit Mühe zeichnet der Geist der Menschen gewissermaßen einen großen Zirkel um die Zukunft, aber im Innern dieses Kreises treibt der Zufall sein Spiel und entwischt aller Leitung. Dieser ist gemeiniglich der dunkle Punkt, in welchen das Auge des Verstandes nicht eindringen kann. Wahrscheinlich wird in den Antillen die weiße, und auf dem nordamerikanischen Festlande die schwarze Rasse unterliegen.

In den Antillen sind die Weißen zu einzeln mitten in der übergrößten Negerbevölkerung. Auf dem Kontinent von Nordamerika befinden sich die Neger zwischen dem Meere und den zahlreicheren Weißen in einer dichten Masse von Kanada bis zu den Grenzen Virginiens, von den Ufern des Missouri bis zum atlantischen Meere. Wenn die Weißen in Nordamerika sich eins bleiben, so ist nicht glaublich, daß die Neger der drohenden Vernichtung durch Schwert und Elend entgehen werden, wenn sie mit Gewalt sich solche Rechte erzwingen wollen. Aber die längs dem mexikanischen Meerbusen angehäufte Negerbevölkerung kann wohl zur Herrschaft gelangen, nach der Auflösung der amerikani-

schen Union. Sobald dieser Bund wird aufgelöst worden seyn, dürfen die Weißen in den Staaten am mexikanischen Meerbusen auf einen dauernden Beystand ihrer nordischen Brüder nicht rechnen; da diese wissen, da sie eine solche Gefahr nicht treffen kann, sobald nicht mehr die Unionspflicht sie zur Hülfeleistung ihrer südlichen Brüder zwingt, so kann man voraussehen, daß in jenem Falle die Sympathie der Rasse kraftlos seyn wird. In jedem Zeitpunkte, wo der Kampf ausbrechen wird, werden die Weißen des Südens, selbst wenn sie sich ganz allein überlassen wären, mit großer Ueberlegenheit der Einsichten und der Mittel auftreten, aber die Neger mit größerer Zahl und dem Muthe der Verzweiflung. Beyde sind mit den Waffen in der Hand große Hülfsmittel zum Siege. Vielleicht begegnet der weißen Rasse im Süden das Schicksal der Mauren in Spanien. Nachdem sie das Land mehrere Jahrhunderte hindurch besetzt haben, werden sie sich endlich dahin zurückziehen, woher ihre Vorfahren einst kamen, indem sie den Negern den Besitz eines Landes überlassen, was die Vorsehung diesen bestimmt zu haben scheint, weil sie sich daselbst gesunder befinden, und hier leichter als die Weißen arbeiten können. Die mehr oder weniger entfernte, aber unvermeidliche Gefahr eines Kampfes zwischen den Negern und den Weißen, die im Süden der Union leben, drückt die Einbildung der Letzteren beständig wie ein böser Alp, und auch die nördlichen Unionsbürger reden täglich davon, obgleich sie unmittelbar nichts davon zu fürchten haben, und suchen bisher vergebens ein Mittel zu entdecken, um diese voraus zu sehende Gefahr zu beschwören. In den südlichen Staaten der Union schweigt man, oder redet wenigstens nicht darüber mit Ausländern, und vermeidet sich darüber gegen seine Freunde zu erklären. Jeder möchte sich gern selbst seine Besorgnisse verbergen. Das Schweigen des Südens hat etwas Schrecklicheres als die laute Furcht des Nordens. Diese allgemeine Besorgniß der Geister wurde die Veranlassung einer fast vergessenen Unternehmung, welche doch das Schicksal eines Theils des Menschengeschlechtes verändern konnte. Aus Furcht vor den erwähnten Gefahren vereinigte sich eine Zahl amerikanischer Bürger, mit dem Zwecke, auf ihre Kosten an den Küsten von Guinea freye Neger einzuführen, welche der sie drückenden Tyranney sich entziehen wollen. Der Verein nannte sich Gesellschaft der Kolonisation der Neger, von der nun schon fünfzehn Jahresberichte erschienen sind, und die kleine Schrift: »Briefe an die Kolonisationsgesellschaft, und über ihre wahrscheinlichen Resultate, durch Herrn Carey Philadelphia, April 1833.« Die Gesellschaft gründete im Jahre 1820 im siebenten Grade nördlicher Breite eine Niederlassung in Afrika, genannt Liberia.

Schon befinden sich daselbst 2500 Neger, welche in ihrem alten Vaterlande die amerikanische Verfassung, also ein Repräsentativsystem mit Geschwornen, Magistraten und Priestern bey sich eingeführt haben; aber alle sind Neger. Man sieht dort Kirchen und Zeitschriften. Die Begründer wollten daselbst keine Weißen zulassen, um zu verhindern, daß diese sich daselbst eine Herrschaft, wie an den indianischen Grenzen der Hinterwälder anmaßten, und damit nicht in der Berührung mit der aufgeklärteren Rasse die minder aufgeklärte von ihrer Civilisation unterdrückt werden möge.

In der That ist Liberia ein besonderes Spiel des Schicksals. Zwey Jahrhunderte waren verflossen, von dem Tage an, wo Europäer es unternahmen, die Neger ihrer Familie und ihrer Heimat zu rauben, um sie nach der Küste von Nordamerika zu schaffen, und nun schicken weiße Amerikaner die Nachkommen dieser Neger nach der Heimat ihrer Väter. Barbaren haben das Licht der Civilisation im Schooße der Knechtschaft kennen gelernt, und zugleich die Kunst in Freyheit zu leben. Bis zu unsern Tagen war Afrika den Künsten und den Wissenschaften der Weißen verschlossen. Europas durch Afrikaner dort eingeführtes Licht wird vielleicht tief eindringen. Es liegt folglich der Stiftung eine große und schöne Idee zum Grunde, aber diese Idee, welche der alten Welt so viele Früchte bringen kann, ist unfruchtbar für die neue Welt. In zwölf Jahren schaffte die Gesellschaft nach Liberia 2500 Köpfe, in nämlicher Zeit wurden in den Unionsstaaten 700,000 Neger geboren. Wäre nur die Kolonie im Stande, Tausende neuer Einwohner zu empfangen, wäre sie im Stande, diese zu ernähren und zu beschäftigen; wollte auch die Union sich an die Stelle der Gesellschaft setzen und dazu ihre Schätze verwenden! Aber eine solche Unternehmung ins Große dürfte ungemeine Schwierigkeiten bekämpfen müssen! Wollte die Union, um die Neger dahin zu schaffen, Sclaven den Herren abkaufen, so würde dadurch der Preis der Neger sehr steigen, und vermuthlich würden die nördlichen Staaten zu einer Unternehmung ohne Nutzen für sie selbst kein Geld bewilligen wollen. Wollte aber die Union die Herren im Süden zwingen, für einen niedrigen Preis Sclaven zu liefern, so würden die südlichen Staaten dieß für eine Verletzung ihres Eigenthums halten. Von Unionswegen ist also die Durchführung unmöglich. Triebe die Union die Schiffsausfuhr noch so weit, so würde sie nicht einmal im Stande seyn, dadurch einen Stillstand der natürlichen jährlichen Vermehrung der Neger herbey zu führen. Uebrigens lebten im Jahre 1830 in den vereinigten Staaten 2,010,327 Sclaven und 319,439 freye Neger = 2,329,766 Neger; folglich waren damals ein

Fünftel der Bevölkerung Neger. Die Neger werden nicht mehr die Küsten des nordamerikanischen Kontinents verlassen, wo sie die Leidenschaften und der Geiz der Europäer ans Land setzte, und erst mit ihrer Existenz die neue Welt wieder räumen. Die Einwohner der Unionsstaaten können die gefürchteten Unfälle aus dem Sclavenwesen höchstens entfernen, aber die Ursache selbst nicht mehr zerstören, und ich muß auch gestehen, daß ich die Abschaffung der Sclaverey als kein Mittel betrachte, um den Kampf der beyden Rassen in den südlichen Staaten zu verzögern.

Die Neger können, ohne sich zu beklagen, lange Sclaven bleiben; wenn sie aber freye Menschen geworden sind, so werden sie bald unwillig werden, nicht alle Rechte der Bürger zu besitzen. Wenn sie nicht den Weißen in allen Rechten gleich werden, so werden sie nicht zögern, sich als ihre Feinde zu zeigen. Im Norden war die Freylassung der Sclaven ein Gewinn, man wurde das Sclaventhum los, und brauchte keine freyen Neger zu fürchten. Ihre kleine Zahl konnte niemals Gleichheit der Rechte in Anspruch nehmen; aber im Süden ist dieß anders.

Die Sclavenfrage war in den nördlichen Unionsstaaten eine Handels- und Manufakturfrage; im Süden ist es eine Frage über Leben und Tod. Ich wäge nicht, wie einige amerikanische Schriftsteller, den Grundsatz der Negersclaverey zu vertheidigen, und sage nur, daß alle diejenigen, welche dieß Princip vormals aussprachen, jetzt sich nicht wieder davon entfernen können.

Ich gestehe, daß, wenn ich den Zustand des Südens betrachte, ich für die weiße, diese Gegenden bewohnende Rasse nur zwey Wege sehe; entweder die Neger frey zu machen und sich mit ihnen zu verschmelzen, oder die Trennung von ihnen fortzusetzen, und sie möglichst lange in der Sclaverey zu erhalten. Jeder Mittelweg scheint mir zum schrecklichsten Bürgerkriege zu führen, und vielleicht zum Ruin einer der beyden Rassen. So sehen auch die südlichen Unionsbürger die Sache an und handeln darnach. Sie verschmelzen sich nicht mit ihnen, und setzen sie auch nicht in Freyheit. Nicht alle Einwohner des Südens betrachten die Sclaverey als nothwendig zum Reichthume des Herrn. Hierin sind viele derselben mit ihren nordischen Mitbürgern eins, und geben gern zu, daß die Sclaverey ein Unglück ist; sie denken aber, daß man es beybehalten muß, um zu leben.

Die im Süden steigenden Einsichten ließen die Einwohner dieses Theils des Unionsgebietes einsehen, daß die Sclaverey dem Herrn nachtheilig ist; aber zugleich sehen sie ein, klarer, als jemals vorher, daß es fast unmöglich ist, sie aufzulösen. Daraus entsteht ein sonderbarer Widerspruch. Die Sclaverey hat sich in den Gesetzen immer fester gestellt, je mehr man ihre Nützlichkeit

für den Herrn bezweifelt, und indeß man solche im Norden immer mehr abschafft, zieht man aus demselben Grundsatz im Süden die strengsten Folgen.

Die Gesetzgebung dieser Staaten in Hinsicht der Sclaven zeigt in unsern Tagen eine unerhörte Grausamkeit, welche aufdeckt, welche Verkehrtheit in manchen Gesetzen herrscht. Liest man eine solche Gesetzgebung, so erklärt man sich sie nur aus der Stellung der Verzweiflung, worin sich beyde Rassen gegen einander befinden. Es ist keineswegs richtig, daß die weißen Bürger dieses Theils der Union gerade die Strenge der Knechtschaft vermehrt haben; im Gegentheile haben sie das materielle Schicksal der Sclaven verbessert. Die Alten kannten zur Aufrechterhaltung der Sclaverey nur Fesseln oder den Tod. Die jetzigen haben verständigere Gewährschaften für die Dauer ihrer Macht entdeckt. Despotismus und Gewalt sind, wenn ich den Ausdruck wählen darf, geistiger geworden. Vormals suchte man den Sclaven zu verhindern, daß er seine Fesseln nicht zerbräch, und in unseren Tagen sucht man ihn so zu behandeln, daß er es nicht wünscht. Die Alten fesselten den Körper des Sclaven, ließen aber seinen Geist frey, und erlaubten den Sclaven, sich aufzuklären. Hierin war ihr System folgerecht. Damals gab es öfters Freylassungen, wodurch der Sclave seinem Herrn gleich wurde. Die südlichen Unionsbürger, welche nicht daran denken, daß sich jemals die Neger mit ihnen vermischen könnten, haben ihnen bey schwerer Strafe verboten, schreiben und lesen zu lernen. Damit es solchen nicht einfallen kann, sich ihnen jemals gleich zu stellen, sollen sie sich lieber so nahe als möglich an die Thiere halten. Von jehen gab man den Sclaven Hoffnung zur Freyheit, um die Strenge der Sclaverey dadurch zu mildern. Aber die südlichen Amerikaner haben begriffen, daß die Freylassung stets Gefahren fürchten läßt, wenn der Freygelassene seinem Herrn nicht völlig gleich gestellt werden könne. Gibt man einem Menschen die Freyheit, und läßt ihn zugleich im Elend und Schande, so läßt er fürchten, künftig ein Förderer oder Haupt eines Sclavenaufstandes zu werden. Auch hatte man längst bemerkt, daß die Gegenwart eines freyen Negers die Sclaven verbliebenen Neger unruhiger machte, und ihnen im zweifelhaften Lichte manche Rechte leuchten ließ. Daher nahm man den Herrn in den meisten Fällen das Recht der Freylassung, und knüpfte solche an einige schwierige Förmlichkeiten.

Ich traf im Süden der Union einen Greis an, welcher mit einer seiner Negerinnen im uneheligen Beyschlaf mehrere Kinder erzeugt hatte, welche daher die Sclaven ihres Vaters waren. Oft hatte er daran gedacht, ihnen wenigstens die Freyheit zu

vermachte; aber es waren Jahre verflossen, ehe er die Hindernisse ihrer völligen Freymachung wegräumen konnte. Während dieser Zeit wurde er älter, und war im Begriffe zu sterben. Er stellte sich nun seine Kinder vor, wie sie von Markt zu Markt geschleppt, statt der väterlichen Autorität unter der Ruthe eines Fremden stehen würden. Diese Schreckensbilder stimmten seine sterbende Einbildungskraft fast zum Wahnsinn. Ich sah ihn sey in der Angst der Verzweiflung; und begriff jetzt, wie sich die Natur an den Wunden rächt, welche ihr verkehrte Gesetze beygebracht haben.

Gewiß sind diese Uebel schrecklich! Sind sie aber nicht eine vorherzusehende nothwendige Folge des Grundsatzes der Sclaverey unter den Neueren? Von dem Augenblicke an, da die Europäer ihre Sclaven aus dem Schooße einer andern Menschenrasse wählten, welche sie für unedler als die übrige hielten, und welcher sich gleich zu stellen, Alle als etwas Abscheuliches betrachteten, setzten sie voraus, daß die Sclaverey ewig dauern müsse; denn zwischen der äußersten Ungleichheit, welche die Knechtschaft, und der vollkommenen Gleichheit, welche die Unabhängigkeit schafft, gibt es keinen dauernden Mittelstand. Die Europäer haben diese Wahrheit, ohne es zu gestehen, allerdings gefühlt. Jedesmal, wo man wegen der Neger Gesetze gab, gehorchte man bald dem Stolze, bald dem Mitleide. Sie haben gegen die Neger alle Rechte der Menschlichkeit verletzt, und hernach haben sie solche unterrichtet von dem Werthe und der Unverletzlichkeit dieser Rechte. Sie haben ihre Reihen ihren Sclaven geöffnet, und als diese in solche einzudringen versuchten, haben sie sie mit Schimpf verjagt. Indem sie Knechtschaft handhaben wollten, haben sie sich zur Freyheit hinreißen lassen, wider ihren Willen oder wider ihr Wissen, ohne den Muth zu haben, weder völlig ungerecht noch völlig gerecht zu seyn.

Wenn es unmöglich ist, den Zeitraum voraus zu sehen, wo die südlichen Bürger der vereinigten Staaten ihr Blut mit demjenigen der Neger vermischen werden, können sie dann, ohne sich selbst in Gefahr zu bringen, erlauben, daß die Neger zur Freyheit gelangen? und wenn sie verpflichtet sind, um ihre eigene Rasse zu retten, sie in ihren Fesseln zu lassen, muß man sie dann nicht entschuldigen, wenn sie die kräftigsten Mittel ergreifen, um dazu zu gelangen?

Das, was im Süden der Union geschieht, scheint mir zugleich die schrecklichste und natürlichste Folge der Sclaverey zu seyn. Wenn ich die Ordnung der Natur umgestürzt sehe, wenn ich wahrnehme, daß die Menschheit vergebens schreyet und kämpft unter dem Druck der Gesetze, so gestehe ich, daß ich keinen Un-

willen fühle, um die Menschen unserer Tage zu beschimpfen, welche die Urheber dieser Beleidigungen sind; aber ich sammle meinen ganzen Haß wider diejenigen, welche nach einer mehr als tausendjährigen Gleichheit die Sclaverey von neuem wieder in die Welt einführten.

»Welche Anstrengungen aber auch die südlichen Amerikaner machen mögen, um die Sclaverey zu erhalten, so werden sie doch nicht alle darin glücklich seyn. Die auf einen einzigen Punkt auf der Erde eingeschränkte Sclaverey, welche das Christenthum als ungerecht und die politische Oekonomie als unheilvoll erklärt hat, kann mitten in der demokratischen Freyheit und im Lichte unserer Tage nicht ewig fortdauern. Sie wird aufhören durch Thatsachen, mögen diese nun von Sclaven oder von Herren ausgehen. In beyden Fällen muß man großes Unheil erwarten. Verweigert man den südlichen Negern die Freyheit, so werden sie sich solche selbst nehmen; wenn man sie ihnen einräumt, so werden sie solche mißbrauchen.«

Zum Schlusse wirft der Verfasser noch einen Blick in die Zukunft der weißen Bevölkerung. Daß die Union nur in dem Willen derer, die sie bilden, Bestand habe, wird hier in Kürze nachgewiesen. Denn in dem einzelnen Staate, nicht in der Union sammelt sich das politische Leben des Nordamerikaners. Die Unabhängigkeit, die Freyheit und den Glanz der Nation nach außenhin zu vertreten, liegt allerdings der Union ob; aber der Staat ist es, der die Freyheit und den Besitz sichert, das Recht wahrt und für Leben und Zukunft jedes einzelnen Bürgers Gewährschaft leistet. So lange also der Nutzen, den jetzigen Staatenverband durch die Union aufrecht zu erhalten, allen ihren Gliedern einleuchtet, wird diese auch fortbestehen. Aber eine Umgestaltung oder Auflösung der Union kann und wird eintreten, sobald die einzelnen Staaten hierin ihr Interesse finden werden.

Die größte Gefahr für den Fortbestand der Union entspringt nicht aus der Verschiedenheit der Ansichten, Ueberzeugung und Interessen, sondern aus der Verschiedenheit der Charaktere und Neigungen der Bürger der vereinigten Staaten. Und diese Verschiedenheit hat ihre Veranlassung hauptsächlich in der Sclaverey. Eine andere Gefahr rührt von dem raschen Zuwachse der Bevölkerung her; »denn — bemerkt der Verfasser treffend, die Dauer eines geselligen Verbandes, sey es nun zwischen Nationen oder zwischen Individuen, hängt ab von der Weisheit der Vereinsglieder, von ihrer individuellen Schwäche und von ihrer geringen Anzahl.«

Zwischen wenigen wird weit eher Uebereinstimmung des Willens möglich seyn, als zwischen vielen. Aber die Bevölkerung

der Union wächst mit reißender Schnelligkeit, und mit ihr die Zahl der Staaten. Im Jahre 1790 zählte die Union dreyzehn Staaten mit einer Bevölkerung von vier Millionen; im Jahre 1830, vierzig Jahre später, vier und zwanzig Staaten mit dreyzehn Millionen. Eine merkwürdige Erscheinung ist, daß, wie die Bevölkerung, so auch das Centrum der Föderalgewalt nach Nordwesten vorrückt. Was Tocqueville hierüber sagt, ist sehr wichtig, und wie Alles, was aus seiner Feder fließt, ungemein geistreich. Wir müssen den Leser auf das Werk selbst verweisen, welches zu den merkwürdigsten Erscheinungen der neuesten Literatur gehört, und seinen klassischen Werth weit über die Gegenwart hinaus nicht nur behaupten, sondern wahrscheinlich in demselben Maße steigern wird, als die Zukunft die prophetische Gabe Tocqueville's bewähren dürfte.

Uebrigens wird dem Leser schon aus den hier mitgetheilten Auszügen klar geworden seyn, daß der Verfasser nicht nur Amerika und dessen Zustände beschreibt, sondern von einem höheren Standpunkte aus, die Hauptfragen der europäischen Verhältnisse, so wie sie sich auf jenem Felde wieder, wenn gleich in veränderter Gestalt, darstellen, mit in das Gebiet seiner Forschungen zieht.

Art. VIII. 1) Aristoteles Staatspädagogik, als Erziehungslehre für den Staat und die Einzelnen. Aus den Quellen dargestellt von Dr. Alexander Kapp. — Hamm, Schulzische Buchhandlung, 1837.

2) Aristoteles Rhetorik, übersetzt und erläutert von Dr. Heinrich Knebel. — Stuttgart 1838. P. Balz'sche Buchhandlung.

»Ist ein Volk, wie es der Philosoph gern hätte, möglich?«
Jacobi.

1) Das vorliegende Buch trägt einen so inhaltschweren Titel an der Stirne, daß den menschlichen Geist bey dem bloßen Anblicke desselben gleichsam heilige Schauer durchwehen; denn was kann wichtiger und erhabener, was aber auch so schwierig seyn, als ein systematisches Lehrgebäude aufzurichten, welches die Summe aller wissenschaftlichen Speculation und aller Erfahrungen in sich concentrirt? Eine Staatspädagogik lehrt ja, wenn wir nicht irren, die Wissenschaft und Kunst, den endlichen und unendlichen Zweck des bürgerlichen Zusammenlebens so vollkommen als möglich zu erreichen, hat sich also das Höchste auf Erden zur Aufgabe genommen, und mitten unter allen Lehrstühlen den vorzüglichsten und steilsten erstiegen. Sagt doch Aristoteles in

seiner Politik selbst: Χρωμένης δὲ ταύτης ταῖς λοιπαῖς πρακτικαῖς τῶν ἐπιστημῶν, ἔτι δὲ νομοθετούσης τί δεῖ πράττειν καὶ τίνων ἀπέχεσθαι, τὸ ταύτης τέλος περιέχοι ἂν τὰ τῶν ἄλλων, ὥστε τοῦτ' ἂν εἴη τἀνθρώπινον ἀγαθόν. εἰ γὰρ καὶ ταὐτόν ἐστιν ἑνὶ καὶ πόλει, μεῖζόν γε καὶ τελειότερον τὸ τῆς πόλεως φαίνεται καὶ λαβεῖν καὶ σώζειν. ἀγαπητὸν μὲν γὰρ καὶ ἑνὶ μόνῳ, κάλλιον δὲ καὶ θειότερον ἔθνει καὶ πόλεσιν.

Staatspädagogik ist zugleich Volkserziehung und Volksregierung, schreibt gebietende und verbietende Gesetze für jedes Menschenalter, für jegliche Bürgerklasse, und nimmt es daher über sich, die Sterblichen hienieden so vollkommen und glücklich als möglich zu machen, und sofort ihrer ewigen Bestimmung entgegen zu führen. Da aber (heißt es S. 39, §. 22) die Glückseligkeit eine in vollendeter Tugend bestehende Thätigkeit der Seele ist, so hat der wahre Staatsmann mit nichts so sehr, als mit der Tugend zu thun, indem es seine Bestimmung ist, die Bürger gesittet und zu tugendhaften Handlungen geschickt, und gehorsam gegen die Gesetze zu machen.

Es frägt sich nun, ob in einem ermäßigten Bande, wie der vorliegende ist, all das Wichtige und Nothwendige, was zu einer an sich theoretischen doch auch practisch anwendbaren Staatspädagogik gehört, systematisch zusammengestellt werden könne; und dann auch, ob sich dieser künstliche Bau geradezu und nur aus den Materialien aufführen lasse, die uns die Werke des genannten Griechen darbieten? Wir wissen gar wohl, wie froh der Macedonier Philipp gewesen ist, daß die Geburt seines Sohnes in die Zeit fiel, wo er zu dessen Erziehung einen Aristoteles haben konnte; wir wissen gar wohl, daß der weise Stagirite sein Erziehungsgeschäft unter den günstigsten Auspicien begann, und rechnen es ihm keineswegs zur Schuld, daß sein großer Zögling nachmals des göttlichen Meisters Lehren vergessend entartet ist; wir wissen endlich gar wohl, sage ich, daß nach Platon kein Grieche mehr weder in der Lage und Verfassung war, noch den Geist und die Vielseitigkeit des Wissens hatte, als Aristoteles, dessen klarer Genius die Gesammtbildung seiner classischen Zeit wie ein Prisma aufnahm, und wieder zertheilt in schönen Farben ausstrahlte als ein siebenfacher Brunnen der höhern Wissenschaft — wir bezweifeln aber trotz alles dessen, daß er, der vorchristliche Weltweise, berufen sey, uns nach zwey Jahrtausenden allgemeingültige und anwendbare Principien über Staats-, Jugend- und Volkserziehung aufzustellen. Schon der erwähnte Umstand, daß Aristoteles der vorchristlichen Aere angehört, scheint hinreichend zu seyn; ihn nicht als Lehrer für unsere Staatskunst und Weltpädagogik annehmen zu können, da eben die christliche

Liebe und Gerechtigkeit die erste Triebfeder in dem großen künstlichen Räderwerke unserer (europäischen) Regierungen geworden ist; aber gesetzt auch, wir könnten diese größte religiöse Frage beseitigen, und den Begriff Staatspädagogik völlig identisch mit der griechischen Politik (πολιτικη) gelten lassen, so entsteht zunächst die wichtige Frage: wie verhält sich der Völker- und Lebensverkehr unserer Tage mit jenem der hellenischen Kleinstaaten und ihrer barbarischen Nachbarn? — Auch in dieser Hinsicht könnte man mir vielleicht mit Scheingründen zu beweisen suchen, auch in dieser Hinsicht ließen sich die Principien jener Zeit zu Principien für unsere Verfassungen machen (obwohl unser Hauptprincip der Regierung und Volksbildung, wie schon angedeutet, unmittelbar aus den Gesetzen unsers Glaubensbuches entnommen ist); allein wie unendlich verschieden und wie vielfach contrastirend hat sich unser Zeitalter gegen jenes alte heidnische gestaltet und modificirt, und wie viel tausend Gegenstände, innere und äußere Verhältnisse, nehmen gegenwärtig Einfluß auf das allgemeine Volksleben, und bedingen sich die Rücksicht einer sorgfältigen Staatsverwaltung. Die Scheidewand von Einst und Jetzt ist ein unabsehbares Granitgebirg geworden, gegen welches ein Werk dieser Art ein viel zu schwacher Widder ist.

Ueberdieß darf es das Auge der Kritik keineswegs übersehen, daß sich Aristoteles in seiner gelehrten Abhandlung über Politik durchaus keine bestimmte Staatsverfassung zum Hauptaugenmerke genommen. Wir wollen hier die Worte seines Uebersetzers und Compilators selbst anführen. S. 44, §. 27 heißt es in der Anmerkung: »Wir finden bey Aristoteles keine bestimmte Form, nach der er das bürgerliche Leben in der Art ordnete, daß ihm daraus etwa ein Staat erwüchse, so wie wir einen Platonischen haben.« — Aristoteles hat in seiner an sich trefflichen »Politik« mehr als anderthalb hundert Staatsformen geschildert, ist in seiner Theorie tief in alles Wissenswürdige eingedrungen, hat das menschliche Leben von innen und von außen mit einem Scharfblicke durchmessen, und mit einer Richtigkeit abgewogen, wie es vor ihm keiner gethan. Aristoteles aber ist unbeschadet seines einmal begründeten und wohlverdienten Ruhmes nicht vermögend für die Gegenwart als Staatspädagogos aufzutreten — aus dem einfachen Grunde, weil er der Zeit nach um zwey tausend Jahre zurück ist.

Sein Bearbeiter, der uns vor sechs Jahren schon mit einer platonischen Erziehungslehre beschenkt hat (Minden, bey Essmann 1833), gibt sich in seiner zwar langen aber nicht kernlosen Vorrede alle Mühe, seine Schrift als eine brauchbare Pädagogik anzupreisen, indem wir nur Zeit von Zeit gehörig abmarken, Lega-

lität von Moralität abscheiden, und der christlichen Religion ihren beseligenden Einfluß auf das physische und politische Leben verstatten dürfen — was heißt aber alles das anders, als aus wenigen Trümmern einer griechischen Villa einen Bau von ungeheurer Ausdehnung anlegen, und das Fehlende aus neugebrannten Backsteinen ersetzen?

Wir wollen indeß zum Behufe einer allgemeinen Uebersicht eine kleine Inhaltstabelle des vorliegenden Werkes aufstellen, und dann hie und da auch den Probierstein für das Einzelne anlegen.

Die Einleitung handelt von dem Entstehen, Wesen und Zwecke eines Staates, von den Formen und der Glückseligkeit, welche der Zweck eines jeden Staates ist.

Der erste Theil gibt die materiellen Mittel an, welche der Staatserzieher zur Erreichung des Staatszweckes anzuwenden hat. Hier werden κατ' ἐξοχὴν vier Mittel aufgezählt: a) eine angemessene Volksmenge; b) ein nach Beschaffenheit, Umfang, Gestalt und Lage angemessenes Land; c) eine durch klimatische Verhältnisse bedingte, angemessen natürliche Beschaffenheit der Bürger; d) eine gesunde und sichere Lage der Stadt (Hauptstadt?) mit angemessener Bau- und Befestigungsart.

Der zweyte Theil bespricht die formellen Mittel, welche der Staatserzieher zur Erreichung des Staatszweckes anzuwenden hat. Hier stellt die erste Abtheilung die Frage auf: Was hat der Staatserzieher hinsichtlich der politischen Wissenschaft, oder der Staatserziehungswissenschaft selbst zu leisten? — und die zweyte Abtheilung: Was hat der Staatserzieher hinsichtlich der Verfassung und der Gesetze im Allgemeinen und deren etwaiger Veränderung zu leisten? Hierunter verordnet der erste Abschnitt (§. 33) für Alle ein gleiches, d. h. mittelmäßiges Vermögen; und der zweyte wieder für Alle ein gleiches Recht hinsichtlich der Theilnahme an der Verwaltung der öffentlichen Aemter (§ 38).

Die folgenden vier Hauptstücke gehen vom Allgemeinen mehr auf das Besondere über, ihre Ueberschriften sind 1) Leitung des weiblichen Geschlechtes; 2) Leitung der gemeinschaftlichen Mahlzeiten; 3) Leitung der freundschaftlichen und das Vergnügen der Bürger betreffenden Verbindungen; 4) Leitung der öffentlichen Erziehung.

Nunmehr wird (dem Titel des Werkes noch näher rückend) die Staatsgesetzgebung als Erzieherin der Bürger im engern Sinne betrachtet, und durch die folgenden drey Punkte näher beleuchtet: I. Nothwendigkeit der Staatsgesetzgebung; II. allgemeine Gesichtspunkte, von denen der Gesetzgeber, als Erzieher der Bür-

ger im engern Sinne, ausgehen muß; III. besondere Gesichtspunkte für die Anordnung der Erziehung.

Unter dem Kapitel: Propädeutik, werden die Regeln angedeutet, welche der Staat schon in Betreff der Erziehung vor der Geburt zu beobachten habe; und die eigentliche Pädagogik spricht zuvörderst von der ersten, d. h. physisch-psychischen Erziehung der Kinder bis zum siebenten Lebensjahre, sonach (§. 82) über die Lehrmethoden, und (§. 86) über den Lohn für Unterricht. Nunmehr folgt in der Reihe die Abhandlung von der Bildung des Leibes durch Gymnastik, dann von der Bildung der Seele 1) durch Musik, 2) Grammatik, 3) Graphik, 4) durch Wissenschaften, als: a) durch Mathematik, b) Dialectik und Rhetorik, c) Philosophie und d) Staatswissenschaft.

Hierauf wird (§. 119) die ethische Bildung, d. i. die Gesammterziehung des ganzen Menschen von drey Hauptpunkten beleuchtet und erörtert.

A. Wichtigkeit und Wesen der ethischen Bildung.

B. Vorschriften in Bezug auf die ethische Bildung.

C. Einfluß der ethischen Bildung auf die Endzwecke des Staats- und menschlichen Lebens.

Den Beschluß des Werkes macht die Oekonomik, d. i. die Lehre vom häuslichen oder Familien-Leben.

Da gibt er zuvörderst die Lehre vom herrschaftlichen Verhältnisse im Hause (§. 136); sodann die Lehre von der Erwerbung des Vermögens (§. 143), und endlich die Lehre vom sittlich menschlichen Verhältnisse, der Frau, der Kinder und der Sclaven zum Hausherrn (§. 147), dieß im Allgemeinen; im Besondern aber a) die Lehre vom ehelichen Verhältnisse; und b) die Lehre vom älterlich-kindlichen Verhältnisse.

Wir stellen es keineswegs in Abrede, daß das ganze Werk nach einem vollständigen sorgfältig angelegten und reifdurchdachten Plane zusammengestellt und zu einem wohlgerundeten Erziehungssysteme ausgearbeitet worden sey; wenn wir aber in das Innere der Contouren blicken, und alle einzelnen Theile dieses Gebäudes mit den Augen eines Vitruvius abmessen und prüfen, so finden wir darin nicht bloß wenig Anwendbarkeit für unsere Zeit, sondern auch so viel Unerhebliches und Mangelhaftes, daß wir geradezu sagen dürfen, dieses Buch mache sich als pädagogisches Werk durch hundert andere leicht entbehrlich, sey aber von allen frühern mehr oder weniger benützt worden.

Unser Urtheil wird dagegen ganz anders, und geradehin zum Lobe des Herausgebers lauten, wenn wir die ganze mühevolle Arbeit als eine Uebersetzung der »Politik« und zum Theil auch der auf Pädagogik Bezug nehmenden Stellen aus andern

Schriften des preiswürdigen Stagiriten betrachten dürfen: Niemeyer, Pestalozzi, Vierthaler, Milde, Schwarz und Aristoteles, haben die Systeme der Alten, namentlich eines Plato, Xenophon, Plutarch, Seneca, Quinctilian rc. gar wohl gekannt, in ihren Studien zweckmäßig benützt, und über Erziehung und Volksbildung viel Vollkommneres geleistet, als hier geschehen ist, der englischen, französischen und deutschen Philosophen bis Hegel herauf gar nicht zu gedenken, welche die Staatswissenschaft nach allseitigen Bedürfnissen ihrer Zeit und ihrer Nationalität zum Gegenstande ihrer eifrigen Forschungen genommen haben. Wie inhaltschwer sind z. B. nicht die einen modernen Staat betreffenden Worte: Census, Criminal- und Civil-Polizey, Presse, Industrie und Welthandel, Geldkurs, Miliz, Hierarchie rc., worüber uns ein Aristoteles eben so wenig als ein Zoroaster oder Cicero Erhebliches sagen konnte, hunderttausend andere Dinge zu geschweigen, welche zusammengenommen auf der großen Wagschale der Themis ein schweres Gewicht haben.

Um die Unzulänglichkeit des Werkes für uns nur einiger Maßen einzeln zu zeigen, will ich mir einige Excerpte erlauben. Nachdem »Tugend und Weisheit« mit Recht als die ersten Quellen der Glückseligkeit genannt worden sind (S. 14), geht die Rede auf den Reichthum über, und es heißt: »daß die Glückseligkeit des Einzelnmenschen und die des Staates einerley seyen; denn wer Reichthum für die Glückseligkeit eines einzelnen Menschen hält, wird auch einen ganzen Staat, wenn er reich ist, glücklich preisen.« Ich will hier nicht sagen, daß Spanien nach Amerikas Entdeckung überaus reich und bald darauf üppig und elend geworden, und daß England gegenwärtig reich, aber darum keineswegs zu beneiden sey; ich will nur fragen, wie man nach den Grundsätzen des Aristoteles trotz aller Geschicklichkeit und Anstrengung überhaupt reich werden könne, wenn seiner Vorschrift gemäß das Vermögen durchaus gleichmäßig vertheilt und bey jedem nur mäßig seyn soll? da gilt also nichts als der alte Gemeinspruch: Chi è contento, è ricco! —

S. 22, §. 10 heißt es: man soll die Größe eines Staates nicht eben nach der Zahl der Einwohner bestimmen, sondern auf das Vermögen (δύναμις) sehen; da ja auch ein jeder Staat sein bestimmtes Werk hat. Welcher also das am besten auszuführen vermag, der ist für den größten zu halten.« — Hier haben die Ausdrücke: Vermögen (δύναμις) und Werk (ἔργον) solch eine umfassende Bedeutung, daß sich der Leser bey den bloßen Wortbegriffen nicht zu orientiren weiß, da er immerhin fragen muß: worin besteht das eigentliche Vermögen eines Staates, und welches Werk hat ein jeder zu vollbringen? Aristoteles wußte freylich.

nicht, daß es nach Macedonien, Attica, Sparta und Böotien gar verschiedene Staaten, ja, daß es ein Rußland und Krakau, ein Großbritannien und Piombino, ein Oesterreich und Hessen-Homburg gebe. So heißt es S. 27, §. 13: »Ein guter Staat muß alle Arten von Früchten tragen; denn das Ding ist selbst hinlänglich, welches Alles hat, und dem nichts mangelt.« — Könnten wir doch alles Wünschenswerthe auch zum Gesetze machen und realisiren! könnten wir, sage ich, auf der großen Lüneburger oder Welser Heide Weizen bauen oder Reben pflanzen, und auf die Wüste Sahara eine Viehherde zur Weide treiben! — Wir können vieles Schlimme im Menschen wie in der Natur wohl allmälich verbessern, doch auf keiner Seite Wunder wirken, und ein Nowa-Zembla zum fruchtbaren romantischen Arkadien machen. S. 88, §. 60 lesen wir: »die Erziehung der Jugend soll das Hauptgeschäft des Staatenbildners seyn« — wogegen S. 256, §. 157 angeführt wird: »daß es in Ansehung der Aussetzung und Auferziehung der neugebornen Kinder Gesetz seyn soll, daß kein durch Naturfehler entstelltes Kind auferzogen werde. Aber in Rücksicht der Menge der Kinder darf, wenn die angenommenen Gebräuche und Gewohnheiten dieselbe verhindern, kein gebornes Kind ausgesetzt werden, sondern man muß alsdann der Zeugung selbst gewisse Schranken setzen; und wenn es dessen ungeachtet unter den Eheleuten vorfiele, daß eine Frau, die schon die gesetzmäßige (?) Zahl der Kinder hat, schwanger würde, dann muß man die Frucht, ehe sie Empfindung und Leben hat, von ihr abtreiben lassen; denn nach dem Leben und dem Gefühle der Frucht wird allein bestimmt, was gegen sie dem Recht und Gewissen nach erlaubt ist.«

Wir können wohl hierauf als Christen nichts entgegnen, doch können wir als Menschen den Philosophen um der verletzten Humanität Willen belangen, und ihm, wie dem Platon, der dasselbe lehrt, ein grobes Mißverständniß der practischen Vernunft zur Schuld anrechnen, da sich uns in ihr der Wille und das Gesetz der Gottheit selbst ankündigt, die nichts Unmenschliches, nichts Grausames begehrt. Dieselbe Verblendung des Geistes erstreckt sich auch auf die grausame Sitte, wie man die Rechte des Weibes verkannte und unterdrückte, und wie sich der Freye alle Macht (S. 263) über das Leben und die Freyheit seines Untergebenen, seines Sclaven anmaßte. Schon die reine Vernunft vermochte es aus den Grundgesetzen des richtigen Denkens abzuleiten, daß sich alle Menschen, als Kinder eines Aelternpaares, oder einer Stammfamilie, als Vernunftwesen mit gleichen Rechten und Vorzügen gegenüber stehen; aber das ist der Fluch, der auf den Weisesten liegt, daß sie oftmals eine alte

Gewohnheit zum Gesetze stempeln, wenn sie auch ihren Irrthum mit einem halben Verstande einsehen könnten! Nein, so sehr sich der Herausgeber dieses vorliegenden Buches Mühe zu geben scheint, seinen Autor zu rechtfertigen, und als einen Lehrer der Staatspädagogik anzuempfehlen; wir können ihn wohl seiner Zeit und Verhältnisse nach als einen Stern erster Größe bewundern und lobpreisen, seine Hauptgrundsätze aber können wir nicht zu den unserigen machen. Wir können vieles, was er zu befolgen räth, achten und beherzigen, z. B. seine treffliche Lebensdiät, seine Gymnastik, seine Bildung des Geistes 2c., allein wir können die bestehende Grundlage nicht ändern auf die Gefahr hin, daß wir, wenn wir zu den neuen Uebeln auch noch die alten annehmen, durch eine doppelte Wucht niedergedrückt ins Bodenlose versinken!

* * *

2. Athen und Rom sitzen dem abendländischen Europa seit Jahrhunderten schon gegenüber auf den Cathedern der edlern Künste und Wissenschaften, und ob die erhabenen Meister auch viele würdige Schüler gebildet, die wieder als Meister ihrer Nationen auftraten, so können wir doch ihres Unterrichtes noch lange nicht entbehren; und bey der Flachheit und Seichtigkeit der Gegenwart will es mich bedünken, als ob wir alle Ursache hätten, ihre Collegien öfter und eifriger als jemals zu besuchen. Es verhält sich mit den Menschen in geistiger Hinsicht beynahe eben so, wie es sich mit der Thierwelt, ihrer Regeneration, Veredlung und Vervollkommnung in physischer Hinsicht verhält; denn um eine bereits veredelte und nachmals wieder acclimatisirte Herde von Pferden, Schafen 2c. aufs neue zu verbessern, lassen wir sie durch frische kräftige Merinos-Widder und Araber-Hengste durchkreuzen, wie die Oekonomen sagen, und die Zucht ist auf eine geraume Zeit wieder gehoben, verfeinert und veredelt. Auf ähnliche Weise also kann den intellectuellen und artistischen Uebeln unserer Ebbe-Zeit wieder abgeholfen werden, auf daß die vielfachen Untiefen, seichten Uferbänke und stagnirenden Furten allmälich verschwinden, und Minervas Flaggen auf höheren, lebendigeren Fluthen steuern mögen.

Um diese Ebbe der Jetztwelt wo möglich zu schwellen, und die stagnirenden Lagunen durch reinere Fluthen zu heben, ist wohl kaum ein Bronnen so klar und reichhaltig, als der tiefe krystallhelle Geist eines Aristoteles, der uns bisher nur gleichsam von ferne bekannt war. Der Verfasser des vorliegenden Buches sagt mit Recht: »Sollte der Mann, welcher in sich die gesammte Bildung der classischen Zeit concentrirte, wie kein Anderer, welchen alle folgenden Jahrhunderte um so mehr anstaunten, je mehr

sie seine Tiefe verstehen lernten, sollte dieser allein des Rechtes beraubt bleiben, in deutscher Zunge zu den Deutschen zu reden?«

Keineswegs! ihm soll — und ihm ist bereits Recht widerfahren, indem es so tüchtige Philologen, wie C. Hofmeister und H. Knebel sind, über sich genommen haben, ihn völlig zu übertragen und zum schätzbaren Gemeingut ihrer Nation zu machen. Durch ihre Hand soll uns der große Stagirite bald eben so zugänglich werden, als es uns der göttliche Platon durch Schleiermachers treffliche Uebersetzungen geworden ist. Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, welche durch den gelehrten Bekker (1831) eine neue Ausgabe des Aristoteles mit der lateinischen Uebertragung veranstaltet hat, bot ihnen mit der Scholien-Sammlung von Brandis einen weit sicherern Boden, als jener war, worauf frühere Bearbeiter einzelner Schriften des großen Hellenen gestanden sind. Dieselbe gute Grundlage kam auch dem fleißigen Dr. Kapp zu Gute, der uns kürzlich mit einer Staats-Pädagogik des Aristoteles (siehe oben) beschenkt hat.

Dr. Knebel beginnt, wie es oben ersichtlich ist, die Reihe der Uebersetzungen mit der Rhetorik, und bezeichnet sie als die erste Lieferung des vierten Bandes, wozu die Verlagshandlung die Bemerkung fügt: »daß der vierte Band zuerst erscheinet, rühret von zufälligen Umständen her, ist aber für das Werk selbst unerheblich, da jeder Band ein für sich bestehendes Ganzes bildet.«

Ohne über dieses Hysteron-Proteron der Ausgabe ein unnöthiges Wort zu verlieren, gehen wir sogleich an das, was vorliegt, und bemerken zuvörderst, daß wir das ganze Werklein fleißig durchgesehen, und in vielen Stellen mit dem Urtexte (zweyte Ausgabe von Buhle, 1791—1800) zusammen gehalten haben. —

Wir wollen hier eine Stelle aus Aristoteles auf dessen vorliegendes Werk in Anwendung bringen. Er sagt: *Οὐχ ἱκανὸν δ᾽ἴσως νέους ὄντας τροφῆς καὶ ἐπιμελείας τυχεῖν ὀρθῆς, ἀλλ᾽ ἐπειδὴ καὶ ἀνδρωθέντας δεῖ ἐπιτηδεύειν αὐτὰ καὶ ἐθίζεσθαι, καὶ περὶ ταῦτα δεοίμεθ᾽ ἂν νόμων, καὶ ὅλως δὴ περὶ πάντα τὸν βίον.* —

Wahrlich hört der Mensch nie auf, ein Schüler zu seyn; der Weiseste bedarf auf der einen oder der andern Seite noch des Unterrichtes, und findet seinen Lehrmeister entweder in einem seiner Nebenmenschen, oder in dem unermeßlichen Schulraume der Natur, worin er bey der kurzen Spanne Lebenszeit stets ein unmündiges Kind bleiben wird. Aristoteles, der würdige Erzieher des großen Macedoniers, durchblickte mit zu scharfen Augen, und durchdachte mit zu eifriger Besonnenheit alles das, was politisches und moralisches Bedürfniß des Menschen ist, als daß

er nicht dem Greise eben sowohl als dem Jünglinge auch noch nach Jahrtausenden nicht bloß genügen, sondern höchst schätzbar, und in vielfacher Hinsicht unentbehrlich seyn sollte. Seit ihm haben sich nur die Zeitläufe, die Grenzen der Reiche, und höchstens noch die Sprachen verändert; die Grundformen des Denkens aber sind wie die Natur und der gestirnte Himmel dieselben geblieben, und manche Gattungen der Künste und Wissenschaften sind seitdem nur in Abnahme oder Verfall gekommen, und erwarten ihre Regeneration auf gleiche Weise, wie andere Zweige der höheren Literatur vielfach aus Griechenlands goldenem Zeitalter. So ist die Redekunst (die geistliche Kanzelberedsamkeit ausgenommen) fast durch alle Marken Deutschlands ein wüstes Brachfeld geworden; wir lesen in der Rhetorik einige Fragmente aus Cicero, und, wenn wir es hoch bringen, einige Sätze aus Demosthenes, erfahren aber von einem rhetorischen System, von einer eigentlichen Wissenschaft der Redekunst, und all den Hülfsquellen, aus denen ein Tiro auf dem Areopagos oder den Rostris schöpfen sollte, so wenig, daß uns nichts anders übrig bleibt, als vor uns selber zu erröthen. Man wende mir keineswegs ein, daß wir dieser Theorie nicht bedürfen, weil sie in unsern Staaten nicht der Ort wie in England, Frankreich, Ungern ꝛc. zur practischen Uebung kommt; sollten sich auch die Zeitumstände niemals für uns dahin gestalten, daß wir als Volks- oder Staatsredner auf eine Tribune steigen, und entweder großartige Welthändel discutiren oder die Rechte von Privaten öffentlich verfechten, so verdiente die Redekunst doch um ihrer selbst willen, und als Hülfswissenschaft für die kirchliche Homilie eifrig gepflegt und gefördert zu werden. Es muß ja ein Glied fest und eben ins andere eingreifen, um eine vollkommene, gelenke Kette zu bilden; und eben so dünkt mich die Rhetorik im Cyclus der Humanitätswissenschaften ein eben so nothwendiges und edles Glied, als die Philosophie, Geschichte und Dichtkunst ꝛc.

In dieser Hinsicht wäre das vorliegende Werk als das vollständigste und zweckmäßigste Elementarbuch zur Bildung eines jungen Redners zu empfehlen; denn hätte er dasselbe in Saft und Blut aufgenommen, und sich der gründlichen systematischen Anleitung gemäß, und dann auch mit dem Eifer und dem Geschicke eines jungen Demosthenes geübt, brauchte er seiner Kunst nur noch das Gepräge seiner Nationalität aufzudrücken, und er könnte, wie Aeschines sagt, die starren kalten Berge jetzt zum Tanzen, jetzt zu lichten Thränen der Rührung bewegen. Die Rhetorik des Aristoteles hat die Gesetze und Regeln, die sie aufstellt, aus dem ganzen Umfange aller menschlichen Bedürfnisse geholt, hat alle denkbaren Verhältnisse einer bürgerlichen Gesell-

schaft belauscht, und den jungen Redner mit allen möglichen Schutz- und Trutzwaffen gegen alle Wehren und Wälle ausgerüstet. Sie bewährt es auf jedem Blatte, daß ihr Verfasser auch ein eben so scharfsinniger und gewandter Lehrer in der Physik, Philosophie und Politik sey.

Im Uebrigen athmen Sprache und Styl in diesem Werke unverkennbar aristotelischen Geist, so daß es wohl Niemand einfallen dürfte, dasselbe den unterschobenen beyzuzählen.

Was nunmehr die gegenwärtige Uebertragung betrifft, so können wir wenigstens im Allgemeinen nur alles Lob über dieselbe aussprechen, um so mehr, als es uns gar wohl bewußt ist, mit welchen Schwierigkeiten der Uebersetzer zu ringen hatte. Aristoteles verlangt weit mehr als einen tüchtigen Sprachkenner, er verlangt einen durchaus welt- und menschenkundigen Mann, einen umsichtigen und scharfsinnigen Denker (Logiker), da nur ein solcher fähig ist, in die Tiefe seiner Ideen einzudringen und sich in dem geräumigen Baue seiner Constructionen zurecht zu finden; denn er liebt, Dichtern gleich, so gern die Figur der Unterbrechung, und läßt sich von dem Leser oder Zuhörer ergänzen und zusammenreihen. Außerdem bedarf er in sehr vielen Stellen, wo er auch an sich klar detaillirt, und für seine Zeitgenossen Wort für Wort vollkommen verständlich war, doch für uns Wort- und Sacherklärungen mannigfaltiger Art und Weise, und diese Interpretirungen und Aufschlüsse zum gehörigen Verständnisse kann nur derjenige liefern, der ein eben so tüchtiger Antiquar als Sprachkundiger ist. Wir finden uns daher veranlaßt, besonders auf die trefflichen Anmerkungen aufmerksam zu machen, welche der Uebersetzer den drey Büchern der Rhetorik angefügt hat. Er hat die Commentare eines Victorius, Voigt rc. zweckmäßig benützt, und uns mit seinen Zugaben den preiswürdigen Classiker so zugänglich gemacht, daß wir uns mit ihm so vertraut, wie mit einem alten Landsmanne fühlen. Ihm war es mehr um den Geist als um die äußere Umhüllung, also mehr um die Richtigkeit und Klarheit der Gedanken als der Wortformen seines Autors zu thun, wie er selber bemerkt, denn er hat vollkommen Recht, daß sclavische sylbenzählende Uebertragungen und redselige Paraphrasen noch wenig Gutes zu Tage gefördert haben.

Nachdem wir nun dem wackern Uebersetzer und Interpreten so viel des Lobes gezollt, als ihm gebührt, und, wie wir hoffen, so viel, daß er zufrieden seyn werde, erlauben wir uns schließlich einige Bemerkungen, die nicht sowohl Rügen, als vielmehr bloße harmlose Andeutungen seyn sollen. S. 33 heißt es: »dem Begriffe nach ist Stehlen eine Folge des Tempelraubes; denn wer Tempel beraubt, begeht doch wohl auch einen Diebstahl.« —

Wir nehmen den Nachsatz: »begeht doch wohl auch einen Diebstahl« — nicht als ironischen Euphemism, wie er hier klingen möchte, sondern als Litotes, die hier weit schärfer und etwa mit der sarcastischen Lauge durchbeizt seyn und klingen sollte: »der begeht so ziemlich einen Diebstahl,« id est: er begeht den schändlichsten Diebstahl, den entsetzlichsten Raub. — S. 17 ist der Ausdruck: σημεῖον durch: Wahrzeichen und τεκμήριον gleichsam im Gegensatze durch: Mahlzeichen gegeben. Letzteres ist eine offenbare Tautologie. Im Texte heißt es: »Ein streng beweisendes Wahrzeichen heißt: Mahlzeichen — warum nicht lieber ein allgemein übliches und verständliches Wort, z. B. Merkmahl oder Abzeichen oder Wahrmahl ꝛc. S. 77 wird Freund (φίλος) Widerpart genannt, was vielmehr einen Gegner oder Feind bezeichnen möchte.

Außerdem bemerken wir an Wörtern und Ausdrücken hie und da so seltsame Idiotismen und Sprachbildungen, daß sie uns ihrer Ungewöhnlichkeit wegen nicht nur stören, sondern auch oftmals verletzten. Was soll z. B. der Ausdruck: »Schlimmbesserung« — (Vorbericht S. VII.) eigentlich bedeuten? Wir können es aus dem Contexte errathen, das Wort selbst aber nicht billigen. Eben so wenig den Ausdruck: Glückhaftigkeit S. 27 und die Wörter: Schädigung und Verdächtigung S 79. Wie rauh klingt ferner (S. 34) der Vers: »Das Fürnehmest' ist Wasser« — und wie unwohl thut nicht das obsolete: jedwelcher, das nur zu häufig wiederkehrt? S. 54 hat sich in dem Satze: »und zwar für ihnen (sie) möglich« — ein grober Solöcismus eingeschlichen. Auch lautet (S. 75) der Ausdruck: bey Lachen, statt: beym Lachen, unrichtig und zweydeutig; doch kann die Schuld hievon auch den Setzer oder Corrector treffen.

Was endlich die typographische Frage anbelangt, können wir uns mit der Ausgabe wohl zufrieden stellen, dabey aber doch die Wünsche nicht ganz verhehlen, daß sich die Verlagshandlung künftig um ein Weniges bessern möge. Der Text ist eben nicht sehr sparsam mit Satzfehlern, ohne sie ausgehoben und berichtigt zu haben; das Papier verdient in Feinheit und Bleiche keineswegs das horazische Motto: Omne tulit punctum etc. und die Anmerkungen am Schlusse des Werkes sind mit Lettern gedruckt, die auf den Blättern wie Infusions-Thierchen wimmeln. Junge Augen nehmen sie wohl gut aus, aber, leider! blicken junge Augen nicht gern in einen Aristoteles.

Jos. A. Moshamer.

Art. IX. Drey Bücher deutscher Prosa in Sprach- und Stylproben, von Ulphilas bis auf die Gegenwart. (360—1837.) Herausgegeben von Dr. Heinrich Künzel. Frankfurt a. M. 1838, bey J. Dav. Sauerländer

Le style c'est l'homme!
Buffon.

Vor dem Scharfblicke des umsichtigen Etymologen kann es gegenwärtig im eigentlichen Sinne des Wortes keine Stammsprache mehr geben, weil er sich unfehlbar überzeugt und uns bereits zur Genüge bewiesen hat, daß alle Zungen der Erde von Pol zu Pol laut- und sinnverwandte Worte sprechen, und dadurch beurkunden, daß alle Völker einst in grauer Vorzeit Kinder eines Aelternpaares oder einer Stammfamilie seyen. Nichts desto weniger kann man jene anfängliche und noch gemeinsame Sprache zur richtigern Distinction eine Ursprache, und jede aus ihr entsprossene eine Stammsprache im weitern Sinne des Wortes nennen, wenn sich die Begriffe und Bezeichnungen derselben an Umfang, Bedeutung und Laut eigenthümlich gestaltet, kurz, wenn sie sich durch ganz eigenthümliche Reihen von Wortbildungen, von Ableitungen, Zusammensetzungen, Tonleitern, Beugungsformen ꝛc. völlig singularisirt hat. Dem zu Folge kann jene benannte Ursprache die gemeinsame Muttersprache, und alle aus ihr gebornen Töchter, Schwestersprachen genannt werden. So sind die chinesische, hebräische, altindische, germanische, griechische, ꝛc. Stammsprachen für sich und in sich, aber Schwestern unter einander, und bilden zusammen eine Sprachgruppe. Auf den ehrenvollen Namen einer Stammsprache kann aber nur jene einen giltigen Anspruch machen, die für alle Begriffe, Gedanken und Empfindungen, kurz, für alle Bedürfnisse eines größeren Volkes auch hinlängliche und klar bezeichnende Ausdrücke, also einen beträchtlichen Reichthum von eigenthümlichen Wörtern hat. Man nimmt an, daß eine Sprache mindestens dreyßig bis vierzig tausend Wurzelwörter haben müsse, um eine Stammsprache genannt werden zu können. In diesem Falle ist sie sodann nach Maßgabe der Zeit- und Ortsverhältnisse wieder fähig, selbst Mutter mehrerer Töchter zu werden (neuere Töchtersprachen), oder sich mindestens in Dialecte und Mundarten zu verzweigen. So ist die lateinische Sprache, die Tochter der altgriechischen, nachmals Mutter der italienischen, spanischen, französischen ꝛc. geworden; und in Betreff der Dialecte sagt Dr. Rinne (in seiner Lehre vom deutschen Styl, 1. B. S. 61) ganz richtig: »Wenn sich die Verschiedenheiten einer Sprache nicht auf Abstammung, Ableitung und Zusammensetzungen, sondern mehr auf den Sprachgesang (d. i. Wort- und Redeton), auf die Eigenthümlichkeit gewisser

Vocale und Consonanten, auf den Mangel oder das Vorherrschen anderer, auf die daraus fließenden Veränderungen in Wort- und Flexionsform, oder auch auf die prägnantere Bedeutung, in der ein Wort gebraucht ist, beziehen: ingleichen, wenn sie auch den Gebrauch einiger ihr eigenthümlichen Wörter (Idiotismen) mit einschließt: — so nennt man sie mundartliche oder dialectische Verschiedenheiten, und den Inbegriff der ganzen Sprache mit dieser Verschiedenheit, Mundart oder Dialect.«

Die Verschiedenheiten in dem Bau und Klange der Sprache sind überhaupt Folgen von Zerstörung, Mischung und Trübung, welche die freundlichen oder feindlichen Berührungen eines Volkes mit dem andern veranlaßt haben. So bestehen von einigen Völkerstämmen nur noch die Namen ohne eine weitere Spur ihres einstigen Daseyns, und andere Sprachen überleben ihre Völker in einzelnen Wortsplittern, Schriftdenkmälern oder auch ganzen Literaturen. Beyspiele werden dieß anschaulicher machen. So mag die Sylbe mar ursprünglich etwas Großes (die Größe, Uebertreffung ꝛc.) bedeutet haben, daher im Hebräischen marom, die Größe, Höhe, im Chaldäischen mare, der Herr, der Gebieter; im Scythischen ἀορ, der Vorgesetzte; im Griechischen μαιρειν und τεκμαιρειν (tropisch) hervorglänzen, sich auszeichnen; im Lateinischen major der Größere; im Altbrittischen mawr, bey Boxhorn maer, groß, vornehm; im Englischen more, im Altdeutschen merir und gegenwärtig: mehr, Meyer ꝛc. Der Etymologe hat ferner hinreichende Gründe, annehmen zu dürfen, daß die Sylbe Er die ursprüngliche Wurzel für das Wort Erde sey. Doch hat jene Stammsylbe nachmals Zusätze erhalten, und ohne Zweifel aus dem Grunde, weil sich ein zweytes oder drittes Er als einfacher Stammlaut mit einer andern Bedeutung eingedrängt, fester behauptet, und das vorige nicht neben sich bestehen lassen wollte. Der Hebräer verlängerte die Wurzelsylbe nach hinten und sprach: ar-ets, der Grieche gab ihr eine nationale Termination: ἐρα, und ließ später für denselben Begriff das Wort γη, γαια (Gau) in Gebrauch kommen; der Lateiner gab dem ererbten Er einen Zusatz von vorne: t-erra, die germanischen Mundarten lassen gleich andern diese Wurzel in verschiedener Umfüllung erblicken: Ere, Erdo, Airtha, erdu, eerde, erdha etc. Im Chaldäischen lautet dieses Wort: artha, im Syrischen artho. im Angelsächsischen eorthe und eard, im Englischen earth, im Holländischen aard und aerd, im Schwedischen und Dänischen jord u. s. w.

Es ist die wandelbare äußere Form einer Sprache (wie es das vorliegende Werk mit jedem Blatte auf das Augenscheinlichste zeigt) zu jeder Zeitfrist eine andere, und wechselt wieder eben so

nach der Verschiedenheit des Raumes: kurz, sie ist uns ein treues Gegenbild der Mutter Natur; ihre innere, zeugende, zerstörende und wieder verjüngende Kraft waltet ewig nach denselben Gesetzen, ihre äußere Hülle ändert mit Tag und Nacht, ändert mit jeglicher Zone, und neben einer düftenden Blume, oft selbst auf einem fruchttragenden Stamme wuchert ein Dorn, ein schädliches Unkraut.

Wir brauchen nach dem Gesagten nicht erst zu beweisen, daß unsere deutsche Muttersprache allerdings den ehrenden Namen einer Stammsprache verdient, sey es auch, daß diese alte celto-scythische Tochter in den letztern Jahrhunderten meistens ohne Noth eine leidige Anzahl von fremden Ausdrücken in sich aufgenommen hat, ohne sie bisher noch germanisiren zu können. Ihr Reichthum an Wörtern (sie zählt an funfzigtausend eigenthümliche Wurzeln), ihr kräftiger Bau, ihre Bildungs- und Biegungsfähigkeit, ihr rhetorisches Gewicht und ihre poetische Tiefe verschaffen ihr unter den neueren Stammsprachen einen vorzüglichen Rang, einen entschiedenen Preis; wäre doch das Zeitalter der Pergamente schon bedacht gewesen, die schwankende Feder durch gewisse Normen festzuhalten, wie sie ihm Athen und Rom angedeutet haben, und durch die Feder auf die stammelnde Zunge der Zeitgenossen zu wirken, unsere Sprache hätte sich gewiß noch weit reiner, edler und klangreicher herausgebildet, und im Allgemeinen gar nie nöthig gehabt, aus fremden Ländern Wörter zu erbetteln, die jetzt noch, nach vielfacher Sichtung und Säuberung, über die Zahl von 25,000 hinausreichen. Erst seit einem halben Säculum erkennt der Deutsche den hohen Werth seiner schönen, kräftigen Sprache, und ist nach Kräften bemüht, den üppigen Boden derselben zu cultiviren, die fremdartigen Gestrüppe, Disteln und Flechten auszureuten, das exotische Unkraut als schlechte Schmarotzerpflanzen zu vertilgen, und den heimischen Wurzeln und Stämmen freyeren Spielraum zu ihrer Entwicklung und Fortpflanzung zu verschaffen. Friedrich der Große liebte leider die deutsche Muse nicht, denn hätte er diese so wie die gallische gehegt und gepflegt, würde er zur eigenen Ehre und zum Frommen Deutschlands nicht nöthig gehabt haben, zu schreiben: »Ich finde ringsum eine noch halb barbarische Sprache, in so viele verschiedene Dialecte vertheilt, als Deutschland Provinzen hat. — Was man in Schwaben schreibt, ist in Hamburg kaum verständlich, und der österreichische Styl ist für die Sachsen dunkel. Es ist also physisch unmöglich, daß auch ein Schriftsteller von dem größten Geiste diese noch ungebildete Sprache vortrefflich behandeln könne.« — Der gute Fritz war dießmal ein falscher Prophet, denn ehe sein Gestirn noch erlosch

und unterging, waren schon die sechs größten Sterne Deutschlands entzündet, um bald darauf in hellster Glorie über unserm trüben Horizont zu leuchten (Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller und J. P. Richter).

Der große Friedrich hatte Scharfblick genug, um die richtigen Mittel anzugeben, wie dem angeführten Uebel zu steuern wäre, denn die noch zu seiner Zeit erfolgte gute Anwendung derselben gab unserer Sprache in Einem Decennium einen größeren Vorschub und Aufschwung, als es früher in einem Säculum nicht geschehen war. Er schreibt nämlich in seinem Aufsatze über die deutsche Literatur: »Um unseren Styl gedrungener zu machen, sollten wir die alten Schriftsteller übersetzen, die sich mit der meisten Stärke und Anmuth ausgedrückt haben. Von den Griechen wären besonders Thucydides, Xenophon, die Poetik des Aristoteles, das Handbuch des Epictet, die Gedanken des Marc Aurel gute Muster. Besonders sollte man sich auch bemühen, die Stärke des Demosthenes in unsere Sprache zu übertragen. Von den Lateinern würde ich vorzüglich die Commentarien des Cäsar, den Sallust, Tacitus und die Artem poëticam des Horaz, von den Franzosen aber die Pensées de Rochefoucault, die Lettres Persanes, den Esprit des Loix empfehlen. — Uebersetzungen dieser Art würden dann die Muster seyn, nach welchen unsere Schriftsteller bey ihren eigenen Arbeiten sich bilden könnten. Alsdann dürften wir uns schmeicheln, die Vorschrift befolgt zu haben, welche Horaz in seiner Arte poëtica den Schriftstellern gibt: Tot verba, tot pondera.«

Wie schon bemerkt, sah Friedrich's Blick scharf und reichte weit, doch überging er so manche große nachahmungswürdige Meister des Styls aus den goldenen Zeitaltern der Griechen und Römer, und erwähnt mit keiner Sylbe der spanischen und italienischen Literatur, die doch auf die Altäre des Apollo und der Minerva schönere Opfergaben als die gallische Muse niedergelegt hat. Und wie geringfügig ihm die großartigen Geisteswerke der Britten erschienen, und wie sehr sein Geschmack durch seine Gallomanie verbildet war, beweiset sein Urtheil über den erhabensten Heros der dramatischen Poesie, über Shakespeare nämlich, von dem er in demselben Werklein schreibt: »Um sich zu überzeugen, wie wenig Geschmack noch bis jetzt in Deutschland herrsche (Friedrich starb 1786), dürfen Sie nur unsere öffentlichen Schauspiele besuchen. Sie finden daselbst die abscheulichen Stücke von Shakespeare aufgeführt, die man in unsere Sprache übersetzt hat. Die ganze Versammlung findet ein ausnehmendes Vergnügen daran, diese lächerlichen Farcen anzusehen, die nur würdig wären, vor den Wilden von Canada gespielt zu werden. — Dem

Shakespeare (fährt er fort) kann man indeß seine sonderbaren Ausschweifungen wohl verzeihen, denn er lebte zu einer Zeit, da die Wissenschaften in England erst geboren wurden, und man also noch keine Reife von denselben erwarten konnte. Aber erst vor einigen Jahren ist ein Götz von Berlichingen auf unserem Theater erschienen, eine abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke; und doch bewilligt unser Publicum diesem ekelhaften Gewäsche seinen lauten Beyfall, und verlangt mit Eifer ihre öftere Wiederholung.«

Wir können hierauf nicht umhin, das oft ausgesprochene Bedauern zu wiederholen, daß der große Fürst an der Spree niemals ein echter Enkel Hermanns gewesen, und glauben die Einleitung zu dem gegenwärtigen Aufsatze am trefflichsten mit jener bekannten Strophe aus Schillers Gedicht: »An die deutsche Muse,« zu schließen, die also lautet:

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne,
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er seinen Werth!

Der geehrte Verf. des vorliegenden Werkes hat, nach dem Beyspiele der Gebrüder Grimm und vieler Anderer, die (prosaischen) Schriftproben unserer Nation wie Perlen an einander gereiht, und uns einen Bildersaal von Sprachformen eröffnet, der nicht bloß reichhaltiger als alle übrigen ausgestattet, sondern auch als Dialect- und Styl-Panorama von Ulphilas (360) bis auf die Gegenwart (1837) mit umsichtiger Auswahl zusammengestellt, und systematisch geordnet ist. Die ganze Sammlung, welche gleichsam die Grundfolie zu unserer Literaturgeschichte ausmacht, ist in drey Bücher abgetheilt, welche die betreffenden Sprachformen in chronologisch fortlaufender Stufenfolge enthalten, und zuletzt gegen unsere Zeit herauf zu vollständigen Styl-Porträts werden. Das erste Buch enthält alle authentischen Prosa-Formen von Ulphilas (360) bis M. Luther (1523), und umfaßt die mösogothische, althochdeutsche und mittelhochdeutsche Sprache, zusammen in 51 Proben. Das zweyte Buch liefert die gediegeneren Sprachformen von M. Luther (1523) bis Lessing (1740). Das dritte Buch reicht von Lessing bis auf die Gegenwart, und enthält die Styl-Porträts in zwey Abtheilungen: A. Von Bodmer bis Seume; B. von J. P. Friedrich Richter bis auf die Gegenwart (1837).

Andere Linguisten und Sprachhistoriker, namentlich Dr. Rinne, theilen die Geschichte der germanischen Zungen in sieben

Hauptperioden, indem sie mit Karl dem Großen, dem erhabensten Glanzpunkte aller deutschen Völker, beginnen, und alle früheren Schriftproben, wovon die gothische bey weitem die wichtigste ist, nur mehr als isolirte Erscheinungen im Rückblicke betrachten.

Dem zu Folge reicht:

I. Das fränkische Zeitalter von Karl dem Großen, also vom Schlusse des achten Jahrhunderts, bis zu den schwäbischen Kaisern, oder bis 1137.

II. Das schwäbische Zeitalter reicht bis zum Erlöschen des echten Minnegesangs, oder von 1137 bis 1230.

III. Das Zeitalter der Meistersänger bis auf Luther, und zwar bis zu dessen vollständiger Bibelübersetzung, oder von 1230 bis 1534.

IV. Von Luther bis Opitz, oder von 1534 bis 1625.

V. Von Opitz bis Klopstock, oder von 1625 bis 1770.

VI. Das Zeitalter der classischen Literatur, welches von Klopstock bis zur Befreyung Deutschlands reicht, von 1770 bis 1815.

VII. Das Zeitalter des nationalen Aufschwunges, von 1815 bis auf unsere Gegenwart.

Unsere Sprache hat, wie schon gesagt, einen beträchtlichen Reichthum von kräftigen Stammsylben, die sie von einer uns unbekannten Ursprache ererbt hat; aber keine von allen Mundarten hat nicht einmal das Viertel, geschweige die ganze Summe aller Ableitungen, die die Wurzeln zuließen, in sich entfaltet; ja, wir bemerken, daß selbst viele von den ererbten Stammsylben allmälich verdorrten, und somit Lücken bildeten, die man nachmals nicht selten mit fremden Wörtern ausgefüllt hat. Dieß that schon der Gothe Ulphilas, der die Nähe Griechenlands benützt, und von da aus nicht bloß das Alphabet, sondern auch viele Wörter geholt hat.

Unser Verfasser holte aus der Bibelübersetzung des Ulphilas drey Fragmente; eines aus dem Evangelium Matthäus, das andere aus dem Evangelium Johannes und das dritte aus dem ersten Briefe Paulus an die Korinther. Er hielt es für zureichend, dem gothischen Texte bloß den lateinischen ohne alle linguistische Erklärung und Bestimmung beyzufügen, was er auch in den folgenden Schriftmustern unterließ, und so ist sein Werk weniger für Laien, als für Gelehrte geschrieben, aber ohne auch für die letzteren in dieser Form und Gestaltung völlig genügend zu seyn. Uns bedünkte es demnach viel zweckmäßiger und gemeinnütziger, wenn der Verfasser wenigstens in den ersteren Sprachproben, die für die Laien unmittelbar einer Uebertragung

bedürfen, auch den neuhochdeutschen Text an die Seite gesetzt hätte, wie wir es in dem kleinen Bruchstücke versuchen, das aus dem Evangelium Markus (c. 14. v. 16) genommen ist.

Thairi, than hausjand thata waurd, suns mith fahedai nimand ita thathroh; bi tha quimith aglo aithau wrakja in this waudris jah saurgos thisos libainais lustjus inadgandans afquhaujand thata waurd.

Uebersetzung: Diese, wenn sie hören das Wort, so mit Freuden nehmen sie es auf alsogleich; wenn da kömmt Trübsal und Verfolgung wegen dieses Wortes und Sorgen dieses Lebens, ersticken die herangehenden Lüste dieses Wort.

Lateinischer Schrifttext: Qui cum audiunt verbum, protinus cum laetitia excipiunt illud, deinde quum venit molestia et insectatio propter verbum, et solicitudines hujus vitae, cupiditates introëuntes suffocant verbum.

Die gediegensten Untersuchungen über den gothischen Dialect liefern uns die schätzbaren Werke eines Jak. Grimm, eines Hrn. v. Gabelentz, des Dr. Ribbeck und des Dr. Julius Löbe — letztere in den Berl. Jahrb. 1836 und 1837.

Wir fügen hier, gleichsam das vorliegende Werk berichtigend und ergänzend, hinzu: Die älteren Sprachformen unserer deutschen Zunge stehen in weit größerer Uebereinstimmung mit dem Altgriechischen, und mit ihr beziehungsweise auch mit einer gemeinsamen Ursprache, als alle späteren Formen. Einmal zeigen noch viele Wurzelsylben unter sich eine innigere Verwandtschaft, und dann findet auch die Grammatik Biegungsformen, und die Syntax Satzverbindungen, die so vielfach in einem harmonischen Einklange stehen. So herrscht, wie auch Dr Rinne andeutet, in der gothischen Sprache noch ein weit unbeschränkterer Gebrauch des Accusativs oder Genitivs mit dem Infinitiv, und die Infinitiv-Construction ohne zu, die wir zuverläßig als ein schlechtes Erbtheil von den Angelsachsen bekommen haben. Zudem herrschte in den älteren Formen noch absolute Participial-Construction, eine fast allgemeine Reduplication im Verbo, und in diesem und dem Fürworte ein Dualis, wozu sich noch Trümmer eines Instrumentalis auffinden lassen.

Wir können daher nach der begründeten Annahme: daß unsere Sprache ursprünglich aus ganz einfachen, meist einsylbigen und scharflautenden Stammwörtern bestanden haben mochte, den sicheren Schluß ziehen, daß das Anwachsen und Ausdehnen bis Ulphilas in dem Maße Statt gefunden habe, wie nach ihm allmälich fort bis auf unsere Zeiten das Verdünnen und Verhärten. Somit hätte unsere Sprache, wenn sie auch manches

an innerer Kraft gewann, doch sehr viel an äußerer Rundung, an Wohlklang und Fülle, ja, was noch beklagenswürdiger ist, durch Annahme so vieler fremder Wörter für verbannte einheimische an nationaler Eigenthümlichkeit und Würde verloren, und diese Bemerkung sprachen, nebst H. Voß, schon mehrere deutsche Gelehrte mit großem Bedauern und nicht ohne Erröthen aus.

Alle jene Wörter, welche eine tiefere Empfindung aussprechen, welche Erscheinungen und Gegenstände der Natur bezeichnen, oder den Begriff von Dingen enthalten, die unmittelbare Bedürfnisse einer menschlichen Gesellschaft sind, also: die Interjectionen, die Onomatopöien, die Namen von sichtbaren oder fühlbaren Natur-, Welt- und Lebens-Objecten nebst einigen abstracten Begriffen, die sich dem menschlichen Geiste gleichsam von selbst aufdringen, als die Idee eines höchsten Wesens, die Gefühls- und Verstandesbegriffe von Liebe, Haß, Rache, Unrecht, Schönheit, Häßlichkeit 2c., diese und ähnliche Wörter und Ausdrücke, sage ich, gehören von jeder alten Stammsprache, also auch von der deutschen, einer allgemeinen Ursprache an, sey es auch, daß diese letztere oft nur noch in einer dünnen Wurzel, wie Glimmer durch eine Masse Flugsandes durchschimmert. Hiebey ist zu bemerken, daß die ganzen Vocale, und auch die flüssigen Laute (l, m, n, r) viel häufiger, als die stummen materiellen Consonanten ändern, und diese letzteren höchstens nur von Sprache zu Sprache oder von Mundart zu Mundart in ihre verwandten Laute übergehen. Betrachten wir unser Nennwort Horn — in der Sanscritform ist die Wurzel Kor, Hor, Ker, Kar 2c. — contrahirt und hinten verlängert: shringa — ohne Zischlaut: gleichsam hring, horing; im Hebräischen lautet dieses Wort keren, im Griech. κερας, im Slav. ist es eine Metathesis: rog, hrog; im Arab. heißt es kaern, im Botocud. kran: im Lat. cornu 2c.

So lautet unser Zeitwort hallen, gallen, gaellen, mit dem Zischlaute schallen im Indisch. kala, im Thibetan. ke und kelo, im Hebr. kahal, zweyte Form kal, im Griech. καλεω, zweyte Form ιαλλω, im Slavisch. (todt) kolso, in der Südsee kalloh, galloch und gaili.

Können wir nun auf diese Weise sieben bis neun sinn- und lautverwandte Stammbegriffe aus alten Kernsprachen zusammenstellen, so entkräften wir nicht bloß die Einwendung, daß sie der bloße Zufall also werden und bestehen ließ; sondern wir heben auch den Zweifel: daß alle Sprachen unter der Sonne verschwistert seyen, und daß man die Zunge unserer unbekannten Voraltern auch noch jetzt nach so vielen tausend Jahren wo nicht

sprechen, doch mindestens stammeln höre. — Daß sich übrigens das Errare humanum auch hier recht oft bewähre, ist zwar nicht in Abrede zu stellen, doch sagte schon der römische Sprachgelehrte Varro: Non omnium verborum posse dici causas; et qui de originibus verborum multa dixerit commode, potius boni consulendum, quam qui aliquid nequiverit, reprehendendum.

Unter den vielen Gelehrten, die sich um die Etymologie, um die Reinigung und Berichtigung der deutschen Sprache besonders verdient gemacht haben, erwähnen wir: Wachter, Frisch, Ihre, Adelung, Schmitthenner, Heinsius, Grimm; ferner Pictorius, Schmid, Cramer, Popowitsch, Höfer, Bucher, Reinwald, Fulda, wobey ein Rask, Schilter, Gerbert, Pez, Scherz, Dasypodius, Stricker, Jeroschin, Morhof, Meninsky, Schlözer, Müller, Zinke rc. nicht zu vergessen, und in unsern Tagen Horn, Mundt, Rinne, Graff, Bopp, Ziemann, und auch der Verfasser des vorliegenden Werkes besonders zu rühmen sind.

Ihre vielseitigen Sprachstudien und Forschungen zeigen dem eifrigen Leser beynahe mit ganzer Evidenz die Art und Weise, wie sich gewisse objectivgültige Stammbegriffe und Wörter gebildet, und nachmals wie Pflanzengewächse in Aeste, Zweige, Blätter und Blüthen vertheilt und nüancirt haben.

So ist Vater eine natürlich-kindliche Onomatopöie (ἄττα rc. Ernährer), Mutter die Hervorbringende, Kind (Kith) das Erzeugte, König (Kuning) der Mächtige, Sonne (Sun) die Glänzende, Tag das Lichte, Nacht das Nahende oder besser Nach-folgende, Himmel das Deckende, Erde (von airan) das zu Bearbeitende oder Beackerte, Wasser (wat) das Bewegende (nach Andern das Duftende), Luft das Leichte, Feuer das Reinigende (πῦρ, pur), Stern (nach Bopp) das Ausgestreute, Baum das Fruchtbringende, Hund das Fangende, Hase (has, hat) der Eilende (nach Andern der Haarige), Fisch (von is, isk) das im Wasser Befindliche, Stein das Feste, Starre, Hand das Fassende, Fuß das Bewegliche, Haupt das Obere, sich Erhebende, Schiff das Geschaffene, Kiel das Ausgehöhlte, Kleid das Deckende, Hemd (ἱμάτιον) das Bedeckende u. s. w.

Hiebey wollen wir auch durch ein Beyspiel zeigen, wie sich Stammbegriffe gespalten, und demgemäß die Wurzellaute umgebildet haben. Mal ist die Stammsylbe für unser mahlen (malan), d. i klein machen, trennen, daher mal, Mahl, ein Theil, ein Punkt, und sonach tropisch: ein Zeichen, altd. gimal. Aus der Grundform flossen zunächst: mahlen, Mehl, Mühle, Müller, malt, Malz, das Oberd. Malter für Mörtel, et-

was Zerriebenes, und Mahlerl, ein gewisses Maß, Abgetheiltes; ferner die Endsylben mal in den Zahlwörtern; ferner Mahl (Mahlzeit, Gastmahl) als ein Zeittheil des Tages. Aus der ersten Bedeutung, und zwar aus der Form gimal, Zeichen, stammt malan, d. i. zeichnen, wovon malen, Maler, Gemälde rc. Endlich sprießt noch aus der ersten Wurzel mal (μυλ) unser Maul, das Kleinmachende, Zermalmende, und das altd. mahaljan, d. i. klein machen, also tropisch sprechen (wie sprechen von brechen, βραχειν) und mal das Gespräch, mahal der Gerichtshof, malstat die Versammlung; daher tropisch gemal feyerlich, welches eine zweyte Wurzel wird, und wieder mehrere Zweige treibt, als mal Feyerlichkeit — Verlobung, gemahel das Verlobte, Gemahl; mahalen versprechen, verloben; mahaldag, Verlobungstag. Hiezu kommen noch für die deutsche Zunge: furmalen, zermalmen; kimalar, Färber, Maler; molta, Mahlgeld, Mulde und Molte, ein gewisses Maß; gemalenez, Gemahlenes (Getreide); mul (mulus), Maulthier u. s. w.

Unsere Phantasie kann hiebey nicht umhin, sich das liebliche Bild vorzumalen, wie oftmals dort im Kreise einer lauschenden Familie, einer Gemeinde, ein ehrwürdiger Alter gestanden haben mag, wo er als Lehrer auftrat, indem er die Namen vieler Dinge zu sagen oder abzuleiten wußte, und seine horchende Umgebung aufforderte, sie nachzulallen, und dem Gedächtnisse einzuprägen. Er war der Richter, der Gelehrte, der Weise seines Bezirkes; er führte die Schaar seiner Schüler herum, und zeigt und benennt ihnen die Gegenstände, wofür es bisher keine Namen und Ausdrücke gab, oder bildet wo möglich nach natürlichen Erscheinungen abstracte Begriffe und Bezeichnungen, oder sanctionirt, was ein Anderer in den Kreis der Sprache aufgenommen wissen wollte. War nun das jedesmalige Wurzel-, abgeleitete oder aus der Fremde entlehnte Wort der Art, daß es das lauschende Ohr gehörig auffassen, die wenig geübte Zunge wieder geben, der innere Sinn würdigen und das Gedächtniß behalten konnte, so schallte es von Mund zu Munde, und hatte das Schicksal eines Buchstaben oder articulirten Lautes bey unseren Kindern, die eben ihr Alphabet beginnen.

Dr. Rinne, den wir unbedingt den größten Sprachphilosophen der jüngsten Zeit beyzählen müssen, sagt in seiner preiswürdigen Styllehre (1. H. S. 83) vortrefflich: »Mit dem durchdringenden Christenthume, das sich als einen Kampf des Geistes mit der Sinnlichkeit ankündigt, war ein lösender Thauwind in den zackigen Eispallast der Sprachformen gekommen, und so

finden wir das Althochdeutsche zwar formenärmer, aber schon leichter dem geistigen Ausdrucke gehorchend.«

Dieß zeigt sich dem aufmerksamen Sprachforscher ziemlich klar in dem vorliegenden Werke, welches, wie schon gesagt, in aufsteigender Zeitfolge die bestmöglichen deutschen Schriftproben in verschiedenen Dialecten an einander reiht. Es steht nur zu bedauern, daß von Ulphilas bis zum vierzehnten Säculum wenige Originalien vorliegen. Ach, hätten wir doch die deutsche Sprachlehre, welche Carl der Große geschrieben haben soll, welch eine Perspective gewänne nicht die Sprachkunde in vorcarolingische Zeiträume, die uns bisher so wenig Ausbeute geliefert haben. Die wichtigsten Sprachüberreste vom siebenten bis ins zwölfte Jahrhundert flossen aus den Federn eines Isidor, der in altfränkischer Mundart schrieb, eines Kero, der die Schriften des h. Benedict im alemannischen Dialecte übersetzte; eines Otfried (des ersten Reimpoeten), eines Tatian, der sich der niederdeutschen Mundart bediente, eines Notker und Willeram, welche beyde im eilften Jahrhundert lebten.

Wir kommen nunmehr auf Zeitalter, wo sich der Genius der Nationalität immer freyer bewegt, wo sich Germaniens Horizont immer mehr erhellt, wo das deutsche Wort weit seltener in das Joch sclavischer Uebersetzungen und Nachbildungen gezwängt wird, und wo endlich nicht allein die Sprache, sondern mit ihr und in ihr auch Religion, Kultur und Gesittung eine höhere Bedeutung, eine edlere Gestalt gewann — wir kommen in das zwölfte und dreyzehnte Jahrhundert. Zwar ist dieser Zeitraum mehr ein Vorbote, eine Blüthenzeit zu den künftigen Früchten, aber eben deßhalb für uns nicht minder wichtig, als Deutschlands goldene Morgenröthe mit dem großen Carl, weil wir gemäß einer angebornen Gründlichkeit einmal gewohnt sind, den Strom überall in seiner Länge, Breite und Tiefe gleichsam tropfenweise bis zu seiner Quelle zurück zu messen. Die Kreuzfahrer haben wohl manche unnütze Wunde an der tapfern Brust nach Hause gebracht, dafür haben sie aber auch ihren Geist mit kostbaren Erfahrungen bereichert, ihn mit den helleren Farben und Strahlen des Orients geschmückt und erleuchtet, und dort aus dem Marktgewühle der ganzen Welt so manche schöne Perle in die Heimat zurückgetragen. Die wilde fanatische Kampflust hat sich durch Mühseligkeiten und Elend, durch Araberklingen und Meeresstürme abgekühlt, und die Thränen der liebenden Gattin oder der zärtlichen Braut und die sanften Klänge der Minnesänger weckten zartere, höhere Gefühle in des Ritters Brust, luden ihn schmeichelnd zur stillen Ruhe des Genusses,

und reizten ihn sofort zu einer edleren Thätigkeit, diesen süßen Genuß zu verdienen.

Gleichwie der Argiver nach Ilions Fall, so — und noch viel reicher an Erfahrungen — kehrte der Deutsche aus dem Oriente zurück, und nach langen Mühen, nach langer schmerzlicher Sehnsucht lernte er jetzt erst den Werth der Heimat, den Werth und die Bedeutung des Lebens kennen, und auf seine Brachfelder streut er der Erfahrung, der Kunst und Wissenschaft fruchtbare Saat. Zwar erlebt er selbst die Frucht nicht mehr in üppigster Fülle; des Faustrechts rohe Gewalt zermalmt ihm die Fluren, aber nie zerschlägt sie den innersten Keim, nie haben die fallenden Hagel das ganze Land begraben, und wo die Armuth gedarbt, da zog nachmals der nachbarliche Reichthum ein mit seinen Gaben. An den festen Banden des Gesetzes erhielt sich aufrecht der treue redliche Bürger, an den heiligen Banden der Religion das fromme christliche Herz. In den Hallen der Klöster bewährte sich der Glaube, und in ihren stillen Zellen erwuchs allmälich die holde Blume der Wissenschaft.

Mit Thätigkeit wirkte im Norden die Hansa, und verband uns mit fernen blühenden Nationen; im Süden leuchtete hell der Funke des Geistes, und im Verkehr mit eingewanderten flüchtigen Griechen lernte man Athens und Romas Geister näher kennen, nachahmen und schätzen; und war auch damals in Deutschland nur die Feder der Chronik in thätigster Wirksamkeit, so war seine Sprache doch schon mälig im Aufschwunge, und sein Auge nicht blind für die Morgenröthe im Südost. Die Pflege des Gesetzes ersehen wir aus dem Sachsen- und Schwabenspiegel, welche eine Frucht des dreyzehnten Jahrhunderts sind, und aus denen unser Verf. treffliche Bruchstücke aufgenommen; und die Dichtkunst hat sich in dieser Aera zum ersten Male aus heimischen Blumen unsterbliche Kränze gewunden. Ich meine hier das Lied der Niebelungen, dessen die vorliegende Prosasammlung nicht gedenken kann; das wir aber nothwendig in unserer allgemeinen Abhandlung über deutsche Sprachbildung anführen müssen.

Unser Verf. darf sich keineswegs für vollkommen entschuldigt halten, daß er in seiner Vorrede (S. VII) sagt: »Man könnte wohl gerechte Ansprüche auf sprachliche Erläuterungen machen, entweder in einem Glossar gesammelt, oder als Randbemerkungen beygefügt — ich hatte auch diese Arbeit nicht gescheut, und den ersten Band mit Sprachbemerkungen versehen; fand sie aber, nach strenger Prüfung, allzuleicht und dilettantisch, weßhalb ich sie für dießmal strich.« — Wir wünschen also dem übrigens schätzbaren Werke bald möglich eine zweyte Auflage,

hoffen aber dabey, der geehrte Verfasser wolle die neue Ausgabe etwas zweckmäßiger und gemeinnütziger ausstatten, und es nicht bloß bey den kurzen literar-historischen Bemerkungen bewenden lassen, die mit dem ersten Bande vereinigt wurden, weil sie zum allseitigen Verständnisse der mitgetheilten Schriftproben keineswegs völlig genügend sind.

Wir fahren indeß in unserer linguistischen Abhandlung systematisch fort, und bemerken zunächst in möglicher Gedrungenheit, daß sich nie eine Sprache nach langem Bestehen und unter verschiedenen Ereignissen und Berührungen ganz unvermischt erhalten könne. Man nimmt in dem Verkehre mit anderen Nationen häufig Wörter, Wortformen und Redesätze an, und dieses theils aus Mode, theils auch aus Bedürfniß, wobey aber nur das Entlehnen aus dem letzteren Grunde keiner Rechtfertigung, keiner Entschuldigung bedarf.

Werfen wir nunmehr einen kurzen Ueberblick in unsere mittelalterliche Vorzeit, um, etwa Ziemann's Lexicon in der Hand, abzusehen, wie sich die deutsche Sprache andere Idiomen angeeignet und bereichert, so manches Wort aus der eigenen Fülle außer Gebrauch gesetzt oder ganz verloren — wie sie aber doch an ihrer ursprünglichen Wesenheit und Individualität wenig oder nichts geändert, ihren edlen Genius nie ganz verleugnet, und somit an ihrem Leibe wohl merkbare Veränderungen, in ihrem Geiste aber keine grobe Unbill erlitten hat.

Es hatten weder Julius Cäsars Feldzüge in Gallien und seine Berührung mit germanischen Völkern (Ariovist), noch die Kriegeshorden des Quint. Varus (Hermann), noch auch die Züge und Eroberungen des Drusus, Germanicus und Tiberius, und später des Hadrian, Marc Aurel und anderer Römer, einen entscheidenden Einfluß auf Germaniens Sprache. Auf gleiche Weise verhielt es sich mit den Gothen und Griechen, obwohl man an den Ueberresten des Ulphilas einen unleugbaren großen Einfluß des benachbarten Hellas bemerken will. Hier wie dort fiel wohl manches griechische und lateinische Körnlein auf deutsches Erdreich, und faßte Wurzeln, allein solche exotische Gewächse blieben damals doch nur mehr vereinzelt, und das Eigenthum einer Gemeinde, eines Gaues, und sind auch jetzt noch, wenn sie sich bewahrten, Idiotismen, meistens mit unverkennbaren Merkmalen ihrer Abkunft.

Wir treffen dem zu Folge ähnliche, bereits germanisirte Ueberreste am häufigsten da, wo uns die Geschichte ein Standquartier römischer Legionen nennt. So machte ich selbst diese Erfahrung zwischen Wien (Vindobona) und Haimburg (Carnuntum); ferner in Enns bey Linz (Laureacum), in Passau

(Innstadt, Bojodurum oder Batava Castra), in Ried (Castra Vetoniana) und in Salzburg (Juvavia), und Andere werden für andere Orte im näheren Verständnisse mit dem Volke zweifelsohne dieselbe Bemerkung gemacht haben. So finden wir z. B. in Stalder's schätzbarem Idiotikon: Gall, der Hahn, von gallus; Logel, ein Fäßchen, von lagenula; Stat, die Säule, von statua; Kaffeln, schmähen, von cavillari; gaeutschen, schütteln, von cutere. Ferner in Schmeller's und Höfer's trefflichen Wörterbüchern der oberd. Mundart: kenden, zünden, von candere; Käusche, Hütte, von casa; Oeben, ein Schaf, von ovis (ὄϊς, ὄϝις), Ens, ein Ding, von ens (ὤν, ὄν); greinen, brummen, von grunnire; guster, Geschmack, von gustus; Ank, ein Knecht, von ancus ꝛc. Eben so treffen wir auch bey älteren Schriftstellern (die in dieser Sammlung vorkommen) lateinische Ausdrücke, die jetzt gänzlich veraltet sind; z. B. Flaum, ein Fluß, von flumen; grandig, groß, von grandis; Gispel, Bergspitze, von cuspis; Glast, Eis, von glacies ꝛc. ꝛc.

Die größte Anzahl von lateinischen Wörtern hat sich unstreitig in unserem sogenannten Mittelalter, und das vielfältig mit Unfug, in unsere Sprache eingeschlichen, denn in diesem Zwielicht der Zeiten hat sich theils das mittlere oder barbarische Latein mit dem Wällischen, theils auch das klassische Latein besonders durch die Mönchsschulen, die Concilien, die gelehrten Disputationen, die Gerichtsverhandlungen ꝛc. auf unsere Federn und Zungen verpflanzt. Sehr viele von diesen Exoten haben sich im Laufe der Zeit glücklich germanisirt, wie z. B. bursa, Börse; nasus, Nase; mare, Meer; via strata, Straße; grotta, Grotte; jubilare, jubeln; falsus, falsch; cappa, Kappe; fenestra, Fenster u. s. w. Viele aber konnten sich noch bis zur Stunde nicht conform machen mit dem Geiste, Klange und Tonmaße des echtdeutschen Wortes, wie z. B. affectus, Affect; tractare, tractiren; militia, Miliz; justitia, Justiz; rebellare, rebelliren; auctoritas, Auctorität; excellens, excellent; rarus, rar u. s. w.

Wir wiederholen jedoch abermals, daß sich das edle deutsche Wort, trotz der vielfachen Unbilden und Gefahren, doch stets siegreich behauptete, und Rinne sagt trefflich (S. 149): »Für das sich kräftiger ausbildende Volksleben zeuget die heitere Volkspoesie in den Liebes-, Jagd-, Kriegs-, Sieges- und Kirchenliedern, in den Meistergesängen, so wie in den volksmäßigen Balladen, die in dem deutschen Mittelalter entstanden; für das herabgestimmte epische Gefühl die zu Romanzen aufgelösten Rittergedichte, so wie die didactischen und satyrischen Schriften; für den gewonne-

den Lebensinhalt die in den Chroniken entstehende geschichtliche Prosa.«

Die deutsche Sprache, der deutsche Charakter und die deutschen Eichen konnten wohl manchmal wanken im Sturme — aber nicht splittern und fallen.

Von dem gelehrten Dominikaner Tauler, aus dessen Schriften unser Verf. drey Predigt-Fragmente in seine Sammlung aufgenommen, sagt Th. Mundt: »Durch ihn wurde die deutsche Sprache zum ersten Male in ihren metaphysischen Grundkeimen angerührt, und entfaltete die wunderbarste Fähigkeit für abstracte Gedanken.« Und Dr. Rinne bemerkt: »Außerdem waren es auch noch Andere, die theils durch eigene Schriften, wie Geiler von Kaisersberg, Albrecht von Eibe; theils durch Uebersetzungen, wie Hans von Schwarzenberg und mehrere Andere, die deutsche Sprache eines philosophischen Ausdruckes fähig machten.«

Die größte Thätigkeit entwickelte das deutsche Wort im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, worauf in dem folgenden Jahrhundert der kräftigste Aufschwung des edleren Styles als eine natürliche Folge zu betrachten ist. In jenem Zeitraume erwachte fast allenthalben der glühendste Eifer für die griechische und römische Literatur; in jene Periode fällt die Erfindung der Buchdruckerkunst, und rückte den Zeiger der Weltenuhr mit einem Male um ein Großes weiter. In jener Zeit feyerte die Muse so viele Triumphe über die frostigen Winternächte der Rohheit, als ihr Universitäten errichtet und Fackeln angezündet wurden, die Dunkelheit zu erhellen, und die starren Eiskrusten aufzuthauen. Auch die Eroberung Constantinopels durch die Türken und die Entdeckung Amerikas blieben nicht lange ohne Einfluß auf Deutschland, seine Politik, seinen Verkehr und seine Sprache. Die rasche und vielfache Verbreitung der Bibel vor und zu der Zeit Luthers, und die Uebersetzungen gediegener Klassiker wirkten tausendfältig wie electrische Zauberschläge bis in die untersten Glieder und in die feinsten Nerven des deutschen Staatskörpers, den Maximilian I. als das würdigste Oberhaupt geleitet hat, und der gleichsam als ein diamantener Eckstein zwischen der mittelalterlichen und modernen Zeit dasteht.

Hier hat sich die neuhochdeutsche Mundart siegreich über alle Volksdialecte durchgerungen, und vielleicht auf ewige Zeiten selbstständig gemacht.

Die gediegensten Sprachformen des sechzehnten Jahrhunderts entstammen der Feder eines Seb. Frank (geb. 1500, gest. 1545), welcher der Schöpfer sehr vieler echt nationaler Ausdrücke und Wendungen ist; ferner eines Joh. Fischart, welchen

Th. Mundt den wahren Volksthum und Repräsentanten des altdeutschen Spasses nennt; er hat, fährt Hr. Wachler fort, die Muttersprache bis in die verborgensten Winkel erforscht; er weiß von ihrer Reichhaltigkeit und Gefügsamkeit Gebrauch zu machen; er schaltet und waltet über sie, als hätte er sie in Erbpacht genommen, und dürfte nach Gutdünken versuchen, was aus ihrem Boden sich erzeugen läßt; so willkürlich, wie er, hat sie niemand vor und nach ihm gehandhabt rc. Jak. Böhme erwarb sich durch die Tiefe und Originalität seiner speculativen Untersuchungen im Gebiete des menschlichen Wissens den Ehrennamen des deutschen Weltweisen, und hüllt die Sprache zum ersten Male in eine philosophische Mystik. Mart. Opitz wird männiglich der Vater der deutschen Poesie genannt, doch hat ihm, unsers Erachtens, seine geflügelte Muse Federn genug aus ihren Schwingen geliehen, um sich frey und in kräftigem Schwunge auf dem deutschen Parnassus zu erheben, der damals noch ziemlich kahl und öde war. Opitz schrieb eine rhetorische Prosa, die viel schätzbarer ist, als seine Reimwerke, wogegen Flemming entschieden grösseren Beruf zur Dichtkunst zeigte.

Es brauset um diese Zeit ein furchtbarer Sturm über Deutschlands blühende Fluren, in Geist und Herz wüthet die Empörung mit Selbstsucht und Wahnwitz, und mit eigenen Händen zerfleischen sich Hermanns Enkel die eigene Brust, reissen die Altäre Gottes nieder, verwirren und entehren sich selbst durch Frankreichs zugelassene Einmischung und politische Chikane — bis sie endlich, des Kampfes müde und durch Schaden klüger geworden, die Zweige des Friedens von ihren Eichen brechen (1648), die so viel ihres kostbaren Blutes getrunken, und die dreyßig Jahre lang so dumpf und schaurig die Donner ihrer Karthaunen, die ehernen Schläge ihrer zermalmenden Waffen, und die furchtbaren Stimmen ihrer wechselseitigen Flüche und Verwünschungen zurück gehallt! — Das allgemeine physische, politische und moralische Uebel dieser Zeit berührte in vielfacher Hinsicht auch die deutsche Sprache, wie Haidrauch die blühende Flur und die grünende Saat. Dr. Rinne sagt hier in seinem erwähnten Werke (S. 96 u. 97) vortrefflich: »Die deutsche Sprache ließ sich in dieser Periode von fremden, namentlich der lateinischen und französischen, so blenden und befangen, so von ihnen beherrschen, wie es vielleicht kein zweytes Beyspiel in der Geschichte der Sprachen gibt. Sie nahm diese Ausländer in ihr Haus auf, und nährte sie nicht nur kostenfrey, sondern sie stand auch hinter ihren Stühlen, auf denen sie als Herren saßen, und ihr Mark verpraßten. Sie machte sie zu Vertrauten ihrer geheimsten Gedanken, und war glücklich, wenn sie den fremden Athem ein-

ziehen, und aus ihren eigenen Poren wieder ausschwitzen konnte! — Ekelhaftes Bild einer ekelhaften Erscheinung!

Italien, und besonders Frankreich, haben bekanntlich schon frühzeitig einen großen Reichthum deutscher Wörter durch germanische Völker erhalten; ihr gewandteres Organ hatte das Glück, sie recht bald der deutschen Züge zu berauben, und ihrer Stirne ein heimisches Gepräge aufzudrücken. In der genannten Unheilsperiode aber, und leider noch oft in der Gegenwart, kömmt der ohnehin reiche Deutsche wieder dahin, und fordert einige Vergeltung für seine früheren Spenden. Hiebey fügte es sich aber nicht selten, daß wir uns das nämliche Kind, freylich in veränderter Gestalt, zurück holten, welches wir einst in die Fremde geschickt hatten. Um also hier kurz zu zeigen, welchen sonderbaren Tauschhandel die Sprachen oft unter sich treiben, will ich einige Beyspiele aus der französischen anführen: trencher, trancher, von trennen, gab wieder: tranchiren; sergent, von Scherge, gab: Serschant; galant, von geil, gab: galant; flanc, von flach, gab: Flanke; garder, garde, von warten, Warte, gab: Garde, Garderobe; fourrage, von Futter, gab: Furrasch; bizarre, von beissen, bitzen, gab: bizarr; blesser, von beletzen, verletzen, gab: blessiren; loger, loge, von legen, Lage, gab: loschiren, Losche; guirlande, von wirren, wirlen, wörlen, gab: Girlande; finesse, von fein, fin, gab: Finesse u. s. w.

Nach jenen finstern unheilvollen Stürmen, deren wir oben gedacht, bricht für Deutschland allmälich ein goldener Morgen an; die Künste leben auf, die Gelehrsamkeit baut sich erhabene Tempel, die Gewerbe blühen, und die Sprache wird zum geflügelten Herold des deutschen Geistes, der seine unbeugsame Macht und Größe über das ganze Weltall zu verkünden beginnt. Dieß zeigt die vorliegende Sammlung wie in einem klaren Spiegel, denn die angeführten Stylproben darin gleichen einer Schnur, welche mit kleinen rohen Kieseln beginnt, fortlaufend von edleren Gemmen angereiht ist, und endlich zu großen lichten Rubinen, Smaragden und Diamanten anwächst. Und aus eigener Kraft und Fülle hat der Deutsche seine Werke geschaffen, er hat das würdige Vertrauen zu sich selbst gewonnen, und wahrlich steht er weit größer da, wo er aus sich selbst geschöpft, als wo er Fremdes sclavisch nachgeahmt hat. Und groß und selbstständig ist er endlich geworden in allen Zweigen der Künste und Wissenschaften; was ihn Rom und Athen gelehrt, was er am Arno, an der Seine und Themse belauscht, hat er mit den eigenen Goldkörnern geschickt verschmolzen, und sich höher und glänzender den Triumphbogen des Ruhmes erbaut, als jede an-

dere Nation, vielleicht selbst höher, als der lorbeerreiche Pindus auf dem brittischen Eilande ragt.

Werfen wir nun einen kurzen Blick in das Pantheon unserer neueren Blüthenzeit, wir sehen da nach Opitz einen Werder, Logau, Gryphius, Gerhard, Günther, Buchholz, Rist; die Prosaisten Olearius, Zesen, Greifenson, Birken, Stielen, Spener, Lohenstein, Abraham a Sancta Clara, die tiefen philosophischen Denker Leibnitz und Wolf, und die Grammatiker Frisch, Gottsched und Morhof, auf welche Sulzer, Mendelsohn, Dusch, Mosheim, Cramer, Jerusalem, Winkelmann rc. gefolgt sind.

Die Morgenröthe löset sich allgemach in einen lichten ätherischen Mayentag auf, und wir erblicken an des deutschen Parnassus Zinnen und in Minervas heiligen Hallen die erhabenen Häupter: Hagedorn, Kleist, Gellert, Rabener, Hölty, Haller, Zachariä, Geßner, Lichtwer, Lessing rc. Ferner (in der vorliegenden Sammlung) einen Wieland, Sturz, Schubart, Jung, Engel, Lavater, Garve, Lichtenberg, Eschenburg, J. Müller, Herder, Goethe, Leisewitz, Klinger, Iffland, Schiller, J. P. Richter, Schlegel, Humboldt, Tiek rc rc.

Und so hat die Sonne gleichsam das Zenith erstiegen, und hell und warm erglänzt der Himmel über Deutschland, ja vielleicht nicht minder schön, als einstmals im Südosten dort, wo die hohen Geister Griechenlands neben Perikles ihre unsterblichen Werke geschaffen, und auf dem strahlenden Sternenbogen des Ruhmes in die fernsten Jahrtausende hinüber schreiten!

Jos. H. Moshamer.

Art. X. Die Krönung in Mailand im Jahre 1838. Von August Lewald. Carlsruhe, W. Creuzbaur'sche Buch- und Kunsthandlung. 4. 77 S.

Dem Vorworte nach soll dieses Werk eine getreue Erzählung von dem enthalten, was der Verfasser in Mailand während seines Aufenthaltes zur Krönungszeit Kaiser Ferdinand des Ersten erlebte. Da es ihm nicht vergönnt war, den Eindruck erst später zu einer Schilderung zu gestalten, und dabey aus dem Spiegel der Erinnerung zu schöpfen, wünscht er, daß man die Forderungen an seine Arbeit nicht strenge richten möge. Er schrieb am späten Abend, erschöpft von den Ereignissen des Tages und noch umschwirrt von seinen tausend Stimmen, seine Erlebnisse nieder, während sich schon wieder in unruhiger Hast die Bilder des nächsten Tages in ungewissen Conturen aufdrängten. In diesem beständig neuen Verschmelzen und Verschlingen von

Zeit und Begebenheiten war es ihm, wie er klagt, außerordentlich schwer, die Ruhe des Beobachtens zu bewahren, da das ewige Haschen nicht den Frieden dazu gönnte.

Wie nun nicht geläugnet werden kann, daß durch diese Weise jene Ruhe und Sicherheit verloren gehen mußte, welche unumgänglich nöthig sind, ein künstlerisches Gebilde in eine zweckmäßig dauernde Form zu bringen, so muß doch zugleich bemerkt werden, daß eben jene Weise, welche der Verfasser angewendet hat, diejenige ist, welche uns die treue Wahrheit und Unmittelbarkeit der Eindrücke verbürgt. Dieß wird um so mehr bey einem Manne erkannt werden, der, wie der Verfasser, ein bedeutendes Talent für das schnelle und sichere Auffassen der bedeutendsten Züge, welche den Charakter der Menschen und Ereignisse bilden, an den Tag gelegt hat.

In dieser Beziehung nimmt das vorliegende Buch einen ausgezeichneten Platz unter den vielen Werken ein, welche diese für die Gegenwart und die fernste Zukunft so bedeutende Krönungszeit mit ihren Details uns vorüberführen.

Das Tagebuch beginnt mit dem 20. August und endet mit dem 14 September 1838. Den Eingang bildet die Schilderung der Verschönerungen der Stadt zum würdigen Empfange des Monarchen, des Inneren des Domes und der Gemächer des Kaisers im Palazzo reale. Ihr folgt die Beschreibung der lombardischen Königskrone mit interessanten historischen Bemerkungen über dieses große Heiligthum der Christenheit. Die Reihenfolge der drey und sechzig Könige von Italien zeigt drey und zwanzig gekrönte Häupter von Agilulf bis Franz I., von denen jedoch nur an zwanzig mit der eisernen, und an zwey mit anderen Kronen die heilige Handlung vollzogen wurde. Von einem (Friedrich III., gekrönt in Rom) kann die Krone nicht nachgewiesen werden, bey neun Königen ist die Krönung wahrscheinlich, bey achtzehn ungewiß, bey vierzehn wird sie geradezu widersprochen, und nur einer, Franz I., dieser große Beglücker jenes Reiches, ist ungekrönt geblieben. Welche Welt von Ereignissen liegt in der Zeit von Carl dem Großen, dem ersten, der die dreyfache Krönung in Deutschland, der Lombardie und Rom eingesetzt haben soll, bis auf Ferdinand I.!

Die Beschreibung des Aufenthaltes in Como gehört durch Lebendigkeit und Interesse zu den bedeutendsten Theilen des Tagebuches. Daß der Verfasser jene Erlebnisse mit aufnimmt, und nicht bloß eine Schilderung der Feyerlichkeiten gibt, verleiht eine Anschaulichkeit, welcher die bloße Darstellung der Feyerlichkeiten, wie solche auch beschaffen seyn mag, entbehrt. Wir werden mit in jene Verhältnisse gezogen, und erblicken nicht bloß die Haupt-

personen des Gemäldes, sondern all die mannigfaltigen, dazu gehörigen Gruppirungen. So geben uns die Vorgänge im Gasthofe zu Como zum Ganzen gehörige Details.

Von Schilderungen ist besonders die der Beleuchtung des Comersees zu loben, die dem Verfasser noch in der Erinnerung wie aus einem arabischen Mährchen genommen erschien. P. 13: »Auf den Höhen erglommen die Lichter, einige bildeten architectonische Linien, andere huschten auf und ab durch das Laub, wie von Elfen getragen. Hoch droben auf den höchsten Spitzen erhellten sich stille Kirchlein von innen, und ihre langen gelben Fenster deuteten an, daß darin gebetet wurde für die Erhaltung desjenigen, dem das Fest zu Ehren gefeyert wurde. Das Schießen, das den Tag über gedauert hatte, verdoppelte sich, die Stadt schwamm in Brillantfeuer, und der See widerstrahlte es; der prächtige Dom, dessen Kuppel nur beleuchtet war, schien wie ein kolossales Sternbild am Firmament zu schweben. Plötzlich öffnete sich eine Zauberwelt vor meinen Blicken, und wer die so eigenthümliche Lage Como's kennt, wird mein Entzücken begreiflich finden. Das weite Amphitheater des Sees mit den Höhen rings umher strahlte in tausendhelligem Schimmer, rechts im Hintergrunde die Stadt Como, links schöne Villen, der Vorgrund von sich durchkreuzenden Alleen gebildet, die zu beyden Seiten mit farbigen Ballons erleuchtet waren. Auf dem See selbst unzählige Barken, und dazwischen große Schiffe, deren Structur an die Schilderungen der Tausend und Einen Nacht erinnern. Hier türkische Kiosks aus dem Grün der Orangenbäume in buntester Farbenpracht emporschimmernd, die sich langsam auf den See bewegten, dort chinesische Thürme, griechische Tempel, mittelalterliche Donjons, alles bunt durch einander, und überall Musik, überall Freudengeschrey, überall die scherzende, zahllose, im dichtesten Gewirre sich drängende Menge, Pferde, Wagen, das fremde Idiom dazu, das uns umtönte — man glaubte zu träumen.«

Interessant ist die Bemerkung S. 18 über die vom Feste heimkehrenden Landleute. »Diese nächtlichen Wanderer schritten stark neben einander her, ohne viel zu sprechen. Von Singen und Schreyen, wie man solches in Deutschland bey ähnlichen Gelegenheiten vernimmt, war gar nichts zu hören. Wir befanden uns in einem langen Wagenzuge, alle Wirthshäuser an der Straße waren erleuchtet; alles war voll, überall aßen und tranken die Leute, nirgends ist mir ein Betrunkener aufgestoßen. Man war lustig, man lachte und scherzte, aber man zankte nicht, man raufte nicht. Jeder Jahrmarkt in Norddeutschland zählt seine Exzesse, und hier in Como bey jenem größten Feste, wo die Bevölkerung von hundert Ortschaften zusammenströmte, war

alles so ruhig und ordentlich, und übernahm sich nicht im geringsten.«

Die Mittheilung des Berichtes von Muratori (S. 32 bis 41), von den Krönungen der römischen Kaiser, bietet einen interessanten Vergleich mit der Krönung des lombardischen Königs im Jahre 1838.

Von den folgenden Theilen des Tagebuches ist wohl der der bedeutendste, welcher die Verkündigung der Amnestie enthält. Es erscheint eben so interessant als erfreulich, einen unbefangenen Augenzeugen also davon sprechen zu hören. »Es ist unbeschreiblich, welchen Eindruck dieser große Act der Gnade unter allen Ständen hervorbrachte. Wenn es erlaubt wäre, in diesem Falle von geschickter Berechnung zu sprechen, so würde ich es thun. Wäre die Begnadigung früher erfolgt, so hätte man sagen können, man habe sich damit die Stimmung erkaufen wollen. Und wie gewinnend ist nicht die Art, wie diese Gnade ertheilt wird. Nicht mit dem »Wir von Gottes Gnaden« an der Spitze, sondern in einem vertraulichen Schreiben an seinem geliebten Oheim verkündet der Kaiser, daß er den sehnlichsten Wunsch seiner geliebten Unterthanen erfüllt, und trägt dem von ihnen allen gesegneten treuen Vollstrecker seiner Befehle auf, Glück und Freude über Tausende zu verhängen; denn Tausende sind es noch, die eine kurze Verirrung durch jahrelange Verbannung oder Einkerkerung zu büßen hatten. Und wie uneingeschränkt, wie groß diese Gnade ertheilt wurde.«

»Von dem Jubel, der hierauf unter der gesammten Volksmenge sich kund gab, will ich hier sprechen, ihn zu beschreiben bin ich nicht im Stande. Halbe Tage lang standen sie auf dem Platze; und wenn sie ihren geliebten Monarchen auf einen Augenblick erblickten, oder wenn sie nur Jemand am Fenster des Pallastes vorüber gehen sahen, in dem sie ihn zu erkennen glaubten, so war ihrer Freude keine Grenze, und Jubelruf strömte zum Himmel. Von nun an befand sich der Kaiser in Mailand wie der Vater unter seinen Kindern. Alles Fremdartige, was den deutschen Hof nach Italien begleitet haben mochte, schien mit einem Male wie durch Zauber verschwunden. Man sah den Kaiser Abends ohne alle Bedeckung durch das dichteste Gewühl fahren. Ueberall empfing, überall verfolgte seine Erscheinung der lauteste Zuruf wahrer Liebe und Zuneigung.

Nun folgen einige Züge der liebevollen Herzlichkeit und Milde des Kaisers während seines Aufenthaltes in Mailand.

Die Schilderungen aller Festlichkeiten sind genau, anschaulich und frisch. Bey einer von Schmeicheley entfernten Bewunderung des Großartigen und Seltenen hält der Verfasser manche

Rüge in Betreff einzelner Ausschmückungen nicht zurück. So wird z. B. Sanguirico getadelt, daß er die eigentliche Aufgabe verfehlte, den ehrwürdigen Bau des Mailänder Domes in seiner ursprünglichen Größe zur Feyer der Krönung mit ausschmückendem Glanze zu umgeben, und daß er dagegen diese Umgebung zur Hauptsache machte, und ihr alles Vorhandene, Herrliche unterordnete.

Die Lagerscene erhält durch einige Bemerkungen über den Mann, dessen Hände nun schon seit so vielen Jahren das Schicksal Europas lenken, und mit dem den Verfasser hier sein gutes Glück zusammenführte, Interesse und Bedeutung.

Den Nachtrag bilden die Uebersetzungen der früher im Originale mitgetheilten, auf die Krönungsfeyerlichkeiten Bezug habenden Urkunden, des k. k. Befehls vom 24. August; des Eidschwures; der Anrede des Herrn Hofkanzlers und des Herrn Maggiordomo Maggiore; der Antwort Sr. Majestät des Kaisers und Königs; und des Allerhöchsten Handbillets an Se. k. H. den Herrn Erzherzog Vicekönig.

Die beygegebenen Abbildungen stellen die drey Kronen Constantin des Großen, Agilulfs und der Kaiserin Theodelinde — den Einzug Sr. Majestät des Kaisers — den Act der Gnade — den Krönungszug — eine Lagerscene und die Einweihung der Arco della Pace vor.

So empfehlen sich diese Blätter durch den Inhalt sowohl, als durch höchst anständige, ja würdevolle Ausstattung, und werden ohne Zweifel jene Anerkennung und jene Verbreitung finden, die sie verdienen, da sie die Lösung einer Aufgabe sich vorsetzten, die, wie der Verf. S. 21 mit Recht bemerkt, zu den schwierigen gehört. Es ist hier nicht von einer bloßen Staatsaction die Rede, die sich langsam vor dem Auge des Beschauenden abspinnt; das Herz wird dabey ergriffen, man weiß nicht wie, und was sich uns in ernster Majestät nahte, erregt unsere Theilnahme, und treibt uns an, in die lauten Acclamationen der jubelnden Menge einzustimmen. Es sind die Segnungen des Friedens, dessen Dauer uns alle diese hehren Veranstaltungen verbürgen; es ist der Sieg der weisen Ordnung über Willkür und Anmaßung. Dieß fühlen die Italiener; ihre Felder, ihre Fabriken, alles blüht; die Künste erheben sich schöner, überall Reichthum, Glanz und Zufriedenheit. Und wir fühlen es mit, und nicht wenig erhebt es unser Gefühl, daß der Held des Tages der Sohn des letzten deutschen Kaisers ist.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXXXV.

Von dem Mayr Helmprechte.

Eine poetische Erzählung aus dem dreyzehnten Jahrhunderte von Wernher dem Gartenaere.

Zum ersten Male aus dem Heldenbuche der k. k. Ambraser-Sammlung mitgetheilt vom Custos Bergmann.

Diese bisher ungedruckte poetische Erzählung »von dem Mayr Helmprechte« ist der Ordnung nach das zwanzigste Gedicht in dem ausgezeichnet schönen und reichhaltigen Heldenbuche in der k. k. Ambraser-Sammlung, dessen Inhalt der zu früh verewigte Alois Primisser sowohl in seiner vortrefflichen Beschreibung der genannten Sammlung S. 275—279; als in des Freyherrn v. Hormayr Taschenbüchern 1821 (S. 401—419) und 1822 (S. 349—376) angezeigt hat.

Meines Wissens hat die ältere deutsche Poesie keine lebendigere Schilderung des Bauernlebens, wie es vor sechs Jahrhunderten bestand, als wie es hier Wernher der Gartenaere (Gärtner) in 1932 Versen dargestellt hat.

Von den Lebensumständen dieses Dichters kann ich den Freunden der deutschen Literatur nichts bringen als seinen Namen, den er selbst im letzten Verse nennt.

Er lebte um das Jahr 1240, ein jüngerer Zeitgenosse des über 1231 hinauslebenden Nitharts, der den Uebermuth und die tolle Kleiderpracht der österreichischen Bauern seiner Zeit mit grellen Farben malte. Von ihm sagt V. 217 unser Wernher:

»her Nithart sollt der leben,
dem het got den sin gegeben,
der kunde es euch gesingen das
dann ich gesagen, nu wisset das.«

Er war sonach ein Zeitgenosse des hohenstaufischen Kaisers Friedrich II. († 13. Dec. 1250) und des letzten Babenbergers Friedrich's des Streitbaren, Herzogs von Oesterreich († 15. Juny 1246), und läßt den übermüthigen Jungen V. 413 f. sagen:

»es naem der kaiser für gewin,
vienge ich in nicht und züge in hin
und beschatzte in unz (bis) an den schlauch,
und den herzogen auch
und etslichen graven.«

Es waren noch die Kreuzzüge im Gange (Kaiser Friedrich II. hatte selbst 1228 das Kreuz genommen, und Jerusalem wieder erobert), wie es sich aus der Rede des Jungen an seinen abrathenden Vater V. 565 f. ergibt:

»und ob aus dir worden waere,
ein rechter predigaere,
du prechtest leute wol ein heer
mit deiner predige über meer.«

Der Schauplatz dieser Erzählung ist wohl unser Oesterreich. Der Dichter nennt V. 447 ausdrücklich Oesterreich; er macht V 192 die Orte »Hohenstaine und Haldenberg,« und V. 899 »Wanghausen,« wo das beste Trinkwasser quillt, namhaft. Wo waren oder sind heute noch diese drey Orte? Nach Lachmann's Abhandlung über Singen und Sagen S. 6 der Abhandlung der Berliner Akademie 1834 »zwischen Hohenstein an der Krems und Hinkenberg an der mährischen Grenze.«

Hohenstein ist eine Ruine im Viertel ob dem Manhartsberge in Niederösterreich, wie sie der in der vaterländischen Topographie genau bewanderte Freund Scheiger: »Ueber Burgen und Schlösser im Lande Oesterreich unter der Enns, Wien 1837,« im alphabetischen Verzeichnisse S. 113 genau aufführt. Einen andern Ort dieses Namens gibt es in der Pfarre Gallneukirchen bey Riedeck im Mühlviertel. Eine Hofmark Wanghausen ist noch im Innviertel, fast Burghausen gegenüber, zu Anfang des Weilhartforstes; quillt daselbst das beste Trinkwasser?

Wo ist aber Haldenberg? Mag es durch böhmische und ungarische Einfälle, die auch das Manhartsviertel so schwer trafen, mit manchem andern Orte nach und nach verschwunden seyn, oder einem neuen mit neuem Namen Platz gemacht haben?

In der Berliner, der einzigen mir noch bekannten Handschrift, die Lachmann, der große Kenner des Mittelhochdeutschen, mit kritischem Texte herausgeben möge, lautet es: »zwischen Wels und dem Trunberc,« das wäre westlicher im Lande Oesterreich ob der Enns.

Der Spechthart (V. 37) führt keine bestimmte Entscheidung für die Bestimmung des Ortes herbey, da meines Wissens kein Theil des Mannhartsberges*) so heißt, oder einst so hieß, und an den Spessart im bayerischen Unterfranken ist hier wohl nicht zu denken.

Auch innere Kriterien sprechen für Oesterreich. Es ist besonders vom Weine V. 446, 474, 795 (neben Meth), 1401, und nur nebenhin vom Biere (V. 1169 und 1403) die Rede; ferner von gesottenen und gebratenen Hühnern (V. 477, 774 und 775, 883); vom Loden (V. 392 f. und 1752), den die österreichischen und steyermärkischen Bauern noch tragen; vom Kopftuche (1090), das Mädchen und Weiber auf dem Lande noch haben; es kömmt V. 1613 der Richter, wie noch in Oesterreich die Dorfobrigkeit heißt, vor; das Handküssen (V. 1461) ist hier mehr, als in irgend einem anderen Gaue Deutschlands gebräuchlich.

In Bezug auf Sprache und Schreibweise hat dieses Gedicht durch spätere Ueberarbeitung von seiner Ursprünglichkeit viel verloren; es haben sich neuere Formen und Orthographie, sogar vom Anfange des sechzehnten Jahrhunderts (der Codex wurde 1517 für den Kaiser Maximilian I. geschrieben) eingedrängt. So hat die Handschrift durchaus ai und ay, wo ei, dann ei und ey, wo i stehen sollte;

*) Hart bedeutet Wald, so Mannhartsberg, d. i. Mond-Waldberg, lat. Lunae sylva; vgl. Hartberg in Steyermark, den Weilhart im Innviertel rc.; so ist Hercynia Sylva wohl aus dem deutschen Hart (Harz) durch die in unsere Urwälder eindringenden Römer latinisirt.

z. B. baiden st. beiden V. 205; raichet st. reichet 186; trait st. treit = trägt, 226; gesait st. geseit = gesagt, 510; ay st. ei, ovum, 129 u. 221; fayle st. veile, 241; ayde statt eide, d. i. Egge, 517; und weile (127), weyle (388) st. wile; eyle st. ile (eile), 387; bey st. bi, 209 (zeit und neidt st. zit und nit, 257; leib st. lip, 384. So ferner häufig y statt i, z. B. yffet st. izzet, 145; myst st. mist, 267; ye st. ie, 307 und 318. Deßgleichen sind Unconsequenzen in der Schreibweise, z. B. vie (vienc) 14, und fie 102, gefie 1391, gefahr 483; und andere ähnliche.

Nachläßigkeiten der Schreibweise selbst im Reime finden sich z. B. preysen (st prisen) und risen V. 1337 u. 1338; loche (st. locke) und rocke 273 u. 274; wette (st. wäte = jochte) und säte 269 u. 270; phärd (st. pfaerit) und sit 459 u. 460; lengist u. hengest V. 396.

Da ich hier nur einen getreuen Abdruck des Codex, der in fortlaufenden Zeilen — ohne metrische Abtheilung, aber mit einem Punkte am Schlusse jedes Verses — sehr schön und leserlich auf Pergament in größtem Folio geschrieben ist, mittheile, so lasse ich auch die Interpunktion, nämlich den Punkt am Ende jedes Verses, wie im Originale; nur in wechselnder Rede setze ich der Deutlichkeit wegen die Anführungszeichen, und bezeichne die Zahl der Verse von fünf zu fünf mit arabischen, die der Seiten des auf jeder Seite dreyspaltigen Codex mit römischen Ziffern, und zwar die drey Columnen der Vorderseite mit a, b, c, und dieselben auf der Rückseite mit d, e, f am Rande der Druckschrift. Was das Versmaß betrifft, sind die stumpfen Verse viermal und die klingenden dreymal, selten viermal nach gewöhnlicher Art gehoben, z. B.:

> Éiner ságt wás ér gesícht.
> der ánder ságt wás ím geschícht.
> der dríte vón mínne.
> der víerte vón gewínne ꝛc.

Inhalt.

Des reichen Mayers Helmprecht verzogener, gleichnamiger Sohn, mit einer reichgestickten Haube und schönen Kleidern geschmückt, zieht, mit seinem Stande unzufrieden, trotz der Ermahnungen und Bitten seines Vaters fort, um Gut und Ehre zu gewinnen (da ze Oesterreich V. 447). Im Dienste eines Ritters folgt er in manche Fehde mit, Plündern und Rauben wird seine Sache, und er gewinnt viel Gut.

Nach einem Jahre kömmt er in seiner Aeltern Haus ganz verändert zurück, erzählt von seinen Thaten und den lockeren Gesellen, von ihren Trinkgelagen und Grausamkeiten, die sie besonders an den Bauern verübten. Er beredet sogar seine Schwester Gotelind zur Flucht und Heirat mit einem seiner Gesellen, Lämperslinten. Aber noch am Tage der Hochzeit kömmt der Richter mit den Schergen. Alle zehn werden gefangen und vor Gericht geschleppt, die andern neun gehangen, Helmprecht geblendet, ihm eine Hand und ein Fuß abgeschlagen, und dann seinem Schicksale überlassen. Der verzweifelte Vater nimmt ihn nicht mehr auf, die Bauern, die er mißhandelt und deren Gut er geraubt hatte, ergreifen ihn im Walde, und hängen ihn an einen Baum.

Die Fabel lehrt: daß Kinder nie selbherrisch ihren Aeltern widerstreben und ihren Stand verlassen sollen, und zeigt die fürchterliche Strafe an dem ungehorsamen Sohne.

Anordnung.

V. 1 bis 10 Der Dichter beginnt mit der Erzählung von dem reichen Mayer Helmprecht und dessen blondlockigem Sohne gleiches Namens, der eine schmucke Haube [1]) trug, worauf oben in der Mitte bunte Vögel genäht waren (recht als wären sie aus dem Spechtharte geflogen, V 37), auf der rechten Seite: Scenen aus dem trojanischen Kriege (V. 45 f.), auf der linken: Geschichten von Karl dem Großen, Roland, Turpin und Olivier (61—71), hinten zwischen den Ohren: von Frau Helchen Kindern, von Wittich und Dietrich von Bern (75—81), und vorn am Leim (Bande?): ein ritterlicher Tanz (86 f.). Eine Exnonne nähete die Haube für ihre gute Aufnahme Gotelinden, des jungen Helmprechts Schwester, 104—130. Außer der Haube gab ihm noch die Schwester feingewebte weiße Leinwand (V. 131—138); die Mutter Sayte [2]) zu einem Kleide, weißen Pelz zum Unterfutter, dann Ketten, Wammes und ein Schwert; ferner zwey Gewänder mit Gampen [3]) und breiten Taschen (139—153); nun verlangte er noch von ihr einen Warkus [4]) (157 u. 189); sie kaufte für ihr lange verwahrtes Tüchlein kostbares blaues Tuch zu einem Rocke, der am Rücken vom Gürtel bis an den Nacken mit einer Reihe von vergoldeten Knöpflein besetzt war, das Goller aber vom Kinne bis an die Rinken mit silberweißen Knöpflein, kein Bauer zwischen Hohenstein und Haldenberg hat selten einen solchen Warkus getragen (165—192); das Gewand schlossen auf der Brust, die mit vielfarbigen Steinen geziert war, drey krystall'ne Knöpflein; die Aermel waren mit Schellen behangen, die beym Tanze laut klingelten, so daß es der selige Neithart besser besingen vermöchte als ich (211—220); ferner kaufte sie ihm Hosen und Spargolzen [5]) (223).

Nun verlangt der Sohn auch seine Aussteuer vom Vater (288 ff), der ihm räth, lieber zu Hause zu bleiben, ehrlich und unbeneidet mit ihm zu mähen, zu pflügen und die Hube zu bauen (242—258). Unbewegt von des Vaters Rede, und seiner Landarbeit überdrüßig, entgegnet er seinem Vater, daß er als wohlgestalteter Jüngling mit seinem schönen Rocke und seiner schmucken Haube dem Vater bey seiner Arbeit nicht mehr helfen könne (259—278). Der Vater fährt in seinem Abrathen fort, und sagt: er soll die Tochter des reichen Nachbars, des Mayers Ruprecht, zum Weibe nehmen, und schildert ihm ein hungriges, hartes Loos voll Spott bey Hofe, und sagt, bleib bey deinem Stand, dem Pflug (279

---

1) Von dieser prächtigen Haube (in Oesterreich noch Helm genannt) hat wohl unser Helmprecht seinen Namen; denn »der Bracht« bedeutet in der älteren Sprache Schall, Lärm, dann so viel als das hochdeutsche Pracht, und dialectisch mit dem Nebenbegriffe des Lärm- und Aufsehenmachens; s. Schmeller's classisches bayerisches Wörterbuch I. S. 260. Noch sagt man im Bregenzerwalde, meinem Geburtslande, Brähter oder Prähter = Lärmer, Schreier, Prähthanns = Schreihanns, Schreier, Großsprecher, und brähten oder prähten = schreien, lärmen. Man vergleiche mit Helmprecht die Namen Albrecht, Ratprecht, Reinprecht, Ruprecht (V. 181); vgl. Berchtold von bercht = glänzend, prächtig = herrlich.

2) 3) 4) 5) S. das angehängte Wörterverzeichniß.

— 298). Der eitle, dumme Junge denkt nur an seine wähe — schmucke — Haube und Kleider, mit denen er nicht mehr dreschen, den Zaun machen, und andere gemeine, ruhmlose Arbeit verrichten könne, und will ein Pferd vom Vater statt Mayer Ruprechts Tochter (299—336). Der Vater schildert ihm seine nachtheilige Stellung zu einem Hofmann in hellen Farben, und sagt: glaub' mir, bleib', und nimm ein ehlich Weib (331—362). Der Sohn erwiedert kurzweg: er gehe, geschehe was da wolle! Andere mögen bey ihm sich abmühen; nur der Mangel eines Pferdes hindere ihn an der Abfahrt, damit er sich leichter vollen Genuß erjage (363—390). Der Vater kauft um theures Geld den Hengst, er gibt für ihn: dreyßig Sturzen Loden, vier gute Kühe, zwey Ochsen und drey Stiere und vier Muth Korn — lauter verlorenes Gut! Und der Sohn erhebt sich mit eisenfresserischem Muthe (den der Dichter V. 410—420 schön zeichnet) und voll hartnäckigen Sinnes gegen des Vaters letzte Ermahnung, die voll Innigkeit und anschaulicher Wahrheit ihm die Lehre einschärft: Lieber mit Wenigem ehrlich zu leben, als im Raube zu schwelgen, und schließt bündig und würdig (467 ff.):

»Volge mir, so hast du sin,
sey des nicht, so var de hin!
erwirbest du gut vnd eren vil,
für wahr ich des mit nichten wil.
mit dir haben gemaine,
hab auch den schaden (all)aine!«
(Von V. 391—472.)

Der Sohn entgegnet: Der Vater mag Wasser trinken, und seine Geysliße (Erd- oder Brotklumpen?) essen, er wolle Wein, versottene Hühner und weißes Semmelbrot, und deutet auf eine bessere Abkunft, als von ihm, dem Mayer, nämlich auf eine ritterliche (vgl V. 1379 f.), und schändet so die Mutter (473—488). Der Vater setzt ihm die Vorzüge eines frummen (tüchtigen) Mannes von schwacher Art (niedriger Geburt) vor einem zucht- und ehrlosen Edelmanne aus einander, jenen hält man für den Edlen, Hochgebornen, und schließt:

»Sohn und willst du edel seyn,
das rath' ich auf die treue mein,
so thue viel edeliche,
gut zucht ist sicherliche
eine krone ob aller edelkeit
das sey dir für wahr geseit« (gesagt). (489—510.)

Der Sohn sprach: Du hast Recht, aber ich kann meiner Haube und meines Gewandes wegen nicht daheim bleiben. Weh dir, sprach der Vater, du willst das Beste lassen, und das Böse thun! Wer lebt besser, der, dem alle fluchen, der von der Menschen Schaden lebt, und wider Gottes Gnade strebt, oder der, welcher unverdrossen Tag und Nacht seine Arbeit thut, Gott stets ehret etc. Der Sohn antwortet richtig: der Letztere. Der Vater fährt fort, und sagt: Nun so folge, und baue den Acker, dein genießet dann der Arme und der Reiche, der Wolf und der Adler, ja alle Creaturen, und lobt ihm tief eindringend und schön den Ackerbau (V. 511—562). Der unwillige Sohn versetzt: Gott erledige mich bald von deiner Predigt, der du ein Heer über's Meer *) zu predigen vermöchtest. Kurz, ich entsage dem Pfluge: ich wäre auf immer geschändet, wenn ich nicht weiße Hände beym Tanze hätte (563—578).

*) Es waren damals — zur Zeit des h. Ludwigs — noch die Kreuzzüge im Gange.

Schließlich erzählt ihm der Vater noch etliche, sein Schicksal verkündende, warnende Träume (579 – 636), doch umsonst. Helmprecht nimmt in seinem verkehrten Sinne Abschied, kömmt auf die Burg eines Raubritters geritten, und wird bald ein gewaltiger, schonungsloser Raubgeselle (637 — 684). Nach einem Jahre treibt ihn sein Sinn nach Hause; er beurlaubt sich vom Hofe und dem dortigen Gesinde, kehrt ins väterliche Haus zurück, und verstellt sich, bald lateinisch »gratiâ vester,« und französisch »deu sal« (dieu salue), bald böhmisch »de braytra,« bald sächsisch »kindekin« redend, so daß alle an seiner Person irre werden. Der Vater spricht: Bist du mein Sohn, so rede deutsch. Helmprecht antwortet spöttisch in sächsischer Nachäffung, und der Vater frägt abermals: Bist du's, sag's, ich siede dir noch heute ein Huhn und brate dir noch eines, oder wessen Landes seyd Ihr? (686 S 796).

Da es schon Abends spät, und keine Herberge in der Nähe war, so hält es der junge Helmprecht für besser, seine Rede nicht mehr zu verkehren (zu verstellen), und gibt sich zu erkennen; er nennt seinem Vater zur Beglaubigung seine vier Ochsen bey ihren Namen (817 ff.), und wird bestens aufgenommen, sein Pferd abgeschirrt und vom Vater wohl gefüttert, ihm selber ein gutes und warmes Lager gemacht wo er schläft, bis das Essen bereitet ist. Nun, nachdem er die Hände gewaschen, werden ihm die Gerichte aufgetragen, als erste Tracht: unterspicktes (vaist und mager) Fleisch mit klein geschnittenem Kraute, dann fetter mürber Käse, eine fette, am Spieß gebratene Gans, ein gesottenes und ein gebratenes Huhn, und andere Waidessen (837 — 892), und in Ermanglung des Weines das allerbeste Wasser, wie es nur noch zu Wankhausen (899) quillt.

Darauf frägt ihn der bewirthende Vater nach der dermaligen Hofweise. Zuerst erzählt der Vater, auf des Sohnes Aufforderung, die Hofweise seiner Jugendzeit: man liebte, turnierte, tanzte nach der Geige des Spielmanns voll Lust und in süßer Augenweide, dann las einer vom Herzog Ernest (959), jeder that nach seinem Vergnügen, einer schoß mit dem Bogen, der andere jagte, ferne waren die Falschen und die Losen (971) — kurz der Alte war laudator temporis acti! Der Junge erzählt nun die jetzige, neue Hofweise: es sind beständige Trinkgelage, lügen und betrügen, listig anschwärzen ist Hofsitte, nun ist ein wildes Treiben und Jagen, Verstümmeln und Rauben ꝛc. (987 — 1038). Dem Sohne, der der Ruhe bedurfte, wird das Bett gemacht, und statt des Leintuches ein frischgewaschenes Hemd untergebreitet; er schläft bis in den hellen Tag hinein (1042 — 1049).

Als Geschenke bringt er dem Vater: Wetzstein und Sense, ein gutes Beil und eine Hacke (1051 — 1068); der Mutter: einen Fuchspelz, den er einem Priester ausgezogen (1069 — 1074); Gotelinden: eine seidene Binde, die er einem Krämer genommen (1076 — 1082); dem Knechte: Riemenschuhe (1083), dem Freyweibe (freyen Magd?) ein Kopftuch und ein rothes Band (1090 f.).

Nach sieben Tagen treibt ihn Langeweile und Raublust, trotz des väterlichen Zuredens, zu seinem alten Handwerke fort, zumal er vom Fleische fällt, um Rache zu nehmen an einem Manne, der über seines Pathen Saat geritten war, dann an einem Reichen, dessen Vergehen war, daß er zu den Krapfen Brot aß, dann an einem anderen Reichen, der ihn beleidigt hatte ꝛc. (1095 — 1177). Dann zählt er von V. 1179 — 1232 dem Vater, der seine Lehrmeister und Gesellen wissen will, dieselben auf; als Lehrmeister: Lämperslint (= Lämmerschlin-

der, Lämmerschlund), nachher Gotelindens Gemahl, und Schlickenwider (= Widderschlucker), hatte bey der unten folgenden Hochzeit Gotelindens das Amt eines Schenken; die Gesellen waren: Helesack (hehlender Sack), war Truchseß; Rüttelschrein (= Schreinrütteler, Dieb), war Kämmerer; Kuefraß, war Küchenmeister, Müschenkelch *) (= Kelchzerstoßer, Kirchendieb), war Speisemeister; Wolfsgaum, der schonungslos alle bis auf die Haut auszieht (1203); Wolfstrüssel (Wolfsschlund), der Schlösseraufbrecher (1205—1216); und zum neunten und letzten Wolfsdarm, ein nimmersatter Dieb (1217—1232); er selbst heiße bey seinen Gesellen Slintsgäw (Gäuschlund), der die Bauern quäle, blende, in den Rauch hänge und in den Ameisstock binde, ihnen Haare mit der Zange ausreiße, Glieder verstümmle, sie bey den Füßen aufhänge — kurz ihr Schrecken sey (1233—1258).

Der Vater fährt fort: Wie vrässe (muthig und räuberisch) diese auch sind, so kann doch, so Gott will, sie ein Scherge bezwingen, wären ihrer noch so viele! Der Sohn, über diese Rede erzürnt, sagt, bisher habe ich all dein und der Mutter Eigenthum vor den Gesellen beschützt, ferner aber nimmermehr, weil ihr allzu sehr unsere Ehre angreift. Hättet ihr nicht so viel Uebles gegen uns geredet, so würde ich eure Tochter Godelinden meinem Gesellen Lämperslinten zum Weibe gegeben haben, der ihr das beste, genußvollste Leben verschaffte, genug des schönsten Gewandes und frischen Fleisches (1259—1294). Nun sagt er zur Schwester Gotelind: Als Lämperslint mich zuerst um dich bat, so antwortete ich ihm an deiner Statt, daß er, wenn ihr für einander bestimmt seyd (1299), in seinen etwaigen mannigfachen Nöthen an dir eine getreue und kräftige Hülfe und Stütze haben werde (1295—1326). Lämperslint gibt der Braut zur Morgengabe drey volle bleyschwere Säcke (1332), den ersten mit unverschnittenem feinen Leinen, die Elle im Werthe von funfzehn Kreuzern; den zweyten mit Risen (Schleyern), Röcklein und Hemden; den dritten mit Fritschal (fremdem Zeuge zu Kleidern), Prunat, vehen (bunten) Federn, Scharlach und schwarzem Zobel (1329—1354). Nimm ihn, und nicht einen Bauern, bey dem du dich mit schwerer Arbeit abmühen mußt (1355—1371). Zudem ist der alte Helmprecht nicht mein Vater, sondern ich bin eines Edelmanns Sohn, von dem, wie von meinem Pathen, ich diesen meinen Muth und mein Wesen erbte (vgl. besond. V. 484 f); ja auch meine Mutter, spricht Gotelind, hatte mit einem Ritter unerlaubten Umgang (1374—1394); schaffe mir, lieber Bruder, Lämperslinten zum Manne, dann habe ich alles vollauf; mein Vater hält mich auf, und doch bin ich dreymal stärker als meine Schwester, da sie heiratete, kurz ich folge dir, und nehme ihn zum Manne ohne Wissen der Aeltern (1395—1440).

Der Bruder geht nun zu Lämperslinten, und überbringt ihm Gotelindens Einwilligung. Dieser küßt ihm vor Freude die Hand, und neiget sich gegen den Wind, der von Gotelinden her wehet (1464). Nun ward alles zur Hochzeit Nöthige rings zusammengetrieben, alles ward prächtiger als bey der Vermählung des Königs Artus (1480). Helmprecht sendet nun seinen Boten nach der Schwester, die der Bräutigam mit freundlichen Blicken empfängt, welche von ihr erwiedert werden (1455—1504). Ein derley Dinge kundiger Greis trauet sie, sie singen, und er tritt ihr auf den Fuß (als Zeichen ihrer Unterwürfigkeit?

*) Von müschen = zerstoßen, zerknicken; s. Schmeller II. 641.

V. 1534). Nun folgt das Hochzeitsmahl, sie schaffen Amtleute, als: Marschall war Slintesgäw, Schenk Slickenwidder ꝛc., wie sie oben S. 7 genannt sind, schmausen und zechen, als wäre es das letzte Mahl — denn es war auch ihr letztes Mahl (1535 — 1574). Da befällt die Braut ein hautdurchschauerndes Grauen, ein Verderben ahnendes, sie bereuet, daß sie ihre Aeltern verließ, so schnell dem Bruder folgte, und sich mit des Vaters einfacher Kost nicht begnügte (1575 — 1606).

Nachdem sie nach dem Mahle eine Weile gesessen, und die Spielleute von dem neuvermählten Paare ihre Gabe erhalten hatten, kömmt der Richter (wie in Oesterreich noch die Ortsobrigkeit heißt. V. 1613), selbfünft, und bemächtigt sich der Zehn, die zu entkommen suchen; Gotelind verliert ihr Brautgewand, und wird hungernd bey einem Zaune gefunden, ihr ferneres Schicksal sage da, der es weiß (1607 — 1638). Die Diebe erliegen der gerechten Hand des Schergen, und werden vor Gericht geschleppt. Lämperslinten werden als Bräutigam nur zwey rohe Rindshäute (1655) auf den Hals gebunden, den andern mehr; seinem Schwager Slintesgäw=Helmprecht drey, welche des Richters Gewinn waren; die andern neun werden gehängt. Helmprechten behält für sich der Scherge als seinen Zehnten und sein Recht (1679). Man rächt H.'s an seinem Vater verübten Frevel durch Blendung (1685), den an seiner Mutter durch Abschlagung einer Hand und eines Fußes, und er leidet so mehr als Todesstrafe (1696 f.). Er scheidet auf einem Scheidewege mit Reue und Leid von Gotelinden, und wird an einem Stabe von einem Knechte in seines Vaters Haus gebracht, aber von diesem, trotz alles Bittens — wie weh' es auch dem Vaterherzen thut — erbarmungslos ausgetrieben (1701 — 1807); die Mutter gibt ihm, als einem Kinde, doch ein Brot in die Hand (1810 f).

Er geht so blind in der Irre herum, bis er nach einem Jahre im Walde von einem Bauern, dem er eine Kuh genommen hatte, angehalten, und von dieses Bauern Holden, welche alle er geschädigt hatte, nun zur Rache unter Hohn und Spott und Mißhandlungen — ja sie lassen ihn, den »Müeding« (Bösewicht), noch beichten, und geben ihm ein Brosam von der Erde als Wegzehrung ins Höllenfeuer — an einen Baum aufgehängt wird (1812 — 1907).

So ward des Vaters Traum erfüllt.

Wo noch selbherrische Kinder von Helmprechtes Sitten, so endet die Erzählung, bey Vater und Mutter sind, die seyen hiemit gewarnt. Es geschehe mit Recht ihnen wie Helmprechte, vor dem nun Weg und Steg in Friede sind. Hört und folgt meinem einfältigen Rathe: Hat Helmprecht etwa noch junge Knechtel, die werden auch Helmprechtel, welche dann auch an die »Wide« (den Strick) kommen.

Der Dichter schließt sein lehrreiches Gedicht mit den Worten:

Wer euch dieß Mähre lese,
bittet, daß ihm Gott genädig wese,
und dem Dichter,
der heißet Wernher der Gärtner.

* * *

Das puech ist von dem Mayr Helmprechte.

CCXXV. [1]) *A*iner sagt was er gesicht.
b der annder sagt was im geschicht.
der drit von mynne.
der vierd von gewynne.
5 der fünfft von grossem guote. [2])
der sechst von hohem muote.
hie wil ich sagen was mir geschach.
Daz ich mit meinen augen sach.
ich sach das ist sicherlichen war.
10 eines gepaurn sun der truog ein har.
das was raide vnde fal.
ob der achsel hin ze tal.
mit lennge es vollikliehen gie.
in ein hauben er es vie.
15 die was von pilden waehe.
ich waen yemand gesehe.
so manigen vogl auf hauben.
syttechc vnde tauben.
die waren alle darauf genâet.
20 welt ir nu hoeren was da stêt.
*E*in *Mayr* der hiefs *Helemprecht.*
Des sun was derselbe knecht.
von dem das maere ist erhaben.
sam den vater nennet man den knaben.
25 sy bede hiessen Helmprecht.
mit einer kurtzen rede schlecht.
künde ich euch das maere.
was auf der hauben waere.
wunders erzeuget.
30 das maere euch nicht betreuget.
ich sag es nicht nach wane.
hinden von dem spane.
CCXXV nach der schaitel gegen dem schopfe.
c recht enmitten auf dem kopfe.
35 der lün mit voglen was bezogen.
recht als sy wêren geflogen.
aus dem specht harte.
auf gepauren swarte.
kam nie pesser haube dach.
40 dann man auf Helmprechte sach.
demselben geutoren
was gegen dem zeswen oren.
auf die hauben genaeet.
welt ir nu hoeren was da stet.
45 *Wie Troye* ward besessen.
do *Parys* der vermessen.
dem *künige* von *Kriechen* nam sein weib.

---

1) Der im Manuscripte bey jedem Absatze gemalte große Anfangsbuchstabe wird hier durch eine Cursiv-Letter bezeichnet.

2) In Ermanglung eines ů in dieser Schriftart, wird uo gesetzt.

die im was lieb als sein leib.
vnd wie man *Troy* gewan.
50 vnd *Eneas* von danne entran.
auf das mer in den chielen.
vnd wie die turne vielen.
vnd manig stainmaure.
awe daz ye gepaure.
55 sölhe hauben solte tragen.
dauon souil ist ze sagen.
*W*elt ir nu hören mee.
was anderhalb auf der hauben stee.
mit seyden erfüllet.
60 Das maere euch nicht betrillet.
es stund gegen der winstern hant.
wie künig *Karl* vnd *Ruolant*.
Turpin vnd *Olefiere*.
die notgestalten viere.
65 was die wunders mit ir craft.
worchten gegen der haydenschafft.
Prouents vnd *Arel*.
betzwang der künig Karel.
mit manhait vnd mit witzen.
70 er betzwang das land *Galitzen*.
das warn alles hayden ee.
welt ir nu hoeren was hie stee.
*V*on einer nestel her an dise.
Es ist war daz ich euch lise.
75 zwischen den oren hinden.
von frawen *Helchen kinden*.
wie die weylend vor *Raben*.
den leib in sturmen verloren haben.
do sy sluog her *Weittege*.
80 der küene vnd der vnsitege.
vnd *Diethern* von *Perne*.
noch mügt ir hoern gerne.
was der narre vnd der gauch.
truog auf seiner hauben auch.
85 *E*s het der gotes tumbe.
vor an dem leym all vmbe.
von dem zeswen oren hin.
vntz an das lencke das ich bin.
mit warhait wol bewaeret.
90 nu horet wie es sich maeret.
man möcht es gerne schawen.
von rittern vnd von frawen.
auch was da nicht vberhaben.
baide von rittern vnd von knaben.
95 vor an dem leyme stuend ein tantz.
genaeet mit seyden die warn glantz.
ye zwischen zwayen frawen stuond.
als sy noch bey tantze tuond.
ein ritter an ir hende.
100 dort an ainem ennde.

ye zwischen zwayen mayden gie.
ein knab der ir hennde fie.
da stuenden fidelaere bey.
nu hoeret wie die haube sey.
105 gebruefet Helmprechte.
dem tummen raessen knechte.
*N*och habt ir alle nicht vernomen.
wie die haube her sey komen.
die naet ein nunne gemeit.
110 die nunne durch ir hübschait.
aus ir zelle was entrunnen.
es geschach derselben nunnen.
als vil maniger noch geschicht.
mein auge der vil dicke sicht.
115 die das nidertail verraten hat.
CCXXV. dauon das ober mit schannden stat.
d *H*elmprechtes swester *Gotlint*.
der nunnen ain genames rint.
gab sy ze kuchen speyse.
120 sy was irs werche weyse.
sy diente es wol mit nate.
an der hauben vnd an der wate.
da *Gotlint* gab dise kue.
nu horet was der vater thue.
125 der gab so viel der zwayer.
der nunnen kaese vnd ayer.
die weile sy se reuende *) gie.
dafs sy dieselben zeit nie.
so manig ay zerklugkte.
130 noch kaese verschmugkte.
noch gab die swester mere.
dem brueder durch sein ere.
kleine weysse leynen wat.
das lützel yemand pessers hat.
135 das was so klaine gespunnen.
ab dem tueche entrunnen.
wol siben webere.
ee es vol webet waere.
auch gab im die muoter.
140 daz nie sayt so gueter.
verschniten ward mit schaere.
von dhainem schneidere.
vnd einer pellitz darundter.
von so getanem kunter.
145 daz auf dem velde ysset gras.
nicht so weysses in dem lannde was.
darnach gab im das getrewe weib.
irem lieben sune an seinen leib.
ketten, wambis vnd swert.
150 des was der jüngling wol wert.
noch gab sie demselben knaben.

*) V. 127. revende, wohl statt reventer, das refectorium in Klöstern.

zwey gewant die mücst er haben.
Gmpen (sic) vnd taschen prait.
Er ist noch raesse der sy trait.
155 do sy geclaidet het den knaben.
da sprach er (:) »muoter ich mus haben.
darüber einer (sic) warckus *).
vnd soll ich des beleiben sus.
so wer ich gar verswachet.
160 der sol auch sein gemachet.
also dein auge den angesicht.
daz dir dein hertze des vergicht.
du habst des kindes ere.
war ich dann kere.«
165 sy het noch in den valden.
ein tüechelein behalten.
des ward sy one laider.
durch des sunes claider.
sy kaufft im tuoch das was pla.
170 weder hie noch anderswa.
truog nie kain mayer.
einen rock der zwayer ayer.
were pesser dann der seyn.
das habt bey den trewen mein.
175 er kunde in tugende leren.
vnd hohen lob gemeren.
der im das het geraten.
nach dem rugkes praten.
von der gürtl vntz in den nackh.
180 ein knöpfel an dem anndern lag.
die waren rot vergoltet.
ob irs nu gern hoeren woltet.
von dem rocke fürbas.
durch ewr liebe sagte ich das.
185 *Da* das goller vntz an das kyn.
raichet vntz an die rincken hin.
die knöpfel warn silberweis.
es het selten solchen vleiss.
an seinen warckus gelait.
190 dhain gepaur der in trait.
noch so kostliche werch.
zwischen *Hohenstaine* vnd *Haldenberg*.
secht wie euch das geualle.
drew knopfl von cristalle.
195 weder ze klain noch ze gros.
den puesem er damit beslos.
Er gauch vnd er tumbe.
sein puesem was all vmbe.
CCXXV bestreut mit hnöpfeleinen.
e 200 die sah man verre scheinen.
Gel pla grüen praun vnd rot.

---

*) warckus, der, Art Kleidungsstück, wardecorsum, gardacorsium, gardecorps; vgl. V. 189. S. das Wörterverzeichniß.

swartz weyſs als er gepot.
die leuchten [1]) so mit glantze.
wann er gie bey dem tantze.
205 so ward er von baiden.
von weiben vnd von maiden.
vil mynneklich angesehen.
ich wil des mit wahrhait iehen.
das ich bey demselben knaben.
210 den weiben het vnhoch erhaben.
da der erml an das muoder gat.
allumb vnd vmb was die nat
behanngen wol mit schellen.
die hort man lautte hellen.
215 wann er an dem rayen sprang.
den weiben es durch die oren klanng.
her *Neithart* vnd solt der leben.
dem het got den syn gegeben.
der kunde es euch gesingen bas.
220 dann ich gesagen nu wisset das.
Sy verkauffte manig huon vnd ay.
ee sy im gewunne die zwai.
hosen vnd spargoltzen [2]).
als sy do dem stoltzen.
225 seine pain het geclaidt.
»mein wille mich hin ze hofe trait.«
sprach er (:) »lieber vater mein.
nu bedarff ich wol der steure dein.
mir hat mein muoter geben.
230 vnd auch mein swester sol ich leben.
das ich in alle meine tage.
ymmer holdes hertze trage.«
dem vater was das vngemach.
zu dem sun er do sprach.
235 »ich gib dir zu der farte.
einen hengst der ist drate.
vnd der wol springe zeun vnd graben.
den solt du da ze hofe haben.
vnd der lannge wege wol lauffe.
240 gern ich dir den kauffe.
ob ich in fayle vinde.
lieber sun nu erwinde.
hin ze hofe deiner ferte.
die hofweyse ist herte.
245 den die ir von kindes lit.
haben nicht geuolget mit.
lieber sun nu mey du mir.
oder hab den pfluog so mey ich dir.
vnd pawen wir die huobe.
250 so kumbst du in dein gruobe.
mit grossen eren alsam ich.

---

1) leuchten und V. 685 aus leucht'ten = leuchteten.

2) Vgl. V. 828.

355 für alle (,) die im ieht haben genomen.
er lat dich nicht ze rede komen.
die pfenninge sint alle gezelt.
ze got hat er sich verselt.
schlecht er dich an dem raube.
360 lieber sun gelaube.
mir die maere vnd beleib.
vnd nym ein eeliches weib.«
Er sprach: »vater was so mir geschicht.
ich lasse meiner ferte nicht.
CCXXVI
365 ich muos bey namen in die püne.
nu hayſs annder deine süne.
daz sy sich mit dem phluege müen.
es müessen rinder vor mir lüen.
die ich vber egke treibe.
370 das ich so lang beleibe.
des irret mich ein gurre.
daz ich nicht enschnurre.
mit den andern vber egke.
vnd die gepaurn durch die hegke.
375 nicht enfüere bey dem hare.
das ist mir laid zware.
die armuot möcht ich nicht verdolen.
wann ich drew jar einen volen.
zuge vnd als lanng ein rind.
380 der gewin were mir ein wint.
Ich wil rauben alle tage.
damit ich mich wol beiage.
mit volliclicher koste.
vnd den leib vor froste.
385 wol behalte in dem winter.
es enwelle et nieman rinder.
vater pald eyle.
entwale dhainer weyle.
gib den maiden palde mir.
390 ich beleibe nicht lenger bey dir.«
Die rede wil ich kürtzen.
einen loden von dreyssig stürtzen.
also saget vnns das maere.
daz der lode were.
395 aller loden lengist.
den gab er an den hengest.
vnd gueter küe viere.
zwen ochsen vnd drey stiere.
vnd vier mute kornes.
400 awe dir gut verlornes (!).
er kauffte den henngat vmb zehen phunt.
er het in an derselben stund.
kaum gegeben umb drew.
awe verlornne sibnew (!).
405 *Da* der sun wardt berait.
vnd er sich hat angelait.
Nu hoeret wie der knabe sprach.

er schüt das haubet vnd sach.
auf yetweder achslpain.
410 »ich pisse wol durch einen stain.
ich bin so muetes raesse.
hey was ich eysens fraesse.
Es naem der kayser für gewin.
vienge ich in nicht vnd züge in hin.
415 vnd beschatzte in vnns an den schlauch.
vnd den hertzogen auch.
vnd etslichen graven.
vber velt wil ich traben.
on angst meines verhes.
420 vnd alle welt dwerhes.«
er sprach (:) »vater la mich aus deiner huote.
von hynnen phurren (,) nach meinem muote.
wil ich selben wachsen.
vater einen sachsen.
425 züget ir leichter dann mich.«
er sprach (:) »sun so wil ich dich.
meiner suchte lassen frey.
nu zu des der neue sey.
seyt ich meine zucht sol meiden.
430 an dem aufreiden.
so huete deiner hauben.
vnd der seydinen tauben.
daz man die yndert rüere.
oder mit vbel nicht zefüere.
435 vnd dein lannges valbes hare.
vnd wilt du sware.
meiner zuchte nymmere.
so furcht ich vil sere.
du volgest ze iüngest einem stabe.
440 vnd war dich weyset ein klainer knabe.«
der vater sprach (:) »sun vil lieber knabe.
La dich noch richten abe.
du solt leben des ich lebe.
vnd des dir dein mueter gebe.
445 trincke wasser lieber sun mein.
ee du mit raube kauffest wein.
CCXXVI b da ze Oesterreich clamirre.
ist es iener ist es dirre.
der tumbe vnd der weyse.
450 habent es da für herren speyse.
die solt du essen liebes kint.
ee du ein geraubtes rindt.
gebst umb ein henne.
dem wirte etswenne.
455 dein muoter durch die wochen.
kan guten preyn kochen.
den solt du essen in den grans.
ee du gebst vmb ein gans.
ein geraubtes phaerd *).

*) phaerd st. phaerit, das mit sit reimt.

460 sun vnd hettest du den sit.
so lebtest du mit eren.
wobin du woltest keren.
sun den rocken mische.
mit habern ee du vische.
465 essest nach vneren.
sunst kan dein vater leren.
volge mir so hast du sin.
sey des nicht so var da hin.
erwirbest du gut vnd eeren vil.
470 für war ich des nicht enwil.
mit dir haben gemaine.
hab auch den schaden aine.«
*E*r sprach (:) »du solt trincken vater mein.
wasser so wil ich trincken wein.
475 vnd ysse du geyslitze.
so wil ich essen ditze.
daz man da haisset huon versoten.
das wirt mir nymmer verpoten.
ich wil auch vnts an meinen todt.
480 von weyssen semeln essen prot.
haber ist dir geslacht.
man liszt ze rome an der phacht.
ein kint gesahe in seiner jugent.
von seinem todten einen tugent.
485 ein edel ritter was mein todt.
selig sey derselbig got.
von dem ich so edel bin.
vnd trag so hochfertigen syn.«
*D*er vater sprach (:) »nu glaube das.
490 mir geuiel et michel bas.
ein man der rechte taete.
vnd daran belibe staete.
waere des gepurd ein wenig las.
Der behagte doch der welte bas.
495 dann von kuniges frucht ein man.
der tugent noch ere nie gewan.
ein frummer man von schwacher art.
vnd ein edelman an dem nie wart.
weder zucht noch ere nie bekannt.
500 vnd koment die bede in ein lant.
da nyemant ways wer sy sint.
man hat des swachen mannes kint.
für den edlen hochgeborn.
der für ere hat schande erkorn.
505 sun vnd wilt du edel sein.
das rat ich auf die trewe mein.
so thue vil edeliche.
gut zucht ist sicherliche.
ein crone ob aller edelkait.
510 das sey dir für war gesait.«
*E*r sprach (:) »vater du hast war.
mich enlat mein haube vnd mein har.

vnd mein wolsteende gewatte.
nicht beleiben statte.
515 sie sint baide so glantz.
das sy bas saemen einem tantz.
dann der ayden oder dem phluog.«
»wee das dich muter getruog.«
sprach der vater zu dem sun.
520 »du wilt das peste lan vnd das böse tun.
Sun vil schoener jüngling.
du solt sagen mir ein ding.
ob dir wonen witze bey.
welcher bas lebender sey.
525 den man fluchet vnd schiltet.
vnd des all die welt entgiltet.
vnd mit der leute schadenn lebt.
CCXXVI vnd wider gotes hulde strebt.
c nu welches leben ist rainer.
530 so ist aber ainer.
des all die welt geneusset.
vnd den des nicht verdreusset.
er werbe nacht vnd tag.
das man sein geniessen mag.
535 vnd got darunter eret.
welches ennde er keret.
dem ist got vnd all die welt holt.
lieber sun das du mir solt.
mit der warhait sagen das.
540 wer dir nu geualle bas.«
Vater mein: »das tuot der man.
des man nicht entgelten kan.
vnd des man geniessen sol.
der ist lebendiger wol.«
545 »lieber sun das waerest du.
ob du mir woltest volgen nu.
so pawe mit dem phluoge.
so geniesset dein genuoge.
dein geneusset sicherleiche.
550 der arme vnd der reiche.
dein geneusset der wolffe vnd der ar.
vnd alle creatur gar.
vnd was got auf der erden.
hiefs ye lebentig werden.
555 lieber sun nu pawe.
ja wirt vil manig frawe.
von dem pawe geschönet.
manig künig wirt gekrönet.
von des pawes steur.
560 wann niemant ward so tewr.
sein hochfart were klaine.
wann durch das paw allaine.«
Er sprach: »vater deiner predige.
got mich schier erledige.
565 vnd ob aus dir worden were.

ein rechter predigere.
du prechtest leute wol ein heer.
mit deiner predige vber mer.
vernym was ich dir sagen wil.
570 pawen die gepaurn vil.
Sy essent wol dester me.
wie halt mir mein ding ergee.
ich wil dem phluoge widersagen
vnd soll ich weysse hennde tragen.
575 von des phluoges schulde.
so mir gotes hulde.
so wêr ich ymmer geschant.
wenn ich tanntzte an frawen hant.«
Der vater sprach (:) »hu frage.
580 das dich der icht betrage.
wo du seyest den weysen bey.
mir traumte ein trawm was das sey.
du hettest zway liecht in der handt.
die prunnen das sy durch die lendt.
585 leuchten mit irem scheine.
lieber sun der meine.
sunst traumbt mir fert von ainem man.
den sach ich hewr plinten gan.«
er sprach (:) »vater das ist guet.
590 ich gelas nymmer meinen muet.
vnd sunst getane maere.
ein zage ich dann were.«
in enhalff et nicht sein lere.
er sprach (:) »mir entraumte mere.
595 ein fuoss dir auf der erde gie.
da stuondest du mit dem andern knie.
hohe auf ainem stocke.
do ragte dir aus dem rocke.
aines als ein achsendrumb
600 sol dir der traum wesen frumb.
oder was er bedeute.
das frage weyse leute.«
Er sprach (:) »das ist saelde vnde hail.
vnd aller freuden tail.«
605 er sprach (:) »sun noch traumbte mir.
CCXXVI ein trawm den wil ich sagen dir.
d du soltes fliegen hohe.
über walt vnd vber lohe.
ein fettich ward dir verschniten.
610 da ward dein fliegen vermiten.
sol dir der traum guot sein.
awe hennde füesse vnd augen dein.«
»vater all die treume dein.
sint vil gar die selde mein.«
615 sprach der junge Helmprecht.
»schaff dir umb einen andrn knecht.
du bist mit mir versaumet.
wieuil dir sey getraumet.«

er sprach (:) wenn all die treume sein ein wint.
620 die mir noch getraumet sint.
nu hoer von ainem traume.
du stuondest auf ainem paume.
von deinen füessen vntz an das gras.
wol annderhalb klaffter was.
625 ob deinem haubt auf ainem zway.
sass ein rape vnd ein kra dabey.
dein har was dir bestraubet.
da strelte dir dein haubet.
ceswenthalbe ein rabe safs da.
630 winsterthalb schied dir die cra.
awe sun des trawmes.
awe sun des paumes.
awe den raben awe den cran.
ja wann ich ruebig besten.
635 des [1]) ich an dir han ertzogen.
mir hab der traum dann gelogen.«
»Ob dir nu vater wisse crist.
traumbte alles das der ist.
baide vbel vnd guet.
640 ich gelasse nymmer meinen muet.
hynnen vnts an meinen todt.
mir ward der ferte nie so not.
vater got der hüte dein.
vnd auch der lieben muoter mein.
645 ewr baider kindelein.
müessen ymmer selig sein.
got hab vnns alle in seiner pflege.«
damit rait er auf die wege.
vrlaub nam er zum vater.
650 hie trat er vber den gater.
solt ich alles sein geferte sagen.
das wurde in dreyen tagen.
oder leicht in ainer wochen.
nymmer gar vol [2]) sprochen.
655 Auf ein burg kam er geriten.
da was der wirt in den siten.
das er vrlauges wielt.
vnd auch vil gern die behielt.
die wol getorsten streiten.
660 vnd mit den veinden reiten.
da ward der knabe gesinde.
an raube ward er so swinde.
was ein ander ligen liefs.
in seinen sack ers alles stiefs.
665 er nam es alles gemaine.
dhain raub was im ze claine.
im was auch nicht ze gros.
es were rauch es were plos.

---

1) des = über das, was.

2) d. i. zu Ende gesprochen.

es were krump es were schlecht.
670 das nam alles der junge Helmprecht.
des mayr Helmprechtes kint.
er nam das roſs er nam das rint.
er lie dem manne nit löffels wert.
er nam wammes vnd swert.
675 er nam mantl vnd röck.
er nam die gayſs er nam die pöck.
er nam die ob er nam den wider.
das galt er mit der heüte sider.
röckel phaydt dem weibe.
680 zoch er ab dem leibe.
CCXXVI ir kürsen vnd ir mantel.
e des het er gern wandel.
gehabt (,) do in der scherge machet zam.
daz er weiben ye genam.
685 das ist sicherlichen war.
ze wunsche im das erste jar.
seine segelwinde dussen.
vnd seine schef ze hayle flussen.
seines muotes ward er so gail.
690 dauon das im der peste tail.
ye geuiel an gewinne.
da begunde er haym synnen.
als ye die leute phlagen.
haym zu ir magen.
695 ze hofe er vrlaub nam.
vnd zu dem gesinde sam.
das sy got der guete.
het in seiner huete.
Hie hebt sich ein maere.
700 das vil müelich waere.
zu verswеigen den leuten.
kunde ich es bedeuten.
wie man in da hayme emphie.
ob man icht gegen im gie.
705 nain es ward gelauffen.
alle mit ainem hauffen.
aines für das ander trang.
vater vnd muoter sprang.
als in nie kalb ersturbe (sic).
710 wer das poten prot erwurbe.
dem knechte gab man one fluech.
bayde hembde vnd pruech.
sprach das frey weib vnd der knecht.
»bis willekomen Helmprecht« (?).
715 nain sy entaten *)
es ward in widerraten.
sy sprachen (:) »junckherre mein.
ir solt got willekomen sein.«
er sprach (:) »vil liebe swester kintekin.

*) Nein, sie thaten es nicht!

720 lat lat euch ymmer selig sin.«
die swester entgegen im lieff.
mit den armen sy in vmbeswieff.
da sprach er su der swester.
»gratia vester.«
725 hinfür was den jungen gach.
die alten sugen hinten nach.
sy emphiengen in baide one sal.
sum vater sprach er (:) »deu sal.«
su der muoter sprach er sa.
730 Beheimisch (:) »de braytra.«
sy sahen bayde an einander an.
baide das weib vnd der man.
die hausfraw sprach (:) »herre wirt.
wir sein der synne gar verirrt.
735 er ist nicht vnnser baider kint.
er ist ein Beheym oder ein Wind.«
der vater sprach (:) »er ist ein Walch.
meinen sun, den ich got befalch.
der ist es nicht sicherleiche.
740 vnd ist im doch geleiche.«
Da sprach sein swester gotlint.
»er ist nicht ewr baider kint.
er antwurtet mir in der latein.
er mag wol ein pfaffe sein.«
745 entraun sprach der freyman.
»als ich von im vernomen han.
so ist er se Sachsen.
oder se Brabant gewachsen.
er sprach liebe swester kindekin.
750 er mag wol ein Sachse sin.«
Der wirt sprach mit rede schlecht.
»pist dus mein sun Helemprecht.
du hast mich gewunnen damit.
sprich ein wort nach vnnserm sit.
755 als vnsere vordere taten.
so das ichs müg erraten.
du sprachest ymmer deu sal.
das ich enways sweu es sal.
CCXXVI ere dein muoter vnd mich.
f 760 das dienen wir ymmer vmb dich.
sprich ein wort teuttischen.
ich wil dir deinen hengst wischen.
ich selben vnd nicht dein knecht.
lieber sun Helmprecht.
765 das du ymmer saelig müessest sein.«
»ey was sackent ir gepurekin.
vnd ienes gunert wif.
min parit minen claren lif,
sol dehain gepurick man.
770 swar nimmer gegripen an.«
des erschrack der wirt vil sere.
da sprach er aber mere:

»Bistus Helmprecht mein sun.
ich seude dir noch heinte ein hun.
775 vnd prate dir aber eines.
das rede ich nicht meines.
vnd bist dus nicht Helmprecht mein kindt.
seit ir ein beheim oder ein wint.
so fart hin zu den winden.
780 ich han mit meinen kinden.
wayſs got vil zu schaffen.
ich gib auch dhainem pfaffen.
nicht wann sein pares recht.
seit irs nicht Helmprecht.
785 het ich dann alle vische.
ir twacht bey meinem tische.
durch essen nymmer ewr hant.
seyt ir ein Sachse oder ein Brabant.
oder seyt ir von Walhen.
790 ir müesset es in ewr malhen.
mit euch han gefüeret.
von euch wirt nicht gerüeret.
des meinen nicht zware.
vnd wer die nacht ein jare.
795 ich enhan den met noch den wein.
junckherre ir solt bey den herren sein.«
*N*u was es hart spate.
der knab ward se rate.
in sein selbes muote.
800 sam mir got der guote.
ich wil euch sagen wer ich sey.
es ist hie nyndert nahen bey.
ein wirt der mich behalte.
nicht guter witze ich walte.
805 daz ich mein rede verkere.
ich tun es nymmermere.
*E*r sprach (:) »ia bin ichs der.«
der vater sprach (:) »nu sagt wer.
der da haysset alssam ir« (?).
810 der vater sprach (:) »den nennet mir.«
»ich bin gehayssen Helmprecht.
ewr sun vnd ewr knecht.
was ich vor ainem jare.
das sag ich euch zware.«
815 der vater sprach (:) »nain ir.
es ist war so nennet mir.
mein ochsen alle viere.«
»das tun ich vil schiere.
der ich da weilen pflegte.
820 vnd meinen gart ob in wegte.
der aine haysset ower.
es ward nie gepaur.
so reiche noch so wacker.
er saem auf seinem agker.
825 der aander der hieſs rame.

nie rint so gename.
wart gewetn vnder joch.
den dritten nennė ich euch noch.
der was gehayssen erge.
830 es kumbt von meiner kerge.
daz ichs kan genennen.
welt ir mich noch erkennen.
der vierdte der hiefs sunne.
ob ichs genennen kunne.
835 des lat mich geniessen.
haysset mir das tor aufschliessen.«
der vater sprach (:) »tür vnd tor.
da solt du nicht sein lennger vor.
baide gadem vnde schrein.
840 sol dir alles offen sein.«
CCXXVII *On* sȇlde sey verwazzen.
a ich bin vil gar erlassen.
so guoter banndlunge.
als da hat der iunge.
845 sein phaerd ward enphettet.
im selben wol gepettet.
von swester vnd von muoter.
der vater gab das fuoter.
weys got nicht mit zodel *).
850 wieuil ich far entwadel.
so bin ich an dhainer stet.
da man mir tuo als man im tet.
die mueter rüefft die tochter an.
du solt lauffen vnd nicht gan.
855 in das gadem vnde raich.
einen polster vnd ein küsse waych.
das ward im vnnder den arm.
gelegt auf ainen ofen warm.
da er vil sanft erpait.
860 vntz das essen ward berait.
Do der knabe erwachte.
das essn was gemachte.
vnd er die henndt het zwagen.
hoeret was für in ward getragen.
865 ich wil euch nennen die ersten tracht.
wer ich ein herre in hoher acht.
mit derselben richte.
wolt ich haben phlichte.
ein kraut vil klaine geschniten.
870 vayst vnd mager in beden siten.
ein gut fleisch lag dabey.
horet was das annder sey.
ein vayster kaes, der was mar.
die richte ward getragen dar.
875 nu hoeret wie ich das wisse.
nie vayster ganns am spisse
bey dem feur ward gepraten.

*) zodel statt sadel, wie schon der Reim lehrt.

mit willen sy das taten
ir dhaines des verdros.
880 sy was michel vnd grofs.
geleich einem trappen.
die satzt man für den knaben.
ein huon gepraten aines versoten.
als der wirt het gepoten.
885 die wurden auch getragen dar.
ein herre nam der speyse war.
wann er geiaydes phlage.
vnd auf einer warte lage.
noch speyse maniger hannde.
890 die gepaur nie bekannde.
als guot leibnar.
truog man für den knaben dar.
der vater sprach (:) »vnd het ich wein.
der müesset heut getruncken sein.
895 lieber sun nu trinck.
den allerpesten vrspring.
der aus erden ye geflos.
ich ways nicht prunnen sein genos.
wann ze *Wanckhausen* der.
900 den tregt et vnns nu nyemand her.«
da sy do mit freuden gassen.
der wirt nicht wolte lassen.
er fragte in der maere.
wie der hofweyfz waere.
905 da er ware gewesen bey.
»sag mir sun wie der sey.
so sag ich dir denne.
wie ich ettwenne.
bey meinen iungen jaren
910 die leute sach geparen.«
»vater mein das sag mir.
zehant so wil ich sagen dir.
wes du mich fragen wil.
der newen siten wais ich vil.
915 *W*eylen do ich was ein knecht.
vnd mich dein ene Helmprecht.
der mein vater was genant.
hin ze hofe hat gesant.
mit käsen vnd mit ayr,
920 als noch thuot ein mayr.
da nam ich der ritter war.
vnd merckte ir geferte gar.
sy waren hoflich vnd gemait.
vnd kunden nicht mit schalckait.
925 als man bey disen seiten kan.
CCXXVII b manig weib vnd manig man.
die ritter hetten einen sit.
da liebten sy sich den frawen mit.
eines ist buhurdiren genant.
930 das thet mir ein hofeman bekant.
do ich in fragte der maere.

wie es genennet waere.
sy fueren sam sy wolten toben.
darumb hort ich sy loben.
935 ein schar hin die annder her.
es fuor diser vnd der.
als er enen wolte stossen.
vnder meinen genossen.
ist es selten geschehen.
940 das ich ze hofe han gesehen.
als sy dann das getaten.
einen tantz sy danne traten.
mit hochfertigem gesange.
das kurtzte die weile lannge.
945 vil schier kam ein spilman.
mit seiner geigen huob er an.
da stuonden auf die frawen.
die möcht man gern schawen.
die ritter gegen in giengen.
950 bey hannden sy sy viengen.
da was wunne vber craft.
von frawen vnd von ritterschafft.
in süesser augenwayde.
junckherrn vnd maide.
955 sy tantzten fröliche.
arme vnd reiche.
als des dann nymmer was.
so gie dar einer vnd las.
von ainem der hiess Ernest.
960 was yeglicher aller gernest.
wolte tuon das vant er.
da schoss aber der ander.
mit dem pogen zu dem zil.
maniger freude was da vil.
965 einer jaget diser pirset.
der da was der wirset.
der ware nu der peste.
hey wie wol ich ettwen weste.
was trew vnd ere merte.
970 ee es die valschait verkeerte.
die valschen vnd die losen.
die die recht verbosen.
mit ir listen kunden.
die herren in do nicht gunden.
975 ze hofe der speyse.
der ist nu der weyse.
der losen vnd liegen kan.
der ist ze hofe ein werder man.
vnd hat guet vnd eere.
980 leider michels mere.
dann ein man der rechte lebt.
vnd nach gotes hulden strebt.
als vil ways ich der alten sit.

(Der Schluß sammt dem erklärenden Wörterverzeichnisse folgt im nächsten Bande.)

Beschreibung und etwaige Erklärung der zwölf größten geschnittenen antiken Steine des k. k. Münz- und Antiken-Kabinetes.

Antike geschnittene Steine von einiger Größe sind immer zu den außerordentlichsten Seltenheiten gerechnet worden. Die größten geschnittenen Steine, welche aus dem Alterthume auf uns gekommen, sind: 1) Der Triumph des Bacchus und der Ceres, ehemals im Besitze des Cardinals Carpegna, jetzt im Vatican — ob das Material Stein oder Pasta, ist nicht ganz entschieden. 2) Der Agath in der königl. Bibliothek zu Paris, die Apotheose des Augustus vorstellend. 3) Der unter Nr. 7 unten beschriebene Stein. 4) Jener von Neapel, etwa Germanicus Ankunft in Aegypten. 5) Unser großer Adler u. s. w. — Die kaiserliche Sammlung besitzt zwölf Stücke, die schon durch ihren Umfang und die Pracht des Materials, auf dem die großen Kunstwerke ausgeführt sind, zu den merkwürdigsten Dingen in der Welt gerechnet werden. Die meisten dieser wunderbaren Kunst- und Naturprodukte beziehen sich auf den Familienkreis des Augustus, um welchen glücklichen Sterblichen sich Alles vereinigte, was Ruhm und Größe verleiht, und den Namen mit unverwelklicher Glorie umgibt. Das größte Ereigniß der Weltgeschichte, und welches diese in zwey Hälften theilt, geschah, ihm selbst unbekannt, unter Augustus, ein Ereigniß, welches sich zutrug im Augenblicke, als römisches Wesen in höchster Blüthe stand, und welches die vorzüglichste Veranlassung war, daß dem Römerthume ein Ende gemacht wurde. Alle großen menschlichen Eigenschaften im Kriege, in der Staatsverwaltung, in Wissenschaft und Kunst umgaben den Thron des Augustus, und verliehen ihm eine Herrlichkeit, die seitdem nie wieder gesehen wurde. Außer den 775 Münzen dieses Kaisers bewahrt das k. k. Münz- und Antikenkabinet mehrere geschnittene Steine aus dieser Glanzperiode der Weltgeschichte, deren einfache Beschreibung und etwaige Erklärung ich durch nachstehende Zeilen, in welchen ich nicht selten selbst von Eckhel abgehen zu sollen glaube, versuchen will.

1. Augustus, halb entkleidet auf einem mit einer Sphinx verzierten Stuhle sitzend; die rechte Hand stützt er oben auf die Pyramidenfrüchte eines doppelten Füllhornes; mit der linken Hand hält er einen langen Zepter; an seiner Seite sitzt vorwärts gewendet Roma, das Haupt mit einem Helme bedeckt, mit beyden Händen einen Schild auf den Knieen haltend. Der lorbeerbekränzte Kopf des Kaisers ist bärtig, und etwas jung für die Zeit der Vereinigung des Augustus mit der Roma als ΘΕΟΙ ΣΤΝΘΡΟΝΟΙ; dessen ungeachtet halte ich die Züge mit denen des Augustus so ähnlich, daß kaum an einen anderen Kaiser dabey zu denken ist. Die Verzierung des Stuhls mit der Sphinx ist wohl eine Anspielung auf die Vorliebe des Augustus für die Sphinx, die auf seinen Münzen öfters vorkömmt, und mit der sein Siegelring geziert war. Gestochen bey Eckhel: Choix des pierres gravées pl. II, und Lenormant: Trésor de Numismatique et de Glyptique. Iconographie Romaine, Pl. IV. p. 7.

Ein durch die edle Haltung seiner Gestalt sehr ausgezeichneter Stein. Die Fassung, vielleicht in Rudolph's II. Zeiten gemacht, ist dieses vorzüglichen Werkes würdig.

Camée, 4″ 2¼‴ hoch, 3″ 9¼‴ breit. Chalcedon.

2. Jupiter im Gigantenkriege; Jupiter fährt im Viergespann, und schleudert mit der rechten Hand den Bliß; das äußerste rechte Pferd ist größtentheils dunkelbraun; das zweyte etwas hellbraun; die übrigen zwey sind weiß; mit ungezwungenerer Majestät und Würde, mehr im Bewußtseyn seiner Macht wird selten der oberste der Götter vorgestellt zu finden seyn. Er drückt hier aus:

Reges in ipsos imperium est Jovis
Clari giganteo triumpho
Cuncta supercilio moventis.
Horat. Carm. L. III. C. I. 6 — 8.

Der Stein ist außerordentlich schön; die Fassung eben so einfach als angemessen; Gold, weißblaue Email, acht Diamanten und eine Perle.

Auf einem ähnlichen Steine in Neapel (Winkelmann: Mon. ined. p. 11. Real. Mus. Borbon.) sind unten noch die Giganten zu sehen.

Gestochen bey Eckhel l. c. pl XIII.

Dieser Stein ist ohne Zweifel eine der vorzüglichsten Arbeiten eines griechischen Künstlers. Die Idee des gegen die Giganten kämpfenden Jupiters ist öfter ausgedrückt; so auf Medaillen des Antoninus Pius und des Marcus Aurelius. Ich war so glücklich, einen Medaillon von diesem letzteren, welcher bis jetzt nicht bekannt war, vom J. 173 n. Chr., dem Jahre der Siege Mark Aurel's gegen die damaligen Anwohner des Danubius, mit dem k. k. Münz= und Antikenkabinete zu vereinigen.

Camée, 2' 4 1/2''' hoch, 2'' 4 1/2''' breit. Onyx von 9 Lagen.

3. Belorbeertes Brustbild des Tiber. Stein und Arbeit sind gleich bewundernswerth. Für den Lorbeer, das Paludamentum und den Grund hat der Künstler die braune Lage benützt. Gesicht und Harnisch sind weiß. Mir scheinen die Gründe Eckhel's l c. pl. VIII, diesen Kopf Hadrian zu nennen, nicht hinreichend; er hat keine Spur vom Barte auf dem Gesichte, worauf Hadrian, da er es durch eine Wunde entstellt glaubte, Bart wachsen ließ. Er ist meines Erachtens ein aufwärtssehender Kopf des Tiber. Der Augenstern, der, wie er angebracht ist, das Gesicht entstellt, scheint später hineingesetzt, und dürfte ein Umstand seyn, welchen Eckhel veranlaßte, diesen Kopf Hadrian zu nennen, da, nach Winkelmann, die Augen erst seit Hadrian mit dem Sterne bezeichnet werden. Es ist eine solche Glätte in diesem Theile des sonst so vortrefflich aufgefaßten und ausgeführten Steines, daß es neuere Arbeit deutlich verräth. Die alten Künstler gaben ihren Köpfen gerne die Richtung des Aufwärtssehens. Für einen Domitian, wofür Lenormant l. c. pl. XXIII. 12 diesen Kopf anzusehen scheint, kann ich ihn nicht halten. Einfache goldene Fassung.

Camée, 5'' 2''' hoch, 3'' breit. Onyx.

4. Neptunus stehend, den linken Fuß auf einem Felsen erhebend, mit der rechten Hand den Dreyzack haltend. So erscheint Neptunus, außer auf vielen anderen auch auf Münzen von Korinth aus der Zeit des Domitian. Es ist vielleicht Neptun auf dem Isthmus von Korinth. Auf beyden Seiten werden zwey Pferde zum Wettlaufe herbeygeführt. Vier Pferde weihte Herodes Atticus im Tempel des Neptuns auf dem

Isthmus (Pausan. II. 1), auf welchem Sisyphus die isthmischen Spiele dem Melicertes zu Ehren eingeführt (Pindar. Fragment. I). Unten sitzen die Erde, oder Leucothea, und gegenüber der, einen Pinienapfel haltende Melicertes; im Felde sind vier ihm heilige Pinien angebracht. Auf Münzen von Korinth liegt Melicertes häufig, oder steht auf einem Delphin neben einem oder zwey Pinienbäumen; auf dem Steine schwebt oben Isthmus, den Melicertes haltend, und eine Aphrodite Euploëa, den Eros, der von einer mit Eppich gezierten Basis abzufliegen im Begriffe ist, mit dem ausgespannten Segel auffangend.

Gestochen bey Eckhel l. c. XIV. S. auch K. Ottfr Müller's Archäologie, 1835, S. 313.

Camée, 2″ 7‴ hoch, 3″ 3‴ breit. Onyx.

5. Kopf des Kaiser Claudius mit einem Eichenkranze, und der Messalina mit einer Thurmkrone; gegenüber die Köpfe des Tiberius mit einem Eichenkranze, und der Livia mit einem Helme geziert. Alle vier Köpfe sind auf Füllhörner gestützt. Zwischen ihnen steht ein auf den Claudius zurücksehender Adler. Im Felde Helme, Harnische, Schwerter, Schilde. Das Portrait des Claudius ist von Niemand bestritten. Meines Erachtens sollte es auch das der Messalina nicht seyn; es gleicht ihren Münzen auffallend. Eben für so sicher halte ich das dem Claudius gegenüberstehende Portrait nicht für das des Drusus, sondern des im Alter schon ziemlich vorgerückten Tiberius, welchem eben so gut, und mit mehr Recht, der Eichenkranz zukömmt, wie dem Claudius; die Köpfe des Drusus auf den von Claudius restituirten Münzen sind ohne Lorbeer oder Eichenkranz, sondern nackt. Der Messalina gegenüber ist das Bild der Livia. Die Portraite scheinen mir für jeden mit der Iconographie der Kaiser vertrauten deutlich. Es stellt daher dieser vorzügliche Stein ein Familienbild des augustischen Hauses dar mit Attributen von Gottheiten; die Männer als Jupiter; die Frauen Messalina als Cybele, Livia als Minerva. Der Geist der aus Griechenland in Rom eingedrungenen vergötternden Schmeicheley ist auf den Caméen oft sichtbar. Es gehört dieser Stein in jeder Hinsicht zu den größten und schönsten Producten seiner Art.

Eckhel l. c. VII. Lenormant pl. XV, mit dessen letzterer Erklärung ich mehr übereinstimme, als mit der des ersteren.

Camée, 4″ 7½‴ hoch, 5″ 9½‴ breit. Onyx.

6. Vorwärts gewendeter, aufwärts sehender Adler, welcher mit den Klauen beyder Füße eine Lorbeerkrone hält; rückwärts Zepter und Schild. Eine geistvolle Behandlung des Steins, vielleicht der Münze des Augustus gleichzeitig, auf deren Rückseite ebenfalls ein Adler befindlich ist. Diese Münze wurde geprägt, als Octavian den Titel August annahm, 27 Jahre vor Chr. G., oder nach Erbauung Roms 727 Jahre. Silberne und vergoldete Fassung.

Camée, 4″ ½‴ hoch, 3″ 8¾‴ breit. Onyx.

7. August's pannonischer Triumph. Auf einem Onyx von der schönsten braunen Lage sind in die weiße Ueberschichte zwanzig Gestalten geschnitten, deren großartige Zusammenstellung, natürliche Verbindung, hoher Ernst des Ausdrucks den edelsten Werken aller Zeiten gleichkömmt, und die meisten übertrifft. In seiner Art das erste Werk, das uns übrig geblieben. An Größe ist der Stein der dritte, da ihn der in der

vaticanischen Bibliothek zu Rom, einst im Besitze des Cardinals Carpegna, und der in der Bibliothek zu Paris an Größe des Materials übertrifft; in der Kunst der Ausführung, der Vorstellung und Reinheit des Steines sind sie alle unter ihm. Die Gestalten, welche den Stein zieren, dürften folgende seyn:

Augustus sitzt halb gekleidet auf einem Throne, über ihm ist der Capricornus zu sehen, das Himmelszeichen nämlich, unter welchem Augustus geboren wurde. Als der Philosoph Theagenes zu Apollonia in Illyrien das Geburtszeichen erfuhr, stand er auf, und sagte dem Octavian die Herrschaft über die Erde voraus. Im Jahre 11 vor Christi Geburt ließ August den Capricornus zuerst auf die Münzen setzen. Augustus setzt seine Füße auf einen Schild, um die Herrschaft über die Schilde dadurch zu bezeichnen; neben demselben steht der Adler Roms; in der rechten Hand hält Augustus den Augurstab; die Würde des Pontifex Maximus nahm er bey dem Tode des Lepidus im dreyzehnten Jahre vor Christi Geburt an. Den Augurstab (lituus) hält auch Tiberius im Familienbilde auf dem großen Onyx zu Paris; auch Germanicus auf einem Adler sitzend, der ihn gegen Himmel trägt.

Cybele, die Landmacht vorstellend, sitzt hinter dem Augustus, ihm einen Eichenkranz aufsetzend; die Römer waren mächtiger zu Lande als zur See; daher Neptun, der Meeresbeherrscher, als zweyte Person (er ist an den herabwallenden Locken zu erkennen), seinen rechten Arm auf die Oberlehne des augustischen Thrones legt. Neptun ist auch, den Dreyzack in der rechten Hand haltend, auf dem Wagen abgebildet, auf dem M. Aurel seinen Triumpheinzug über die Marcomannen hält (Admiranda Romanar. Antiquitatum 34). Die Göttin des Ueberflusses, die Fröhlichkeit (?), mit Epheu in den Haaren, sitzt zu den Füßen der Cybele und des Neptuns, so zu sagen als ihre Tochter, den rechten Arm auf den Thron gestützt, mit der linken Hand ein Füllhorn haltend, ihr zur Seite zwey Genien, von denen einer zwey Kornähren (Speere?) hält. Rechts dem Augustus, auf dem nämlichen Stuhle, sitzt als Θεὰ σύνϑρονος, die Roma, vorwärts gewendet; sie hält in der rechten Hand, welche auf der Thronlehne ruht, einen Speer, in der linken das Schwert (Parazonium), welches an einem, von der linken Schulter herablaufenden Bande befestigt ist. Den linken Fuß stellt sie auf den gleichen Schild wie Augustus, den rechten auf einen ausgeschnittenen, worauf zu ihren Füßen ein Helm liegt; neben dem rechten Fuße Roma's an den Thron hin ist ein dritter Schild gelehnt. Rechts der Roma steht Germanicus gepanzert, die Rechte auf die Hüfte gestützt, mit der linken den Griff des Schwertes zeigend. Dem Germanicus rechts steht eine außerordentlich schön gearbeitete geflügelte Victoria, welche die drey Rosse hält, welche den Triumphwagen ziehen, von dem Tiberius, in der Rechten eine Rolle, in der Linken eine hastam, in die Toga gekleidet, das Haupt mit einem Lorbeer gekrönt, im Begriffe ist abzusteigen, um seinem Vater Bericht zu erstatten über seine Siege gegen die Pannonier.

Im untern Felde wird von römischen Soldaten ein Trophäum errichtet, an welchem ein Schild mit einem Scorpion befestigt ist. Vielleicht bezeichnet der Scorpion, welcher auf einem Schilde, der den überwundenen Völkern abgenommen, am Trophäum befestigt wird, bloß die streitbaren überwundenen Völker; denn nach Manilius (II. 443) Pugnax Mavorti *Scorpius* haeret; cf. Winkelmann Mon. ined. p. 146. Um das Trophäum sitzt ein gefesselter Mann mit seiner Frau: vielleicht ist dieser Mann einer der furchtbarsten Anführer der Pannonier, Pinnes,

dessen noch unbezwungener Muth im Gesichte sichtbar ist; er schaut mit einer Art von Verachtung auf einen anderen Gefangenen, den ein Römer mit fast weiblichen Zügen und Kopfputze bey den Haaren herbeyschleppt; es ist dieser Gefangene vielleicht Bato der die Römer um Schonung bat, und den Pinnes verrieth (Vellej. II. 114); er umfaßt die Kniee des Römers. Um den Hals hat Bato eine Torques, von welcher Art viele in Bronze im J. 1834 im Szaszvaroser Stuhle Siebenbürgens, eine in Gold 1790 im Saroscher Comitate, eine andere in Gold in Kertsch (Panticapaeum) in der Krim gefunden wurden (s. Blaramberg: Notice sur quelques objets d'Antiquités etc. Paris 1822). Wie die Frau bey den Haaren herbeygebracht wird, läßt schon Euripides die Andromache, Virgil die Cassandra herbeyreißen, und geschieht auch auf der 17ten und 63. Tafel der antoninischen Säule einer Marcomanin.

Der erste, der meines Wissens diesen Stein Apotheose (Vergötterung) nannte, ist Peiresk (Nic. Cl. Fabr. de Peiresk vita authore Petro Gassendo. Hagae 1655. p. 111); dann, ohne diesen zu nennen, vielleicht ohne es zu wissen, Eckhel l. c. 7, obschon er sich verbessernd sagt: Le sujet de la partie supérieure est l'Apothéose d'Auguste; ou pour mieux dire un tableau de famille, so scheint mir die zweyte Idee besser, als die erste, obschon es mich wundert, daß der historische Eckhel sich so sehr der Allegorie hingeben konnte, den historischen Geist des Albert Rubens (Sohnes des berühmten Peter Paul Rubens) in seiner Dissertatio de gemma Augustaea (Graevius thesaurus Antiq. Rom. XV. p. 1327) und des Lambecius Liber II de Biblioth. Vindob. p. 999 zu verkennen, und ihr einen allegorischen Sinn dafür zu unterlegen. Alle Apotheosen, z. B. die des Augustus auf dem Steine zu Paris, die des Germanicus ebenfalls zu Paris, die des Titus (Admiranda) u. s. f., sind bestimmt als Apotheosen angezeigt, welche den Consecrationen auf den Münzen so ähnlich sind. Die historische und allegorische Bedeutung scheint mir auf unserem Steine gemischt, und die Vorstellung so zu deuten: Neben der Statue der Roma sitzt Augustus, und empfängt den von seinen Siegen rückkehrenden Tiberius, der den Triumpheinzug hält; der Stein zeigt ihn, wie er im Begriffe ist, vom Wagen zu steigen, wie Suetonius sich ausdrückt: XX. Ac priusquam in Capitolium verteret, descendit e curru, seque praesenti patri ad genua submisit; wie auch den Germanicus, der mit der Ovation ausgezeichnet wurde. Augustus wird von den Symbolen der Landmacht gekrönt, dem die Seemacht zur Seite sitzt; neben diesen ihre Tochter, die Göttin des Ueberflusses. Im unteren Felde wird dem Augustus zu Ehren ein Trophäum errichtet, an dem ein Schild mit einem Scorpion hängt. Vier römische Soldaten errichten das Trophäum, von denen zwey mit Helmen und Kürassen, zwey unbedeckt halb nackt sind. An der unteren Seite des Trophäums ist noch ein Kopf eines Gefangenen in Umrissen zu sehen, und neben ihm liegen Köcher und Bogen. Meines Bedünkens ist dieser Stein mit der größten Vollendung und mit einem wahren Zauber der Kunst gemacht, und die Zeichnung selbst ist mit einer des Raphael würdigen Vollendung ausgeführt, und eine Hoheit ausathmend, wie sie nur der besten römischen Zeit entspricht. Es ist dieser Stein eben so gut eines der merkwürdigsten Monumente der Kunst des augustischen Zeitalters, als es in der Literatur desselben die Werke des Horatius und Virgilius sind, und vielleicht noch einziger dastehend, als selbst diese. Bey der Benennung Roma statt Livia verbleibe ich deßhalb, weil Tacitus (Ann. L. XII. 37) von der Agrippina des Claudius sagt: Novum

sane et moribus veterum insolitum, feminam signis romanis praesidere. Neumann (Mac) ist geneigt, die Gestalt, die ich Neptun nenne, den Genius Populi Romani (der meistens jugendlich vorgestellt wird), die ich Cybele, den Genius Judaeae, die ich Abundantia, Tellus zu nennen, ungeachtet Horatius (Carm. Saec 53—56) die Abundantia so schön erklärt, wie Neumann selbst anführt:

> Jam Fides et Pax et Honor, Pudorque
> Priscus et neglecta redire Virtus
> Audet apparetque *beata pleno copia cornu.*

Der Sage nach wurde der Stein in Palästina gefunden, kam durch die Hierosolymitaner-Ritter (nach Millin Templer) an Philipp den Schönen von Frankreich; dieser vermachte ihn den Nonnen zu Poissy, von welchen er in den bürgerlichen Unruhen wegkam, und nach Deutschland gebracht wurde, wo ihn Kaiser Rudolph II. um 12000 Dukaten erkaufte.

Da der Stein in Palästina gefunden wurde, so ist es in der That nicht unwahrscheinlich, daß Herodes, der nach Joseph Flav. (Antiq. Iud. XV. 13. (vgl. Lib. XV. C. IX. X. 6 und Exidic. I. 16. vol. L. Ii C. XXI. 7.) die Stadt, sonst Stratons Thurm genannt, Cäsarea nannte, einen Tempel erbaute, und darin die Standbilder des Augustus, wie jenes des olympischen Jupiter und der Roma, wie das der argivischen Juno aufrichtete, auch diesen Stein arbeiten ließ. Nur ist bey dem Steine zu bemerken, daß August, obschon veredelt, doch keineswegs als Jupiter vorgestellt sey, denn er hält den Augurstab und nicht den Blitz. Tiberius war auf diesen Triumph so stolz, daß er sich vom J. 13—15 immer als Triumphator auf den Münzen abbilden ließ.

Schwer dürfte es seyn, den genauen Sinn des Scorpion anzugeben; er kann bloß als Zeichen eines kriegerischen Volkes, er könnte als Symbol des im Jahre 17 n. Chr. durch Germanicus eroberten und mit dem römischen Reiche vereinigten Commagene, das bekanntlich den Scorpion auf den Münzen hatte, bezeichnen. Im Jahre 1783 wurde bey Deutsch-Altenburg ein kleiner Onyx gefunden, auf dem ebenfalls ein Scorpion vertieft eingegraben ist.

Da auf dem Stein keine Spur eines Namens, so wird es wohl immer ungewiß bleiben, ob ihn Dioscorides (der größte Künstler in Steinen zu August's Zeit) gearbeitet habe, oder nicht.

Camée, 7" 2½"' hoch, 8" 7"' breit Onyx.

Vgl. auch: Mongez: Iconographie Romaine, T. II. p. 59—66. pl. 19. Lenormant: Trésor de Numismatique. Iconographie Romaine, pl. VIII. p. 15. Millin: Gall. Myth. T. II. pl. CLXXXI. 676. Passow: Ueber die sogenannte Apotheose. Zeitschrift für Alterthumskunde, Nr. 1. 1834. Meine »Geschichte des Kaiserth. Oesterreich. Wien 1817.« und: »Uebersicht der Gesch. Oesterreichs« in »Beyträge zur Landeskunde Oesterreichs unter der Enns,« 2. Bd. Wien 1832. S. 18* u. f. f.

8. Köpfe des Ptolemäus Philadelphus und der Arsinoe; der männliche Kopf ist mit einem Helme, worauf eine Schlange, bedeckt, der weibliche mit einem breiten Diadem geziert; von der Mitte des Kopfes fällt der Schleyer herab. Vielleicht die vortrefflichste Arbeit, die uns in dieser Gattung aus dem Alterthume übrig geblieben ist. Es ist ein unbeschreiblicher Adel in diesen beyden Gesichtern, von denen freylich der Beweis nicht leicht zu führen, daß es bestimmt die Köpfe des Ptolemäus Philadelphus und der Arsinoe sind, wie Eckhel l. c. X und Visconti

Iconographie grecque pl. LIII. n. III. T. III. p. 209—213 behaupten. Die Aehnlichkeit unseres Steines mit jenem von St. Petersburg kömmt mir mehr scheinbar als wirklich vor. Ich würde bey letzterem, der aus dem Museum Odescalchi in den Besitz Josephinens, Gemahlin Bonaparte's, kam, von dieser dem Kaiser Alexander von Rußland geschenkt wurde, an Hadrian und Sabina denken, obschon viele auch diesen Stein Alexander und Olympias genannt haben. Unzuläßig scheint mir die Idee Neumann's (Mac), auch in unserem Steine Alexander und Olympias zu sehen, weil, meint Neumann, auf den Contorniaten Olympias mit der Schlange vorkömmt, und der Held auf seinem Helme eine Schlange hat, so müßte die weibliche Gestalt Olympias, und die männliche Alexander seyn. Mir scheinen die Gestalten Mann und Frau, und nicht Mutter und Sohn. G. F.

Camée, 4″ 5‴ hoch, 4″ 3‴ breit. Onyx.

9. Livia als Priesterin der Cybele, das Portrait des unter die Götter versetzten Augustus mit der Strahlenkrone haltend. Das Portrait des Augustus scheint mir so unverkennbar, daß es mich wundert, daß Eckhel es nicht sogleich erkannt hat. Die Hände der Livia sind sehr groß; sonst ist der Stein gut gearbeitet. Eckhel l. c. XII.

Camée, 3″ 4¼‴ hoch, 2″ 6½‴ breit.

10. Vorwärts gewendete Büste des Tiberius, in der rechten Hand einen Zepter. Eines der außerordentlichsten Werke dieses Kunstzweiges. Silberne Fassung vergoldet. Eckhel l. c. V.

Camée, 5″ 6½‴ hoch, 3″ 10½‴ breit. Chalcedon.

11. Außerordentlich großer römischer Adler, der in der rechten Kralle einen Palmzweig, in der linken einen Eichenkranz hält. Auf der Rückseite Kopf des Augustus, aber retouchirt. Mir scheint mit Eckhel der Zusammenhang der Münzen des Augustus, auf deren Rückseite ein ähnlicher Adler, sehr nahe mit diesem Steine. Als Octavian im J. 27 v. Chr. Augustus genannt wurde, pflanzte man ihm Lorbeerbäume vor seinen Pallast, und hing an selbem Eichenkränze auf. Vermuthlich gab man ihm auch diesen Stein. Eckhel III. IV. Lenormant l. c. I. IV. Die äußere Einfassung ein silber vergoldeter Lorbeerkranz, auf dem zwey Köpfe der Pallas, einer des Cäsar; ein anderer des Augustus in Stahl und Gold gearbeitet angebracht sind.

Zirkelrund, 8″ 4‴ im Durchmesser. Onyx von zwey Lagen.

12. Ein Löwe, der halb aus seiner Höhle, auf der ein Rabe steht, hervorragend, seinen Raub unter den Pranken hält. Sehr reiche Fassung von Email, mit 6 großen und 47 kleinen Rubinen besetzt; über denselben ist der Doppeladler, schwarz emaillirt, mit der Krone; in der rechten Kralle hält der Adler Schwert und Scepter, in der linken den Globus.

Rückwärts ist der Wahlspruch und das Emblem Kaiser Ferdinand III: FIRMAMENTA REGNORVM, Kreuz, Wage, Schwert und Scepter. Auf der inneren Seite das emaillirte Wappen der Stadt Wien und: Dat CaesarI LeoneM (1651).

Camée, 3″ 1½‴ hoch, 3″ 9½‴ breit. Onyx.

Joseph Arneth.

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

C. Türkische Werke.

a) In Prosa.

350.

عشقنامه

d. i. das Buch der Liebe, von Abdul Medschid Ischeddin Ferischteoghli verfaßt i. J. 830 (1426), gehört also mit dem Diwane Aaschik's in die früheste Zeit der osmanischen Literatur, in 32 Hauptstücken. 1) Von der leidenschaftlichen Liebe (Ischk) und der freundschaftlichen (Muhabbet). 2) Von der Erkenntniß des Lobes Gottes. 3) Von der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten. 4) Von dem Bestehen des Korans von ewig her. 5) Erklärung der sieben Inneren, welche sich in jedem Texte des Korans finden 6) Von dem Geheimnisse der Schöpfung des Himmels und der Erde in sechs Tagen, und von den Geheimnissen des jüngsten Tages 7) Von der Trunkenheit mittels der Wahrheit. 8) Von dem Thiere der Erde (das der Apocalypsis). 9) Von den Geheimnissen der Wallfahrt und des schwarzen Steines. 10) Von der wahrhaften Barmherzigkeit. 11) Von der Erbschaft der Erde. 12) Von dem Aufrufe Gottes an die Seelen: Bin ich nicht euer Herr? 13) Von dem mittleren Volke. 14) Von dem mittleren Gebete. 15) Von dem Sinne des Textes: Naht euch nicht diesem Baume. 16) Ueber den Sinn des mittleren Volkes in Bezug auf die Verehrung des heiligen Hauses, und über die Wahrheit, die in der Arche Noe verborgen. 17) Von der verborgenen Wahrheit (Hakikat) der Formel: Im Namen Gottes des Allmilden, des Allbarmherzigen. 18) Von der geheimen Wahrheit der Sicherheit (Amanet), deren im Koran Erwähnung geschieht. 19) Von dem Geheimnisse der Wallfahrt (Hadsch), des Besuches des heiligen Hauses (Omret) und des siebenmaligen Umganges (Tawaf). 20) Von der Enthüllung des Schenkels, deren im Koran Erwähnung geschieht. 21) Von der Vereinheitung (Tewhid) der Buchstaben. 22) Von der Anbetung (Sedschdet) auf dem Schenkel. 23) Von dem Geheimnisse des Aufganges der Sonne im Westen als Zeichen des jüngsten Gerichts. 24) Von dem Mehdi (als Vorläufer des jüngsten Gerichts). 25) Von der Zeit der Sendung des Mehdi. 26) Von dem Tage, an welchem der Mehdi ausgehen wird, von der Vereinigung der Menschen alsdann in Einer Religion (Eine Herde und Eine Hürde). 27) Von der Rede des Herrn Jesus zu den Aposteln. 28) Vom Schatze der Kaaba. 29) Von dem größten Namen (Gottes). 30) Von der Anschauung Gottes. 31) Von der Liebe der Verwandtschaft (Rahm). 32) Vom Emirol Muminin, d. i. dem Fürsten der Rechtgläubigen, dem Löwen Gottes Ali. 215 Bl. Octav. Sehr alte Schrift Nestaalik.

351.

حل الرموز و كشف الكنوز

d. i. die Auflösung der geheimen Wünsche und die Enthüllung der Schätze, von Seid Ahmed B. Seid Mohammed Muchlißi Scherifi, bekannt unter dem Beynamen Kasi Scherif. Dieses Werk ist nicht zu vermengen mit dem gleichnamigen Abdes-selam B. Ghanim's, welches Hadschi Chalfa aufführt, ohne dieses zu erwähnen. Ohne Abtheilung, theils in Prosa, theils in Versen, ganz mystischen Inhalts. 95 Blätter, Octav.

352.

مرآة العوالم

d. i. der Weltenspiegel, vom Geschichtschreiber Aali, gest. 1006 (1547), geschrieben i. J. 995 (1586) für Sultan Murad III. über die Hierarchie der mystischen Welten.

353.

جوهرة البداية و درة النهاية

d. i. die Juwele des Anfanges und die Perle des Endes, vom Reis Efendi Ssari Abdallah, welcher diese Würde zweymal, i. J. 1037 (1627) und 1048 (1638) begleitete; Verfasser des Rathes für Könige und des folgenden:

354.

ثمرات القلوب فى المبدا و المعاد

d. i. Früchte der Herzen in dem Beginne und der Rückkehr, in fünf Hauptstücken und einem Schlußvers. 1) Von Adam und der Erschaffung der verschiedenen Klassen der Menschen. 2) Vom mystischen Pole und dem vollkommenen Menschen. 3) Von der Eintheilung der Wallenden (Jünger des beschaulichen Lebens). 4) Von einigen den Wallenden des Pfades der Vollkommenheit nothwendigen Bedingnissen. 5) Von den Ketten, d. i. der Folge, wie die Lehre überliefert worden, der sechs Orden Nakschbendi, Beirami, Chalweti, Mewlewi, Korrewi und Kadiri, der Schlußrede von dem Lebensgeiste. Ein Quartband von 76 Bl. in zweyerley Schrift, alter guter Neschi und *neuer*, nicht so guter Nestaalik.

355.

آثار مصري افندي

d. i. die Denkmale Mißri Efendi's, d. i. des zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts in der osmanischen Geschichte eine politische Rolle spielenden mystischen Dichters Mißri, gest. i. J. 1105 (1693). Ein Commentar zu mehreren seiner Gedichte vom Ssalaheddin, dem Scheich des Klosters des hingerichteten Tahir Efendi, enthält: 1) Eine

kleine arabische Abhandlung. 2) Eine kleine Kasside Mewlana Dschelaleddin's, mit Ssalaheddin's Commentar. 3) Einen Commentar der Burdet von demselben. 4—6) Ghaselen Mißri's. 7) Eine türkische Abhandlung über die sieben Quellen und die sechzig Punkte der Mystik. Ein Octavband von 150 Blättern.

356.

مقالات شيخ مصري

A. Die Rede (M'akalet) des Scheich Mißri, eine Abhandlung des eben genannten mystischen Dichters, bestehend aus einer Einleitung und acht Hauptstücken. Einleitung: Vom Glauben und Islam 1) Von dem Gebete des Moses für Pharao. 2) Von dem Untergange Pharao's im Meere. 3) Ueber die Schwierigkeiten dieser Ueberlieferung. 4) Antwort hierauf 5) Von dem Glauben des Pharao. 6) Von den Lehren, die aus Pharao's Verderben zu ziehen sind 7) Von dem göttlichen Scherze welcher im Verderben Pharao's liegt. 8) Von der Annahme des Glaubens durch Pharao. Die Abschrift vom 1. Moharrem 1152 (1642)

B. Eine Abhandlung (Risalet), aus einer Einleitung, einem Hauptstücke und einer Schlußrede bestehend. Die Einleitung handelt von den guten Kunden der Ueberlieferung für gerechte Sultane; das Hauptstück enthält die zehn Verse des Korans, welche diese frohe Kunde geben; die Schlußrede handelt von den, alle Moslimen angehenden guten Kunden.

C. Die dritte Abhandlung ist nicht Mißri's, sondern Fethi Kerameddin Abdulkerim Chalweti's aus den Derwischen Ewhadeddin Nuri's, in drey Abschnitten und einer Schlußrede. 1) Von dem lauten Gebete. 2) Von den zehn Geheimnissen der Ssofi. 3) Vom Tanze. Schlußrede: Von einigen Beweisen und Abwendung von Schaden.

D. Eine andere Abhandlung Kerameddin Abdol-kerim Fethi's, über den Tanz und Reigen, geschrieben durch Mustafa i. J. 1155 (1645).

357.

منهاج الفقرا

d. i. der Pfad der Fakire, enthält Ordensregeln der Mewlewi vom Scheich Rusuchheddin Ismail B Ahmed aus Angora, gest i. J. 1044 (1634), in drey Theilen, jeder in zehn Hauptstücke, jedes Hauptstück in zehn Grade eingetheilt. Erster Theil: 1) Von der Wesenheit des beschaulichen Weges der Mewlewi. 2) Von der Nachfolge (Chilafet) Gottes, des Propheten und Mewlana's (Dschelaleddin Rumi's). 3) Von der Würde der Scheiche. 4) Von der Jüngerschaft. 5) Von dem Anziehen der Kutte. 6) Von den Sitten des Klosters. 7) Von den Reisen der Derwische. 8) Von den Manieren auf der Reise und im Kloster. 9) Von dem Walzer und den Manieren desselben. 10) Von den Geheimnissen der drey Touren des mystischen Walzers. Zweyter Theil: Von den gesetzlichen Geheimnissen. 1) Von dem, was nach dem Eintritte in dem Orden vom Gesetze zu beginnen nothwendig 2) Von der Reinigung 3) Von der Trefflichkeit des Wortes der Einheit: Es ist kein Gott als Gott, und des Namens Hu.

4) Von den Geheimnissen des vorgeschriebenen Gebetes. 5) Von dem Almosen, der Freygebigkeit und dem Geize. 6) Von der Faste. 7) Von der wirklichen und symbolischen Wallfahrt. 8) Von den Trefflichkeiten des ledigen und verheirateten Standes. 9) Von dem Lobe der Erwerbenden und der Vertrauenden. 10) Von dem Verdienste derer, welche den Tod durch das Schwert der Liebe erwählen. Dritter Theil: Von den Graden des Wandels (Suluk) und den hundert Graden desselben. 1) Von den Graden des mystischen Wandels. 2) Von den Graden der mystischen Stationen. 3) Von den Handlungen im Wandel. 4) Von den löblichen Eigenschaften. 5) Von den Graden der Wurzeln (Ussal). 6) Von den Graden in den Thälern (Ewdijet) des Wandels. 7) Von den Graden der Begeisterung. 8) Von den Graden der Heiligkeit. 9) Von den Graden der Wahrheit (Hakikat). 10) Von den Graden der Vollendung des Wandels. Großquart. 149 Bl., geschrieben im Kloster des Mewlewi zu Adrianopel i. J. 1191 (1777).

358.

فوايد الصوفية

d. i. die mystische Nutzanwendungen, von Abderrahman Ismail aus Amasia, bekannt unter dem Namen Aakiffade; inzwischen Auszüge aus dem Taarruf und aus dem Commentare desselben von Alaeddin aus Konia. Schönes Neschi, geschrieben i. J. 1220 (1805). 71 Bl. Großoctav.

359.

حليه رسول اكرم

d. i. die Personalbeschreibung des Propheten des Geehrtesten, vom Dichter Chakani, gest. i. J. 1015 (1606), unter folgenden Ueberschriften in Abschnitte eingetheilt. 1) Entschuldigung der Mängel des Verfassers. 2) Lobpreis (Naat) des Sultans der Propheten. 3) Eröffnung des Wortes zur Beschreibung des Herrn der Menschen. 4) Alte Ueberlieferung aus dem Munde des Propheten: Wer meine Personalbeschreibung sieht nach mir, ist als ob er mich selbst gesehen, und wer dieselbe mit Sehnsucht schaut, dessen Leib wird bewahrt von Gott vor dem Feuer, der ist sicher vor der Pein des Grabes, und wird am Tage des Gerichts nicht nackt zu demselben versammelt werden. 5) Eigenschaften der Person des Propheten 6) Von den eigensten Eigenschaften derselben. 7) Ursache der Unternehmung dieser Personalbeschreibung. 8) Er war brauner Farbe, 9) schwarzer Augen, 10) mit dem Leibe sich nach dem Blicke wendend, 11) wohlbeleibt, 12) röthlicher Farbe, 13) schwarz geschminkter Wimpern, 14) offener Augenbraunen, 15) hochgewölbter, 16) höckerichter Nase, 17) wohlgeordneter Zähne, 18) von denen, wenn er sprach, Licht ausstrahlte, 19) und die, wenn er lachte, wie Blitze strahlten, 20) oder nach einer anderen Ueberlieferung, von denen, wenn er lachte, der Blitz ausging; 21) von rundem Gesichte, 22) weder zu fleischicht, noch zu mager; 23) sein Gesicht leuchtete wie der Mond; 24) von breiter weiter Stirne; 25) sein Haar war weder ganz kraus, noch ganz glatt; 26) von dichtem Barte; 27) dem schönsten Nacken; 28) sein Bauch der Brust gleich; 29) von breiter

weiter Brust, 30) großen Schultern, 31) zwischen denselben das Siegel des Prophetenthums; 32) dickbeinig; 33) voll von Armen und Schenkeln; 34) weiten breiten Händen und Sohlen; 35) wohlgebildeter Finger; 36) ohne Haare auf dem Leibe, 37) eine feine Linie ausgenommen, die von der Brust auf den Bauch zulief; 38) von gedrängtem körnichten Leibe, 39) leichtem Fleische, 40) viereckiger Statur; 41) weder zu lang, noch zu kurz, 42) aber immer höher, als der mit ihm ging; 43) von schnellem Gange; 44) sich im Gange hin und her bewegend; 45) der Vollkommenste der Menschen von ferne, der Süßeste derselben in der Nähe. 46) Wer ihn plötzlich sah, ward von heiliger Scheu befallen, wer aber mit ihm saß und sprach, liebte ihn. 47) Die ihn beschrieben, sagten, wir haben deßgleichen nicht vor ihm, nicht nach ihm gesehen. 48) Er sagte: Ich bin der dem Adam Aehnlichste der Menschen, und Abraham ähnelte am meisten mir. 49) Schluß und Gebet. Hieran schließt sich ein zweytes Gedicht, welches die Personalbeschreibung der vier ersten Chalifen enthält. 1) Lobpreis des Propheten. 2) Ursache der Verfassung. 3) Beschreibung Ebubekr's, 4) Omer's, 5) Osman's, 6) Ali's, 7) Schluß von den Gefährten. Das dritte Gedicht handelt endlich von den Wunderwerken der einzelnen Glieder des Propheten. 1) des Kopfes, 2) des Auges, 3) der Nase, 4) der Lippen, 5) der Zähne, 6) der Zunge, 7) des Ohres, 8) der Haut, 9) der Hand, 10) der Finger, 11) der Nägel, 12) der Brust, 13) des Bauches, 14) des Rückens, 15) der beyden Füße. Alle drey Gedichte von einer und derselben Hand sehr schönes Neschi, aus der besten Zeit des sechzehnten Jahrhunderts, auf röthlichem goldgesprenkelten Papiere, 35 Bl. schmales, längliches Octav.

360.

جزيره مثنوي

d. i. die Insel des Mesnewi, ein türkischer Commentar Ismid-eddes, gest. 1025 (1616), der vom mystischen Dichter Sinetschak, d. i. mit dem gespaltenen Busen, aus dem Mesnewi Dschelaleddin Rumi's ausgewählten 366 Distichen, geschrieben i. J. 1029 (1619); daran schließt sich eine Abhandlung Tatar Ibrahim Efendi's über die sieben Kreise der Seelen, nämlich: 1) die herrschende sinnliche, 2) die tadelhafte, 3) die eingebende, 4) die beruhigte, 5) die ergebene, 6) die befriedigte, 7) die reine; deren sieben Schlagwörter: 1) Es ist kein Gott als Gott, 2) o Gott, 3) Hu, 4) o Wahrheit und Recht, 5) o Alllebendiger, 6) o Allbeständiger, 7) o Allrächender. Ebenfalls vom Jahre 1029 (1619). 102 Bl. Duodez. b) Die 366 persischen Distichen allein 19 Bl. Duodez.

361.

وحدتنامه

d. i. das Buch der Einheit, von Ahmedi, berühmt als Chodscha, ein doppelgereimtes mystisches Gedicht von dritthalbtausend Distichen, nicht schöne, aber sehr leserliche Taalik, 100 Bl. Duodez, vollendet i. J. 1112 (1700); ein Autograph des Dichters, und als solches höchst schätzbar.

362.

حسن و عشق

d. i. **Schönheit und Liebe**, das mystische allegorische Gedicht **Ghalib's**, des letzten großen osmanischen Dichters, welcher zu Ende des verflossenen Jahrhunderts gestorben, 74 Octavblätter in 1000 Distichen, in den folgenden 124 Abschnitten. 1) Eingang. 2) Lobpreis des Propheten. 3) Lobpreis der nächtlichen Himmelfahrt. 4) Beschreibung des Herrn, d. i. Dschelaleddin Rumi's 5) Erwähnung des Meisters der Dichter. 6) Ursache der Composition des Buches. 7) Beginn der Erzählung von den Söhnen der freundschaftlichen Liebe, 8) ihre Feste, 9) ihre Jagd, 10) ihr Frühling. 11) Wunderbarer Vorfall. 12) Geburt von Schönheit und Amor. 13) Benennung derselben. 14) Ruhen Amors in der Wiege. 15) Wiegenlied Amors. 16) Vollendung des Wortes. 17) Ruhe der Schönheit in der Wiege. 18) Erscheinung von Vorzeichen. 19) Ihre Fortschritte in der Schule der Sitte. 20) Beschreibung des Molla (Schulmeisters) Wahnsinn. 21) Schönheit verliebt sich in Amor. 22) Beschaffenheit der Liebe 23) Beschreibung der Schönheit, 24) der Liebe. 25) Anrede des Schenken 26) Schönheit kömmt manchmal zum Amor. 27) Beschreibung des Frühlings. 28) Beyde gehen aus, freye Luft zu schöpfen. 29) Beschreibung des Erlustigungsortes. 30) Das Wasserbecken göttlichen Einflusses. 31) Lob des Wortes (Logos), welcher der Tafeldecker des Erlustigungsortes 32) Streitigkeiten. 33) Streit einer anderen Zunft. 34) Erster Streit über das Daseyn des Wortes. 35) Zweyter Streit über die Nothwendigkeit des Wortes. 36) Von der allgemeinen Nothwendigkeit. 37) Von der Wesenheit des Dichters. 38) Vollendung des Wortes. 39) Vermittlung des Wortes zwischen Schönheit und Amor. 40) Anrede des Schenken. 41) Erscheinung des Staunens, welches das Gespräch der Schönheit mit Amor hindert. 42) Einbildung der Schönheit. 43) Rath des Wortes. 44) Brief der Schönheit an Amor. 45) Der Brief wird dem Amor gebracht. 46) Antwort Amors. 47) Beschreibung der Jungfräulichkeit, welche die Amme der Schönheit. 48) Die Amme wird des Grames der Schönheit gewahr. 49) Sinnt auf Mittel. 50) Streit zwischen beyden. 51) Antwort der Schönheit der Jungfräulichkeit gegeben. 52) Die letzte macht neue Schwierigkeiten. 53) Schönheit denkt ein wenig nach. 54) Einschärfung der Amme. 55) Beruhigung der Schönheit. 56) Logos gibt dem Amor Kunde. 57) Zustand Amors. 58) Amor wird rasend aus Begierde nach der Schönheit. 59) Klage Amors. 60) Elegie. 61) Beschreibung des Eifers. 62) Der Eifer schilt den Amor aus. 63) Antwort Amors. 64) Replik des Eifers. 65) Antwort Amors hierauf. 66) Antwort des Eifers, 67) des Amors. 68) Eifer macht neue Schwierigkeiten. 69) Beschwerden Amors. 70) Ueberraschung des Eifers mit Amor. 71) Amor sucht die Vermählung mit Schönheit. 72) Spott des Stammes. 73) Amors Bitte an den Stamm. 74) Antwort cathegorische des Stammes. 75) Amor nimmt alles Unglück auf sich. 76) Amor reiset ins Land des Herzens. 77) Beschreibung des Brunnens und des Diwes, der darin. 78) Verweisung Amors. 79) Der Diw kerkert sie ein. 80) Ankunft des Logos. 81) Amor geht zu dem wüsten Orte des Grames. 82) Beschreibung einer Winternacht. 83) Schwindel Amors. 84) Beschreibung der Hexe. 85) Die Hexe zeigt sich dem Amor. 86) Amors Angst. 87) Die Zauberin hängt den Amor auf.

88) Ankunft des Wortes 89) Bewillkommslied. 90) Frohe Kunde des Wortes. 91) Beschreibung des Degens, 92) der Nacht 93) Traurigkeit Amors über das Unglück der Einkerkerung. 94) Kampf Amors mit Diwen. 95) Anrede des Schenken. 96) Er kömmt zum Feuermeere. 97) Zustand desselben. 98) Wortwechsel der Liebe mit Aschkar. 99) Beschreibung dieses Feuers 100) Amor kömmt ans Gestade Chinas. 101) Lied. 102) Logos als Papagey. 103) Amor verliebt sich in ein herzraubendes Mädchen. 104) Versammlung der Liebe. 105) Ende der Liebe. 106) Abwehrung des Eifers und Antwort der Liebe. 107) Beschreibung des Bilderschlosses. 108) Verwirrung Amors in diesem Schlosse. 109) Flehen Amors zu Gott. 110) Logos als Nachtigall 111) Klage Amors über den Weg durch die Wüste. 112) Amor wird ganz schwach, 113) ganz verwirrt 114) Beschreibung des Morgens. 115) Logos als Arzt. 116) Amor kömmt zu sich und Eifer verschwindet. 117) Anrede des Schenken 118) Schenke kömmt zum Schlosse der Herzen. 119) Ankunft des Lichtboten. 120) Amor und Logos kommen zum Pallaste der Scheiche. 121) Offenbarung von Geheimnissen. 122) Logos übergibt Amorn in die Hände des Erstaunens, und trägt ihn ins Haus der Gerechten. 123) Dichterselbstzeichnung. 124) Wahrheit der Zustände und Ende des Buches. 74 Blätter. Geschrieben i. J. 1197 (1782).

363.

مجموعهٔ معراجیه و مولودیه

Eine Sammlung von Hymnen auf die nächtliche Himmelfahrt des Propheten und seine Geburt, nämlich: 1) Eine neue Mewludje ohne Namen des Verfassers; 2) die älteste und berühmteste osmanische; 3) der Himmelfahrthymnus Sahib's; 4) Attaji's; 5) Lebib's; 6) Sabil's; 7) Nadiri's, 8) Taib's; 9) Nabi Osman's des Derwisches. Die letzte sehr schönes Neschi, geschrieben von Ismail aus Brusa i. J. 1229 (1814; das Ganze ein Octavband von 102 Blättern.

364.

معیار الطریق

d. i. der Prüfstein des beschaulichen Lebens, ist die Uebersetzung der persischen Abhandlung des Scheiches Karabasch von Mohammed B. Ramasan, welcher als Dichter den Namen Nasmi führt (Geschichte des osm. Reichs III. 596). 76 Blätter Kleinoctav. Auf dem 77. Blatte beginnt von derselben Schrift der Commentar eines arabischen mystischen Werkes über die Namen Gottes, dessen Titel Kutel-fuad, d. i. die Nahrung der Herzen, zu seyn scheint, und welches in besonderen Laiha, d. i. Erleuchtung überschriebenen Abschnitten erklärt ist, Bl. 77.—180, also 103 Blätter, neue Schrift v. J. 1232 (1816).

365.

مبالغ الحکم

d. i. die höchsten Punkte, zu denen die Weisheitssprüche gelangen, vom osmanischen Dichter Remzi unter Sultan Mah-

mud's I. Regierung i. J. 1170 (1758) geschrieben, die Jahreszahl gibt der Titel; ist die Uebersetzung der mystischen, persisch geschriebenen Abhandlung Chodscha Abdallah Anßari's; er vollendete diese Uebersetzung während seines Aufenthaltes zu Brusa, vom Großwesir Raghibpascha hierzu ermuthigt. Der persische Text läuft wie gewöhnlich roth unterstrichen durchs ganze Werk, welches ein Octavband von 99 Blättern.

366.

مختصر الولاية

d. i. das Compendium der Heiligkeit, die türkische Uebersetzung des unter diesem Titel berühmten mystischen Werkes des Scheich Saad Mohammed Nakschbendi vom Derwisch Nakschbendi Arabsade Ilmi Mohammed Efendi aus Adrianopel. Ganz neue Schrift, ohne Angabe des Datums. Ein Quartband von 143 Blättern.

367.

مسلك الطالبين

d. i. der Pfad der Begehrenden, türkisch, schlechte Neschdiwanischrift von Alehi (Gesch. des osman. Reichs I. 208), ohne Angabe des Schreibers. 49 Blätter Quart.

368.

لمحات

d. i. Erleuchtungen, sind 40 Abschnitte mystischen Inhalts, mit einem Eingange in Versen, ohne Namen des Verfassers, geschrieben vom Seid Feisullah Mufid, dem vormaligen Secretär des Diwans, i. J. 1221 (1806). 10 Bl. Octav.

369.

كتاب الصور

d. i. das Buch des Geistes der Gestalten, theils türkisch, theils persisch, theils arabisch geschrieben in 33 Abschnitten, welche mit Sûret, d. i. Gestalt, überschrieben sind. 1) Von dem Lichte Mohammed's 2) Von der Fatiha des Korans. 3) Von der Entschleyerung des Korans. 4) Von den Eröffnungen der Gestalten der Welt. 5) Von der inneren Wissenschaft (Ledünni). 6) Von der allgemeinen und besonderen Existenz des Menschen. 7) Ueber den Text: Diene deinem Herrn bis dir gewisse Wahrheit wird, und die Abhandlung des Scheich Seineddin el-Hafi. 8) Ueber das Wort des Propheten: Das Nachdenken eines Abends ist mehr werth, als die Andacht von tausend Jahren. 9) Von den Stufen des Herzens und ihren Namen. 10) Ueber das Verzichten auf Sitte und Manier. 11) Ueber das Wort des Herrn Jesus: Der Mensch wird nicht eingehen in die Herrlichkeit Gottes, bis er nicht zweymal geboren. 12) Von der Absorption (Dschesbe) vom Ebu Jesid begriffen. 13) Von der Abwehrung des Eifers der Unwissenheit. 14) Von der Reue und Rückkehr.

15) Von der siegelnden oder vollendenden Kraft. 16) Von der Gesellschaft der Gelehrten und dem Anhören des Wortes der Weisen. 17) Von dem Umfange der Barmherzigkeit und der Wissenschaft. 18) Von dem Unterschiede zwischen dem Ssofi und Ssafi (dem Reinen). 19) Vom Unternehmungsgeiste und der Absicht. 20) Vom Stillschweigen und dem Hunger. 21) Von dem Traume und Wiegen des Lichtverses. 22) Bewahrung des Lichtes. 23) Von den Verklärungen. 24) Bestätigung des Verses: Ich weiß, was ihr nicht wißt; 25) des Verses: Bewahrt das höchste und mittelste Gebet. 26) Von der Beförderung und Wachsamkeit. 27) Von der Pilgerfahrt zur Wahrheit. 28) Von der Trunkenheit der Sehnsucht (Widschd). 29) Von der Abgeschiedenheit. 30) Von der Zurückweisung der Gleißnerey. 31) Von der Bestätigung der Träume. 32) Von den Wahrheiten der Dinge. 33) Von den Manieren (Adab).

b) In gebundener Rede.

370.

وحدتنامه

d. i. das Buch der Einheit, vom Scheich Abderrahim Af-Schemseddin dem Beirami: ein Mesnewi, verfaßt i. J. 929 (1522). Diese am Ende des Gedichtes im Texte desselben angegebene Jahrzahl zeigt, daß dieses Wahdetname ein anderes, als das gleichnamige des i. J. 1118 (1706) verstorbenen Dichters Ishak Chodscha, und der Verfasser auch ein anderer Scheich ist, als der große Ak-Schemseddin, welcher bey der Belagerung Constantinopels an der Seite Mohammed's II. das Grab Ejub's so zu rechter Zeit aufgefunden, wie der Priester Peter das heilige Kreuz bey der Belagerung Antiochiens. Die Sprache ist übrigens so alterthümlich, einfach und ungeschlacht, daß derselben nach das Werk nur für eines aus der Zeit des Eroberers gelten konnte. Die Behandlung des Ganzen ist ganz dem Mesnewi Rebabname und dem großen mystischen Gedichte Aaschik's nachgebildet, und in Abschnitten, deren Ueberschrift meistens Texte des Korans oder oder der Ueberlieferung, in Reimen commentirt sind. Nach dem 1) Bismillah. 2) Schwäche des armen Verfassers und Anrufen der Huld des Allmächtigen. 3) Lobpreis (Naat) des Propheten. 4) Ueberlieferungsvers: Wäre Moses am Leben, würde er mir nachgefolgt haben. 5) Ueberl.: Mein Herr hat mich erzogen, und hat mich wohl erzogen. 6) Vom Lichte und dem Lebenswandel des Propheten. 7) Lob seiner Jünger und der vier ersten Chalifen 8) Ursache der Verfassung des Buches. 9) Anrede an die Geister der Seligen und Gerechten. 10) Von der göttlichen frohen Kunde. 11) Beschreibung von Tag und Nacht. 12) Von der Verklärung des Geistes und den Entfernungen am Morgen. 13) Vom Zustande des armen Verfassers und dem Titel des Buches. 14) Anrede der vernünftigen Seele. 15) Koranstext: Die Dschinnen sind nur erschaffen worden, um zu dienen. 16) Nur Gott weiß was Gott ist. 17) Er ist der Erste, Letzte, Innere, Aeußere, Allwissende. 18) Ohnmacht des Menschen und Wunder der göttlichen Allmacht. 19) Koranstext; Jene, welche Gottes erwähnen stehend und sitzend, und nachdenken über die Schöpfung Himmels und der Erde. 20) K.: Wenn er ein Ding will, so sagt er es sey, und es ist. 21) Von der Einrich-

tung der Welt und der Schöpfung Adams. 22) K.: Das Erste, was Gott schuf, war die Vernunft. 23) K.: In der Erschaffung des Himmels und der Erde, in dem Unterschiede des Tages und der Nacht, in dem Schiffe, das die Meere durchläuft, um dem Menschen zu nützen, in dem Wasser, das Gott vom Himmel gesendet, die Welt zu beleben, nachdem sie erstorben, in dem Thiere, das auf derselben auftritt, in dem Wechsel der Winde und Wolken, welche zwischen Himmel und Erde schweben, sind Zeichen für die, so vernünftig. 24) Von der Erschaffung des Geistes und Leibes Adams. 25) K.: Als dein Herr den Engeln gesagt, ich werde einen Nachfolger setzen auf Erden — Wir haben ihn erschaffen in der schönsten Gestalt. 26) Ueberl.: Der Lehmen Adams ward vierzig Tage in der Hand Gottes geknetet 27) K.: Und alle Engel warfen sich vor dem Adam nieder, außer Iblis, der Wesir von den Ungläubigen. Gott sprach: Was hält dich ab, o Iblis, daß du dich niederwerfest vor dem, den ich erschaffen, bist du hochmüthig, oder einer von den Höchsten? Er sprach: Ich bin besser als er, du hast mich erschaffen aus Feuer, und ihn aus Lehm. Da sprach Gott: Geh von hinnen, du bist zu steinigen, und ich verfluche dich bis an den Tag des Gerichts. 28) Von Weisheitsworten vergleichungsweise. 29) K.: Ist nicht bey Ihm (Gott) die Schöpfung und der Befehl. 30) K.: Gott sprach, nachdem er die Vernunft erschaffen: Steh auf, und sie stand auf; dann sprach er: Setze dich, und sie setzte sich; und er sprach: Trete vor, und sie trat vor; und er sprach: Ziehe dich zurück, und sie zog sich zurück; dann sprach Gott: Bey meiner Ehre und Erhabenheit, ich habe kein Wesen erschaffen, das geehrter als du, und kundiger als du, und dienender als du 31) Der Mensch ist ein vollständiges Exemplar. 32) K.: Wir werden euch unsere Zeichen zeigen am Himmel und an euren Seelen, und ihr werdet sie nicht sehen. 33) Von den im Menschen niedergelegten Eigenschaften. 34) K.: Gott lehrte den Adam alle Namen, und stellte ihn dann den Engeln vor, und sprach: Sagt mir den Namen dieser Dinge, wenn ihr aufrichtig seyd; sie sprachen: Preis dir! Wir wissen nichts, als was du uns gelehrt, du bist der Allwissende, der Allweise. 35) K.: Wir haben den Menschen geehrt, und ihn zu Meer und Land getragen, und haben ihn genährt mit guten Dingen, und ihn höflicher gemacht, als viele der erschaffenen Dinge 36) Ueberl.: Ich war ein verborgener Schatz, und liebte gekannt zu werden. 37) K.: Wir haben den Menschen erschaffen aus gereinigtem Lehm, und dann haben wir ihn als Samen an sicherem Ort gelegt, dann haben wir diesen Samen in Blut verwandelt, dann dieses gestockte Blut in Gebein verkehrt, und das Gebein mit Fleisch bekleidet, und dann einen anderen Lauf begonnen 38) K.: Und darin ist, was keine Seele gekostet und kein Aug gesehen. 39) Klage über den Mangel der Erkenntniß des Menschen, den Mangel seiner Macht und Fähigkeit. 40) Ueberl.: Wer seine Seele erkennt, erkennt seinen Herrn. 41) Rath für den Menschen 42) Substanz und Essenz. 43) Ueberl.: O Gott, ich flüchte mich zu dir vor unnützer Wissenschaft 44) Vom Adel des Menschen. 45) Tadel der Menschen, die unwissend sind, und sich empören. 46) Von Worten des Rathes, die sich für den Menschen schicken. 47) Ueberl.: Die Welt ist der Kerker der Rechtgläubigen und das Paradies der Ungläubigen. 48) Von dem Adel der Abgeschiedenheit. 49) Bela (Unglück) und Wela (Heiligkeit) sind Zwillinge. 50) Tadel des unwissenden Gleißners und Lob der wahrhaftigen Kämpen 51) Tadel der Possen und schändlichen Worte. 52) Von den Unwissenden im Vergleich der

Wissenden. 53) Von der Trefflichkeit der Bewahrung des Geheimnisses. 54) Vom Mangel der Beständigkeit der Welt 55) Von der Bedrängniß der Zustände des Menschen 56) Ueberl.: Die Liebe der Welt ist der Beginn aller Sünde (im Gegensatze mit dem Spruche: Die Furcht Gottes ist der Beginn aller Weisheit). 57) Das Paradies kömmt von den guten Werken und die Hölle von den Begierden. 58) Anrede der Welt, von ihrem Unrechte, ihrer List und der Vertiefung ihrer Gedanken. 59) Anrede an die eigene Seele und Ermunterung zur Anhörung des Wortes. 60) Erzählung und Vergleichung des Schicklichen für den Hörer den Begehrenden. 61) Anführung einer schicklichen Erzählung. 62) Von der Erkenntniß der Seele und ihren Folgen der Begier. 63) Vergleichung der menschlichen Seele und Erhaltung geistiger Stätte. 64) Von dem wahren Zustande des Menschen, sammt Ermunterung zur Erhörung von allen Leuten. 65) Erzählung, die aufs Vorhergehende paßt. 66) Von den Eigenschaften des Tages, und Ermunterung zum Erwachen vom Schlafe. 67) Von den Eigenschaften des Morgens. 68) Frage von den Gleichnissen der Welt. 69) Von der vernünftigen Antwort auf gestellte Frage. 70) Von dem, was sich für den vernünftigen Mann und den glücklichen vollkommenen gebührt. 71) Erklärung einer anderen, auf das Vorhergehende passenden Erzählung. 72) Ebenfalls. 73) Von der Trefflichkeit des Gesetzes und der Tugend, und was dazu nützt und davon abhält. 74) Passende Erzählungen und entsprechende Geschichten. 75) Passender Rath zum Vorhergehenden 76) Erwähnung einer anderen schicklichen Erzählung. 77) Von der Liebe und dem Tadel, welchen sie sich aussetzt, und von dem, was beyden an Wunderwerken zukömmt. 78) Passende Erzählung und entsprechende Geschichte. 79) Deßgleichen, und Vergleichung. 80) Glücklich der, den seine eigenen Fehler von denen der Menschen abziehen. 81) Von dem Zustande des Verfassers, und Entschuldigung seines Wortes 82) Erzählung und Gleichniß zur Erkenntniß der Begeisterung der Liebe. 83) Passende Erzählung zum Vorhergehenden. 84) Von den die Erklärung der Liebe einleitenden Worten. (Prolegomenen der Liebe). 85) Ueberl.: Der Koran hat inneren Sinn (Bathn), und jeder derselben bis sieben und siebzig andere. 86) Rückkehr des Wortes zu den Genossen der Liebe und wahrhaftiger Sehnsucht. 87) Frage eines vernünftigen durchgreifenden Mannes vom Emir der Rechtgläubigen Ali Ebi Thalib. 88) Ueberl.: Die Vollendung der Armuth ist in Gott. 89) Worte des Gleichnisses über die Vereinheitung. 90) Erzählung vom Weisen, der sich täglich in den Spiegel sah (Erkenne dich selbst). 91) Erklärung der Geheimnisse der Geschichten. 92) Anrede der herumschweifenden schlafenden Vernunft, und Ermunterung zur Rückkehr. 93) Vergleichung der Erzählung und Vervollständigung des Ankl. 94) Erzählung von Sultan Mahmud mit dem Scheich Lokman. 95) Von wahrhaftigen Rathschlägen und dazu passenden Erzählungen. 96) Frage an den aufrichtigen Fakir über die wahrhaftige Liebe. 97) Frage des Emirs Dschaafer an den Scheich der Erkennenden Lokman 98) Flehen des Scheichs Lokman zu Gott dem Angebeteten, dem Helfer in der Noth. 99) Von den Worten Bajesid's, nachdem Scheich Lokman sein Flehen zu Gott gesendet. 100) Von den für die Brüder schicklichen Zuständen, und den für die Söhne der Zeit begütigenden Worte. 101) Beschreibung eines berühmten Kundigen und einer geschriebenen Ueberlieferung vom Scheich Challadsch el-Manßur. 102) Von den Stationen

Manßur's und seinem Flehen zu Gott. 103) Von der Versammlung der Menschen, um den Scheich Manßur zu tödten, und von der Offenbarung des Geheimnisses der Vereinheitung auf seiner Zunge aus seinem Herzen. 104) Von dem Bestreben der Menschen, den Scheich Manßur zu tödten. 105) Von dem von dieser Hinrichtung Scheich Manßur's zu nehmenden Beyspiele, und Erklärung der Liebe auf dem Wege des Glaubens. 106) Anrede an die innere Seele (Maanewijet) zur Ergebung, und Ermahnung derselben zum Unterrichte. 107) Erzählung von dem Jünglinge, welcher mit der Caravane zur Wallfahrt auszog, dann aber, durch sinnliche Lüste verleitet, vom Pfade abkam. 108) Gleichnißweise Erzählung, und Erwähnung der Auslegung derselben. 109) Erzählung vom Jünglinge, der am Ufer des Meeres wohnte, und von seiner Reise zu einem vollkommenen Scheiche. 110) Von auserwählten Worten und edlen Rathschlägen, welche viele Annehmlichkeiten in sich begreifen. 111) Wort eines Imams: Diese Welt ist verboten den Bewohnern der anderen, und die andere ist verboten diesen, und beyde sind verwehrt den Männern Gottes. 112) Wort Ali's: Die Menschen schlafen, und erwachen, wenn sie sterben. 113) Von der Wahrheit des Menschen, und dem Vertiefen der Seele in Hohn und Empörung, und aufrichtiger Rath von aufrichtigen Männern der Erkenntniß. 114) K.: O Herr! vermehre mir die Wissenschaft (die Bitte Salomons, als ihm die Wahl gegeben ward). 115) Von der Schwäche des Verfassers des armen, und der Erklärung seines Staunens. 116) Von der Ermahnung des Wandelns auf geradem Wege für den, der gesundes Herz hat. 117) Von der Leitung zum Wandel des Wallenden in seiner Seele, und des Wendens zu Gott. 118) Von der Art der Ankunft (zu Gott), und von dem Abschneiden der Stationen des Weges 119) Uebers.: Die Gerechten nahen sich den Nächsten (den Cherubim) nur durch Erfüllung der ihnen auferlegten Pflichten, und der Diener hört nicht auf, sich Gott zu nähern durch gute, nicht vorgeschriebene Werke (Newafil), bis ich ihn liebe, und wenn ich ihn liebe, vertrete ich ihm Stelle von Gesicht und von Gehör, von Hand und Zunge; in mir sieht er und in mir hört er, und in mir spricht er, und in mir befiehlt er. 120) K.: Der von den Eigenschaften des Propheten gesagte Text: Er spricht nicht aus Begier; und wieder: Du hast nicht geworfen, als man auf dich geworfen; und endlich: Die dir folgen, die folgen Gott. 121) K.: Wir werden euch zeigen unsere Zeichen am Himmel und in euren Seelen, bis daß augenscheinlich hervortritt die Wahrheit, und wieder: Wir haben dir offenbart ein Licht von unserem Befehle, indem du nicht wußtest, was die Schrift und was der Glaube; wir haben dir gesendet ein Licht, womit wir leiten wen wir wollen. 122) Erklärung des Thales des Begehrens, das voll Mühen und Schwierigkeiten. 123) Von den Graden der Erwähnung Gottes in Aufrichtigkeit und Bedrückung. 124) Erklärung der Abtödtung (Rijadhat) der Seele in ihrer Zucht (Teedib); von der Verwandlung und Läuterung ihrer Eigenschaften. 125) Tadel der Welt und ihres Wesens, sammt Erwähnung ihrer Listen und Schäden. 126) Von der Selbstbekämpfung der Seele, ihrem Widerstande, ihrem Verderben und Unglücke. 127) Von der Vortrefflichkeit der Genügsamkeit, und der Ausschmückung der Seele mittelst dieser Kunst. 128) Von der Trefflichkeit des Gesetzes und Erwähnung des geraden Weges. 129) Tadel des schändlichen schlechten Wortes, und Lob der

guten Eigenschaften. 130) Von dem Adel der dem Gaste erwiesenen Ehre, von der Dienstfertigkeit, von dem guten Naturelle und dem hohen Unternehmungsgeiste. 131) Erklärung einiger berühmter Rathschläge, welche aus der Schrift (dem Koran) abgeleitet sind. 132) Erwähnung einiger guter Rathschläge, welche mit den unter den Dienern Gottes üblichen Zubereitungen verbunden sind. 133) Rückkehr des Fakirs (des Verfassers) zur Anrede an seine Seele. 134) Erklärung des Schlusses des Wortes, und Flehen zu Gott. 135) Ermahnung der Herzen von Herz, und Erklärung des Datums des Werkes. Verfaßt i. J. 929 (1522), geschrieben zu Herat von Ssafer, dem Sohne des Scheiches Jusuf, der Schriftzug aus dem sechzehnten Jahrhundert. 141 Blätter, 2000 Distichen stark.

372.

Auszüge aus 29 mystischen Werken, unter dem Titel:

منتخب تحفة الاخوان

d. i. Auswahl des Geschenks der Brüder, ein Foliant von 101 Blättern sehr alter persischer Schrift, so daß nach derselben sowohl, als nach der Farbe und Beschaffenheit des Papiers zu urtheilen, diese Handschrift nicht viel jünger seyn dürfte, als das jüngste der darin ausgezogenen Werke. Diese sind:

١ كتاب صراط المستقيم

d. i. das Buch des geraden Weges, vom Scheich Medschdeddin Firusabadi, dem Verfasser des Kamus, gest. i. J. 816 (1413); über die Wallfahrt. 7 Bl.

٢ جامع الكبير

aus dem großen Sammler Ebu Hamid Mohammed B. Ahmed el-Ghasali's, gest. 505 (1111); über die Reue. 3 Bl.

٣ تحفة الصلوات

aus dem Geschenke des Gebets, von Husein Wais, dem persischen Uebersetzer der Fabeln Bidpai's. 1 Bl.

٤ حقايق القران

aus den Wahrheiten des Koran, von Schihabeddin Suhrwerdi, gest. 632 (1234). 2 Bl

٥ جواهر القران

aus den Juwelen des Korans, vom Chodscha Imam Seineddin Ebu Hamid Mohammed B. Mohammed el-Ghasali, gest. 505 (1111). 1 Bl.

٦ بحر الكلام

aus dem Meere des Wortes, von Ebu Dschaafer B. Ebu Naim von Ißfahan. 3 Bl.

٧ ينابيع الحكمة

aus den Quellen der Weisheit, von Mohammed B. Mohammed Ghasali, gest. 505 (1111).

٨ طب النبوي

aus der Arzneykunde des Propheten, von demselben.

٩ كتاب طب

aus der Arzneykunde des Scheich Ebul Abbas Mostaghferi.

١٠ كتاب الشفا

aus dem Buche der Heilung des Scheichs Ibn Sina (Avicenna). Aus diesen vier Werken nur 2 Blätter.

١١ رساله غزوات مرتضي علي

aus der Abhandlung der Frohnkämpfe Mustafa Ali's, ohne Namen des Verfassers. 10 Bl.

١٢ كتاب التاريخ الطبري

aus der Geschichte Mohammed B. Ali B. Dscherrir eth-Thaberi's, von der Erschaffung der Welt.

١٣ كتاب الفرج بعد الشدة

aus dem Buche der Freude nach dem Leide des Husein B. Esaad B. Husein el-Murjedi ed-Dehistani. 3 Bl.

١٤ كتاب مطلع الانوار

aus dem Aufgange der Lichter dem Imam Jafii.

١٥ كتاب منبع الاسرار

aus dem Buche der Quelle der Geheimnisse, von demselben.

مخزن الاسرار و نخبة عيون الاخبار ١٦

aus dem Magazine der Geheimnisse und dem Ausbunde der Quellen der Kunden, von demselben. 6 Bl.

كتاب عجائب المخلوقات ١٧

aus dem Buche von den Wundern der Geschöpfe Mohammed Nesefi's. 4 Bl.

كتاب حيات الحيوان ١٨

aus dem Buche des Lebens der Thiere, von Beihaki. 2 Bl.

طبايع الحيوان ١٩

aus dem Buche der Naturen der Thiere, vom Meister Medschdeddin aus Mekka. 2 Bl.

كتاب قوت القلوب ٢٠

aus dem Buche der Nahrung der Herzen Ebu Thalib Mekki's, gest. 389 (999). 2 Bl.

كتاب الفرج بعد الشده ٢١

aus dem Buche der Freude nach dem Leide des Imam Mohsin Tenuchi. 7 Bl.

كلستان ٢٢

aus dem Rosenhaine Saadi's. 4 Bl.

اختيارات روزنامه ٢٣

von den astrologischen Aspecten, aus dem Kalender Nasirseddin's von Tus. 1 Bl.

كتاب عيون الاعجوبه ٢٤

aus dem Buche der Quellen der Wunder, von Ebi Tahir Mohammed B. Jakub el-Firusabadi. 1 Bl.

كتاب قصص الانبيا ٢٥

aus dem Buche der Prophetenlegende Mohammed B. Asif B. Mohammed el-Kiarsuni's. 18 Bl.

کتاب مرصاد العباد من المبدا الی المعاد ۲۶

aus der Sternwarte der Diener Gottes vom Anfange bis zur Rückkehr, vom Scheich Nedschmeddin aus Rei, bekannt unter dem Namen Dajet, gest. 620 (1223). 3 Bl.

کتاب اخوان الصفا ۲۷

aus dem Buche der Brüder der Reinigkeit, von demselben, 2 Bl.

کتاب تحفة السلوک ۲۸

aus dem Buche des Geschenkes des beschaulichen Wandels, von demselben.

کتاب سراج القلوب ۲۹

aus dem Buche der Lampe der Herzen, vom Scheich Ebubekr B. Abdallah B. Mohammed B. Schabur el-Esedi von Rei. 12 Bl.

Der Text ist nicht nur im größten Folio, 32 Zeilen auf der Seite, sondern auch noch, wie dieses bey persischen Werken häufig der Fall ist, auf dem Rande geschrieben, so daß, wenn man die Seite herunter gelesen, man wieder von oben auf dem Rande anfangen, und also das Buch dreymal wenden muß, um erst die Säule des oberen schmalen Randes, dann die lange senkrechte, und dann wieder die schmale des unteren Randes zu lesen. Die Handschrift gehört ganz gewiß schon in die Hälfte des siebenten Jahrhunderts der Hidschret, d. i. in das dreyzehnte der christlichen Zeitrechnung. Auf den letzten zwey Blättern ist die Liste von 95 Moscheen Constantinopels, jede in in einem besonderen viereckigen Felde eingeschrieben.

372.

مجموعه رسائل

Sammlung von 12 mystischen Abhandlungen.

رسالة فی قول جنید اصدعلی الله الف سنه ۱

Abhandlung über das Wort Dschuneid's: Wenn sich Euer Gott dem Herrn tausend Jahre nähert. Geschrieben 1041 (1631). Arabisch.

رسالة فی شرح معنی هو الله ۲

Abhandlung über die Erläuterung des Sinnes des Wortes: Es ist Gott! Türkisch. 6 Bl.

كتاب خلع النخلين فى الوصول الى حضرة الجمعين ٣

Das Buch des Ausziehens der Schuhe, um zur Majestät des Herrn der beyden Versammlungen zu gelangen. Arabisch. 12 Bl.

كتاب الدر المنظوم فى بيان السر العلوم ٤

Das Buch der wohlgeordneten Perlen in Erklärung der Geheimnisse der Wissenschaften, geschrieben zu Constantinopel im Hause Mustafabegs i. J. 1037 (1627). Arabisch. 7 Bl.

كتاب السر الحقايق العلمية فى بيان الاعيان الثابتة ٥

Das Buch des Geheimnisses wissenschaftlicher Wohlthaten in der Erklärung der feststehenden Augenscheinlichkeiten. Arabisch. 6 Bl.

رسالة روح النوالة فى كشوف مرد الجلالة ٦

Abhandlung des spendenden Geistes in Enthüllung der ewigen Erhabenheit. Arab. Dritthalb Bl.

رسالة ٧

Titel einer mystischen Abhandlung, geschrieben im J. 1048 (1638). Arabisch. Fünfthalb Bl.

اسرار الحقيقة مهبط انوار القدسية ٨

Die wahrhaftigen Geheimnisse als Niedersteigung himmlischer Lichter, vom Scheich Abdolhamid, dem Sohne des Scheichs Bestami. Arabisch. 12 Bl. Geschrieben von Mustafa B. Osman zu Constantinopel i. J. 1151 (1641). Dieselbe Hand, wie die der vorhergehenden Abhandlungen.

كتاب منتهي مقاصد الكلمات ، مبتغي توجه وجوه التعينات فى ٩
بيان كل النشاة

Das Buch des äußeren Vorhabens der Wörter und des Bestrebens des Zuwendens der Bestimmungen in Erklärung des allgemeinen Wachsthums. Arabisch. 9 Bl.

10. رساله بسم الله

Abhandlung über das Bismillah (Im Namen Gottes). Arabisch. 2 Bl. Geschrieben zu Nicomedien i. J. 1036 (1626).

11. رساله فی تفسیر قوله تعالی و هو الذی خلق السموات و الارض

Abhandlung über die Auslegung des Wortes Gottes: Er hat Himmel und Erde erschaffen. 1 Bl. Geschrieben zu Constantinopel i. J. 1051 (1641).

Türkisches Gedicht zur Auslegung eines Wortes aus dem Fußuß Ibnol-Arabi's, 3 Bl.; dann arabische mystische Verse, 3 Bl.; und abermals 4 Bl. theils türkische, theils arabische; in allem ein Quartant von 79 Blättern.

373.

رساله غریبه فی التصوف

d. i. seltsame Verhandlung über die Mystik, 12 Bl. arab. Quart, sehr deutliches Neschi, geschrieben von Sakir B. es-Sakir Derwisch Ibrahim.

374.

انسان الکامل فی معرفة الوافیة

d. i. der vollkommene Mensch in seiner Erkenntniß des Genügenden, ist der Titel von zwanzig mystischen Abhandlungen sammt einer Einleitung von Mohammed en-Nesefi.

Einleitung in fünf Abschnitten: 1) Ueber die Erklärung des Gesetzes (Scheriaat) und des Weges der Wahrheit (Tarikati Hakikat). 2) Vom vollkommenen Menschen. 3) Vom vollkommenen Freyen. 4) Vom Gespräche. 5) Erklärung des beschaulichen Wandels (Soluk). Diese fünf Abschnitte verfaßt in der Moschee von Ebrkuh.

Erste Abhandlung: Ueber das Innere und Aeußere des Menschen, in 14 Abschnitten. 1) Ueber die Erschaffung der menschlichen Gestalt. 2) Ueber den Samen. 3) Die Empfängniß desselben im Mutterschooße. 4) Von den vier Temperamenten. 5) Von den Gliedern. 6) Von dem Wachsthume. 7) Von den fünf Sinnen. 8) Von der bewegenden Kraft. 9) Von der Verschiedenheit des Menschen vom Thiere 10) Vom Lichte. 11) Vom Geiste. 12) Von der Vermehrung der Geister. 13) Der Mensch hat mehrere Geister. 14) Von dem Entstehen der Körper des Naturreichs.

Zweyte Abhandlung: Ueber das Bekenntniß der Einheit Tewhid. 1) Von dem Glauben der Nachbeter. 2) Vom Glauben derer, die Beweise suchen. 3) Vom Glauben derer, so nach Enthüllung streben. 4) Von den Bekennern der Einheit.

Dritte Abhandlung: Von den Stufen den Geister, ihrem Auf- und Niedersteigen. 1) Von den untersten Geistern. 2) Von der Schöpfung der Geister. 3) Von den Graden der Geister. 4) Von den

oberen Geistern. 5) Von den Himmeln. 6) Von der Vorherbestimmung Gottes. 7) Von dem Auf- und Niedersteigen der Geister.

Vierte Abhandlung: Von dem Beginne aller Dinge und ihrer Rückkehr. 1) Von dem Beginne (Mebda). 2) Von der zehnten Vernunft, als dem Ursprunge der Vernunfte und Seelen. 3) Von dem Rückkehrenden (Maad). 4) Von den Seelen. Hier gibt der Verfasser die Zeit an, wann er diese Abhandlungen schrieb: die erste i. J. 660 (1261) in Bochara, die dritte in Kerman, die vierte zu Schiraf i. J. 680 (1281). 5) Von den verschiedenen Meinungen der Philosophen und Scheiche über den Beginn und die Rückkehr.

Fünfte Abhandlung: Ueber den beschaulichen Wandel (Soluk) 1) Was der Wandel sey. 2) Von der Absicht des Wandelnden. 3) Von der Art, wie der Wandelnde Kentnisse erwirbt. 4) Von der verschiedenen Fähigkeit der Menschen. 5) Von dem Wege zum Zwecke. 6) Von der kindlichen Pietät 7) Von den Bedingnissen des Wandels. 8) Von den Säulen des Wandels. 9) Vom Schleyer. 10) Vom Gleichniß mit dem Jäger.

Sechste Abhandlung: Von den Manieren des Gebetes und dem Aufsteigen der Mystiker. 1) Von der Versunkenheit (Dschesbe), dem Wandel (Soluk) und dem Aufsteigen (Orudsch) der Mystiker. 2) Von den Bedingnissen der mystischen Quarantaine (Tschehel). 3) Von den Manieren der Erwähnung der Namen Gottes (Sikr). 4) Von dem Aufsteigen der Mystiker.

Siebente Abhandlung: Von der leidenschaftlichen Liebe (Ischk) und der freundschaftlichen (Muhabbet). Von den vier Graden der Gott Erwähnenden (Sakiran).

Achte Abhandlung: Von den Manieren (Adab) der Mystiker.

Neunte Abhandlung: Von der Mündigkeit und Freyheit (Bulugh u Hurrijet). 1) Von der Mündigkeit. 2) Von der Freyheit. 3) Von den verschiedenen Arten derselben.

Zehnte Abhandlung: Von dem Mikrokosmus. 1) Von der Welt. 2) Von den Handlungen Gottes. 3) Von Adam, Eva und dem Satan in der kleinen Welt. 4) Von Speise und Trank. Geschrieben zu Ißfahan, und Ende des ersten Bandes. Endet auf dem vier und sechzigsten Blatte der Handschrift, und auf der zweyten Seite desselben Blattes beginnt der zweyte Band mit der eilften Abhandlung.

Eilfte Abhandlung: Ueber die Welt, die Wirklichkeit der Geister und der Herrlichkeit. 1) Die Welt besteht aus Substanzen und Accidenzen. 2) Von der Welt des Besitzes oder der Wirklichkeit der Geister, und der Herrlichkeit. 3) Das Einfache steigt herunter, das Zusammengesetzte hinauf. 4) Die Welt des Besitzes (Mülk) ist die der Wirklichkeit (Schehadet), die der Geister die verborgene (Ghaib). 5) Rath.

Zwölfte Abhandlung: Ueber denselben Gegenstand. 1) Die Welt des Besitzes ist die der Gegensätze, die Welt der Geister die der Anordnung oder Harmonie, die der Herrlichkeit die der Einheit. 2) Rath.

Dreyzehnte Abhandlung: Ueber die Feder und die Tafel des Schicksals. 1) Die Welt der Herrlichkeit wird nach verschiedenen Zusätzen verschieden benannt. 2) Die erste Vernunft ist die Feder Gottes. 3) In der großen Welt sind drey Himmel und drey Eden. 4) Rath.

Vierzehnte Abhandlung: Von dem Loose oder Schicksale (Kasa we Kadr). 1) Von der wohlverwahrten Tafel des Schicksals. 2) Die Himmel und die Gestirne sind die Schreibtafel Gottes. 3) Von der Klage der Dichter über den Himmel und die Gestirne. 4) Ueber die freye Wahl. 5) Von den vier Blättern der Tafel des Schicksals, nämlich: a) Rakki menschur, d. i. die zerstreuten; b) beitmaamur, das heilige Haus der Kaaba; c) das erhabene Dach des Himmels; d) der Ocean. 6) Von dem Gebote des Looses und des Schicksals.

Funfzehnte Abhandlung: Von dem Makrokosmos und Mikrokosmos 1) Die Tafel des Schicksals der kleinen Welt. 2) Vom Einflusse der Gestirne auf die Empfängniß im Mutterschooße. 3) Fragen in Bezug auf die Schicksalstafel der kleinen Welt. 4) Fragen in Bezug auf die Willensfreyheit des Menschen. 5) Rath.

Sechzehnte Abhandlung: Ueber die ersten Dinge (Kosmogonie). 1) Das erste, was Gott schuf, war die erste Vernunft. 2) Die erste Vernunft hat je nach besonderen Zusätzen besondere Namen. 3) Die Agenten der oberen und unteren Welt sind Engel. 4) Rath.

Siebzehnte Abhandlung: Von den Offenbarungen und den Träumen. 1) So oft der Mensch reinen Innerens, nahen ihm die Engel. 2) Vom Schlafe und vom Wachen.

Achtzehnte Abhandlung: Von den Worten der Weisen, Gelehrten und Scheiche. 1) Von dem äußeren und inneren Daseyn. 2) Die Welt der Seele ist voll von Licht.

Neunzehnte Abhandlung: Von der höheren und niederen Welt der Einheitsbekenner. Vernunft und Wissenschaft sind von allen erschaffenen Dingen nur im Menschen zu finden.

Zwanzigste Abhandlung: Ueber Wesenheit und Seele, Eigenschaft, Namen und Handlung. 1) Jedes Individuum aus den drey Naturreichen hat Wesen und Seele. 2) Der in die Erde geworfene Samen enthält die Wesenheit (Substanz) des daraus entstehenden Baumes. 3) Die Namen sind zweyerley, wahrhaftige und allegorische. 4) Wie das Licht Substanz (Sat), Seele (Nefs) und Angesicht (Widschh) hat, so hat dasselbe auch Eigenschaften (Ssifat), Namen (Esma) und Handlungen (Efaal). 5) Von den sieben Höllen und den acht Paradiesen. 6) Von dem neunten Paradiese, welches Einige annehmen.

Ein Quartant von 115 Blättern sehr netter Taalikschrift auf schön geglättetem Papier, zum Schlusse desselben ist der Titel gegeben, nämlich: Hier endet das Buch der vollkommene Mensch in seiner Erkenntniß der genügenden.

375.

رسايل محمود دهدار

Die Abhandlungen Mahmud Dehdar's.

1 رسالة الوحدتيات و الذوقيات

Abhandlung der Einheiten und Geschmacke.

رسالة نفايس الارقام ٢

Abhandlung der Kostbarkeiten der Schriftzüge, und zum Schlusse derselben ein Blatt aus dem Keschkul, d. i. der Sparbüchse Scheich Aamili's.

رسالة درّ اليتيم ٣

Abhandlung der einzigen Perle.

رسالة الدقايق الحقايق ٤

Abhandlung der ersten Wahrheiten.

رسالة نفايس الارقام ٥

Abhandlung, mit demselben Titel, wie die zweyte, nämlich die Kostbarkeiten der Schriftarten.

رسالة الذّوقيات ٦

Abhandlung geistiger Genüsse.

Ein Octavband von 96 Seiten schönen Taalik's, hie und da mit großem Neschi oder Sulus, worin die Texte geschrieben sind, untermischt.

376.

Abhandlungen Dewani's und Krimi's in Einem und demselben Bande.

رسالة فى كلمة لا اله الّا الله ١

Abhandlung Dewani's über das Wort: Es ist kein Gott als Gott, persisch, 26 Blätter, geschrieben zu Constantinopel im J. 930 (1523).

رسالة فى تحقيق مذاهب الصوفيه ٢

Abhandlung Dschami's über die Bewährung der Secten der Ssofi's, persisch, 12 Bl., geschrieben zu Constantinopel i. J. 936 (1529).

رسالة ناكحة الهايمين و فاتحة الخاتمين ٣

Abhandlung die Rathende der Herumschweifenden und die Eröffnende der Reinen, vom Mewlana Krimi, als Widerlegung der Abhandlung el-Fadhihat, d. i. der Schändlichen, des Scheichs Imam Schihabeddin Ebul-Abbas Ahmed B. Ebi Hodscha. 103 Blätter arabisch, geschrieben zu Constantinopel i. J. 936 (1529). Die Abhandlung Ebi Hodschla's war wider Mehreres, was Mohijeddin Ibnol-Arabi in dem Fossus sagt, gerichtet, dessen Vertheidigung

Scheich Rumi übernimmt. Hadschi Chalfa lobt diese Abhandlung als ein köstliches Buch. Unter den mystischen Scheichen werden in der Einleitung als die Gewährsmänner des Verfassers ehrenvoll genannt: 1) Ebi Abdallah Mohammed B. Ali B. Mohammed B. Mohammed Ibnol-Isi. 2) Der Scheich Mohammed B. Ishak B Mohammed B. Jusuf el-Konewi. 3) Der Scheich Ebu Hafß Omer B. Ali, berühmt unter dem Namen Ibnol-Faradh. 4) Mewlana Dschelaleddin er-Rumi. Dann als klassische mystische Werke: 1) Das Buch der Siegelringsteine Mohijeddin Ibnol Arabi's. 2) Das Miftahol-ghaib, der Schlüssel des Geheimnisses Ssadreddin's von Kosra. 3) Die beyden Kaßidete (die Taijet und Chamrijet des Ibnol-Faradh. Der ganze Band enthält 96 Blätter in Quart, in nicht schönem, aber sehr leserlichem Restaalik.

377.

رسایل خواجه عبد الله جابر انصاري

Drey Abhandlungen Chodscha Abdallah Dschaber Anßari's, in sehr schönem Restaalik, die erste Ilchmame betitelt, die andere ohne Titel.

378.

رسائل كمال پاشازاده

Ein und zwanzig Abhandlungen Kemalpaschasadi's, des großen Mufti und Gelehrten, gest 941 (1536), mit dessen Tode, wie das von Hadschi Chalfa in seinem Todesjahre gegebene Chronogramm sagt, die Wissenschaften alle zu Grabe gingen.

رسالة مرتبة في تحقيق تعريب الكلمة الاعجمية ١

Abhandlung über die wahre Beugungslehre fremder Wörter im Arabischen, 20 Bl., geschrieben zu Constantinopel i. J. 1000 (1591).

رسالة معمولة في علوم الحقايق ٢

Abhandlung über die Wissenschaften der mystischen Wahrheiten. 5 Blätter.

رسالة معمولة في تحقيق تلك المقالة ٣

Abhandlung über die Bestätigung des Vorhergehenden. 10 Bl.

رسالة في ابوي الرسول ٤

Abhandlung über die zwey Väter des Propheten. 4 Bl.

رسالة في تحقيق المعجزة النبي ٥

Abhandlung über die Bestätigung der Wunder des Propheten. 10 Bl.

رسالة الهيكل ٦

Abhandlung des Tempels. 4 Bl.

رسالة فى آلهيات للواقف ٧

Abhandlung von den göttlichen Dingen der Standorte, d. i. von der natürlichen Theologie der Metaphysik el-Idschi's. 5 Bl.

رسالة فى القضا و القدر ٨

Abhandlung vom Loose und Schicksale. 30 Bl.

رسالة فى مسئلة خلق القران ٩

Abhandlung über die Streitfrage der Erschaffung des Korans. 6 Blätter.

رسالة معمولة فى تحقيق ان القران معجز ١٠

Abhandlung zur Bewährung, daß der Koran ein Wunderwerk. 12 Blätter.

رسالة معمولة فى طبقات للمجتهدين ١١

Abhandlung von den Klassen der im heiligen Kampfe Begriffenen. 1 Blatt.

رسالة فى علم اداب البحث ١٢

Abhandlung von den Manieren zu disputiren. 3 Bl.

رسالة فى ان آلاعمال توزن ام لا ١٣

Abhandlung über die Frage, ob die Handlungen gewogen werden oder nicht. Anderthalb Blätter.

رسالة معمولة فى مدح النسفي و ذم البطال ١٤

Abhandlung zum Lobe Nesafi's und zum Tadel Bathal's. 5 Bl.

رسالة فى تحقيق ان ما يصدر بالقدرة و الاختيار ١٥

Abhandlung über die Bewährung dessen, was aus Macht und freyer Wahl hervorgeht. Dritthalb Blätter.

رسالة معمولة فى بيان سر عدم نسبته شر الى الله ١٦

Abhandlung über die Erklärung des Geheimnisses, daß das Böse nicht Gott zuzuschreiben.

رسالة مرتبة في تحقيق معني الليس و الايس ١٧

Abhandlung über die Bewährung der Bedeutung von Leis und Eis. 5 Blätter.

رسالة مرتبة في بيان اسلوب الحكم ١٨

Abhandlung über die Art und Weise der Weisen. 6 Bl.

رسالة في الطاعون و الوبا ١٩

Abhandlung über die Pest unter dem Titel:

راحة الارواح في دفع العامة الاشباح

d. i. Ruhe der Geister zur Abwehrung der allgemeinen Pest, besteht aus einer Einleitung und drey Hauptstücken. 1) Von den Eigenschaften der Verse des Korans, der Namen Gottes und der Gebete, in drey Abschnitten. 2) Von den Geheimnissen der Zahlen. 3) Von den Eigenschaften der Pflanzen, Thiere und Steine. 7 Bl.

كتاب الرضاع ٢٠

Das Buch der Säugung. 5 Blätter.

رسالة في بيان للمعاد الجسماني ٢١

Abhandlung von der körperlichen Rückkehr (nach dem Tode). 25 Blätter.

Das Ganze ein Octavband von 190 Blättern sehr sauberes Neschi.

379.

رسايل اسيرزاده و مصري افندي

Abhandlungen Esirsade's und Meßri Efendi's.

رسالة الحاكمية في الاراده الجزيية ١

Die Hakamische Abhandlung über den theilweisen Willen. 30 Blätter. Ist die türkische Uebersetzung der berühmten Hakanischen Abhandlung, verfaßt von Abdolbaki Esirisade, als er i. J. 1160 (1747) Richter von Kara Feria war, wozu er den Anhang schrieb.

ذيل رسالة الحاكمية ٢

65 Blätter türkisch.

رساله مصري افندي ٣

Eine Abhandlung Mißri Efade's. 9 Bl.

380.

مجموعه رسایل

Eine Sammlung von 37 mystischen Abhandlungen und Gedichten. 228 Blätter in Folio.

رسالة دليل بدلا ١

Abhandlung des Beweises der Abdale von Kaighusisdede. Türkisch. 14 Blätter.

رسالة شفا القلوب لقاء المحجوب ٢

Abhandlung der Heiligung der Herzen zur Kunde des Enthüllten. Türkisch. 15 Blätter.

رسالة مقصد اقصي ٣

Abhandlung des äußersten Vorsatzes, von Afif Ibn Mohammed en-Resafi. Türkisch. 19 Blätter.

رسالة المتعلقة بالروح بعد مفارقة البدن ٤

Abhandlung über den Geist nach der Trennung vom Leibe. 1 Bl.

رسالة عاشق پاشا ٥

Abhandlung Aaschikpascha's. 1 Blatt.

رسالة المتعلقة لبطون القران ٦

Abhandlung über die inneren Bedeutungen der Verse des Korans. Türkisch. Anderthalb Blätter.

رسالة در اجوبة و اسولة طريقت ٧

Abhandlung über die Fragen und Antworten des beschaulichen Pfades. Persisch. 3 Blätter.

شرح حديث اربعين ٨

Commentar von vierzig Ueberlieferungen der Propheten in türkischen Reimen. 2 Blätter.

٩ صد کلمه امیر المؤمنین علی

Die hundert Verse des Fürsten der Rechtgläubigen Ali. 4 Bl.

١٠ ازگل و بلبل فضلی قصاید و التخمیسات الهیات

Aus Fasli's Rose und Nachtigall; dann Kaßidete und vierzeilig glossirende Gedichte und Hymnen aus Baki; Wahdeti's Hymnen zum Lobe von Hadschibegtasch-Husein, Seid Resimi, Ahmed, Hakiki, Jemini, Ahmed Bejani, Kaighusif Abdal, Ruhi von Bagdad, Hudaji, Wahdeti, Mewlana Dschelaleddin Rumi, Ssidki Tschelebi, Schewki, Ssafi, Chakani Chijali, Makali, Nedschahi, Mißri, Eschrefsade, Kemalpaschasade, Scheichol-Athar, Dschelaleddin Rumi, Neimur, Senaji, Ghubari Junis Imre, Senaji, Scheichi, Chalil, Chischti, Nihali, Ssabri, Rahmi, Muniri, Gülscheni, Scheich Hasan, einem Jünger Scheich Ibrahims, Derwisch Mewlaji, Aadli, Dschemaleddin Chalweti, Ak-Schamseddin, Alchi, Sururi, Gunekjari, Nakschi. Türkisch, arabisch und persisch.

١١ اسرارنامه شیخ آلهی

Das Buch der Geheimnisse des Scheich Alehi, in Prosa. Türkisch. 10 Blätter.

١٢ شرح اسماء الحسنی

Commentar der Namen Gottes, gereimt. Türkisch 13 Bl.

١٣ الهیات مشایخ عظام

Hymnen großer Scheiche, nämlich: Sinan's, Fani's, Memidschan's, Dschahidi's, Hakki Ermeni's. Türkisch. 12 Bl.

١٤ رسالة در مناجات

Abhandlung über das Flehen zu Gott, in Prosa. Türk. 10 Bl.

١٥ رسالة فی حق دوران الصوفیه

Abhandlung über die Cyclen (Dewran) der Ssofi, vom Scheich Ewhadeddin Abdol-Ahmed en-Nuri. Türkisch. 5 Bl.

١٦ نصیحتنامه خواجه عبد الله انصاری

Das Buch des Rathes des Chodscha Abdallah Anßari, gegeben dem Nisamol-mülk von Tus, dem großen Wesir. Persisch. Dritthalb Blätter.

١٧ رسالة تجارة الانسان

Abhandlung vom Handel des Menschen. Türkisch. 2 Bl.

١٨ رسالهء فارسيه

Persische mystische Abhandlung. 20 Blätter.

١٩ رسالهء فارسيه

Persische mystische Abhandlung. 3 Blätter.

٢٠ مجمع المقاصد

Der Sammelplatz der Zwecke, Abhandlung Saafi's. Persisch. 6 Blätter.

٢١ رسالة القصيدة العربية

Die Abhandlung der arabischen Kaßidet, vom großen Scheich Mohijeddin el-Arabi. Kaßidet heißt hier die Bezweckende, im mystischen, und nicht im poetischen Sinne.

٢٢ من سوالات حكيم الترمذي و جوابات شيخ الاكبر

Fragen des Weisen von Termed, und Antworten des großen Scheich Mohijeddin el-Arabi, aus den meccanischen Eröffnungen des letzten. Arabisch. 5 Bl.

٢٣ رسالة كمال پاشازده

Abhandlung Kemalpaschasade's über den Imam Moh. B. Ali el-Arabi. Arabisch. Nur eine halbe Seite.

٢٤ رسالهء كمال پاشازده

Abhandlung von demselben über das Erheben der Stimme der Ssofi beym Hersagen der Namen Gottes (das Hu-Schreyen). Arab. Eine Seite.

٢٥ رسالة فى فضل امت محمد

Abhandlung über die Trefflichkeit des Volkes Mohammeds. Arab. 2 Blätter.

٢٦ رسالة العربية

Arabische (mystische) Abhandlung. Nicht ganz ein Blatt.

٢٧ رسالة العربية

Arabische (mystische) Abhandlung. Etwas mehr als eine Seite.

۲۸ رسالة شيخ عبد الله الانصاري

Abhandlung Abdallah Anßari's. Persisch. 4 Bl.

۲۹ رسالة الغوث في الاسولة و الاجوبة

Abhandlung Husein B. Ahmed et-Tebrisi's, in Fragen und Antworten. Persisch. 5 Bl.

۳۰ رسالة و الغوث

Abhandlung des Ghaus. Arabisch. 2 Bl.

۳۱ في فضايل الفتوة

Abhandlung von der Trefflichkeit des Heldenmuthes. Arabisch.

۳۲ رسالة شيخ ارسلان

Abhandlung des Scheichs Arslan. Arabisch. Ein Blatt.

۳۳ رسالة الحشر عاماً و خاصاً

Abhandlung über das allgemeine und besondere letzte Gericht. Arabisch. Eine halbe Seite.

۳٤ رسالة في سوال روح قدسي و جواب سر قدسي

Abhandlung über die Frage des heiligen Gerichts und die Antwort des heiligsten Geheimnisses. Türkisch. 9 Blätter.

۳۵ ابيات حافظ احمد پاشا و جواب سلطان مراد

Verse Hafis Pascha's an S. Murad IV., und Antwort desselben. Eine Seite.

۳٦ ابيات في مدح علي پاشا

Verse zum Lobe Alipascha's. Türkisch. 2 Seiten.

۳۷ رسالة

Eine türkische Abhandlung eines gebornen Griechen, nachherigen Moslims, aus Athen, polemisch, über einige Verse der Schrift. Türk. 4 Blätter.

Der ganze Folioband von Einer und derselben Hand geschrieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Sechs und achtzigster Band.

1839.

April. May. Juny.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.



Inhalt des sechs und achtzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXXXVI.

Jahrbücher der Literatur.

April, May, Juny 1839.

Art. I. 1) Viaggio in Savoia, ossia descrizione degli stati oltramontani di S. M. il Re di Sardegna, per *Davide Bertolotti.* Torino 1828. Zwey Bände. I. Bd. 324 S., II. Bd. 275 S. Octav.

2) Viaggio nella Liguria marittima di *Davide Bertolotti.* Torino 1834. Drey Bände. I. Bd. 444 S., II. Bd. 374 S., III. Bd. 304 S. Octav.

3) Le vicende della Brianza e de' paesi circonvicini narrate da *Ignazio Cantù.* Milano 1836. Zwey Bände. I. Bd. 287 S., II. Bd. 303 S. Octav.

4) Guida pei monti della Brianza e per le terre circonvicine con carta topografica. Milano 1837. 228 S. Duodez.

Reisebeschreibungen über Italien sind zahllos, wie der Sand am Meere; jedem Nordländer drängt der Besuch von Europas Garten, das: Auch ich bin in Arkadien gewesen, aus der Kehle. Kritische Blätter halten es kaum mehr der Mühe werth, neu erscheinende italienische Reisebeschreibungen anzuzeigen; wirklich haben diese Jahrbücher, wiewohl in denselben während den ein und zwanzig Jahren ihres Bestehens mehr als eine Centurie orientalischer Reisebeschreibungen besprochen worden, auch nicht von einer einzigen Reisebeschreibung über Italien Kunde genommen; wenn sie heute dieses lange Schweigen brechen, so finden sie den Anlaß dazu in dem Doppelgrunde, weil erstens die hier anzuzeigenden obgenannten vier Werke keineswegs das allbekannte Mittel- oder Süd-Italien: Rom, Florenz oder Neapel, sondern das weit weniger besuchte und beschriebene nordwestliche Oberitalien sich zum Gegenstande vorgesetzt, und zweytens weil die Verfasser keine Ausländer, sondern Italiener von bekanntem literarischen Namen; der erste, Hr. David Bertolotti, Redacteur oder Theilnehmer von mehreren Zeitschriften, dessen jüngstes Werk das im vorletzten Bande dieser Jahrbücher angezeigte: Ueber die Einfälle der Araber in Italien, erst vor kurzem zur Anerkennung seiner literarischen vaterländischen Verdienste von der königlichen Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede ernannt worden; der zweyte, Hr. Ignaz Cantu, Bruder des als Dichter, Geschichtschreiber und Topographen *) rühmlich bekannten

*) 1) L'Algiso, eine Novelle in achtzeiligen Strophen. 2) Storia della città e della diocesi di Como, esposta in dieci libri (1831).

Hrn. Cäsar Cantu, welcher letztere durch den so eben erschienenen ersten Band seiner Universalgeschichte diese bisherige Lücke in der italienischen Literatur mit allseitiger Sachkenntniß und philosophischem Geiste auszufüllen verspricht, ist Verfasser von mehr als einem Dutzend von Werken, deren beyde jüngste die im verflossenen Jahre erschienenen: Racconti storici, und des bey Gelegenheit der Krönung von Mailand: Ueber den Einfluß der Kaiser aus dem Hause Oesterreich auf Italiens Schicksale; mit vier Kupfern, die Porträte des Kaisers und der Kaiserin, die Ausschmückung des Domes von Mailand und den Krönungsthron vorstellend, in Druck gegebenen historischen Quartbandes*). Sowohl Hr. Bertolotti als Hr. J. Cantu haben es sich zur Pflicht gemacht, die schönsten Partien und hervorspringendsten Merkwürdigkeiten ihres Vaterlandes zu beschreiben; der erste in größerem Umfange Savoyen und die Seeküste Liguriens geographisch und statistisch; der zweyte in beschränkterem Maßstabe nur die Landschaft, in der er geboren ward, den schönen Gau der Brianza, topographisch und historisch. Die Reisebeschreibung des ersten umfaßt den großen herrlichen Schauplatz diesseits und jenseits der Alpen, südlich von dem Meerbusen der stolzen Genua, und von Nizza bis nördlich nach Genf und an die romantischen Felsen des Leman, südwestlich von Briançon, der am höchsten gelegenen, südöstlichsten Gränzstadt Frankreichs, bis nordöstlich nach der Brianza, dem so schönen und doch so wenig bekannten Rhein- und Weingau der Lombardey, dessen acht Seen (Lago di Lecco, lago di Pescarenico, lago di Gerlate, lago di Olginate, lago di Annone, lago di Pusiano, lago d'Alserio, lago di Montorfano) für die Lombardey das sind, was die Lakes in Schottland für den Engländer, was für den Oesterreicher die Seen im Salzkammergute. Die vier ersten sind nur Theile des östlichen Armes des Sees von Como, der mit dem Lago di Garda, dem Lago Maggiore, mit den Seen von Iseo,

3) La guida del lago di Como 1832. 4) I ragionamenti intorno alla storia Lombarda del secolo XVII. 5) I giudizj ed esempi di Vittore Hugo e del Romanticismo 1833. 6) Il lord Byron; discorso ai signori socj dell' Aleneo di Bergamo 1833. 7) La Madonna d'Imbevera 1835. 8) I racconti d'un maestro elementare 1837. 9) Il Giovinetto dirizzato alla bontà, al sapere, all' industria 1837.

*) Influenza degli imperatori di casa d'Austria nelle vicende d'Italia dall' elezione di Rodolfo d'Absburgo sino ai nostri giorni, comentario storico con tavole e descrizione del duomo di Milano addobbato per l' incoronazione Lombardo-Veneta di S. M. I. R. A. Ferdinando primo. Milano 1838.

Lugano, Varese und Orta die schöne Wasser-Lotos Ober-Italiens. Der See von Como theilt sich gegen Süden in zwey Arme, am Ende des westlichen liegt Como, das dem ganzen See den heutigen Namen gibt; am östlichen Arme die Städte Lecco, Pescarenico, Garlate, Olginate, nach welchen die verschiedenen Becken desselben benannt werden, so wie man den Bosporos nach seinen verschiedenen Krümmungen und Becken in den See des goldenen Horns, der Teufelsströmung, in den von Jeniköi und von Bujukdere abtheilen könnte. Die beyden Arme des Sees von Como könnten von einem Prosaiker am richtigsten mit einer Wasserhose verglichen werden, von einem Dichter aber mit zwey zu Bellagio gescheitelten Locken, welche das schöne Gesicht des zwischen denselben bis hinunter nach Mailand gelegenen romantischen Nebengaues der Brianza umfangen. Die beyden Brüder Cantu haben sich in die historische und topographische Beschreibung der beyden Arme des Sees und seiner Umgebungen getheilt; der ältere, Cäsar, lieferte schon vor acht und sieben Jahren die Geschichte Como's und den Wegweiser zur Besichtigung der Schönheiten des Sees; demselben eiferte der jüngere, Ignaz, in der vorliegenden Geschichte der Brianza und dem dazu gehörigen Wegweiser rühmlichst nach, und diese beyden Guide von Como und von der Brianza sind dem Reisenden, welcher den See und den Gau mit gehöriger Sachkenntniß zu bereisen wünscht, eben so unentbehrlich, als dem Reisenden nach den Seen die von Labus neu herausgegebene Reise nach den drey großen Seen (Maggiore, di Lugano, di Como) *)

Wir beginnen unsere Wanderung durch die Landschaften Ober-Italiens mit den obgenannten Wegweisern von den Thoren Mailands aus, durch die Gebirge der Brianza, durchstreifen dann Savoyen, und vollenden unsere Wanderung an der Seeküste Liguriens mit der Riviera di Levante; der letzte, von den schönsten Meerbusen verherrlichte Küstenstrich findet sich auf den meisten Karten und in den meisten Geographien angegeben, und ist aus den Beschreibungen mehrerer Reisenden, die von Florenz oder Livorno zu Lande nach Genua reisen, hinlänglich bekannt; nicht so die schöne Landschaft Brianza, deren Namen sich weder auf Karten, noch in den besten Geographien, weder in Büsching und Maltebrun, noch in dem Hausbuche

*) Viaggio di Milano ai tre laghi Maggiori, di Lugano e di Como e ne' monti che li circondano, di *Carlo Amoretti*, sesta edizione corretta e corredata di antichi monumenti e della vita dell' autore dal dottor *Giovanni Labus*. Milano 1824.

Balbi's sich befindet, und welche nicht nur den Bewohnern diesseits der Alpen, welche Italien nur aus Reisebeschreibungen und geographischen Handbüchern kennen, sondern selbst Reisenden, welche Mailand und die borromäischen Inseln besucht haben, größtentheils unbekannt bleibt. Die Brianza hat fast dasselbe Geschick als das Schamunithal, welches europäischen Reisenden mit seinen Naturschönheiten so lange unbekannt blieb, bis Pococke erst vor einem Jahrhunderte darauf aufmerksam gemacht; wenn derselbe deßhalb als der Entdecker des Schamunithals gepriesen ward, so könnte Cantu mit gleichem Rechte diesseits der Alpen für den Entdecker der Brianza gelten, da diese erst durch seinen Wegweiser und durch seine Geschichte derselben sich der Aufmerksamkeit der Reisenden und Erdbeschreiber empfiehlt. Wie die Riviera di Levante der schönste Theil des ligurischen Küstenlandes, wie das Thal von Schamuni eines der schönsten Savoyens, so ist die Brianza das Campanerthal und der Rheingau Mailands. Wie der Reisende durch Steyermark und Kärnthen die größten Naturschönheiten derselben missen würde, wenn er in jenem das Mürz- und Rabthal, in diesem das Drau- und Lavantthal nicht gesehen hätte, so kennt auch der Reisende in der Lombardey nicht das gesegnetste Rebengefilde derselben, wenn er nicht das schöne Gebirgsland der Brianza durchwandert. Die Ursache, daß derselben bisher weder in Erd- noch Reisebeschreibungen mit gehöriger Anerkennung ihrer Naturschönheiten erwähnt ward, ist wohl hauptsächlich in dem Ruhme der borromäischen Inseln und des Lago Maggiore zu suchen, wohin der Zug der Reisenden geht, so daß sie auf ihrem Hin- oder Rückwege höchstens an der nördlichsten und südlichsten Gränze der Brianza zu Como und Monza vorbeykommen. Die Gränzen der Brianza geben wir am besten mit den Worten ihres Geschichtschreibers:

»In der Bestimmung der Gränzen der Brianza weichen die Schriftsteller und der gemeine Sprachgebrauch von einander ab, die ersten beschränken sie zwischen dem Lambro (auf der Westseite) und der Adda (auf der Ostseite), den beyden Orten Usmate und Canonica (beyde nördlich von Monza gelegen), und den Gebirgen der Vallassina (im Norden); der Sprachgebrauch gibt derselben aber eine weit größere Ausdehnung; diesem gemäß verstehe ich unter der Brianza den Theil des mailändischen Kirchsprengels, der gebildet aus Landgütern, Gebüschen und Weinhügeln, besäet mit Villen, Mayerhöfen und Dörfern, bald in Hügeln aufsteigend, bald in Ebenen sich verflächend, hier von Seebecken unterbrochen, dort von Waldströmen durchschnitten, sich nördlich an die mittägigen Berge der Vallassina lehnt, und längs des mittägigen Abhanges desselben Gebirges ausdehnt, östlich von der Adda begränzt, von Gerlate (wo sie aus dem See von Lecco ausfließt) bis herunter nach Cornate (am östlichen Ufer der Adda); von

Cornate bildet eine Linie gerade westlich bis zu dem auf gleicher Höhe mit Cornate gelegenen Sevesso die südliche Gränze, und von Sevesso bildet eine Linie bis Villa Albese, welches am Fuße der Berge von Vallassina liegt, die westliche Gränze (welche also beträchtlich westlicher, als der Fluß Lambro).«

Wenn gleich Hr. Cantu, um größeren Raum für den Schauplatz seiner Geschichte zu gewinnen, sich diese Gränze westlich weiter gesteckt, so ist doch der Lambro die natürliche westliche Gränze; im weitesten (historischen) Sinne kann auch die Vallassina, d. i. das zwischen den beyden Armen des Comersees eingeschlossene Gebirgsland, zur Brianza gerechnet werden, in jedem Falle ist diese als eine Art von Mesopotamien zu betrachten, das östlich von der Adda, westlich vom Lambro begränzt wird. Den Namen der Brianza leitet Hr. C. aus dem celtischen Briga (Festung) und Aan (Ort) ab, so daß Brigan und Brigánzia ein befestigter Ort heißen. Wie dem auch seyn möge, so ist Rec. der Meinung, daß die mailändische Brianza, die benachbarte französische Stadt Briançon und Brienz in Tyrol den gemeinschaftlichen Ursprung ihres Namens von den alten Briganten herleiten, deren Namen sich noch im französischen brigands erhalten hat. Die etymologische Zusammenstellung von Ortsnamen leitet vielfach auf gemeinen Ursprung hin, oder regt wenigstens Nachforschungen darnach an; so ist Tarvis in Kärnthen und Treviso ganz gewiß ein und derselbe Name; so hat der Name der Hauptstadt Aserbeidschan's, nämlich Tebris, denselben Ursprung, wie alle slavischen Teplicze, von den warmen Quellen, indem Tebris nichts anderes als die Warmrieselnde heißt, aus Teb (warm, lau) und ris (rieselnd, gießend) zusammengesetzt. Wiewohl nach der obigen Begränzung, selbst im weitesten Sinne, Monza nicht zur Brianza gehört, so beginnt doch das erste Kapitel des Wegweisers mit der Beschreibung der Kirche, des Pallastes, des Gartens und des Parkes dieser alten lombardischen Stadt, dieses als der Schatzhort der eisernen Krone berühmten Landsitzes des Erzherzogs Vicekönigs der Lombardey. Der Weg, welchen der Guida führt, geht zuerst auf der Ostseite der Brianza von Süden gegen Norden, d. i. von Monza über Vimercate und Brivio bis Lecco, dann in der Mittellinie von Monza bis Monticello nach Oggiono, welches am See Anone gelegen, durchschneidet dann die nördliche Breite der Brianza von Lecco bis Erba, und führt dann auf der westlichen Seite von Erba über Cantu und Carate bis herunter nach Paina zurück. Dem Verfasser in derselben Ordnung folgend, heben wir nur die vorzüglichsten Punkte heraus, mit historischem Rückblick auf das zweyte

Werk desselben, nämlich: Le vicende della Brianza. Die Brianza interessirt nicht nur durch die Schönheiten der Natur, sondern auch als Schauplatz merkwürdiger Begebenheiten, welche auf das Schicksal der Lombardey eingewirkt, als der Geburtsort ausgezeichneter Geister, welche sich in der Literatur unsterblichen Namen erworben; einer ihrer eingebornen Dichter, Parini, hat die Schönheiten dieses seines Geburtslandes in seinen Gedichten verherrlicht, und Manzoni mehreren Orten der Brianza durch seine Promessi sposi gleichen Glanz, wie Jean Jacque durch die Nouvelle Héloise den Ufern des Leman neuen Glanz verliehen; so ist Usmate die Geburtsstadt Guidotto's, des Consuls der mailändischen Adeligen, welche im Jahre 1100 durch die Partey der Plebejer ihre Stadt zu verlassen gezwungen wurden; sie ist der Geburtsort des schändlichen Gian Paolo Osio, welcher in den Promessi sposi unter dem Namen Egidio als Verführer Gertrud's gebrandmarkt ist. Zu Vimercate, ehemals ein Lehen der De-Capitani, heute der Troti, war im Mittelalter der Hauptort des Distriktes Martesana. Zu Osnago gewährt der Pallast Aresi Lucinni den Anblick alter feudalistischer Herrlichkeit, und der Pallast und Garten De-Capitani's (des Präsidenten der Giunta des lombardischen Steuerwesens) den Genuß moderner Eleganz; hier schöpfte der Dichter Passeroni in dem gastfreundlichen Hause der Crippa den Stoff der poetischen Schilderungen, von denen seine Gedichte strotzen. In der Nähe von Santirana ist der weitläufige Pallast der Calchi an den Ufern eines schlammigen melancholischen Sees, und an dem nahe gelegenen Gruguana die schönste Aussicht nicht nur auf die Hügel der Brianza und Mailands Ebenen, sondern auch auf das Thal von Brivio und längs den Windungen der Adda bis an die Berge von Bergamo. Die Aussicht von einem Fenster dieses Pallastes bewährt die Treue, womit Passeroni die Brianza in den folgenden Versen schilderte:

Die Schattenthäler, Rebenhügel, Bäume,
 Von Früchten schwer, und Gegenstände viele,
 Entdeckt das Aug, das froh durchirrt die Räume.
Zerstreuet sind hier Tausend Eine Ville,
 Erhab'ne Thürme, herrliche Palläste
 Erfreuen meine staunende Pupille.
Die schönsten Gärten und Anlagen beste
 Benehmen den Gedanken alle Trauer,
 Und scheuchen fort des Trübsinns letzte Reste.
Von Allen doch entzücket den Beschauer
 Insubriens, das an's Gebirg sich lehnet,
 Gesunder Himmel, der als Saphir blauer;

Die Luft, die jeder Uebelkeit entwöhnet,
Und die befreyt von allen dichten Stoffen,
Mich nicht erstarrt, und auch nicht schlaff ausdehnet.

Südlich von Merate liegt Verderio, als Schlachtfeld am 28. April 1799 durch den Kampf zwischen Bukassovich und Serrurier berühmt, in welchem Samuel Schedius aus Modra sein Blut für's Vaterland vergoß. Conte Ambrogio Annoni, einer der ersten Güterbesitzer von Verderio, erhöhte seinem Andenken einen Stein, dessen Inschrift den rühmlichen Tod für's Vaterland meldet. Robbiate liegt am Fuße des durch seine guten Weine berühmten Berges Orobbio, welcher von dem alten Orobiera den Namen hat, wie die lateinische Inschrift sagt: Harum Aborigenes sedum Graeci dixere Orobios inde colli et circumjectis finibus nomen manet. Die Volkssage brachte Basilio Bertucci zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in seinem Gedichte: Bacco in Brianza, in reimlose Verse:

Im Gebirge von Brianza
Hebt besonnter Hügel sich,
Wo, wie es verborgene
Dunkele Geschichten melden,
Einst ein Volk von Trinkern lebte,
Das dem Gott des Weins ergeben,
Um ihm gottgeweihte Opfer
Auf den Bergen darzubringen,
Ihm erhöhten den Altar
Mit den Worten: ARA DEO VINI;
Aus den Worten formte sich
Erst der Name: Ara Deo,
Welches bald verderbet ward
In Arodio und Arobio,
Wie der Berg wird heut genannt.

Die Töchter der Brianza schildert Hr. Cantu mit den folgenden Worten:

»Verweilet nur ein wenig in der Brianza, und ihr werdet die Bewohnerinnen kennen lernen; einige leichtsinnige öffnen die Seele dem zarten Gefühle unschuldiger Neigung, aber insgemein zu sprechen sind sie spröde, und durch keine Schmeicheleyen, die nicht ganz ehrbar, zu bezähmen. An einem Sommersonntage nach dem Kirchendienste wirst du sehen, wie sie in den lebendigsten Gruppen aus dem Dorfe hinausströmen, auf die Felder, oder gegen den Hügelabhang, oder in einem leichten Nachen den Spiegel ihrer Seen sanft durchgleiten; einigen siehst du im Gesichte die Behaglichkeit der nächsten Vermählung an; aus den Handlungen und Weisen Anderer leuchtet das Feuer mütterlicher Zärtlichkeit hervor; in den Blicken vieler liest du die stumme Entgegnung einer Neigung, welche noch nicht durch die Lippen veröffentlicht, schon durch das Herz errathen wird. Setze dich nieder, um ihren harmonischen Gesängen zu horchen, höre die frommen Lieder, die aus den heiligen

Hallen widerhallen, wo die Asche ihrer Väter ruht. Wache, daß der Pfarrer des Dorfes sich in ihre unschuldigen Erlustigungen mischt, und du wirst sehen, wie der Priester hier mehr als irgendwo seine Pfarrkinder regiert; er ist ihr Richter, Meister und Rath; er legt ihre häuslichen Zwiste bey, und führt die Verirrten auf den wahren Pfad zurück; nur selten geschieht es, daß seine Beredsamkeit unfruchtbar.«

In der Nähe von Calco, das im Dreyecke mit Olgiate und Brivio liegt, ist der Schauplatz der Waffenthaten Francesco Sforza's, welcher nach dem Erlöschen des Herrscherstammes der Visconti zu Mailand im J. 1549 als Anmaßer der Herrschaft die vereinigte größere Macht der Venetianer und Mailänder herauszufordern wagte, und derselben siegreich widerstand, und die Herrschaft behauptete. Die Erzählung dieser für die Geschichte Mailands und der Brianza so wichtigen Begebenheiten füllt in Cantu's Geschichte derselben das acht und zwanzigste und neun und zwanzigste Hauptstück des ersten Theils. Brivio, der Geburtsort des Verfassers, wird, wie billig, mit besonderer Vorliebe behandelt, und Cesare Cantu's Hymne an die Melancholie eingeschaltet. In der Nähe von Brivio ist Arlate und der besuchte Wallfahrtsort der Madonna del Bosco. Graf Cesare di Castelbarco, der Erbe des Hauses Landriani, hat in der Nähe von Inbersago, von dessen altem Castelle nur einige Trümmer übrig sind, die Gegend mit einem Parke verschönt, der mit seinem anderen zu Vaprio wetteifert. Jenseits der Adda sind zu Cisano keine historischen Spuren der beklagenswerthen Folgen des hier am 7 April 1166 von den lombardischen Städten wider Kaiser Friedrich den Rothbart geschlossenen Bundes, welche Begebenheiten im zwölften Hauptstücke der Geschichte der Brianza ausführlich erzählt sind. Dort werden einige Namen der unter Friedrich's Herrschaft üblichen Abgaben erklärt, als das Telonium oder Curtadia, der Wegzoll; das Nabullam, die jährliche Abgabe für Ueberschiffung der Flüsse; der Abdictus, d. i. das Landungsgeld; die Fodero (Futtergeld) für die Unterhaltung des Stalles des Herrn. Zu Callusco, einer in den ghibellinischen Kämpfen berühmten Stadt, werden das Haus und die Waffen des Capitano Bartolomeo Colleoni gezeigt, dessen Familie eine der edlen Bergamo's, durch Giovanni Colleoni, den Verfasser Isnardo's, von neuem literarischem Glanze bestrahlt wird *). Auf dem Wege von Brivio nach Lecco ist zuerst Airuno, als der Geburtsort des heiligen Simplicianus, des unmittelbaren Nachfolgers des heiligen Ambrosius als Bischof von Mailand, merkwürdig. Galbiate sitzt auf dem Gipfel

*) Isnardo o sia il milite romano, racconto Italico di Giovanni Colleoni. Milano 1837.

eines Berges in der Mitte der beyden Seen von Annone und Garlate. Ein merkwürdiges Echo wiederholt zu Galbiate bis auf funfzehn Sylben, und wirklich geht es bis ins Unglaubliche, daß der Verfasser von demselben sogar die folgenden zwey Verse ganz rein nachgesprochen vernahm:

Che vuoi dirmi in tua favella
Peregrina rondinella?

Von hier auf dem Wege von Galbiate ging der Weg nach Lecco über die majestätische Brücke, welche Azzone Visconti, Herr von Lecco, Cantu und von der Martesana, im J. 1335 erbaute, um alle Theile seines Gebietes besser zu vereinigen, und welche der Erzbischof Giovanni II. Visconti mit Erweiterung des Bettes der Adda um zwey Bögen verlängerte. In der Geschichte der Herrschaft der Visconti, das drey und zwanzigste Hauptstück, geschieht dieses Brückenbaues keine Erwähnung, dafür enthält dasselbe die Statuten der Valassina. Lecco, am Ufer des Sees, welcher davon den Namen hat, bis nach Monza, wenn dieses noch zu der Brianza gerechnet wird, der beträchtlichste Ort derselben; höchst belebt durch seine Fabriken, darunter die Baumwollenspinnerey von Schmutz die großartigste. Südlich von Lecco, am östlichen Ufer des Sees, besteht noch das Kapuzinerkloster, welches in Manzoni's Promessi sposi durch den P. Cristofero so großes Interesse erregt. Manzoni verlebte hier einige schöne Tage seiner Jugend, und die erste Seite der Promessi sposi beginnt mit der Schilderung der schönen Gegend, welche der Guida, wie natürlich, aufnimmt. Oestlich von Lecco, zwischen Castello und San Giovanni della Castagna, sind Waffenschmiede Magli*), deren Thätigkeit Hugo Foscolo in seinem, den Grazien geweihten, an Canova gerichteten Hymnus erwähnt:

Wie wenn ein froher Ost in früher Dämmrung
Den Larius aufwecket zum Gemurmel,
Der Schiffer singt, die nahen Lauten tönen,
Und weich die Flöte klagt von Jünglingen,
Verliebten, und von Nymphen auf den Gondeln,
Den fluthdurchirrenden, und von den Ufern
Der Hirt antwortet mit Schalmeyenton,
Vom Inneren der Hügel schallen Hörner,
Des Rehbocks Schreck, indeß wohl abgemessen
Von Lecco her der Schmied, des Erzes Bänd'ger,
Aus Flammenhöhlen donnert; hocherstaunt,
Hängt auf sein Netz der Fischer horchend hin.

*) Das Wort fehlt selbst in der neuesten Ausgabe von Jagemann's Wörterbuch.

Der große Maler Appiani erklärte den See von Lecco, welcher il ramo di Lecco heißt, für malerischer, als den See von Como, und das Urtheil findet sich vollkommen bestätigt, besonders im Frühling und Herbst, und selbst im Winter:

Wenn bey lazurnem Himmel an dem Thor
Des Sonnenaufgangs Rosendüfte schweben;
Und weiß von Schnee und Thau, der nächtlich fror,
Die Berg' und Ufer, welche sie umgeben;
Den See allein bedeckt kein weißer Flor,
Der braun erscheint, weil ihn die Weißen heben,
Wenn unter seiner still geword'nen Fluth,
So Baum als Fels den Kopf vorunter ruht.

Wenn von der weißen Last des Schnees gebückt,
Die Häuser auf den Höhen sich verschliefen,
Deßungeachtet grünes Haar noch schmückt
Die Lorbeer, die Cypressen und Oliven,
Und arme Vögel, die der Hunger drückt,
Von ihren Nestern stürzen in die Tiefen,
Und wie der Flug sie durchs Gehölze treibt,
Der leicht berührte Schnee darnieder stäubt.

Diese beyden Strophen sind aus Ulrico e Lida Thomas Grassi's von Bellano, eines der beliebtesten lebenden lombardischen Schriftstellers. Auf dem östlichen Ufer des Sees von Lecco hinauf ist Mandello, wo der Pallast Airoldi (heute Pini), nach Galli di Gravedona ehemals der herrlichste am larischen See, ehe sich an dessen Ufern die fürstlichen Villen der Sommariva, Melzi, Serbelloni und Odescalchi erhoben. Auf dem entgegengesetzten Ufer des Sees stellt sich Bellaggio, das zu dem Gebiete von Como gehörig, in der schönsten Ansicht dar. Auf der östlichen Seite des Sees geht die Straße über Bellano, der Geburtsstadt des Dichters Sigismund Boldoni im siebzehnten, und Thomas Grossi's im neunzehnten Jahrhundert, bey dem majestätischen Wasserfalle, welcher der Entsetzliche (l'Orrido) heißt, vorüber nach dem Stilverjoch und nach Tyrol.

Die zweyte Straße, welche der Guida führt, geht von Monza aus durch die Mitte der Brianza gerade nördlich über Monticello nach Oggiono. Ueber den Park von Monza hinaus liegt links von Macherio die Villa Verri, deren Besitzer, der berühmte Geschichtschreiber und Oekonomist dieses Namens, hier einen alten, dem Herkules geweihten Votivstein des Publius Petronius Verus einmauerte. Bey Canonica erhebt sich am Ufer des Flusses Lambro die herrliche Villa des Grafen Giacomo Mellerio, eines großen Freundes der Wissenschaften und Gönners der Gelehrten, von denen mehrere der ausgezeich-

netsten hier heiteren Landlebens genossen, wie der Numismate de Carli, der Bibliophile und satyrische Dichter Cavalier d'Elci, der Geschichtschreiber Rosmini, der Archäologe Labus und der Dichter Polidori, welcher die Schönheiten der Villa in einem besonderen Gedichte besang, wovon Hr. Cantu Auszüge gibt, und die Gemälde und Sculpturen der Villa beschreibt. Ganz nahe bey Gernetto (so heißt die Villa des Grafen Melerio) sind Lesmo und Peregallo, zwey durch den blutigen Hader ihrer Lehensherren im Mittelalter berühmte Ortschaften, wo die Liebesgeschichte und Vermählung Rosas Peregalli mit Gian Guidotto von Lesmi durch einen Eremiten, das Seitenstück zu der Romeo's und Giulietta's zu Verona und Jsnelda's Lambertazzi zu Bologna. Die Weine Lesmo's hat Basilio Bertucci in seinem nüchternen Dithyrambus Il Bacco in Brianza, und der Dichter Francesco Redi in seinem von poetischer Begeisterung eingegebenen gepriesen. Weiter gegen Norden, gegen Monticello, ist der Pallast der Familie Casati, ehemals einer der schönsten der Brianza, welchen der hier gastfreundlich aufgenommene Dichter Ballestrieri in seinen Versen besang. Minder glänzend, aber schöner gelegen, ist die Villa Tealdi, an deren Eingang ein Frescogemälde einige Charaktere der Promessi sposi vorstellt. Das Castell von Monticello ward schon i. J. 1274 in den bürgerlichen Kriegen von Grund aus verwüstet; der Baumeister Canonica hat hier einen herrlichen Pallast erbaut, dessen Besitzer, der Graf Ambrogio Nava, denselben mit den Brustbildern berühmter lombardischer Dichter, Künstler und Gelehrten, wie Monti, Appiani, Romagnoni, Manzoni, Cagnola, Volta, Albertolli und Oriani verherrlicht hat. Die Bewohner Bijano's, nördlich von Missaglia, leiten den Namen des Ortes vom Janus her. Westlich von Monticello führt die Straße nach den zwey Casate, dem alten und neuen, und der Villa Greppi, wo der Dichter Ballestrieri in mailändischer Mundart dichtete:

E peu el *Gernet* là in faccia, e peu in sostanza,
I caseggià de tutta la *Brianza*.

Das zunächst gelegene Besano wird in das obere und untere abgetheilt, wo die Villa Dragoni und die i. J. 1834 erweiterte Kirche sehenswerth. Hier ist der eigentliche Mittelpunkt der Brianza. Eine der schönsten Villen derselben ist die Villa Pirovano, welche aber mit höchst gemeinen Inschriften verunstaltet ist, wie z. B. ober einer Hütte:

Mai si non s'allogia
Che non sia peggio star fuori alla pioggia.

Cassago wird von vielen für Cassiciacum gehalten, wohin sich der heil. Augustin während seiner Zubereitung zur Taufe zum Grammatiker Verecundus zurückzog. Hier verdient der Pallast Pirovano-Visconti mit Frescogemälden Carlo Ronchi's die Aufmerksamkeit des Reisenden. »O!« ruft der Verfasser beym Anblicke des nahe bey Cassago gelegenen Hügels Baciolago aus, »o! wenn das Leben ewig währte, wo wäre es »süßer zu genießen, als hier; aber das nahe gelegene Grabmal, »welches der Architekt Clerichetti für die Familie Visconti baut, »erinnert uns, daß die Tage des Menschen zwischen Lumpen und »Purpur, zwischen Vollgenuß und Elend wie ein Blitz vorüber»gehen.« Wie der Hügel Baciolago durch seine Anmuth alle Augen auf sich heftet, so die vom Dominicaner Cruceolana zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts gebaute benachbarte Kirche durch ihren großartigen Bau. Ein Seitenstück zu dem anmuthigen Hügel von Baciolago gewährt Bulciago mit seinen schönen Gärten, mit den zwey Casinetten Sangalli und Musca. Hier und an mehreren Orten der Brianza drängten sich dem Verf. die Verse Pindemonte's auf!

O schöner, grüner Schauplatz, reizumraint,
Mit Willen, Licht und Schatten so besät,
Daß er das Werk von einem Zaub'rer scheint.

Nicht ferne von Barzago, zu Bevere, ist der durch die Legende berühmte Wallfahrtsort der Madonna d'Imbevera, wo am 8. September jährlich großer Zulauf des Volks. Eine Legende ist ebenfalls, daß das von dem Gebirge von Brianza begränzte Thal von Rovagnate ursprünglich ein Wasserbecken, erst von der Königin Theodolinde ausgetrocknet worden sey. Im Thale von Rovagnate leben schöne Volksgesänge, welche der Professor Samuel Biava in den Gebirgen der Lombardey, wie Burns in denen Schottlands, Bellini in jenen Siciliens aufgesucht und aufgefunden haben. Nach den fünf hier davon gegebenen Proben scheinen dieselben vom Professor künstlich verschönert worden zu seyn, z. B. das letzte auf ein Rosenblatt:

Sieh das Blatt, das von dem Winde
Fortgetragen wird geschwinde,
Reiset mit des Stromes Wogen,
Bis es wird hinabgezogen,
Todtenblaß, der Fluthen Raub.
So auch wandern die Gefühle
Durch des Lebens Truggewühle,
Wandern ohne wie zu wissen,
Bis auch sie hinunter müssen,
Wo der Lorbeer wird zu Staub.

Caraverio ist durch die rebenbegränzte Villa Aureggi (heute Nava) ausgezeichnet, wo der Dichter Vincenzo Monti der Gastfreundschaft Luigi Aureggi's genoß, und an ihn und seine Gemahlin Glückwünsche dichtete, in denen das Lob der Brianza widertönt, wie im Schlusse eines der beyden letzten:

Es bestrahlte schon die Sonne
Der Brianza Hemisphäre,
Füllend mit der Strahlen Wonne
Hell das Thal von Caraveri.

Die dritte Straße des Guida durchschneidet die Brianza in der Quere an ihrem nördlichen Ende von Osten gegen Westen, von Lecco bis Erba. Wer von Lecco's Brücke nordwestlich schaut, erblickt am gegenseitigen Ufer des Sees Malgrate, das ursprünglich Grato hieß, aber nach dem Gemetzel, welches die von Como dort im J. 1126 verübt hatten, Malgrate genannt ward. So nannten die Mongolen ein Jahrhundert später die Stadt Bamian, weil vor derselben ein Enkel Tschengis-chan's fiel, Mobaligh, d. i. die schlimme Balley, und eben so die Stadt Koßelsk in Rußland die schlimme Stadt, von einer dort erhaltenen Niederlage. Malgrate ist der Geburtsort des Biographen Reina. Hier vollendete Parini einen großen Theil seines Gedichtes: Der Tag, und Balestrieri fast seine ganze Uebersetzung des Tasso. Die Schlucht von Valmadrera, wo die neugebaute Kirche sehenswerth, scheint ein alter Vereinigungskanal zwischen den Seen von Lecco und Pusiano gewesen zu seyn. Civate liegt am Fuße des Berges Di San Pietro, wo schöne Aussicht. In Valle dell' Oro (vermuthlich Lorbeerthal) ist ein Wasserfall, dessen Name l'Orrido della valle dell' Oro. Der See von Pusiano war ein Lieblingsgegenstand der Muse Parini's, und Herrn Cantu begeistert die Erinnerung an die glücklichen Abendstunden, die er auf dem See mit seiner hier gebornen Braut zubrachte, zu Gesängen. Die Seen von Annone, Pusiano und Alserio sind nur die Reste des großen Sees, welchen Plinius Eupilos nennt, und welcher durch eine Naturbegebenheit zum Theil verschwand. Den alten Ruhm Incino's (Licini forum) bezeugen die Inschriften alter Steine und Münzen. Erba begrüßt den Verfasser mit dem Verse eines jungen Dichters:

Oh clivi d'*Erba*! oh piani! — Oh lusinghiero
Di natura l'aspetto ed il sorriso!
Oh de' colli lombardi aere sincero!

Die Villa Marliani, seit vierzig Jahren Amalia von der Gemahlin des damaligen Besitzers genannt, ist durch die Aurora, eine Jugendarbeit des Malers Joseph Bossi, verherr-

liche, welcher hier mit den Dichtern Monti und Foscolo der Gastfreundschaft der Marliani genoß. Dem Andenken Parini's ist hier seine Büste gesetzt, ein Werk des Bildhauers Franchi. Hier hörte man noch vor kurzem die Klagetöne einer unterirdischen Orgel, welche den orientalischen Gedanken der Ode Parini's an Nice in Tönen aussprachen:

Qui ferma il passo, e attonito
 Udrai del suo cantore
 Le commosse reliquie
 Sotto la terra argute sibilar.

Ein rein orientalisches Bild, auf das Mannigfaltigste von den Arabern, Persern und Türken varirt, indem, wenn Leila an dem Grabe Medschnuns vorübergeht, aus demselben seine Seufzer als Flammen hervorbrechen, oder als Sturmwind durch die Wüste daherfahren, oder die Thränen des Liebenden als Quellen aus seinem Staube hervorspringen. Beym Anblick dieser Schönheiten rief Monti vor vierzig Jahren in seiner Mascheroniana aus:

I placidi cercai poggi felici,
 Che con dolce pendio cingon le liete,
 Dell' *Eupili* lagune irrigatrici;
E nel vederli mi sclamai; salvete,
 Piagge, dilette al ciel, che al mio Parini
 Foste cortesi di vostr' ombre quete! u. s. w.

Der Verfasser theilt auch drey Strophen aus dem Herbste Achille Mauri's mit, deren Gegenstand das Kloster von San Salvator.

Die vierte und letzte Straße des Guida führt endlich südlich von Erba über Paina nach Monza zurück. Ueber Pavicino und Carcano gelangt der Reisende zu dem herrlichen Soldo der Villa Giacomo Appiani's. In Alcate ist der Pallast Clerici und der Garten Odescalchi der Aufmerksamkeit des Reisenden werth. Cantu, die dem Verfasser gleichnamige Stadt, war vormals die zweyte Hauptstadt der Martesana, wo die älteste Kirche von Galliano beachtet zu werden verdient. Eine andere Straße von Erba nach Paina führt über Inverigo, wo die Rotonde Cagliola's und der Pallast Crivelli's beschrieben werden. Ueber das romantisch wilde Thal Orrido wird ein durch den Aufenthalt in dieser Gegend eingeflößtes, früher ungedrucktes Gedicht Samuel Biava's mitgetheilt. Die beyden Orte Romanò und Villa Romanò sollen ihren Namen Römern danken, welche vormals die Brianza bewohnten. Agliate, auf beyden Ufern des Lambro gelegen, ist einer der ältesten Orte der Martesana,

dessen Name schon ein Jahrtausend hindurch geschichtlich, indem i. J. 881 Bischof Anspert von Biassono hier die alte Kirche stiftete. Zu Carate, einem Lieblingsaufenthalte der Königin Theodolinda, wird ihr der Bau des alten Thurmes zugeschrieben. In dieser Gegend findet sich nur in sehr großer Tiefe Wasser; so sind zu Desio die Brunnen neunzig Schuh tief; zu Seregno, im Hause Carlini's, hat der Brunnen hundert zwey und dreyßig Schuh, während zu Paina, das um sechzig Schuh höher liegt als Seregno, der Brunnen nur hundert neun und zwanzig, und zu Brugaccio, in der Nähe Paina's, gar nur zwey und zwanzig Schuh tief. Der Weg von Paina nach Monza führt über Seregio, Desio, Ligone und Muggio. Die schönste Villa in Desio's Nachbarschaft ist die Traversi (heute Cusani), in welcher der Abbate Amoretti den größten Theil seiner Reise nach den drey Seen schrieb, und wo römische, vom Antiquare Dr. Labus erklärte Inschriften. Das zehnte, eilfte und zwölfte Kapitel des Guida beschreibt einen Ausflug in die Valassina und Valsassina; von der ersten erwähnen wir nur Castellmarte's wegen der schönen Kupfersammlung des durch seine Costumi di tutte le nazioni und I Romanzi di Cavalleria berühmten Bibliothekars der Brera, Hrn. Dr. Giulio Ferrari's, und in der Valsassina zu Introbbio eines der schönsten Wasserfälle, welcher das Paradies der Hunde heißt. Die Berge der Valsassina sind die höchsten der Landschaft Como, und der Legnone ist höher als das Stilverjoch, nach welchem der Weg durch die Valsassina führt. Die wilde Alpengegend der Vallassina und der Valsassina bilden einen schneidenden Contrast mit den anmuthigen Thälern der Brianza. Die Geschichte der Vallassina, seines Vaterlandes, bearbeitete der Ingenieur Giuseppe Arrigoni, diese wird ein Seitenstück zu der der Brianza von Cantu bilden, welcher in zwey Bänden großoctav sehr ausführlich die Schicksale seines schönen Vaterlandes beschreibt. Sie beginnt von den Zeiten der ältesten Bewohner, der Orobier, welches Wort von ορος und βιος abgeleitet, Bergbewohner heißt, und noch heute in den Namen vieler Ortschaften der Brianza fortlebt, als: Orobbio, Marabbio Robiano, Robiate, Orobio, Introbbio und Montorobbio. Nach den Orobiern kamen die Celten, Herusker, Gallier, Römer, deren Spuren nicht nur in den celtischen, gallischen und römischen Namen der Ortschaften nachgewiesen werden, sondern von den Römern sich auch in vielen Steinen und Inschriften erhalten haben. Der Verkünder des Christenthums in der Brianza war der heil. Simplicius, und der heil. Augustin bereitete sich zu Cassago zur

Taufe vor. In diese Zeit des ersten Christenthums in der Brianza gehören die Baptisterien von Barzano und Agliate. Aus dem letzten Orte war der heil. Dazius, der Bischof von Mailand, welcher mit Belisarius, dem Feldherrn Justinian's, unterhandelte, so daß die Brianza mit Mailand, nach der Herrschaft der Hunnen und Gothen, den Byzantinern anheimfiel. Die eigentliche Geschichte der Lombardey aber, und folglich auch der Brianza, beginnt erst mit den Longobarden, deren Königin Theodolinda mit ihrem Gemahle Autari zahlreiche Denkmale ihrer Frömmigkeit und Weisheit zurückließ; sie trocknete die Sümpfe von Rovagnate aus, während Autari zu Montebaro die Franken von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf das Haupt schlug. Das achte Kapitel gibt eine Uebersicht des Feudalismus im zehnten Jahrhundert, und das neunte Kapitel einen Ueberblick der Municipalverfassung im eilften; im zwölften begannen die Kriege zwischen den Brianzern und Comaschern. Die Bewohner der Martesana und Lecco's lagen zehn Jahre belagernd vor Como, wie die Griechen vor Troja. Die Völker der Brianza waren die Verbündeten Friedrich Barbarossa's, welcher nach der Zerstörung von Mailand in den Städten der Brianza und in denen der Lombardey Vicarien und Podestas einsetzte. Pinamonte von Vimercato stand an der Spitze der Abgeordneten von drey und zwanzig Städten, welche sich im Kloster Pontida versammelt hatten, um von Friedrich die Rückkehr der verbannten Mailänder zu erhalten. Nach der von ihm verlornen Schlacht zu Legnano sprach Pinamonte mit seinem Landsmanne Lotterio Medici von Novate zu Gunsten der Mailänder auf dem Congresse zu Pontida. Nach Friedrichs Tode wucherte zu Mailand der Samen bürgerlicher Kriege unter der Regierung des Erzbischofs, des Podesta und der zwölf Consule, welche letzte zusammen der Kreditrath (consiglio della Credenza) hießen. Diesem entgegen bildeten sich mehrere politische Gesellschaften, wie die Società della Motta, an welcher mehrere Familien der Brianza, wie die Annoni, Medici, Carcano, Mandello, Piropano, die Herren von Velate, Bevolco, Giussano, Agliate, Lurago und die Torriani von Val-Sassina Theil nahmen. Eine zweyte Gesellschaft, aus der Blüthe der Jugend, bildete sich zur Huth des Caroccio, d. i. des Bannerwagens; sie nannten sich la Società dei Gagliardi. Eine dritte Gesellschaft von Künstlern und Handwerkern, mit roth und weiß getheilter Fahne, nannte sich la compagnia della *Credenza di Sant' Ambrogio*. Die Bewohner der Martesana benützten die Unruhen Mailands, um sich zur unabhängigen Re-

publik zu erklären, kehrten aber dann wieder unter ihre vorigen Herren zurück, indem sie dem Kloster Sant Ambrosio's zu Mailand und dem Erzpriester von Monza Tribut zahlten. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts verherrlicht den Namen der Herren von Val-Sassina, welche ihre Belehnung mit diesem Berglande vom heil. Ambrosius herschreiben, der Graf Tazio, dessen Neffe Martino della Torre von riesigem Körperbau, in dem Kreuzzuge am Grabe des Erlösers den Martyrtod starb. Pagano della Torre ward nach der Niederlage Kaiser Friedrich's II. zu Camporgnano und Cassina Scanasio von den Mailändern eingeladen, die Zügel ihrer Regierung zu übernehmen. Nach seinem Tode (6. Jänner 1240) folgte ihm sein Neffe Martino unter dem Titel: Anziano della Credenza. Nach dem Waffenstillstande von Parapiago ward der Friede im Kloster von Sant Ambrosio zu Mailand geschlossen, wo als Abgesandte der Martesana die Kapitäne Pirovano, Mandello Carcano und Alberto Confalonieri, dieser als Deputirter der Gesellschaften der Motta und Credenza. Die Confalonieri Grafen von Agliate waren eine der reichsten und mächtigsten Familien der Brianza; von den Plebejern hart bedrängt, beriefen sie den Tyrannen Padua's, Ezzelino, um ihm die Herrschaft von Mailand anzutragen. Er starb an einer an der Brücke von Cassano erhaltenen Fußwunde zu Soncino (8. October 1259) ohne Zeichen von Reue. Die Einwohner der Martesana, Lecco's und Val-Sassina's erklärten sich zu Gunsten der Torriani, welche, befürchtend, daß ihnen die zahlreichen Schlösser der Brianza, wenn sie in die Hände ihrer Gegner fielen, verderblich würden, die Zerstörung derselben befahlen. Otto Visconti, der Erzbischof von Mailand, bemächtigte sich auch der weltlichen Herrschaft nach dem Gemetzel der Torriani zu Desio (i. J. 1277), welchem nur zwey Torriani (Cassone und Goffredo) durch ihre Abwesenheit zu Cantù entgingen. Durch den zwischen den Visconti und Torriani, den beyden mächtigen, sich um die Herrschaft Mailands und der Brianza streitenden Familien, zu Brivio abgeschlossenen Waffenstillstand wurde die Brianza nur auf kurze Zeit beruhigt. Die Torriani erlagen der Uebermacht ihrer Feinde, der Visconti, und die Herrschaft der Brianza kam unter die Herrschaft von diesen. Unter den mächtigen Familien, welche sich als Lehensherren in der Brianza durch Ehrgeiz und Streitsucht auszeichneten, waren die Parravicino von Como, deren Name noch heute der Ort bey Alserio trägt, und deren Gegner die Vitani, die Melosi und Rustici von Vimercato, die Variani und Pili von Missaglia, die Origo

und Moltano von Sirone, die Sacchi und Parravicino von Bucinigo, die Annone und De Capitani von Imbersago, die Torrevilla, die Lesmo, die Medici, die Corrado, die Aderardi, die Petroni, die Beretta, die Arrigoni, Amigoni und Grassi von Cantu, lauter edle Familien, deren die meisten noch heute fortleben, und die damals, als Guelfen und Ghibellinen sich bekämpfend, das Faustrecht im vollen Maße übten. In diesen Wirren bürgerlicher Parteyen bildeten sich auch religiöse Secten, wie die Gläubigen von Concrezzo, an deren Spitze Stefano Confalioneri von Agliate allen Neuerern Schutz gab. Die Ketzereyen der Valteliner erstreckten ihre Aeste bis in die Brianza, in welcher aber im J. 1336 der heil. Miro geboren ward, welcher hundertjährig am Ufer des Comersees starb. Vom J. 1333 datirt in der Brianza die Oberherrschaft der Visconti, indem sich Azzone Visconti, Lecco's, Cantu's und der Martesana bemächtigte, Bernabò die Schlösser von Desio und Trezzo baute. Galeazzo Visconti entschied den Gränzstreit zwischen dem mailändischen Gebiete und der Brianza am 12. Nov. 1385 durch eine feyerliche Erklärung, welche sofort Richtschnur und Gränzurkunde blieb. Die Namen der Ghibellinen und Guelfen, welche ursprünglich die Anhänger des Papstes und des Kaisers bezeichneten, wovon jene weiße Waffenbinde und weiße Rose, diese rothe Waffenbinde und rothe Rose auf den Mützen trugen, wurden bey jedem Anlasse als Losungswort der sich bekämpfenden Parteyen mißbraucht. In der Brianza hießen alle Anhänger des Herzogs von Mailand Ghibellinen und ihre Gegner Guelfen. Auf Giovanni Maria Visconti's Befehl bemächtigte sich sein Hauptmann Pandolfo Malatesta des Schlosses Trezzo, der festesten Burg der Guelfen, suchte sich aber dann als unabhängiger Herr zu behaupten, und Facino Cane erwarb reiches Erbtheil an Ländereyen in der Brianza, als Cantu, Cassano, Val-Sassina; seine Gemahlin Beatrice Ditenda ehelichte in zweyter Ehe den Herzog Filippo Maria Visconti, welcher, der letzte dieses erlauchten Herrscherhauses, unter den Dolchen der Verschworenen endete, nicht im J. 1476 (wie durch Druckfehler steht), sondern 1446. Filippo Maria Visconti, welcher den herzoglichen Thron i. J. 1412 bestiegen, war durch Bande der Verwandtschaft enge mit Francesco Carmagnola verbunden, welcher sich des Kastells von Lecco bemächtigte, und also den Ruhm seines Namens auch weit durch die Brianza verbreitete. In den Kriegen zwischen Mailand und Venedig war die Brianza der Schauplatz derselben. Der letzte Visconti hatte nur eine Tochter Bianca Maria hinterlassen;

sie ward die Gemahlin Francesco Sforza's, welcher der Zügel der Herrschaft von Mailand und der Brianza sich bemächtigte. Nachdem mit wechselndem Waffenglücke zwischen den Mailändern und den Venetianern am Berge San Ginesio und zu Brivio gefochten worden, gaben für Sforza die Familien der Brianza, welche sich mit ihm vereinten, als: die Adda von Olginate, die Nava von Barzanò, die Riva von Galbiate, die Isacchi von Barzago, den Ausschlag. Durch einen am 3. März 1450 zu Vimercato unterschriebenen Vertrag ward Sforza's Herrschaft über Mailand feyerlich anerkannt, und vier Jahre hernach der Friede zwischen den Venetianern und Sforza zu Lodi geschlossen. Sforza starb am 8. März 1466 fünf und sechzig Jahre alt; eines seiner rühmlichsten Werke ist der Naviglio, d. i. der schiffbare Kanal der Martesana, durch welchen das Wasser der Adda bis nach Mailand geleitet worden; die Einkünfte dieses Kanals verschrieb Galiazzo Sforza, welcher auch nicht Eine der Tugenden seines Vaters Francesco geerbt hatte, der Lucia di Mariano, Gemahlin Raverti's, einer seiner zahlreichen Buhlerinnen: »als Anerkennung ihrer Schamhaftigkeit, Natürlichkeit und einzigen Schönheit.« — »Unglückliche Zeiten,« ruft der Verfasser aus, »in welchen geschändete Ehre mit derselben Freymüthigkeit proclamirt ward, mit welcher unsere Regierungen Frieden, Gerechtigkeit und Religion anempfehlen.« Galéazzo fiel in einer von einem Schulmeister angezettelten Verschwörung (1476), und sein Sohn Giovanni folgte ihm unter der Vormundschaft seiner Mutter Bona und seines Oheims Lodovico el Moro. Enea Crivelli war unter dem Namen eines Commissärs der Statthalter Sforza's über die Brianza, Trezzo, Val-Sassina und Lecco. Unglücklicher Weise hatte der Herrscher Mailands die Hülfe Carl's VIII., Königs von Frankreich, angerufen, dessen Nachfolger, Ludwig XII., die Herrschaft Mailands sich selbst anzueignen suchte. Ludovico il Moro rief zu Innsbruck die Hülfe Kaisers Maximilian, und zu Konstantinopel die Sultan Bajesid's an. Am 4. Februar 1500 zog Ludwig der Mohr nach fünfjähriger Abwesenheit wieder in Mailand ein mit sechzehntausend von Francesco San Severino befehligten Schweizern und tausend deutschen Kürassieren. Zu Mortara schlug er sich mit dem berühmten Marschall Gian Giacomo Trivulzio, maniaco fautore della potenza francese. Dieser hätte gerne die ganze Lombardey für immer den Franzosen unterjocht, aber durch die Schlacht von Pavia und die Gefangenschaft Franz I. (25. Februar 1525) ward das Schicksal Italiens anders entschieden. Unter diesen Kriegsläufen, in welchen die Guastatori (die Renner und Brenner)

die Brianza überschwemmten, erhob sich in derselben die Macht Giacomo de Medici's, des Herrn von Musso, Chiavenna und Monguzzo. Die listige Lucia Raverti (?), Reverta (?), Riverta (?) (auf diese dreyfache Weise schreibt der Verfasser den Namen) erhielt für ihren unehelichen Sohn die Errichtung der ihr von ihrem Buhlen geschenkten Ländereyen in ein Herzogthum, mehrere Lehen wurden von den Spaniern verkauft. Der erste Theil der Geschichte schließt mit der Geschichte religiöser Stiftungen, mit der Geschichte der Wissenschaft und der Kunst zu dieser Zeit in der Brianza, wo Bettino im J. 1488 sein Gedicht Letilogia dem Cardinal Ascanio Sforza widmete, Giovanni Matteo Ferrario von Agrate zu Pavia die Arzneykunde lehrte, Leonardo da Vinci i. J. 1490 durch ein Freskogemälde Erba, und Lunio die Kirche von Maggianico durch seine Gemälde verherrlichten.

Der zweyte Theil beginnt mit der Geschichte des Wallfahrtsortes der Valetta, wo die Grabstätte des heil. Girolamo Miani, des Vaters der Waisenhäuser, des Patrons aller Kinderwartanstalten, welcher im selben Jahre 1481 als einer der größten Wohlthäter der Menschheit geboren ward, in welchem einer der größten Tyrannen, Mohammed II., zu Konstantinopel gestorben. Nach einer kurzen Biographie desselben wird das Autodafé von Hexen erzählt, welches die Dominikaner zwischen Lomagna und Osnaga an einigen als Hexen angeklagten unglücklichen Weibern vollzogen. Die Erzählung zweyer solcher Hexenprozesse, welche ein Jahrhundert früher, nämlich in der Hälfte des funfzehnten Statt hatten, findet sich schon im fünf und dreyßigsten Kapitel. Die unglückliche Epoche des schauderhaften Fanatismus der Hexenprozesse erstreckt sich durch drey Jahrhunderte, vom Beginne des funfzehnten bis zu Ende des siebzehnten, und nach den uns bekannten Urkunden vaterländischer Geschichte hierüber zu urtheilen, war die Wuth derselben gerade gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, wo man sie schon im Abnehmen vermuthen sollte, in Steyermark aufs Höchste gestiegen. Auf dem Rathhause zu Hainburg in Oesterreich befinden sich die Schriften von einem halben Hundert Hexenprozessen, und in dem Archive von Hainfeld in Steyermark die vollständigen Acten eines der berühmtesten Hexenprozesse vom J. 1674 und 1675, in welchen mehrere Hexen (deren aber keine von Rieggersburg, wie die Sage dort irrig erzählt) verbrannt wurden, und Georg Agricola, der als der Haupthexenmeister angeklagte Pfarrer von Hazendorf, im Kerker von Feldbach gewaltsamen Tod fand Der Hofcommissär dieses berühmten Hexenprozesses war der damalige österreichische Regierungs-

rath und nachmalige Regierungspräsident Graf Ernst v. Purgstall; da er durch die Hand seiner Gemahlin, Regina Freyin v. Galler, Tochter Elisabeth Katharina's Freyin v. Galler, der Befestigerin von Rieggersburg, Mitbesitzer dieses steyermärkischen Mont-Michel ward, so entstand wahrscheinlich hieraus die Sage von der Beschließerin, Blumenzüglerin, deren Zimmer zu Rieggersburg mit eben so vielem historischen Grunde für das Zimmer der Hexe galt, als zu Greifenstein vom Thorwärtel ein hölzerner Saustall als der Ort gezeigt wird, wo Richard Löwenherz eingesperrt gewesen seyn soll, über welche Dummheit sich dann viele englische Reisende in ihren Reisebeschreibungen und außer denselben unnütz geärgert haben. Auf dem Schlosse von Gleichenberg befindet sich das kurze Protokoll von einigen und vierzig Hexenprozessen, deren Schlachtopfer binnen der kurzen Zeit von zwey Jahren (1689 bis 1691) verbrannt wurden, so daß noch zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts im Süden Deutschlands die Scheiterhaufen flammten, wie zu Beginn desselben im Norden der dreyßigjährige Krieg. Die Ursachen solcher Unmenschlichkeiten und Abscheulichkeiten liegen wohl zunächst in dem Fanatismus jener Zeit zu Tage, aber bey alledem sind die geheimen Triebfedern so vieler dieser ganz unbegreiflichen Hexenprozesse und beeideten Aussagen von Teufelsverführung noch nicht genug ans helle Licht historischer Untersuchung gezogen, was nur durch die Kundmachung der Acten solcher Hexenprozesse bewirkt werden kann. Nach den uns aus den Archiven von Hainfeld und Gleichenberg bekannten Acten scheint es fast, daß in jener Zeit der Wirren ungrischer Unruhen und türkischer Kriege, und großer Eigenmächtigkeit der Adeligen sowohl als der Geistlichen, sich aus dem Abschaume derselben eine Gesellschaft zusammengethan, welche Mägde und Weiber in ihrer Jugend sinnlich mißbrauchte, und die verlassenen oder ungetreuen in ihrem Alter dem Scheiterhaufen überließ. Außer dem historischen Lichte, was hiedurch über den wahren Grund und Anlaß so vieler Hexenprozesse verbreitet würde, müßten sich in der Untersuchung des angeschuldigten Teufelsglaubens mehrere für die Geschichte des Aberglaubens und des Zusammenhanges desselben mit alten Religionslehren interessante Daten herauswerfen; so z. B. erscheint in einem der in vorliegender Geschichte (I. 275) erzählten Hexenprozesse eine Sybille mit Gänsfüßen, welche sich bald groß, bald klein zeigte, und welche keine andere als der Teufel seyn konnte, welcher den Sohn der Frau Polissena di Befana und mehrere andere Kinder krank gemacht. Diese Sybille mit Gänsfüßen ist augenscheinlich die Reine Pedauque der Franzosen, deren Abbildung auf

den Mauern der von Millin irrig für einen alten Tempel gehaltenen achteckigen gnostischen Kirche zu Montmorillon sich befindet [1]). Solcher Teufelsspuk des Aberglaubens wurzelte augenscheinlich in der Ikonologie gnostischen Unglaubens des Mittelalters. Auf die Verzweigung gnostischer Lehren aus dem dritten und vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung durch volle tausend Jahre bis herunter ins dreyzehnte und vierzehnte Jahrhundert hat Rec. zuerst in dem Mysterium Baphometis revelatum aufmerksam gemacht, aber wenig Glauben gefunden, bis das Daseyn gnostischer Lehrer und Secten, und ihrer Verzweigungen bis tief herunter ins Mittelalter durch Matter's Geschichte des Gnosticismus im selbem außer allen Zweifel gesetzt worden. Einen neuen Beytrag hiezu wird die so eben vom Advokaten Carlo Pancaldi auf Subscription angekündigte Geschichte der bisher ganz unbekannten Gesellschaft der Gaudenti [2]) in Bologna liefern, welche schon von Alexander VI. aufgelöst, von Sixtus V. gänzlich unterdrückt ward, und deren Epilog eine neue Erklärung des drey und zwanzigsten Gesanges von Dante's Hölle enthalten wird. Pancaldi hat sich durch die Erklärung mehrerer historischer Denkmäler, namentlich einer etruskischen Isis [3]), und durch Bemerkungen über die Deutungen des Räthsels Aelia Laelia Crispis [4]) bereits als Geschichtsforscher und Archäolog bekannt gemacht, so daß seine Geschichte des Gaudentismus die durch den Prospectus erregten Erwartungen erfüllen dürfte.

Das sieben und dreyßigste Hauptstück beschäftigt sich mit dem Leben eines der edelsten und größten Menschen, nämlich des heil. Carolus Borromeus, in so weit sich seine Sorgfalt zur Zeit der Pest und durch andere wohlthätige Stiftungen auch über die Brianza erstreckte; seine Wohlthätigkeit und unermüdete Anstrengung für das Heil seiner Diöcese hörten nur mit seinem Todestage (3. Nov. 1584) auf:

---

[1]) Voyage dans les Départemens du Midi de la France; par Aubin Louis Millin, p. 739; und: Mysterium Baphometis revelatum im sechsten Bande der Fundgruben des Orients S. 95.

[2]) Storia critico-filosofica del Gaudentismo in Bologna tratta nella maggior parte da preziosi e singolari monumenti che diligentemente disegnati la decoreranno in tavole e che potrà servire di nuovo commento al Canto XXIII dell' inferno di Dante, dell' avvocato Carlo Pancaldi.

[3]) L' Isi etrusca, Idoletto trovata fra rovine di Carena al Sesso fuori porta Saragozza di Bologna. Bologna 1836.

[4]) Osservazioni intorno gl' interpretamenti allo emigma Aelia Laelia Crispis, lettera di A. C. P. Bologna 1838.

»In diesem Jahre, nachdem er die eilfte Synode seiner Diöcese gehalten, viele Einrichtungen in Betreff der auswärtigen Vicarien getroffen, setzte er den Orgien des Carnevals ein Ziel, machte Anstalten für die Beobachtung der Faste, baute die Kirche der Madonna zu Rho mit einem Collegium von Priestern, und beschloß, ein Spital für Genesende zu bauen. Diese fromme Absicht wurde später von Gaspare Visconti, seinem Nachfolger, ausgeführt, welcher den Vätern der Congregation St. Johanns von Gott das Local einräumte, wo sich noch heute die fromme Congregation der Fate bene fratelli befindet.«

Hiezu sey bemerkt erstens, daß die Orgien des Faschings damals zu Mailand sich tief in die Fasten erstreckt haben müssen, weil selbst nach der Beschränkung des heil. Carls Borromei der Carneval zu Mailand noch heute eine Woche länger dauert als anderswo; zweytens, daß der schöne Name der barmherzigen Brüder: Fate bene fratelli, zu Mailand auch insgemein noch um zwey Wörter verlängert, als Frati fate bene ai fratelli (Brüder thut den Brüdern Gutes) üblich ist. Die zwanzig Jahre von 1596 bis 1616 waren Jahre des Unglücks für die Brianza und für die ganze Lombardey unter spanischer Herrschaft.

»Damals brachen in Italien alle die Vorurtheile und Fehler des spanischen Charakters herein, der Trotz, das höfische Benehmen, der edle Müßiggang, die Verachtung der Armuth, die Primogenitur griff alles verschlingend um sich, und alle jüngeren Söhne wurden zum Priesterthume oder zum Soldatenstande verdammt. Die bestehenden Titel des Adels warrn nicht hinreichend, es wurden neue geschaffen, und ein auf Unsittlichkeit gegründeter Codex von Serventismus eingeführt, vermög welchem keine Frau sich öffentlich allein zeigen, und der Mann nicht, ohne lächerlich zu werden, sein eigenes Weib begleiten durfte. Die übeln Folgen einer solchen Ausgelassenheit der Sitten verderbte die ganze Bevölkerung Italiens. Die zerrissenen Familienbande untergaben die Frauen unedlen Ansprüchen und Verträgen, bevölkerten das Land mit unehelichen Kindern, und was das Aergerlichste, löschte in den Gemüthern alles Gefühl von Schamhaftigkeit und Biedersinn (Galantuomismo) aus. Der Familienvater, der wahren Abstammung seiner Kinder nicht vergewißt, konnte natürlich für ihre Erziehung nicht mit gehöriger Lust und Liebe sorgen, und bestimmte nach seinen Wünschen die Kinder noch im Mutterschooße zu einem ihren Neigungen entgegengesetzten Stande. Alle Schmeicheleyen, alle Gunstbezeugungen wurden an den zum Erben des großen Vermögens bestimmten Aeltesten verschwendet; er allein saß an dem väterlichen, den übrigen Söhnen versagten Tische. Die enterbten Söhne, um ein ihrem Stande nicht unangemessenes Leben zu führen, gingen ins Kloster und ins Heer, wohin sie berühmte Titel und die Eitelkeit reicher Verwandtschaft trugen. Unter anderen Unordnungen dieser Zeit war die zügellose Ausgelassenheit einiger junger Herren, welche, in kleine Compagnien gesammelt, die Nacht durchschwärmend, ärgerlichen Galanterien mit Weibern von den untersten Klassen des Volkes nachgingen.«

Dieses letzte stimmt so ziemlich mit der oben geäußerten Vermuthung über die Ursachen der Vervielfältigung der Hexenprozesse in dieser Zeit zusammen.

»Dieß geschah unter den Reichen; die Armen, welche immer die großen Herren nachzuahmen pflegen, überließen sich ebenfalls der Sittenverderbniß, woraus dann ein unersetzlicher Schaden für Handel, Kunstfleiß und Ackerbau erwuchs. Diese Abnahme an Erzeugnissen hatte zu gleicher Zeit Statt, als die Spanier immer in Kriege verwickelt, und des Geldes bedürftig, die Steuern und Auflagen beständig erhöhten. Ein neuer Gegenstand der Unterdrückung war die Menge der Lehensbesitzer, welche im siebzehnten Jahrhundert die Brianza unter sich theilten, und den Zustand des Volkes noch mehr verschlimmerten. Die Herren, welche eine Summe ausgegeben, um sich den Lehensbesitz von Ländereyen zu verschaffen, drückten schwer auf den Bürger und Handwerker, um in der möglichst kürzesten Zeit ihre Ausgaben wieder hereinzubringen, und das Gefolge der Schnapphähne, womit sie umgeben waren, zu unterhalten, und die Stimme der Gerechtigkeit zum Schweigen zu bringen, wenn sie vielleicht zur Rechenschaft gezogen würden. Die Könige Spaniens, wiewohl entfernt, suchten diese Uebergewaltigen zu unterjochen, aber ihre wiederholten Dekrete wurden verachtet oder vergessen; die Schmeicheley hatte ihren höchsten Gipfel erreicht. Die Literatoren und besonders die Professoren des Rechtes erfanden einem Lehensherrn zu Gefallen fabelhafte Genealogien, die gewöhnlich bis zum gemeinschaftlichen Vater Adam hinaufstiegen; diese lange Reihe von Vätern schmeichelte dem Ehrgeize der Reichen, vermehrte denselben, und setzte in ihren Augen den Haufen, welcher den Namen seiner Vorväter nicht kennt, um so tiefer herab. Sie hielten in ihren der Menge unzugänglichen Schlössern, vor welcher nie die Zugbrücke niedersank und die Angel der Thore nie knarrten, welche mit Raubvögeln, deren Flügel weit ausgebreitet, und die Kopf vorunter angenagelt, oder mit dem Kopfe eines Raubthieres geziert waren. Dort erhielten sie ihre Unabhängigkeit, und setzten sich in Sicherheit, indem sie nach ihrer Laune Unbill, Betrug, Uebergewalt und Mordthaten auf einander häuften. Einer dieser Raubritter war Francesco Secco Borella, der Lehensherr von Vimercato, in der ganzen Umgegend; ein Gian Paolo Osio von Usmate« u. s. w.

Nach einem Berichte ihrer Gewaltthaten wird der Ruin des verhängnißvollen Jahres 1628, mit dessen Schilderung auch Manzoni's Roman I promessi sposi beginnt, mit den Worten des aus der Brianza gebürtigen Geschichtschreibers Giuseppe Ripamonti, des Doctors der ambrosianischen Bibliothek, beschrieben. Ueber seine näheren Lebensumstände gibt das ein und vierzigste Hauptstück, so wie das folgende über die Lebensumstände mehrerer berühmter gleichzeitiger Männer Bericht. Die Verheerungen der Lanzichenecchi (Landsknechte, nicht Lanzenknechte) in der Val-Sassina und zu Lecco i. J. 1629, so wie die im nächsten Jahre darauf folgende Pest sind den Lesern der Promessi sposi bekannt. Der Volksaberglaube, daß die Pest durch böswillige Hexenmeister und Einsalber (untori) verbreitet werde,

hat sich noch zweyhundert Jahre später zur Cholerazeit bey allen ungebildeten Klassen der Völker mit derselben Barbarey herausgestellt. Wie die Verheerungen der Landsknechte die Vorläufer der Pest in der Val-Sassina und der Brianza, so waren die Nachzügler derselben die Franzosen, welche Hälfte April 1635 unter dem Duc de Rohan über die Valtellina hereinbrachen. Die drey folgenden Kapitel (das XLIV., XLV., XLVI.) handeln von den großen, um diese Zeit gebildeten Lehen der Brianza, deren beyde größte die der Familie Crivelli und Adda, dann die der Airoldi, Monti, Archinti, Sirtori, Malaspina, Brebbia, Sarmani, Lucini, Aresi, Carpani, Orrigoni, Pietrasanta, Parravicini, Giussani, Omodei, Calderara, Carcano, Dugnani, Erba, Visconti, Stampa, Confalonieri, Cavenago, Imbonati, Arbona, Besozzi, Origo, Gemello, Casati, Bonelli, Carera, De-Capitani, Trotti u. s. w.; die in der Note mitgetheilte Liste der Lehen der Martesana im siebzehnten Jahrhundert beläuft sich über ein halbes Hundert. Einige dieser Lehensherren wurden von Basilio Bertucci in seinem Bacco in Brianza gepriesen. Spanien und Frankreich, die sich immer als feindlich entgegenstehenden Mächte, hatten in Italien entschiedene Parteygänger, die Franzosen in den Mailändern, die Spanier in den Herzogen von Mantua und Savoyen. Nachdem der Herzog von Mantua sich aber mit den Franzosen ausgeglichen, erlaubte er dem Herzog von Modena, Feind der Spanier, den Weg nach Valenza einzuschlagen, um sich mit dem französischen Heere zu vereinigen; am 14. Julius 1658 ging der Herzog von Modena über die Adda. Im XLVIII. Kapitel, welches von den Militär- und Civil-Einrichtungen der Lombardey und der Brianza in der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts handelt, wird einer Verordnung Grida (vom 24. Sept. 1671) erwähnt, welche wegen der zu Wien ausgebrochenen Pest allen Ortschaften von vierzig Feuerstellen an den Seen von Como und Lecco sich abzusperren befiehlt. Statt esempio di quarantana steht hier wohl nur durch Druckfehler esempio di quarant'anni. Im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts war die Brianza abermals der Schauplatz der Waffenthaten der französischen und deutschen Heere, deren Heerführer Prinz Eugen und der Marschall Vendome zwischen Trezzo und Cornate vor der Villa Paradiso der Jesuiten ihre Kräfte maßen in kurzer und blutiger Schlacht, nach welcher sich Eugen zurückzog, und die Statthalterschaft von Mailand übernahm. Laut dem am 13. März 1706 zwischen Oesterreich, Spanien und Frankreich geschlossenen Vertrage kam die Lombar-

dey, und folglich auch die Brianza, in Oesterreichs Hände. Die segensreiche Regierung Maria Theresias und die Reformen Kaiser Josephs sammt den Veränderungen in Kirchensachen werden im LIsten und LIIsten Hauptstücke erzählt; im folgenden die Begebenheiten der Brianza in Folge der französischen Revolution, die Pflanzung des Freyheitsbaumes, die Errichtung der cisalpinischen Republik, der Friede von Campo Formio, der Einmarsch der österreichisch-russischen Heere, die dreytägige Schlacht an der Brücke von Lecco, die Schlacht von Verderio ein Jahr darnach (28. April 1799), der Uebergang Bonaparte's über den St. Bernhard, die Vereinigung der Brianza mit dem Departement des larischen Sees, die Krönung Bonaparte's, der Einzug Kaisers Franz in der Brianza Ende 1815, der Besuch des Vicekönigs Erzherzogs Rainer, welcher durch Vallassina bis nach Val-Sassina ging; dann Bericht über die Werke der schönen Künste, als die Villa Amalia zu Erba, die Villa Traversi zu Desio, die Rotonde Cagnola's zu Inverigo; der von Canonica zu Monticello gebaute Pallast der Grafen Nava; die Kirchen von Masnaga, Besana, Bosisio, Galgiana, Gernetto und Vaprio di Somaglia. Das LIste und LVIste (das letzte) Kapitel behandeln mit heimatlicher Vorliebe die berühmten Männer der Brianza: Dichter, Redner, Feldhauptleute, Staatsmänner, Geschichtschreiber, Künstler, Rechts- und Gottesgelehrte; von diesen die Bischöfe Lodovico Manni von Cantu und Antonio Arrigoni von Galbiate; die zwey Priester Redaelli, der eine Prediger, der andere Dichter; die beyden De-Capitani von Vimercato, Pietro Paolo u. Giulio Cesare; die beyden Parravicini, Fabrizio der Arzt und Baltasare der Rechtsgelehrte; drey Perego (Camillo, Giovanni, Pietro). Diese außer der Lombardey unbekannten Namen verschwinden gegen die europäischen von Parini, Reina, Manzoni, Appiani, Cantu; Reina war der Gönner Parini's; Francesca Manzoni, die Dichterin, geboren zu Barsio in der Val-Sassina am 10. März 1710, verschwindet vor ihrem großen Namensgenossen, wie die Kerzenflamme vor dem Siderallicht; Barsio ist auch der Geburtsort des Zeitgenossen der Dichterin Manzoni, des Professors Giovenali Sacchi, welcher Verfasser mehrerer Schriften über die Musik, Verwandter des Mathematikers Battista Sacchi, und seines Bruders, des Arztes Giacomo Sacchi. Redaelli ist der Vorgänger Ignazio Cantu's durch seine Notizie sulla Brianza. der große Maler Andrea Appiani, wiewohl zu Mailand geboren, wird der Brianza vindicirt, weil seine Aeltern von Bosisio; der beyden Cantu und ihrer Werke ist

schon oben erwähnt worden. Giulio Ferrario, der Präfect der Bibliothek der Brera, der Verfasser zahlreicher Werke, deren berühmteste die Beschreibung der ältesten Kirche Mailands, die Sitten und Trachten aller Völker, und die Geschichte der italienischen Ritterromane, hat seinen Landsitz von Castelmarte mit einer reichen Gallerie von Kupferstichen verschönt; der Rechnungsrath Giuseppe Lodovico Crippa von Galbiate ist der Erfinder der Statilegia, d. i. eines Systems des Unterrichts im Lesen, wodurch derselbe erleichtert und beschleunigt wird; endlich der große Dichter der Brianza, Parini, dessen Tagzeiten bekannter als seine Lezioni, worin er die Grundsätze der schönen Wissenschaften auf die schönen Künste anwendet, und deren Beyspiele meistens Lehren sittlicher Weisheit, wovon der Verfasser eine Seite von Beyspielen mittheilt, wie: Poeta! non prostrar l'anima per rialzare il corpo. — Vecchio! la tua età, la tua canizie non potranno salvarti da un palpito importuno d'amore all'aspetto d'una lusinghiera beltà. Fa senno per non essere mostrato al popolo come spettacolo di giovanili delirj.

Wir verlassen nun die Rebenhügel und Zauberseen der Brianza, die romantischen Thäler und Felsengegenden der Vallassina und Val-Sassina, um an David Bertolotti's Hand Savoyen und die ligurische Seeküste zu durchwandern. Das Herzogthum Savoyen ist das nördlich von der Schweiz, südlich und westlich von Frankreich, östlich von Italien begränzte Gebirgsland, welches in sechs Landschaften zerfällt, nämlich: Die Moriena, Tarantasia, das Herzogthum Genevais, d. i. von Genf, Chablais (il Ciablese), die Freyherrschaft Faucigny (Fossigny) und das eigentliche Savoyen. Die cottischen, graischen und apenninischen Alpen trennen Savoyen von der Dauphiné, von Piemont und Wallis, und auf der diesen Alpen nördlich parallel laufenden Gebirgskette erheben sich die höchsten Häupter europäischer Gebirge, der Mont Buet, berühmt durch die auf dem Gipfel desselben angestellten physischen Versuche; der Mont Bernard durch den Uebergang der durch große Feldherren geführten Heere und durch die Stiftungen gastfreundlicher Menschlichkeit verherrlicht; der Montblanc, der Enceladus der Alpen, welchem am anderen Ende der Briareus derselben, nämlich der St. Gotthard, entgegensteht, zwischen welchen beyden der Mont Rosa und der Simplon aufsteigen. Die zwey großen Seen Savoyens, der von Annecy und der von Borghetto, erinnern in der schönen Sommerzeit an die zauberischen Seen der Lombardey; sieben kleinere (der des Mont Cenis, des kleinen St. Bernard,

Acquabelletta, Bolma, Scede, Flaine und Pormenas) erstaunen durch ihre Lage inmitten der wildesten Gebirge. Die Flüsse Savoyens sind die Iser, die Arva, die Leissa, die Drenza, der Arco, der Giffre, der Dorone, der Arli. Die Rhone, welche eine lange Strecke des westlichen Savoyens begränzt, nimmt die Gewässer desselben auf, und führt sie dem Meere zu. Savoyen hat Ueberfluß an Mineralquellen und Heilbrunnen aller Art, von schwefel- und eisenhaltigen, von salzigen und alkalischen. Die Weine von Monmeliano, Frangi, Seissello, Lucei, Sant Giovanni della Porta, Montermino und S. Giuliano beleben die Fröhlichkeit der öffentlichen Feste. In den von der Leissa und Iser bewässerten Thälern gedeiht der Maulbeerbaum, und die Feige reift an den Hügeln von S. Innocenzo. Das Honig von Schamuni erinnert an Virgil's: Aërii mellis coelestia dona; der grünliche Käs der Morienna und die Butter der cottischen Alpen verführt sich bis nach Rom und Paris. Die Wanderung Bertolotti's durch dieses romantische Gebirgsland beginnt mit dem Uebergange über den kleinen Bernard, auf dessen Gipfel die ältesten Bewohner des Landes dem Gott Pen, d. i auf celtisch dem Höchsten, einen Altar errichtet hatten, daher der Name der Apenninen; eben so alt ist der der Alpen, welches Wort in den Sprachen türkischen Stammes einen Helden bedeutet, wie denn der große Herrscher der Seldschuken Alparslan, d. i. Alplöwe, und die wackeren Waffengefährten Osman's und Urchan's, der beyden ersten Herrscher des osmanischen Reiches, als die Alpen in der Geschichte berühmt sind*). In der Landschaft Tarantasia tragen die Weiber zu Frontiera einen besonderen Kopfputz, dessen Ursprung sich in die Nacht der Zeiten verliert, und welcher dem rothbackigen Gesichte der Aelplerinnen sehr gut steht. Das aus den norischen Alpen genug bekannte Fensterln der Burschen und Dirnen heißt hier courir la trosse. Aus diesem Thale sind meistens die erwerbfleißigen Savoyarden, mit welchem Namen der Pariser jeden Rauchfangkehrer oder Schuhputzer bezeichnet, und worüber Millin in seiner Reise durch Savoyen und Piemont schon das Folgende bemerkt:

»L'active industrie, l'amour filial, l'attachement aux lieux qui les ont vu naître, la probité, la fidélité des Savoyards sont sans doute des titres à l'estime des hommes. C'est pourtant parce qu'on appelle de ce nom tous ceux qui

---

*) Alparslan ist der Gesch. des osm. Reichs I. 10; die Alpen Osman's ebenda S. 53, 56, 74; die Urchan's S. 83.

manient la brosse et la racloire, de quelque pays qu'ils viennent, que les habitans de la Savoie, ne pouvant renier leur patrie, prennent le nom de *Savoisiens* pour se distinguer de ceux qui vont mettre à profit leur force et leur adresse: vaine distinction. L'habitant de la Savoie doit grammaticalement s'appeler *Savoyard*.«

In dem höchsten Thale der Tarantasia Somma sind die Mineralquellen von Bonneval, durch welche dieser Name in der Naturgeschichte eben so berühmt, als in der osmanischen der des französischen Renegaten, welcher sich weder mit dem Minister Chamillard, noch mit dem Prinzen Eugen vertrug, und dessen Grabmal im Kloster der Derwische zu Pera. Eben so berühmt, als die Heilquellen von Bonneval, sind die von Della Perriere in der Nähe von Moutiers, der Hauptstadt Ober-Tarantasiens, wo eine Bergwerkschule, so wie Conflens, die Hauptstadt Unter-Tarantasiens, wo eine Metallgießerey. Der Fluß Arli theilt das Land der Alpencentronen von dem der Allobrogen, und die Bewohner der bovilischen Berge werden der rauhen Gebirgsgegend willen von einem Schriftsteller die Spartaner des alten Allobrogiens genannt. Der vierzehnte Brief, welcher die Straße von Ospitale enthält, beginnt mit dem unverdächtigen Zeugnisse, daß die Straßen der Lombardey die schönsten Europas, selbst die Englands nicht ausgenommen. Zu Megeva, dem Hauptorte des gleichnamigen Thales, erblickte das Tageslicht Muffat di S. Amor, Feldmarschall-Lieutenant unter Eugen, welcher den von einem Pascha erbeuteten Demantgürtel hieher in die Pfarre seiner Vaterstadt weihte. Der siebzehnte Brief gibt eine kurze Geschichte des alten Herzogthums von Genf, der achtzehnte und neunzehnte beschreibt die Ufer des Sees von Annecy, in deren Nähe der heilige Franziscus von Sales (bey Thorens) geboren, dessen Name in der Geschichte des Gebietes von Genf eben so unabweislich, als in der Mailands der Name des heil. Carls Borromei, wie dieser ein Wohlthäter der Menschheit durch milde Werke und wissenschaftliche Anstalten. Er gründete mit dem Präsidenten Faure zu Annecy die floremontanische Akademie, aus welcher der berühmte Grammatiker Vaugelas (der Sohn des Präsidenten Faure), der Vater des Wörterbuches der französischen Akademie, hervorging. Annecy liegt in nicht großer Entfernung zwischen Genf, Chamberi, der Hauptstadt Savoyens und Bonavilla, der Hauptstadt von Fossigni, wohin der Weg über den kleinen S. Bernard führt. Diese Straße wird im 21sten und 22. Briefe beschrieben, und zu Ende des letzten die Inschriften der Säule mitgetheilt, welche, i. J. 1824 errichtet, die unter der

Regierung Carl's des Glücklichen zur Eindämmung der Arva unternommenen Arbeiten und Bauten der Nachwelt überliefert.

»Fossigni ist der klassische Grund der Alpen, der Sammelplatz der Sommerreisenden, das Gebirgsland, das sich im längsten und liebsten Andenken erhält; Europas hervorragendster Berg (der Montblanc), von thürmenden Granitfelsen umgeben, die unermeßlichen und leuchtenden Eisfelder, die durch ihre Rippen durchscheinen, und bis in den Schooß glücklicher und grünender Thäler hinabsteigen, unabsehbare Eisgrotten, Wasserfälle von unvergleichlicher Höhe und Schönheit, klare Quellen, heranstürmende Ströme, die seltensten Alpenpflanzen, anderswo unbekannte Thiere, eine beständige Abwechslung von Annehmlichkeit und Schrecken, kurz alle Wunder der Alpen in engem Raume an leicht zugänglichen Orten zusammengedrängt, rechtfertigen die Vorliebe der Reisenden für Fossigni und den Ruf, den sich dieses Land erworben. Hiezu nehme man die metereologischen Erfahrungen, die geologischen Beobachtungen, die lithologischen Entdeckungen, welche die Deluc, Desaussure, Pictet, Trembley, Robilant, Dolomieu und andere berühmte Naturforscher auf den Gipfeln und Abhängen dieses Gebirges und dem Grunde der Thäler dieser Landschaft gemacht, so wird Niemand staunen, daß sie allein Stoff zu mehreren Büchern gegeben, als andere Landschaften Savoyens zusammen. — Die höchsten Gebirge Fossigni's sind wahrscheinlich die Alpes summae der Alten, eine Unterabtheilung der Apenninen.«

Der Montblanc wird von den Bewohnern der verfluchte Gletscher genannt, weil er zu allen Zeiten des Jahres mit Eis bedeckt ist, das nie schmilzt. Hier sind die unerschrockensten Gemsjäger, die kühnsten Forscher nach Krystallen. Von Bonavilla nach Chiusa geht die Straße durch ein ziemlich weites, durch die Arva bewässertes, oder vielmehr verwüstetes Thal. Chiusa, d. i. die Klause, hat seinen Namen von seiner Lage in der Felsenenge, welche das obere Fossigni von dem unteren theilt. Den Namen des Dorfes Aisa leiten einige von Häsus, dem gallischen Mars, ab. Die Stalaktitengrotte erinnert an die weiten romantischen Höhlen, in welchen die Ritter der Tafelrunde und die Paladine Kaiser Karls des Großen so wunderbare Abenteuer bestanden. Im funfzehnten Jahrhundert war dieselbe als Sitz von Zauberern und Hexenmeistern berühmt, die hier ihren Spuk trieben. Die lieblichen Schatten, die leuchtenden Quellen von Magland sind unter den Reisenden berühmt; man glaubt sich hier in die idyllischen Gegenden Geßner's und in das Dichtergebiet des Sängers der Jahreszeiten versetzt. Zwischen Balma und Magland ist die Gemeine Arache, der Geburtsort von Niklas Falquet, welcher nach Oesterreich auswanderte, und der, ein Schutzgenosse Eugens, von Kaiser Joseph I. zum Bürgermeister Wiens ernannt ward; er stiftete hier eine Kirche, und Niklas Saillet, aus demselben Dorfe, welcher seine Reichthümer ebenfalls zu Wien erworben hatte, eine Schule i. J. 1706.

Eine halbe Stunde außer Magland stürzt der Naat (auf celtisch Strom) von Arpenaz von einer Höhe von achthundert Fuß in die Tiefe; Ippolito Pindemonte hat darauf zwey Strophen gedichtet, deren hüpfendes Metrum vermuthlich den Wogentanz nachahmen soll. Die kleine Stadt Sallanca gibt den Reisenden Karren und Pferde zur Besteigung der Alpen. Gegenüber von Sallanca thürmt der Felsen Varens 1388 Klafter ober der Oberfläche des Meeres. Zu Passi (Vatusium) sind die Ueberbleibsel eines Tempels des Mars. Drey Miglien von Sallanca sind die Bäder des heil. Gervasius, von denen über Belvedere der Weg in das zauberische Thal von Schamuni geht, welches die Engländer Pococke und Windham erst vor einem Jahrhundert wie eine unbekannte Insel im südlichen Ocean entdeckt haben wollten.

»Stelle dir inmitten der höchsten Berge Europas ein vier Stunden langes, gleich breites, fünf bis sechs Klafter über das Meer erhobenes Thal vor; ein in tiefem Bette eingesenkter Fluß durchschneidet dasselbe der Länge nach, und Ströme und Bäche, die mit jedem Schritte überquer laufen, bewässern dasselbe, bald mit Wuth und Getöse niederstürzend, bald gefällig durch das Gras kriechend; zapfentragende und harztriefende Bäume bekleiden diese stolzen Abhänge bis zu großer Höhe; Wäldchen, Baumgruppen, frische Wiesen, Felder gelb von Aehren oder grün von Hanf und Leinsamen bilden wie einen großen englischen Park, inmitten von welchem anmuthige Dörfer sitzen, und bäuerische Kirchen sich erheben. Die Hütten der Hirten, die ländlichen Häuser lehnen sich rückwärts an Anhöhen, sie ziehen sich längs der Hügel fort, und bereihen von Strecke zu Strecke die Straße. Kühe durchirren alle Weiden, Bienen summen und hummen um ihre Körbe vor jeder Hütte. Mitten unter diesen so lieben und lachenden Aussichten grauenvolle Eisfelder, welche von ewig schneeigen Kuppen niederhängen, sich bis in die Thäler fortstrecken, den Paß derselben abzuschneiden drohen, und zur Seite der grünendsten Gebüsche, der wohlduftendsten Blumen den Anblick ewiger Unfruchtbarkeit gewähren Endlich ein in der Weite schallender Wasserfall und eine unermeßliche Eishöhle, aus welcher ein schäumender Strom hervorbricht. Aber ohne des Menschen Gegenwart flößt auch die schönste Gegend nur schwermüthige Gedanken ein; denke dir also überall Weiber und Knaben mit ländlichen Arbeiten beschäftigt, Landbewohner von hohen Formen und artigen Sitten, dazu ein beständiges Kommen und Gehen von Postwägen, von mehr oder weniger zahlreichen Karawanen, von Maulthieren, welche Reisende von allem Geschlechte, allem Alter, allem Range, allen Völkern tragen, und von Wegweisern begleitet sind, die lange eisenbeschlagene Stäbe führen; besonders stechen die vielfarbigen Mäntel der Engländer zwischen dem Grün der Wälder und der blendenden Weiße der Eisfelder ab. Vergiß nicht dabey die starken jungen deutschen Burschen, die mit dem Ranzen auf dem Rücken und mit der Fröhlichkeit der Gesundheit im Gesichte die Felsen emporklimmen, die Abgründe hinabgleiten, und die Wälder und Felsen in jeder Richtung durchziehen. Aus allen diesen Gegenständen setze dir ein Gemälde zusammen, in dessen Hintergrunde sich von dem Lazurblau des Himmels die

Pyramidenkegel der Berge im ewigen Gebiete des Eises, des Schnees und des Frostes hervorheben, und du hast, mein Freund, einen Umriß des Schamunithales. Aber eine leuchtende Sommersonne belebe und beseele dein Gemälde; denn dieses Thal, das schönste und bezauberndste der Erde, wenn dasselbe von Sonnenlicht überschwemmt, oder im phantastischen Mondstrahl unter heiterem Himmel, verwandelt sich sogleich in einen Sitz des Gräuels und der Schwermuth, wenn niedrige Wolken die buschten Umrisse desselben verschleyern, die Aussicht der Berge in der Höhe verhüllen, und die Straßen mit Koth verschlammen, kleinen Regen ergießend, der selbst oft in Mitte des Sommers vermischt mit eisiger Feuchtigkeit, von der es schwer zu bestimmen, ob es Schnee, Hagel oder Reif sey.«

Der Montblanc, 2462 Klafter über die Oberfläche des Meeres erhoben, der höchste der Berge Europas, nach welchem der Monte Rosa nur um 96 Klafter niederer, ward am 8. August 1786 von zwey Aerzten, Paccard und Jacob Balmat, zum ersten Male, und seitdem bis ins Jahr 1827 noch siebzehn Mal von unerschrockenen Naturforschern und Reisenden, deren größere Hälfte Engländer, erstiegen. Der zweyte Besteiger, Saussure, von achtzehn Wegweisern begleitet, führte der erste alle zu naturhistorischen Beobachtungen nöthigen Werkzeuge mit sich:

> Strumenti che trattar gode la bella
> Pensierosa *Sofia*, quando a se chiama
> *Esperienza*, sua fedele ancella;

wie Pindemonte in seiner in der Note mitgetheilten Beschreibung dieser wissenschaftlichen Unternehmung singt. Ein Schriftsteller von Genf hat den oberen Theil des Domes von Mailand mit seinen zahllosen Gipfeln, Thürmchen, Zinnen, Spitzen und Statuen nicht unwahr mit einem Gletscher oder Eisfeld verglichen. Von den Gletschern, die sich von dem Montblanc in die Thäler von Sciamoni senken, sind die beyden berühmtesten der von Bossoni und das sogenannte Eismeer, dessen schönster Anblick vom Montanvert:

> Salut...... terrible Montanvert,
> De neige et de glaçons entassemens énormes,
> Du temple des frimas colonnades informes,
> Prismes éblouissans dont les pans azurés
> Défiant le soleil dont ils sont colorés,
> Peignent de pourpre et d'or leur éclatante masse,
> Tandis que triomphant sur son trône de glace,
> L'Hiver s'énorgueillit de voir l'astre du jour
> Embellir son palais et composer sa cour.

Der Garten, zu welchem man gelangt, nachdem man das Eismeer durchschritten, ist die Oasis der Gletscher; inmitten einer Wüste von Felsen und Eis, wo kein Hälmchen Gras und

kein Zweiglein Gesträuch gedeiht, wo der Winter seinen ewigen Sitz aufgeschlagen zu haben scheint, stößt man auf eine grünnende, mit Blumenschmelz bedeckte Wiese, welche der Garten heißt.

»Außer den seltsamsten Bildungen der Oberfläche der Gletscher ist das überaus schöne Grün und Lazur zu bemerken, welches die tiefsten Spalten derselben schönfärbt, die Ströme, welche sich mit hohlem Getöse in die Abgründe stürzen; der in der Ferne donnerähnliche Bombenhall, hervorgebracht durchs Zerschellen der Eismassen, und von den Dämmen der Felsenblöcke und der Felsengeschiebe, welche der Druck ihres Gewichtes vor sich herjagt, Steinmuhren, welche an einigen Orten vollendeten Festungswerken gleichen.«

Zu dem Worte Muhr, auf französisch Morein, auf italienisch Mora, wird in der Note bemerkt, daß es von Muhr herstamme, welches im Celtischen einen Steinhaufen bedeutet. Dieses Mora kömmt in Dante's Fegfeuer im dritten Gesange im 129. Verse vor:

L'ossa del corpo mio sarieno ancora
In co' del ponte, presso a Benevento
Sotta la guardia della grave *mora*.

In der Uebersetzung von Streckfuß:

Nicht hätt er mein Gebein der Brück' entwendet
Bey Benevent, wo ihm ein schweres Maal
Zur sichern Huth der Feinde Hand gespendet.

Mora heißt hier der Steinhaufen, womit die Soldaten von Karl von Anjou das Grab bedeckt. Hiezu sey noch bemerkt, daß das Wort Muhr, welches im Celtischen ein Steinhaufen bedeutet, in den tatarischen Sprachen ein Flußname, wie die zahlreichen Flüsse, welche in Ostasien den Namen Muran tragen, und selbst die steyermärkische Mur, beweisen. Diesen Namen scheinen sie erhalten zu haben, weil sie zwischen Gebirgen und Felsenmassen sich durcharbeiten, und die Grundbedeutung der Mur als Flußname wäre demnach Gebirgsfluß, was bey der steyermärkischen Mur sich im vollsten Sinne bewährt. Die Gipfel des Montanvert und der schäumende Lauf des aus der großen Eishöhle hervorbrechenden Arveron begeisterte englische und französische Dichter:

Most fearful sights
Of pines uprooted by the blast; the rush
Of mighty floods; and thunder-riven rocks
That skirt the fetter'd waves of *Montanvert*.

So singt Fontanes:

Sapins du *Montanvert*, puissiez-vous me cacher!
Dans cet antre azuré que la glace environne,

Qu'entends-je? L'Arveiron bondit, tombe et bouillonne,
Rejaillit et retombe et menace à jamais
Ceux qui tentent l'abord de ces âpres sommets.

Der im Thale von Sciamoni dem Montblanc gegenüber sich erhebende Berg heißt der Brevan, und in der Vertiefung von beyden liegt der Ort Sciamoni. Durch das Thal von Sciamoni führt die Straße nach dem Walliserlande; dieselbe und die Umgegend des Montblanc wird beschrieben, so auch das Thal des Giffre. Im XXXI. Briefe wird der Weg von Chiusa nach Samoens verfolgt; dieser Ort hieß ehemals Septemonte, so wie auch das Thal Vallis septem Montium, von den sieben Bergen, welche dasselbe einschließen, ein Siebenbürgen im Kleinen. Die heilige Grundzahl Sieben, welche überall zu Tage liegt, behauptet auch in der Geographie ihre Rechte, denn nicht nur in den sieben Bergen oder Hügeln, wie hier, wie zu Ceuta, Rom, Constantinopel, Mekka, Medina und Jerusalem, sondern auch in den sieben Quellen (Sept-fontaines), in den sieben Wassern (septem aquae), in den sieben Inseln (Heptanisia in Indien, jenseits des Ganges), in den ägyptischen sieben Städten (Heptapolis), in den sieben Brüdern (Heptadelphi, der Beyname von Ceuta), in den Bewohnern der sieben Dörfer (Heptacometae am Ufer des Euxins), in Septimanien (dem narbonesischen Gallien) u. s. w. Samoens ist der Geburtsort des Cardinals Gerdil, des Vorkämpfers der Theologen, die sich der neueren Metaphysik wider die Metaphysiker des achtzehnten Jahrhunderts zur Vertheidigung der Offenbarung des Evangeliums bedienten. Gleich außer Samoens ist der schöne Wasserfall Nandant, und mehrere derselben bey Six im romantischen Thale, welches das Amphitheater der Cascaden heißt. Der Verfasser setzte seinen Weg gegen Norden über Tanige, Minussi, S. Giorio bis Tonone (Thonon) am Leman fort. Tonone liegt auf einem Vorgebirge, das links die grüne Bucht von Coudre und rechts das glückliche Delta von Ripaglia beherrscht. Die Aussicht von dem hohen Platze Tonone's über den Genfersee ist berühmt unter den Reisenden. In der Nähe Tonone's ward Amadeus VII., bekannt unter dem Namen des rothen Grafen, auf einer Eberjagd durch den Sturz vom Pferde tödtlich verwundet; sein schneller Tod zog seinen der Vergiftung unschuldig angeklagten Arzt Pietro di Stupinigo und den Ritter Otto di Grandson, welcher gleicher Angabe im Zweykampfe auf Leben und Tod entgegentrat, mit sich ins Grab. Grandson ruht in der Kirche zu Lausanne, auf dem Sargdeckel in voller Rüstung, jedoch mit abgehauenen Händen abge-

bildet, wie alle im Zweykampfe Erschlagenen abgebildet zu werden pflegten. Amadeus VII. starb zu Ripaglia, das berühmt durch seinen Tod, noch berühmter durch die Abdankung Amadeus VIII., des Salomons seiner Zeit, nach einer rühmlichen Regierung von 43 Jahren. Sieben Thürme, die er an der Seite des Klosters erbaut hatte, empfingen ihn und die sechs Ritter des heil. Mauritius, welche mit ihm sich in diese Zurückgezogenheit begaben, die nach Einigen eine religiöse, nach Anderen eine politische, nach Anderen eine philosophische war. Aus der Tiefe seiner Zelle vermittelte er den Frieden von Arras, kraft dessen die Engländer Frankreich räumten, und ließ sich die päpstliche Krone unter dem Namen Felix V. aufsetzen. Der Goldwerth der Tiare war 32000 Dukaten. Er war der Gegenpapst Eugens IV. und dann Niclas V., dem er den päpstlichen Sitz abtrat, und sich wieder mit seinen vertrauten Genossen, den sechs von S. Mauritius, er der siebente, in die genußreiche Einsamkeit Ripaglia zurückzog. Es ist zu wundern, daß der Verfasser nicht bey dieser Gelegenheit die von diesem wollüstigen Eremitenleben hergenommene französische Redensart Faire ripaille anführt, deren Etymologie in dem neuesten und vollständigsten französischen Wörterbuche von Napoleon Landais mit den folgenden Worten angegeben ist: *Ripaille*, faire la débauche à table. Il est populaire (de *Ripaille*, bourg de Savoie, dans le Chablais, sur le bord du lac de Genève, ou *Amédée* de Savoie, qui fut depuis le pape ou plutôt l'antipape *Felix* V., se retira pour y mener, dit-on, une vie délicieuse). Auf dem Wege von Tonone nach Evian sprudelt die eisenhaltige Quelle Amphion's, deren Besuch heute aus der Mode, dem der seifenhaltigen Quelle von Evian Platz gemacht hat. Weiter hinauf sind die Felsen von Meillerie, durch den Brief, den von diesem Gipfel Julie an ihren Geliebten schrieb, in der romantischen Welt für immer berühmt. Die Schilderung der beyden Ufer des Sees gibt der Verfasser in dem folgenden Bruchstücke aus Pindemonte's beschreibendem Gedichte des Genfersees:

Hollah! den Kahn! mir scheint der See zu sagen:
Wo könnte besser ich die Stunden täuschen?
O schöner, grüner Schauplatz, den umragen
So Städt' als Wald, und gold'nes Licht und Schatten,
Zerstreut, als wären sie das Werk von Mayen.
Weß' Seele will von Traurigkeit ermatten,
Der komm' zu dieser Hügel reichen Auen,
Die mich erheiteren, den Kummersatten.
Er komme her, die Ufer anzuschauen,
Die sich zurückziehn krümmend ein im Bogen,
Zu der Umarmung von der Fluth, der blauen,

Der Wasser, welche froh der Last gewogen,
Sich schmiegen unter jenem list'gen Nachen
Der Fischen lauert, so hier durchgezogen.
Ich heb' empor den Blick, und schaue Sachen,
Die auf! mir rufen, und gefangen halten
Die stumme Seel' in der Begeist'rung Wachen.
Die Berge, die zu Riesen sich gestalten,
Und deren dunkle Seiten dicht umgeben
Von weißer Wolken Bind' in reichen Falten:
Und will die Sonne sich zur Ruh' begeben,
Seh' Purpur ich auf Gletscher niederhangen,
Die sich am höchsten am Montblanc erheben.
So waren einst, Elisa, deine Wangen,
Die Jahre lang in meiner Lieder Lauten,
Vielleicht erröthend durch dieselben klangen.
Warum bin ich entfernt von dir, der Trauten?
Was gehst du nicht durch jene Felsengrotten,
Abwendend dich von Hügeln wohlbebauten.
Wer kann sie sehn die tiefen Felsengrotten,
Von keinem Gras bekleidet als dem Moose,
Die Felsenwände voll von Stachelschotten,
Herunterhängend zu der Fluthen Schoose,
Den Sonnenstrahlen nie mit Glanz besäumen,
Mit dem der Mond nie hält ein Lichtgekose.
Wer kann hier wandeln in des Schreckens Räumen
Mit kalter, unbewegter Seel', und wagen,
Die Augen noch zum Lichte aufzuschlagen!

Eines der berühmtesten sciablesischen Thäler ist das des Ueberflusses, aus welchem die flüssigen Käse Vaccherini durch die ganze Schweiz und durch Savoyen gehen. Der letzte bewohnte Ort gegen Fossigni heißt: Il Casale delle fate, d. i. das Herendorf, dessen Mädchen, als Hexen verschrieen, selten Männer aus benachbarten Dörfern finden. Von Genf setzte der Verfasser seine Reise nach den Bädern von Aix in Savoyen fort. Der Ort Rumili verdient nicht nur seines Namens willen, welcher einer und derselbe mit Rumelien, sondern auch als Geburtsort berühmter Männer, deren Schicksale sie nach Osten trieben, Aufmerksamkeit; solche waren Karl Thomas Maillard, Patriarch von Antiochien, päpstlicher Legat in Ostindien, Kardinal, welcher i. J. 1710 aus China verbannt, zu Makao starb, und Demotz-Lallée, welcher als General Hyder Ali's in dem Mahrattenkriege sich wider die Engländer auszeichnete. Merkwürdig in der Nähe von Rumili ist der Felsenpaß, durch welchen sich der Fiero durchdrängt, und längs welchem die Straße über Abgründe hinzieht; diese soll ein Werk der Römer seyn, um die Sequaner und Allobrogen mitsammen zu verbinden. Das eigentliche Savoyen im engsten Sinne heißt die kleine Landschaft zwischen der Muriana und der Rhone, ein

Theil des alten Reichs der Allobrogen, deren Hauptstadt Vienne in Dauphiné (Vienna Allobrogum). Die Bäder von Aix mit ihren Gebäuden aus der ältesten und neuesten Zeit werden umständlich beschrieben. Wenn man von Aix gegen Genf reist, geht die Straße links durch eine Allee, schön wie die Alleen der Lombardey, und gelangt zum See Borghetto, dessen westlichen Ufer die rauhen und wilden Abhänge des Monte Gatto, welcher ehemals dem Merkur heilig, den die Gallier Thates nannten. Der Verfasser meint, daß durch die Veränderung des Th in Ch sein heutiger Name der Katze (Chat oder Gatto) entstanden sey, und bringt damit Merkurs bekanntes Eigenschaftswort Catus in Verbindung; allein der Name dürfte wohl auch aus dem Celtischen, und derselbe mit dem englischen Gates seyn, welches noch in der heutigen Geographie Indiens so häufig vorkömmt, und vielleicht eines und dasselbe ist mit Gades (Cadix). Alle Landungstreppen, welche in der Levante Scale oder Echelles genannt werden, heißen in Indien Gate, was das persische Ket *) und das deutsche Gaden. Auf dem westlichen Ufer des schwermüthigen Sees von Borghetto erhebt sich die Abtey von Alta comba, die Grabstätte der Grafen und Herzoge Savoyens. Schon im J. 1125 von Amadeus III. gegründet, gab dieselbe dem römischen Stuhle zwey Päpste, Cölestin IV. (i. J. 1241) und Nikolaus III. (i. J. 1277); aus derselben ging Alfonso del Beno, der Historiograph Karl Emanuel's I. hervor. Die Revolution zerstörte die Gräber, zu deren Wiederherstellung unter der gegenwärtigen Regierung Karls des Glücklichen alle Künstler Savoyens mitwirkten. Das Thal von Ciamberi, der Hauptstadt Savoyens, wird von zwey Bergreihen umschlossen, welche die ersten Stufen der Alpen zu seyn scheinen, nämlich auf der Nord- und Ostseite von den Montibovili, und auf der West- und Südseite von den Bergen Del Gatto, Della Spina, di Acquabelletta und Del Granaio. Ciamberi, 40 Lieues von Turin, 12 von Grenoble, 18 von Lyon, 15 von Genf entfernt, ist der Sitz des General-Commando, der obersten Justizstelle, der Akademie und der Landwirthschaftsgesellschaft Savoyens. In der königl. Kapelle wird das zur Zeit der Kreuzzüge nach Europa gebrachte, dem Herzog Ludwig von Savoyen geschenkte Schweißtuch des Heilands aufbewahrt. Die Schönheit der Frauen von Ciamberi ward schon von Rousseau, und seitdem von allen Reisenden gelobt. Das Andenken Jean Jacque's lebt in der Umgegend der Hauptstadt in dem Landhause Charmettes fort, auf dessen Giebelseite die folgende Inschrift auf einem Marmorsteine:

*) Ferhengi Schuuri II. 231.

Réduit par Jean-Jacques habité,
Tu me rapelles son génie;
Sa solitude, sa fierté,
Et ses malheurs et sa folie.
A la gloire, à la vérité
Il osa consacrer sa vie,
Et fut toujours persécuté
Ou par lui-même, ou par l'envie.

Der Verfasser überblickt die berühmten Männer Ciamberi's und die geschichtlichen Schicksale der Stadt; Grillet zählt 114 der ersten, das ist eben so viele, als Suren des Korans, und Hr. Bertolotti führt vierzehn derselben mit ihren Werken auf. Ciamberi war der Schauplatz berühmter Tourniere, besonders der Zeit des grünen Grafen, d. i. des durch seinen Zug in den Orient (i. J. 1366) berühmten Amadeus VI. Unter den geschichtlich merkwürdigen Begebnissen hätte ganz gewiß auch der Aufenthalt des unglücklichen Prinzen Dschem erwähnt zu werden verdient, welcher i. J. 1483 über St. Jean de Maurienne nach Ciamberi abgeführt ward, dessen Name auf türkisch Dschemeri *) lautet. Den 61. Brief eröffnet Petrarka's Sonnett auf die Rhone, deren Verschwinden unter der Erde und die von Carl Emanuel III. und Vittorio Amadeo III. zur Eindämmung des Flusses aufgeführten Dämme beschrieben werden. Von Ciamberi aus besuchte der Verfasser die Karthause von Grenoble, deren Wildniß selbst nach den schauerlichsten Gegenden der vindelicischen Alpen den Reisenden in Erstaunen setzt; die Bewohner derselben führen das strengste Leben, indem sie fast neun Monate des Jahres fasten. Rousseau schrieb in das Album der Karthause: J'ai trouvé dans ce désert des plantes rares, et de plus rares vertus; Ippolito Pindemonte das in Uebersetzung folgende Sonnett;

O finstre Thäler, öd' Gebirg mit Wäldern schwanken,
Von Göttern, von Abgründen voll und Felsennischen!
Zerstörerinnen aller irdischen Gedanken;
Einöden, die als Lehr' uns Tugenden auftischen,
Wo Höhlen hallende, und unter Klippenranken,
Graunvolle Felsen, und Cascaden, welche zischen.
O Quell der Schwermuth und Begeist'rung ohne Schranken,
O heil'ge, ew'ge Nacht von finsteren Gebüschen;
O Einsamkeit, in der nur Ruh' und Frieden schweben.
Mich irrensmüden Pilger mit dem Aug' voll Thränen,
Mit dem Gemüth bald irr' und bald der Reu ergeben,
Nehmt auf in euren Schooß, und wenn sich länger dehnen
Die Augenblicke noch von meinem Erdenleben,
Stillt hier nach meinem Tod mit einem Stein mein Sehnen.

*) Gesch. d. osm. Reichs, XIX. Buch, I. Ausg. II. Bd. S. 267.

Das Siegel der Karthause ist ein Kreuz, von sieben Sternen umgeben, mit der Inschrift: Stat Crux dum volvitur orbis. Denselben Gedanken, aber klassischer, drückt die Inschrift des Kreuzes aus, welches die selige Gräfin Isabella von Waldstein, geborne Gräfin Rzewuska, auf den im Helenenthale bey Baden der Krainerhütte gegenüber gelegenen Felsen setzte, mit dem Horazischen: Caetera fluminis ritu feruntur. Von Ciamberi begab sich Hr. Bertolotti nach Monmeliano; das von der Iser von Consians bis Grenoble bewässerte Thal wird von einigen Reisenden Gresivandan, vermuthlich vom Dorfe Gresi genannt. Der Felsen von Monmeliano ist der Righi Savoyens, dessen Aussicht Hr. B. beschreibt. Gegen Westen erhebt sich auf einer Anhöhe im Beginne der Ebene, die sich bis Ciamberi dehnt, das Castell delle Marche, der alten und erlauchten Familie Bellegarde gehörig, deren Ruhm durch die Waffenthaten des hochverdienten Feldmarschalls in unseren Tagen verherrlicht ward. Gegen Osten wird eine dreyfache Reihe von Hügeln von den Thürmen von Monmaggiore gekrönt. In dem Motto des Wappens der alten Freyherren dieses Felsennestes spricht sich der ganze Geist des Faustrechts aus; ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln und der Inschrift: Unguibus et rostro. Die Morienna ist ein Thal zwischen dem Mont Cenis, der Iser, zwischen Tarantasien und der Dauphine, der Länge von zwanzig Lieues nach vom Arco durchschnitten. Die Gebirge sind voll von Minen, die Thäler strotzen von Gußwerken, Hämmern und Fabriken, die berühmtesten sind die Eisenbergwerke von Laprat, die Bley- und Silberbergwerke von Modana auf dem Berge der Sarazenen; der jährliche Ertrag der Bergwerke der Morienna ist die Hälfte des Minenertrags von ganz Savoyen, nämlich 600000 Franken. Die Hauptorte der Morienna sind Acquabella (Aiguebelle), La Ciambra (la Chambre), Castello di Carbonara und San Giovanni di Morienna, welches in dem beym türkischen Reichshistoriographen Seadeddin erhaltenen Tagebuche der Reise des unglücklichen Prinzen Dschem als San Dschowan vorkömmt. In der Kathedrale erhebt sich das neue Grabmal Humbert's I. im Style der Herzogsgräber von Alta comba. In den Gebirgen der Morienna gibt es noch Bären, deren vormalige Menge das Bärenfest veranlaßte, welches die Bewohner der Morienna i. J. 1548 dem König Heinrich II. von Frankreich bey seinem Durchzuge gaben. Die warmen Heilquellen von Echaillon sind eisenhaltig und salzig. Die Reisebeschreibung Savoyens endet mit dem Uebergange über den Mont Cenis.

Das zweyte größere Werk Bertolotti's, wie das erste, zwar

Reisebeschreibung betitelt, weil dieß größtentheils der Inhalt desselben, hat sich jedoch weitere Gränzen gesteckt, indem dasselbe in drey Abtheilungen zerfällt, deren erste ein Gemälde der ligurischen Küste aus statistischem Gesichtspunkte, die zweyte die Reisebeschreibung selbst, die dritte der Anhang, welcher Belege und Urkunden enthält. Solche Einleitung und Schlußrede sind bey den Morgenländern nothwendige Bestandtheile ihrer Werke; die erste heißt Mokaddemet, d. i. die Vorläuferin; die zweyte Chatimet, d. i. die Beschließerin; unter dem ersten Namen sind die politisch-historisch-philosophisch-kritischen Prolegomene der Geschichte Ibn Chaldun's berühmt; so umfasset auch Il ragionamento preliminare von Hrn. B.'s Werk topographische, hydrographische, geologische, metrologische, naturgeschichtliche, geschichtliche, ökonomische und industrielle Notizen. Die Reisebeschreibung selbst beginnt mit der Straße nach Nizza über den hohen Berg Colle di Tenda, dessen Minen, so wie die neun Wunderseen (delle Maraviglie), beschrieben werden. Der Beschreibung Nizza's gehen geschichtliche Winke und Beyträge zur Literaturgeschichte dieser Stadt voraus. Zu Nizza war der unglückliche Pacho geboren, welcher durch seine Reise in der Marmarica und Cyrenaica bekannt, durch die Beschreibung der letzten mit seinem Landsmanne Della Cella, ein Vorläufer der französischen Gelehrten, die, seit Algier in Händen Frankreichs, diese Länder näher zu durchforschen und zu beschreiben günstigere Gelegenheit gehabt. Nizza selbst wird auf das Umständlichste beschrieben; die schöne Terrasse, durch ihre herrliche Aussicht aufs Meer und als der schönste Spaziergang nicht minder berühmt, als die Chiaja von Neapel und der Quai von Bujukdere; sie beherrscht den Fischmarkt, welcher (wie zu Neapel) den Ichthyologen und Ichthyophagen nicht minder interessant, als den Beobachtern der Trachten und Sitten des Volkes. Nirgends z. B. drängt sich die Aehnlichkeit des südlichen Italiens mit der Levante so sehr dem Beobachter auf, als auf dem Fischmarkte zu Neapel, in dessen durch einander wogendem Stimmengebrause der Reisende, welcher Konstantinopel und seine Umgebungen kennt, sich inmitten eines der beliebtesten Märkte zu Topchana oder Tatawla versetzt glaubt. Die Vorstadt des Marmorkreuzes, welchem gegenüber eine Säule zum Andenken des doppelten Durchzuges Papst Pius VII. errichtet ist, heißt auch die englische Stadt, weil sich hier zur Winterszeit immer 5 — 600 Engländer aufhalten; auch Franzosen, Deutsche, Russen, Polen und andere Fremde drängen sich nach Nizza, um im Winter dem Schneegestöber und den Nebeln ihres Vaterlandes zu entfliehen. Nizza ist gleichsam die Orangerie (oodraja) aller Brustkranken,

und über das paradiesische Klima sind alle Reisebeschreiber [1]) einstimmig. Unter den öffentlichen Unterhaltungen Nizza's ziehen vorzüglich die Festini die Aufmerksamkeit auf sich; dieß sind die Kirchtage der verschiedenen Kirchen, welche man in Italien Fiere, in der Türkey Panair (πανηγυρις) nennt. Da der Belagerung Nizza's durch die Türken unter Ariadeno (Chaireddin) Barbarossa (5. August 1543) ein besonderer Abschnitt gewidmet wird, so hätte um so weniger der Aufenthalt des unglücklichen Prinzen Dschem mit Stillschweigen sollen übergangen werden, als derselbe Nizza durch ein Distichon mit einem türkischen Wortspiele verherrlicht hat:

Welch eine selt'ne Stadt ist dieses Nizze,
Man bleibe darin trotz allem Wunsch und Witze [2]).

Drey Miglien westlich von Nizza mündet der Varo, welcher, wiewohl ein kleiner Fluß, von Augustus als der Gränzfluß Italiens geadelt ward. Der Varo, der Paglione, die Roja führen alle Wasser der Landschaft ins Meer. Ein und eine halbe Miglie nördlich von Nizza sind auf einem Hügel die Ruinen von Ciwella, der altrömischen Hauptstadt des Gebiets der seeischen Alpen: die vorzüglichste der Ruinen ist die des Amphitheaters. In der Nähe Nizza's ist die Abtey des heil. Pontius, welcher den Namen seines Namensgenossen Pilatus unter den Heiligen zu Ehren gebracht. Im Kloster des heil. Bartholomäus wird das Madonnenbild verehrt, welches zu Rhodos vor der Stadt auf dem romantischen Hügel Phileremos (Liebeinsam) stand, und bey der letzten Belagerung unter Suleiman, welcher dort sein Zelt aufschlug, von den Rittern in die Stadt geschafft ward. Die Quelle des Tempels hat ihren Namen weder von Tempe, noch von dem Tempel, wo die Mutter des Agricola starb, sondern von den Tempelrittern, welche in diesem genußreichen Thale ein Haus hatten. Der zwölfte Brief beschäftigt sich mit der provenzalischen Sprache, den Trouveres und der Mundart von Nizza. Hr. B. meint, daß wiewohl der Ursprung der provenzalischen Dichtkunst gewöhnlich von den Arabern abgeleitet wird, dieselbe doch eben so viel den Scandinaven und Normanen, welche die Griechen und Sarazenen aus Sicilien verjagt, danken dürfte. Hierauf entgegnet Rec., daß die Form der Sicilianen unter den Hohenstauffen eine rein arabische und keine scandinavische. »Hier,« sagt Hr. B., »entsteht die »wichtige, von den Kunstrichtern noch nicht entschiedene Frage:

---

[1]) Smollet, Papon, Sulzer, Lalande, Dupaty, Millin, Eustace, Pugh, Petit-Radel, Starke ꝛc.

[2]) Gesch. des osman. Reichs, II. Bd. S. 595.

»Kam vom Osten oder vom Norden der Geist des Ritterthums »und der Galanterie, welchen Ariost so treu gemalt durch den »Vers:

»Le donne, i cavalier, l'arme, gli amori,
»Le cortesie, l'audaci imprese io canto.«

und gibt dann, ohne den Streit entscheiden zu wollen, ein Gemälde der provenzalischen Poesie nach Galvani's trefflichem Werke [1]). Auf die hier aufgeworfene Frage antwortet Rec. nach seiner Ueberzeugung, daß zwar der Geist des Ritterthums mit den ritterlichen Uebungen der Tourniere durch die Kreuzzüge und durch die Mauren, d. i. durch die Araber, aus Syrien und über Spanien nach Europa gekommen, daß aber der Ursprung alles Ritterthums nicht in Arabien, sondern in der altpersischen Geschichte zu suchen, wo Behramgur, der persische Maximilian, der letzte Ritter des verfallenden persischen Ritterthums, dessen Recken (Roch) und dessen Tafelrunde (Chuan) mit den zwölf Kämpen einer älteren Zeit, nämlich der zweyten persischen Dynastie der Kei oder Kaiser angehört. Ueber die Verpflanzung des Ritterthums aus Syrien zur Zeit der Kreuzzüge sey noch bemerkt, daß Ssalaheddin (Saladin), der ritterlichste Fürst seiner Zeit, von Stamm ein Kurde, und daß die Kurden von jeher für ein ritterliches Volk galten, dessen Ruhm durch Fürsten wie Ssalaheddin, durch Helden der Schlacht wie Rustem Behram Tschopin und Gurgin Melu, durch Helden der Liebe wie Ferhad, der unglückliche Geliebte Schirin's, aus dem kurdischen Stamme Gülhera verherrlicht worden [2]). Das Seitenstück der Erscheinung der türkischen Flotte vor Nizza ist die der Sarazenen zu Frassineto auf der Halbinsel Sant Ospizio in der Nähe von Nizza, wovon der Verfasser in einem besonderen, im vorletzten Bande dieser Jahrbücher bereits angezeigten Werkchen umständlicher gesprochen [3]). Hierauf werden die römischen Straßen, welche durch die ligurische Seeküste führten, und auch die neueren überblickt. Von den vier großen römischen Straßen (der appischen, aurelischen, flaminischen und cassischen) führte die Fortsetzung der zweyten durch die ligurische Seeküste unter dem Namen der ämilischen. Die Inschriften der Meilenzeiger, auf denen dieser Name vorkömmt, werden mitgetheilt. Ein wichtigeres Denkmal war die dem Kaiser Augustus auf dem Berge Turbia errichtete Trophäe,

[1]) Osservazioni sulla poesia de' Trovatori, di Giovanni Galvani. Modena 1829.

[2]) Dschihannuma S. 450.

[3]) LXXXIV. 189.

deren Marmortafel die Namen der unterjochten Völker enthielt, während die kolossale Statue Augusts den Gipfel krönte; heute sind nur wenige Steine übrig, und von der Inschrift nur die Worte: Gentes alpinae devictae: Trumpilini, zu lesen. Im Reisebuche Antonin's erscheint der Hügel der Turbia als die Gränze zwischen Italien und Gallien, Augustus hatte dieselbe aber bis an den Fluß Varus erweitert, wie es im Verse Lucan's heißt:

Finis et Hesperiae promoto limite Varus.

Monaco war dem Herkules heilig, welcher von hier Monoikos, d. i. der Einsame, hieß. Ueber die Alpen der Seeküste und den Felsen von Monaco drang Julius Cäsar aus Gallia braccata in Italien ein. Monaco, Mentone und Roccabruna bilden ein zwey Stunden langes Fürstenthum, das sechstausend Einwohner zählt, wovon zwey Drittel zu Mentone. Hier wird sowohl französisch gesprochen als der Landesdialect, welcher ein verdorbenes Genuesisch. Die Bäuerinnen tragen spitze Strohhüte in der Form der chinesischen. Der dermalige Fürst von Monaco, Honoratus IV., lebt zu Paris unter der Oberlehensherrlichkeit des Königs von Sardinien.

»Das Fürstenthum Monaco ist ein Compendium landschaftlicher Naturschönheit; grauenvolle, zerschnittene, herabstürzende Felsen, und neben denselben die Citronen, Limonien und Feigen Italiens; in der Höhe die Alpen, und das mittägliche Gestade mit phantastischen Einbügen und Widerbügen. Die starke Mauer, welche die Straße ober dem Meere nach Mentone stützt, ein Werk der Franzosen, schließt den Blick, sie soll 800000 Franken gekostet haben.«

In dieser schönen Gegend fand Procilla, die Mutter des tugendhaften Agricola, welche hier im hohen Alter die Ruhe suchte, den Tod durch die räuberischen Soldaten Kaiser Otto's. Ventimiglia war zur Zeit Strabo's die Hauptstadt in der intemelischen Ligurie. Die aprosianische Bibliothek ist für Ventimiglia, was für Mailand die ambrosianische. Von hier führte der Verfasser seinen Weg nach San Remo; er glaubt, daß Ariosto San Remo oder Nervi oder beyde in der Reisebeschreibung der Galeere des Gana im Auge gehabt habe bey den Versen:

Hernach ligustisches Gebirg, der Fluß
Von Myrten und Orangen immer grün,
Wo Frühlings immerwährender Genuß
Wohldüfte sendet durch die Lüfte hin.

Sieben ganz mit Oliven, Cedern, Limonien, Orangen, Palmen, Feigen und Granaten bekleidete Hügel umgeben San Remo, und vertheidigen wider die rauhen Winde das sonnige

Gebiet, welches durch die größte Fülle von Früchten und Laubwerk ein lachendes poetisches Gemälde. San Remo zählt nicht weniger als eilftausend Einwohner. Die Wohlthat frischen reinen Wassers, welches jetzt die Bewohner von San Remo trinken, dankt die Stadt einem ihrer Intendenten, dem als Lustspieldichter ausgezeichneten Advokaten Alberto Nota. Michel Angelo von San Remo war im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts ein geschätzter Orientalist, und Maria Gaudio von San Remo, Professor an der Sapienza zu Rom, rettete durch seine Vorstellungen den schönen Wasserfall von Terni vor der vorgeschlagenen Zerstörung. Von San Remo reiste der Verfasser durch den Paß von Argentina nach Taggia, und wirft bey dieser Gelegenheit einen Blick auf die ehemaligen Verheerungen der ligurischen Küste durch die Korsaren der Barbarey in den Jahren von 1561 — 1564. Das Seitenstück zu Barbarossa's Besuch zu Fondi, welcher der schönen Giulia Gonzaga galt, ist der des calabresischen Renegaten Occhiali (auf türkisch Uludsch Uli) zu Villafranca, wo er die Herzogin, Tochter Franz I., Königs von Frankreich, zu sehen begehrte, welche aber eine ihrer Hofdamen substituirte. Der Verfasser nahm seinen Weg über Porto Maurizio nach Oneglia, von da nach Garessio und Albenga. Albenga, Alassio und Diano waren zur Zeit der Republik Genua drey Podestà, oder vielmehr drey kleine, von Genua abhängige Republiken, welche sich durch ihre eigenen Obrigkeiten regierten. Die Ungesundheit Albenga's ist durch alte und neue Sprichwörter bekannt, aber seitdem die stehenden Wasser zum Theil abgeleitet, die Sümpfe durch Baumpflanzen ersetzt sind, hat auch die Göttin Febris ihren Sitz von der alten Hauptstadt der Ingaunen entfernt. Von Albenga ging der Verfasser nach Finale, das dreyfach: Final Borgo, Final Marina und Final Pia. Vado ist das ehemalige Vada Sabatiorum; die Sabatier erscheinen in Asien als Bewohner des nach ihnen genannten Sees von Sabandscha. Savona ist durch seinen Wallfahrtsort der Madonna weit berühmt. Bernardo Castello, der Freund Torquato Tasso's, des Cavaliero Marino und Gabriel Chiabrera's, welche das Heiligthum in Hymnen besangen, malte das Kirchengewölbe, und die Sculpturen sind vom Cavaliere Bernino. Bey Albizzola sagt Hr. B.:

»Wißt ihr was das Wort Villa mit dem Epithete genuesische heißt? Es heißt einen Pallast mit Logen, Säulen, großer Stiege, gepflasterten Böden und Zierathen, alles in weißem Marmor von Carara; mit Frescogemälden von innen und außen, mit unermeßlichen Sälen, die mit Gold geschmückt und gegypst, und deren Gewölbe voll

historischer Gemälde; dann Gärten mit der Aussicht aufs Meer, die in Stufen absteigen, mit Cedern von allem Alter, Blumen von allen Farben und Düften; Grotten aus wahren Stalaktiten; Quellen, welche Wasserstrahlen in die Luft schleudern; Wasserkünste mit tausend Scherzen und Launen; Dickichte von bejahrten Eichen, mit blumigen Gesträuchen vermischt, wo in der brennenden Hitze der Hundstage frigus captabis opacum; endlich ein mit Mauern umgebenes, und wie mit dem Pinsel bearbeitetes Grundstück, welches zugleich ein Olivenhain, ein Weinberg, ein Frucht- und Ziergarten mit unermeßlichen Wasserbehältnissen, welche wahre Bollwerke sind. Aber solcher Villen, wirst du sagen, gibt es drey, vier, höchstens fünf. Weit geirrt! Es gibt deren drey-, vier- bis fünfhundert wenigstens« u. s. w.

Cogoleto nimmt den Ruhm, der Geburtsort Cristoforo Colombo's zu seyn, in Anspruch, und eine Inschrift bezeichnet das Haus, in welchem er geboren worden seyn soll. In den Noten werden die Belege der Behauptung dieser Ansprüche von Cogoleto beygebracht; in jedem Falle war Colombo ein Genueser, sey er nun zu Cogoleto oder in einem anderen dazu gehörigen Orte geboren. Der zweyte Theil der Reisebeschreibung, vom 53. Briefe bis zum 95sten, ist einzig der Beschreibung Genua's gewidmet, Genua's, der meerbeherrschenden Stadt der Palläste.

»Genua ist die Stadt der Palläste, ganz Frankreich zählt deren nicht so viele; man möchte sagen, es hätten die Fürsten Europa's sich das Wort gegeben, hier jeder einen Doppelpallast zu besitzen, einen inner den Mauern der Stadt und einen außer derselben zum Landaufenthalte am benachbarten Gestade; sie wurden von Meistern gebaut, die in der Schule Michel Angelo's und Bernini's erzogen wurden. Der Geschmack der Kunst ist hier nicht immer unverderbt, aber die häßlichen Caprizen und die unschönen Bizarrerien des borromineschischen Styles fanden in Genua nie die günstige Aufnahme, welche so viele Städte Italiens verunstalteten; die Großartigkeit, der Reichthum und die scenische Perspective sind der eigentlichste Charakter dieser Palläste. Aus einem einzigen Stücke weißen Marmors von Carara sind die tausend und tausend Säulen, welche die Vorhallen und Hallen stützen; von diesem Marmor sind das Karnieß, die Thüren, die Fensterstöcke; oft sind damit die Mauern bekleidet, die Vorhöfe damit gepflastert und die Stiegen daraus gebildet. Alle Künste haben sich zur Verschönerung der Palläste Genua's vereint. Geschickte Meißel schmückten dieselben von innen und außen mit Sculpturen und halberhabener Arbeit; die Pinsel der Calvi, Semini, Cambiaso's, Tavarone's, der zwey Carloni, Fiasella's, Ansaldi's und so vieler anderer großer Maler, welche der ewige Ruhm der genuesischen Schule, bedeckten die äußeren Seiten und inneren Wände mit Frescogemälden, welche der fremde Künstler bewundert, wie dieselben schon Giulio Cesare Procaccino, der Ritter Mengs und andere berühmte Künstler, welche dieselben zu betrachten und zu studiren hieher kamen, angestaunt haben. Die weiten und wirklich königlichen Logen, die Dächer selbst der gemeinen Häuser scheinen hängende Gärten voll von wohlriechenden Gesträuchen und den schönsten Blumen. Die geräumigen, in stufenweisen Terrassen angelegten

Gärten, nach welchen alle in Europa auf gleiche Weise angelegten genuesische heißen, scheinen die Wunder der babylonischen Königin zu erneuern.«

Wenn die hängenden Gärten der Semiramis das älteste bekannteste Muster der in aufsteigenden Terrassen über einander angelegten Gärten, so finden sich dieselben doch auch in dem ältesten Reiche des Ostens, in China und auf Isola Bella, der Königin der borromäischen Inseln, so daß dieselben eben sowohl chinesische als genuesische, und eben sowohl borromeische als babylonische heißen können.

»Genua's Kirchen, so weit, so groß, strahlend von Gold, strotzend von den reichsten Marmorarten, geschmückt mit den ausgezeichnetsten Gemälden, sind in jedem Anbetrachte eines Volkes würdig, welches die Päpste den tapferen Vertheidiger und eigensten Sohn der katholischen Kirche, den geliebtesten unter den geliebten nannten. Zeugen der freygebigsten Frömmigkeit sind seine Spitäler, Versorgungshäuser und Conservatorien, wo in prächtigen Wohnungen der Elende, der Waise, der Kranke und der Findling, dem es nicht gegönnt ist, sich des lächelnden Antlitzes eines Vaters zu erfreuen, Zimmer, Aufnahme und fromme Pflege finden. Eine Wasserleitung, die, von achtzehn Miglien weiter Entfernung herkommend, steile Felsen und tiefe Thäler überspringt, führt allen Häusern der Stadt Wasser zu, und breitet sich nach allen Seiten aus, Dank den bleyernen Röhren, welche künstlich in unterirdischen Wegen zu Tausenden sich in große Entfernungen hinschlängeln, und die Wasserbehälter nähren, welche ebenfalls von Bley, auf den Gipfeln der Dächer angelegt sind. — Zwey Flüsse, die Polcevera und der Pisagno, welche an den beyden Seiten Genua's hinlaufen, bilden zwey Seitenthäler, beyde bevölkert und malerisch geschmückt, aber unendlich verschieden in Größe, Länge, Breite, Gestalt und Allem. Gegen Westen bildet die Vorstadt San Pier d'Arena eine Stadt von Pallästen für sich. Gegen Osten bieten die Hügel von Albaro eine Sammlung der herrlichsten Villen dar. Das östliche und westliche Gestade vom Vorgebirge Portofino bis nach dem von Arengano, d. i. zwanzig Miglien in gerader Linie und dreyßig im Umfange, ist mit Wohnungen so bedeckt, mit Gärten und Pallästen so geschmückt, daß der Ankömmling zu Schiff in diesem unermeßlichen Amphitheater eine einzige Stadt zu erblicken glaubt, von welcher das wahre Genua durch den dichten Haufen seiner Gebäude und die starken Festungswerke der Mittelpunkt und die Akropolis zu seyn scheint Aber je mehr sich das Schiff nähert, so entzückender entwickelt sich die Scene. Man muß zur See nach Genua kommen, um die Wahrheit der folgenden Worte Chiabrera's ganz zu verstehen: Hier werden die Felsen und Sandhügel von den Schiffern als königliche Landhäuser gezeigt, und innerhalb der Stadt beglaubigen die Wohnungen die Meinung, daß man darin königlich wohne.«

Genua's malerische Lage ist zu wiederholten Malen mit der Neapels verglichen worden; die Lobsprüche, welche Scaliger, Cattaneo, Muratori, Bonamico, Chiabrera auf dieselbe gedichtet, sind bekannt; weniger die in der Note mitge-

theilten italienischen Verse Bettinelli's und das lateinische Distichon Antonio Asteggiono's von Villannova:

> Genua quam toto rara urbs formosior orbe,
> Aut saltem in Latio creditur esse solo.

welches freylich mit dem berühmten Verse Sannazar's die Vergleichung nicht aushält. Die schönsten Verse dieser sieben Lobredner Genua's bleiben immer die folgenden Chiabrera's:

> In welchem Himmelsstrich strahlt herrlicher Aurora?
> Wo leuchtet funkelnder die Helle der Hesperen?
> Wo ist das Land, in welchem mit Vertumnus, Flora
> Und auch Pomona Schätze größere gewähren?
> Hier führet auf dem breiten Rücken von den Meeren
> Dir Ceres Schätze zu im Fluge,
> Auf Schiffen, die von weiten Ufern hergeglitten;
> Vom and'ren Pole bringt im Zuge
> Durch Wogen, von den Alten nie vorher beschritten,
> Das Schiff die Schätze, die geweihet Amphitriten.

Nachdem der Verfasser Genua von einem Vorgebirge zum anderen durchlaufen, wirft er einen Blick auf die Geschichtschreiber Genua's, deren vorzüglichster Caffaro mit seinen Fortsetzern in der Sammlung Muratori's, dann Agostino Giustiniano, Oberto Foglietta, Jacopo Bonfadio, Paolo Interiano, Pietro Bizarro, Filippo Casoni, Accinelli u. a. m. Ungeachtet so zahlreicher Chronisten und Schreiber theilweiser Perioden der Geschichte Genua's, gesteht Hr. B., daß es an einer zusammenhängenden Geschichte Genua's von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage noch fehle, und erregt die Hoffnung, daß diesem Mangel durch die zu Turin angekündigte Geschichte Genua's von Marchese Serra abgeholfen werde. Er gibt dann selbst einen kurzen Abriß der Geschichte Genua's und einen Ueberblick seiner politischen Verfassung in den fünf auf einander folgenden Regierungsphasen: 1) Der Consule, 2) der Podesta, 3) der Capitani, 4) der immerwährenden, 5) der zweyjährigen Dogen. In der ersten und zweyten Form genoß die Stadt vollkommener Freyheit, das Volk ward durch Versammlungen oder im Rathe präsentirt, es war eine demokratische Regierung; in der dritten Form rissen vier mächtige Familien, die Fiesco, Grimaldi, Spinola und Doria, die Regierung abwechselnd an sich; in der vierten Form der immerwährenden Dogen herrschte abermals das Volk, weil die Edlen von der Würde des Dogen ausgeschlossen waren; aber bald war auch diese Regierungsform aristokratisch, indem die Familien Guarca, Montalda, Adorna und Fregosa in den Volksparteyungen die Stelle der Familien Fiesco's,

Grimaldi's, Spinola's und Doria's einnahmen; in der fünften Periode fiel die Regierung abermals in die Hände der Aristokratie, indem sich die altadeligen Familien mit den neuen der Volksparten verbündeten, und alle Familien von einigem Rufe und Vermögen in achtzehn Herbergen (alberghi) einschrieben, welche mit den acht und zwanzig Mondstationen verglichen werden könnten. In sieben Briefen (58—64) wird die Geschichte des genuesischen Seewesens und Handels in sieben Perioden überblickt; die erste vor den Kreuzzügen, deren merkwürdigste Begebenheit der afrikanische Feldzug der Genueser und Pisaner i. J. 1088; schon in die Zeit der Kreuzzüge, d. i. in die zweyte Epoche, fällt der Krieg, welchen die Genueser wider die Mauren in Spanien in den Jahren 1146 bis 1648 führten; die Besitzungen der Genuesen in Syrien gründen sich auf das Diplom, welches Balduin der Zweyte, König von Jerusalem, am 20. April 1105 ausstellte, und ihnen für ihre, in der Eroberung Jerusalems, Antiochiens, Laodicea's, Tortosa's, Acris, Solino's, Gibello's, Cäsarea's und Assur geleisteten Dienste den dritten Theil der Herrschaft und der Steuern von Cäsarea, Assur (Tyrus), Acri, Gibello (Dschebel) sammt Wohnungen zu Jerusalem und Jope (Jaffa) anweist. Dieses Diplom findet sich bey Bizarro und Federici, und Hr. B. beruft sich in der Note noch auf die von de Sacy (im XI. Bande der Notices et extraits) und von Sauli (in seiner Geschichte der genuesischen Colonie von Galata) kund gemachten Verträge und Urkunden. Der erste gab: 1) Den Handelsvertrag Genua's mit Boabdele Mahomet, d. i. Abu Abdallah Mohammed, dem Herrscher von Valenzia, i. J. 1141; 2) den Friedensvertrag mit Abu Ibrahim Ishak, dem Herrscher von Majorka, i. J. 1181; 3) mit dessen Sohne Abu Mohammed Abdallah i. J. 1188; 4) die Privilegien des Königs von Armenien, Leo's des Großen, v. J. 1201; 5) den Friedensvertrag mit dem König von Tunis Mir Boabdele (Abu Abdallah) aus der Familie Abu Hafß i. J. 1250; 6) den Friedens- und Handelsvertrag mit Boabdele Macomet (Abu Abdallah Mohammed), dem Könige Granada's, i. J. 1278; 7) den Friedens- und Handelsvertrag mit Seifeddin Kilawun und seinem Sohne Eschref Chalil v. J. 1290. In Sauli's Geschichte finden sich noch: 8) Die Convention mit Kaiser Emanuel vom 12. October 1155; 9) die Instruction für den genuesischen Botschafter Grimaldi nach Constantinopel i. J. 1175; 10) die Instruction für den genuesischen Botschafter Ottenibuono nach Constantinopel i. J. 1201; 11) die Urkunde über den Güterprozeß zu Acri zwischen den Genuesern,

Venetianern und Pisanern vom 11. Jänner 1261; 12) der Vertrag mit Michael dem Paläologen vom 25. October 1275. Diese zwölf Urkunden sind die bisher aus der Zeit der Kreuzzüge, d. i. aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert, über die Geschichte Genua's bekannten archivalischen Denkmale; mehrere derselben finden sich aber noch in den kostbaren Urkundensammlungen in dem k. k. Hausarchive zu Wien aus dem venetianischen sowohl in dem Liber albus als in dem Libro dei patti, welche noch in die Zeit der Kreuzzüge gehören. Mit dem folgenden vierzehnten Jahrhundert beginnen die Verhältnisse Genua's mit den Mongolen und Türken. Aus dieser Periode liefert de Sacy: 1) den Vertrag zwischen Jhancasius, dem Herrn von Sorkat, mit Jouonus de Bosko, dem genuesischen Consul zu Kaffa, vom 28. Julius 1380; dann 2) den Vertrag der genuesischen Botschafter mit denen Tochtamisch-Chan's i. J. 1387; 3) den Vertrag mit Murad I. vom selben Jahre, und 4) den des Podesta von Pera und den genuesischen Gesandten mit denen des Fürsten der Dobrudscha vom selben Jahre. In dem Libro dei patti finden sich aber noch die im zweyten Theile der osmanischen Geschichte [1]) kund gemachten zwey Verträge der Genueser von Tana 5) mit Usbeg vom 7. August 1333 und 6) mit Dschanibeg zu Babasera; 8) ein zweyter mit Dschanibeg zu Gülistan i. J. 1347 [2]), und 8) einer mit Firdibeg im Hoflager von Acuba i. J. 1260 abgeschlossen [3]) Die Kunde dieser vier letzten, bisher noch nirgends historisch besprochenen Verträge der Genueser mit den Mongolen in Kipdschak verdienen die größte Aufmerksamkeit eines künftigen Geschichtschreibers der Schiffahrt und des Handels von Genua.

Die vier pisanischen Kriege, deren letzter mit der Schlacht von Meliora endete, werden erzählt. Der dritte Zeitraum umfaßt dann die venetianischen Kriege, in deren ersten Lorenzo Tiepolo die Kette des Hafens von Acri sprengte, und 23 genuesische Schiffe verbrannte (1258). Im zweyten Kriege wechselte das Glück, die Genueser wurden an der Insel der sieben Brunnen (i. J. 1263) und dann zu Trapani (i. J. 1266), die Venetianer aber hernach im folgenden Jahre zu Durazzo geschlagen, Canea ging in Brand auf, und bey Curzola war eine Niederlage der Venetianer. Der zweyte venetianische Krieg endete mit dem Frieden vom J. 1299, d. i. gerade vierhundert Jahre vor dem Frieden von Carlovicz. Im dritten venetianischen

[1]) II. Bd. S. 665.

[2]) Liber albus Fol. 249 — 250.

[3]) Lib. albus V. B. Fol. 419.

Kriege in der Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts (den 8ten, 13. und 14. Februar 1352) hatte die große blutige Schlacht im Bosporos Statt, welche anderswo *) nach Cantacuzenus und Ducas umständlich erzählt worden; die Beredsamkeit Petrarca's, welchen Visconti von Mailand nach Venedig gesandt, um die Republik zum Frieden mit Genua zu bewegen, hatte weniger Erfolg als Pagano's Sieg, um den Frieden i. J. 1350 herbeyzuführen; er hatte siebzehn Jahre gedauert, als der vierte venetianische Krieg um den Besitz von Tenedos aufflammte, in welchem Venedig in seinen eigenen Gewässern zu Chioggia bekriegt ward. Im Ueberblicke des vierten Zeitraumes, in welchem der Verfall der Seemacht der Genueser beginnt, wird ihre Art zur See Krieg zu führen beschrieben; ihr Feldgeschrey zur See war: Viva san Giorgio! all' arrembaggio, all' arrembaggio! Sie erneuerten i. J. 1421 den Gebrauch der schon von den Arabern bey ihrer Belagerung Constantinopels i. J. 717 zur Verbrennung von Schiffen mit Erfolg angewandten Brander. Die Mannschaft war bald regelmäßig besoldet, bald ohne Sold, bloß auf die Theilung der Beute angewiesen. Der Ruhm des genuesischen Namens, sagt ein italienischer Schriftsteller, ist die erstgeborne Tochter des Meeres. Im dreyzehnten Jahrhundert wurden die canarischen Inseln und die von Capo Verde von Genuesern entdeckt, i. J. 1440 das kaspische Meer von Genuesern beschifft, und von Colombo Amerika entdeckt. Die zwey letzten großen Seesiege der Genueser sind der von Ponza i. J. 1435 und von Salerno i. J. 1528. In der fünften Periode werden der Handel und die Colonien der Genueser im Orient besprochen; sie besaßen in Kleinasien Samastro (Amaßra), in der Krimm il Cembalo, Soldaia, Kaffa und la Gozia. In dem Districte la Gozia, zwischen Soldaia, d. i. Sudak, und Cembalo, d. i. Baliklava, fand noch Busbek die Reste deutscher Sprache. Dem Verfasser scheinen die zwey Memoires Grafen Serristori's, so wie die geographische Beleuchtung derselben durch die mittelalterlichen Karten der kais. Hofbibliothek im LXV. Bande dieser Jahrbücher unbekannt geblieben zu seyn. In der sechsten Periode ist von dem westlichen Handel der Genueser die Rede, und im Schlusse wird in der siebenten Abtheilung der genuesische Handel nach seinen drey Hauptperioden als orientalischer, occidentalischer und universaler überblickt. Die erste Periode von vier Jahrhunderten zerfällt in zwey Hälften; in der ersten, d. i. vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhundert, kämpfte Genua, ein neues Carthago, mit seinen Nebenbuhlerinnen Pisa und

*) Constantinopel und der Bosporos, II. Bd. S. 100—110.

Venedig, besiegte die Sarazenen und unterhandelte mit den Tataren; in der zweyten, von dreyzehnhundert bis funfzehnhundert, färbte genuesisches und venetianisches Blut den Bosporos und das adriatische Meer. Die zweyte Epoche, nämlich die des occidentalischen Handels vom J. 1500—1800, ward durch den Ruhm Andrea Doria's verherrlicht; die dritte Epoche des universalen Handels rechnet Hr B. vom J. 1814 an. In den drey folgenden Briefen (65. 66. 67) wird Genua von dem militärischen Gesichtspunkte aus und in seinen Vertheidigungsanstalten betrachtet. Genua fiel siebenmal in feindliche Hände. Von Mago, dem Carthaginenser, von Rotar, dem König der Longobarden, von den afrikanischen Arabern verwüstet, von Ludwig XII. i. J 1507, von Prospero Colonna und dem Marchese Pescara, den Generalen Karl's V. i. J. 1522, von den Oesterreichern in den Jahren 1746 und 1800, und von den brittisch-sicilianischen Heeren i. J. 1814 erobert. Die neuen Stadtmauern Genua's werden von Ratti unter die sieben Bauwunder Genua's gezählt. Die anderen sechs sind die zwey großen Dämme mit dem Leuchtthurm die Kirche des h. Lorenz, der königliche Pallast, die neue Straße, die Bank und die Kirche von Carignana. Im 69sten und 70. Briefe wird der Hafen und das Zeughaus Darsena beschrieben; dieses letzte Wort ist die Verstümmlung des arabischen Dareß-ßanaat, d. i. Haus der Kunst; die Perser und Türken haben diesen arabischen Namen fast noch mehr als die Genueser in Tersane verstümmelt, in beyden aber ist das Urwort besser zu erkennen, als in dem daraus entstandenen Arsenal. Im 73. Briefe wird eine kurze Geschichte der schönen Künste und ihrer Werke zu Genua gegeben; in der Casa San Georgio finden sich die kostbarsten Urkunden der genuesischen Geschichte, unter anderen die vollkommenste Handschrift der Colonialgesetze des Mittelalters unter dem Titel: Statuti di Gazaria, dort finden sich die Cartulari Kaffa's, Scio's, Famagosta's und andere kostbare Urkunden. Die Villetta di Negro, eine herrliche Villa, deren Besitzer ein Freund der Wissenschaft und Künste, ist mit seinen Büsten das Pantheon der großen Männer Genua's; dort sind die Brustbilder Andrea Doria's und Ambrosio Spinola's, des Eroberers Flanderns, die Vorbilder von Genua's Kriegsruhm zu Land und zur See, und die Büste Megollo Lergaro's, der den Kaiser von Trapezunt demüthigte, stellt die Macht Genua's im Oriente vor. Die literarischen Büsten sind die Andalo di Negro's, des Mathematikers und Astronomen, der zugleich Reisebeschreiber und Dichter war; Caffaro's, des Vaters der genuesischen Geschichte; Bartolomeo Falamonica's, des

4*

philosophischen Dichters, des Lucretius Genua's; Ansaldo Ceva's, des epischen und tragischen Dichters; Senarega's, des politischen Schriftstellers, des berühmtesten der vier als Schriftsteller bekannten Senarega; endlich die Büsten zweyer Frauen, die der Nonne Batista Vernazza, welche Sonette und vier Bände geistlicher Schriften hinterließ, und Giustina Vegeria's, gelehrt in Musik, Poesie und Mathematik. Zu Ende des zweyten Theiles werden noch ein antiker Sarkophag, die Kirchen und der Dom Genua's, Prozessionen, die Spitäler, Armenanstalten, die Schule der Taubstummen beschrieben, und im dritten Theile die Reise durch das Thal del Bisagno längs des Berges Antola, der sich zwischen den Quellen der Trebbia und Scribia erhebt, nach den Hügeln Albaro's fortgesetzt, unter deren zahlreichen Villen die schönsten die Brignole und die Giustiniana (heute Cambiaso). Bey Gelegenheit des Lazareths alla Foce, welches ums J. 1530 gebaut worden, wird in der Note nach einer Handschrift der Jahrbücher Genua's bemerkt, daß der schwarze Tod, d. i. die schreckliche Pest des Jahres 1347, im vorhergehenden von genuesischen Galeeren nach Europa eingeführt, und daß nach dem Aufhören derselben zu Genua ein Lazareth errichtet ward, welches also das erste in Europa, während die Errichtung der venetianischen, welche insgemein für die ersten Europas gelten, erst zwey Jahrhunderte später, in die Hälfte des sechzehnten fällt. Der Orden des h. Lazarus, von welchem dieselben den Namen haben, schreibt sich schon aus dem ersten Kreuzzuge her; die von den Rittern bedienten Spitäler waren für die Aufnahme von Aussätzigen bestimmt, und haben wahrscheinlich schon Lazarethe geheißen; diese Lazarethe für die Aussätzigen sind aber eben so wenig mit den Lazarethen für die Pestkranken zu vermengen, als das Lazareth alla Foce mit dem ersten, das zu Genua gestiftet worden. Ein anderes Lazareth (das von Varignano) erhebt sich im Meerbusen della Spezia, und der Bau eines dritten bey Genua war in Anschlag. Der 99. Brief gibt eine allgemeine Uebersicht des schönen, unter dem Namen Riviera di Levante bekannten Küstenstriches, welcher südöstlich von Genua gegen Toskana hinzieht.

»Von dem südlichen Punkte der Felsen, welche gegen Osten den Hafen von Genua schützen, bis der Berg Ruta, welcher seine starren Felsen bis weit hinein in das Meer erstreckt, und das Vorgebirge von Portofino bildet, dehnt sich die Küste in sanften Krümmungen und leichten Einzahnungen bis gegen zehn Miglien hin. Dieß ist nur eine Fortsetzung von Genua's Umgegend, ein Spanne für Spanne bewohntes Land, ein glückliches Gestade, auf welchem sich stufenweise eine Reihe von Villen erhebt. Nervi und Recco sind die vorzüglichsten Orte,

Camogli ist für die Schiffahrt Genua's Aushülfsort. Nach dem ersten Bogen von der Landspitze Sant Giuliano's bis nach der della Chiappa folgt westlich vom Vorgebirge di Monte der zweyte, krummere Bogen (der Meerbusen Tigulius der Alten), erstreckt sich von den Felsen Portofino's bis nach Sestri di Levante, der Hauptort desselben ist in der Mitte Chiavari, zur Linken desselben Lavagna, zur Rechten Rapallo, im Innersten der Bucht, an der südlichsten Spitze desselben, Sestri. Dieser zweyte Bogen ist höchst malerisch; bis Chiavari ist er gebirgig, aber zu Santa Margarita von den lustigsten Thälern durchschnitten. Hinter Chiavari vereinigen sich die Berge, und bilden ein Amphitheater von Hügeln und Flächen, springen dann wieder vor, und ziehen sich bald wieder zurück, um Sestris Umgegend mit reicher und fruchtbarer Ebene zu erfreuen. Das ganze Land ist von einem ruhigen, mäßigen, sanften, der Schiffahrt, dem Ackerbau und dem Gewerbfleiße ergebenen Volke bewohnt. — Der dritte große Bogen der östlichen Küste beginnt nach Sestri mit der Landspitze von Manara und endet mit der von Mesco; dieß ist ein von großen Felsenpartien unterbrochener Bogen, welche die Buchten bilden, in denen Riva, Moneglia, Bonassola, Deiva und Framura liegen. Der am meisten ins Auge springende Ort ist Levanta (auf der Karte steht Levano), an der Küste glücklich gelegen, und von lustigen Hügeln umgeben. Der vierte Bogen erstreckt sich von der Landspitze Mesco bis zum Vorgebirge Portovenere; hier liegt Cinque Terre, berühmt durch seinen Weinbau, welchen die Schiffer im Vorbeyfahren bewundern, indem die Rebenhügel gleichsam über den Wogen aufgehangen. Endlich schließt der fünfte Bogen der della Spezia das ligurische Küstenland mit einem Vereine von Naturschönheiten. Die Magra, welche östlich im Meerbusen von Spezia herunterkömmt, bezeichnete schon zur Zeit Augusts die Gränze Liguriens und Hetruriens, so wie der Varus die gegen Frankreich; doch ist heute die politische Gränze noch über die Magra erweitert, indem ein Theil der Lunigiana dazu gehört, wo die kleine, aber nicht unebene Stadt Sarzana aus den benachbarten Ruinen Luni's emporwuchs.«

Nach dieser Uebersicht beschreibt Hr. B. die einzelnen Schönheiten dieses Küstenstriches, die malerischen Gärten Nervi's, welche die des Alkinoo's, der Armida, Alcina und Falerina ins Gedächtniß rufen, und auf welche Alamanni's Verse angewendet werden. Hr. B. machte die Fahrt von Recco nach Rapallo zur See, und beschreibt die Korallenfischerey mit Auszügen aus Arici's Gedicht: Il Corallo. Hundert oder hundert funfzig Nachen fahren alljährlich Ende März von den verschiedenen Orten des Meerbusens von Rapallo aus, jedes Schiff, das nach Sardinien fährt, ist mit sieben, und jedes, das nach Afrika geht, mit neun Köpfen bemannt. Die Schiffahrt und der Korallenfang halten sie sechs bis acht Monate vom Vaterlande. Der Korallenfang beschäftigt gegend tausend Leute, und der Ertrag wird auf 400000 Lire geschätzt, wovon aber Dreyviertel Unkosten abgeschlagen werden müssen. Rapallo soll die Hauptstadt der tigulischen Ligurer gewesen seyn; i. J. 1219 un-

tergaben sich die Bewohner Rapallo's der Oberherrschaft Genua's; die Nacht des 6. Julius 1549 war eine Schreckensnacht für Rapallo, indem die türkischen Galeeren des Korsaren Dragut in nächtlichem Ueberfalle große Beute und über hundert Bewohner als Sclaven wegführten. Am 1., 2. und 3. Julius wird das Fest der Madonna durch Prozessionen und Beleuchtungen gefeyert, wo funfzehn= bis zwanzigtausend Lichter und Lampen aus dem Meere widerscheinen, und eben so viele Flinten= und Pöllerschüsse von den Hügeln und Thälern widerhallen. In der Literaturgeschichte ist Rapallo als Geburtsort der großen Chirurgen Maestro Batista, Giovanni da Vigo, Fortunio Liceti (Verfassers von siebzig Werken) und des Geschichtschreibers Genua's Agostiano Giustiniano's erleuchtet. In der Nähe von Ripallo erhebt sich der vielbesuchte Wallfahrtsort der Madonna di Montallegro, und weiterhin führt die Straße durch zwey künstliche Grotten zu der Kirche der Madonna delle Grazie. Savona gegen Westen und Chiavari gegen Osten sind die zwey merkwürdigsten Seestädte des alten Genua. Chiavari's Schloß ward von den Consuln Genua's schon i. J. 1167 erbaut, Die Medaillen der ökonomischen Gesellschaft von Chiavera stellen Merkur und Vulkan als die Sinnbilder des Handels und der Künste vor mit der Legende: Vitam excoluere per artes. Auf der ganzen ligurischen Seeküste sind die Dächer mit dünnen Steinen von Lavagna bedeckt, welche Abbaini heißen, und welche ein leichtes, festes, dem Wasser undurchdringliches, dem Froste unbesiegbares Dach bilden, deßhalb stellen die Dächer sowohl der Palläste als Hütten der ligurischen Seeküste aschfarbe, glatte, gesenkte Flächen vor. Mit den Steinen von Lavagna werden die dem Nordwinde, Regen und der Feuchtigkeit am meisten ausgesetzten Mauern bekleidet, die Stiegen bedeckt, die Vorsäle gepflastert u. s. w., so daß Lavagna's Stein einer der wesentlichsten Bestandtheile genuesischer Architektur. Die flachen Quadern derselben heißen Chiappe, die damit bekleideten Keller Chiappaja und Chiappajone, daher bey Dante, der Ligurien besuchte, das Wort Chiappa insgemein für Stein gebraucht wird:

Potevam su montar di chiappa in chiappa.

Die Grafen von Lavagna sind ein altes und berühmtes Geschlecht. Lavagna's Erzeugnisse und Handel besteht nur in seinen Schiffen. Den Weg von Lavagna nach Spezia legte Hr. B. zu Land zurück, eröffnet aber dann den 112. Brief mit Bernardino Baldi's schönen Versen über das Vergnügen der Seefahrt. Levanto's große Kirche wurde schon i. J. 1463 eingeweiht.

Ein Muster des Weinbaues sind die Rebenhügel von Cinque Terre, deren Wein berühmt. Im Meerbusen von Spezia lag der alte Hafen von Luna, durch die Verse von Silius Italicus und Aulus Persius verherrlicht. Der alte Hafen heißt auch der erycische oder venerische, weil sich hier ein der Venus Erycina geweihter Tempel erhob, welcher hernach von den Christen in die Kirche des heiligen Venerius umgetauft ward. Napoleon hatte den Meerbusen von Spezia zur Station seiner Seemacht im mittelländischen Meere ausersehen; zwanzig Millionen Franken sollten die zur Vertheidigung der östlichen und westlichen Küste unternommenen Arbeiten kosten, fünf Millionen die Gründung einer neuen Stadt, mehr als eine Million der Bau von sechs Schiffswerften; aber die französischen Minister, welche fürchteten, daß Toulon durch Spezia verdunkelt werden könnte, arbeiteten den Entwürfen ihres Herrn entgegen. Der 95ste und 96ste Brief enthalten den Periplus des Meerbusens von Spezia. In der Entfernung von 82 Metres von der Landspitze des Forts von Marola beut sich das Naturwunder der berühmten Polla dar, d. i. eines Quelles süßen Wassers, welcher mitten im Meere im Umkreise von acht Metres aufsprudelt. Auf den kleinen Hafen Cadimare stützt sich die große Bucht Ponigaglia, wo Napoleon ein unermeßliches Arsenal erbauen wollte. Der Hafen von Ponigaglia ist einer der fünf größten und sichersten der westlichen Seite des Meerbusens. Ober Ponigaglia erhebt sich der Berg Castellana, der 161 Klafter über dem Wasserspiegel des Meeres, und wo die schönste Uebersicht des Meerbusens, welchen Hr. B. il principe de' golfi europei nennt. Das Lazareth von Varignano erhebt sich am Ende des südlichen Armes der Bucht delle Grazie, so genannt von einer Kirche Unserer lieben Frau. Den Ursprung des Ortes Portovenere bewahrt die Steininschrift: Colonia Januensium anno 1113. Im J. 1202, als die Flotten Pisa's die Insel Tino angriffen und Genua bedrohten, trugen die Einwohner Portovenere's Schrecken und Furcht bis in den Hafen Pisa's, und erhielten daher von der Republik den Ehrentitel: Uomini forti e robusti. Gegenüber von Portovenere erhebt sich das kleine Eiland Palmaria, dessen geringe Entfernung von nur 105 Metres vom Lande zu glauben berechtigt, daß es ursprünglich mit demselben verbunden gewesen; dasselbe glaubt man von den zwey anderen kleinen Eilanden, welche il Tino und il Tinotto heißen. Die kleine Insel Tino ist ganz von Marmor; die duftigen Kräuter, womit sie beteppicht ist, legen dem Reisenden einige der schönsten Verse von Rucellai's Bienen in den Mund. Nun folgt die Beschreibung der östlichen

Küste des Meerbusens, wo am linken Ufer des Berges Corvo der Gränzfluß Ligurien's und Toskana's sich ins Meer ergießt; die darauf sich beziehenden Verse der poetischen Erdbeschreibung des Dittamondo werden angeführt. Das Capo Carvo ist von höchstem Interesse für den Geologen, wie Guidoni sagt, gleichsam der Schlüssel der Bildung aller Berge des Goldes. Der Ursprung des Namens von Lerici geht bis ins Dunkel der mythologischen Zeit zurück, indem Herkules, um Venus zu besänftigen, den Namen ihres erschlagenen Sohnes Eryx hieher übertragen haben soll. Diesen mythologischen Ursprung Lerici's besang Visdomini in lateinischen, von Hrn. B. mitgetheilten Versen. Im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert war Lerici im Gebiete der Pisaner begriffen, welche neben dem Castell einen Flecken erbauten, über dessen Thor sich zwischen zwey Thürmen eine den Feinden hohnsprechende Inschrift befand, welche merkwürdig, weil sie eine der ältesten italienischen; sie lautet:

Scopa boca al Zenoese:
Crepacuor al Portovenerese:
Streppa borsello al Lucchese.

Lerici ist nur von Schiffern und Fischern bewohnt. Die Männer von Lerici sind kühne Schiffer, ihre Weiber und die von Santerengo bringen auf den Markt von Sarzana das Ergebniß ihrer Fischerey und andere Waaren, deren die Lunigiana bedarf, und bringen dafür die Butter, das Gemüse und die Gartengewächse zurück, womit sie das Lazareth, die Schiffe und das umliegende Gestade versehen; dieß thun sie zu Fuß, mit den Waaren auf dem Kopfe, mit großer Mühe, die Magra oft bis an den Gürtel im Wasser durchwatend. Ueber den Ursprung des Namens des Ortes Spezia sagt Hr. B., daß derselbe unbekannt, und daß noch vor dem zehnten Jahrhundert hier ein Dorf stand, welches das alte Bad (Bagno antico) hieß, vielleicht von der alten Grotte der Nymphen, welche Virgilius beschreibt und hieher zu setzen scheint. Der Name Spezia gibt Rec.'en die Vermuthung ein, daß derselbe eben sowohl, als der der beyden obgenannten Inseln: Tino und Tinoto, in der Zeit der Kreuzzüge durch italienische Schiffer aus dem Archipel von den Inseln Tino und Spezia hieher verpflanzt worden. Der Name Tino ist das alte *Tynos*, und bedarf keiner weiteren Erklärung; nicht so leicht ist es, den Ursprung des Namens Spezia zu erklären, da die Insel des Archipels, welche diesen Namen trägt, bey den Alten Tiparenus *) geheißen haben

*) Mannert's Geographie, IX. Bd. S. 656; Barbouccourt's Mé-

soll. Mit aller Hochachtung für die Geographen, welche Spezia für das alte Tiparenus erklären, glaubt Rec. doch einen haltbaren Beweis vorbringen zu können, daß der alte Name desselben nicht Tiparenus, sondern Pityusa gewesen, wofür bisher eine der zunächst an der Küste gelegenen Inseln gehalten worden, welche wahrscheinlich das alte Tiparenus ist. Der heutige Name der Insel Spezia ist Dschamlidscha [1], d. i. die Fichtenbewachsene, von Dscham oder Tscham [2], eine Fichte (nicht Tanne, wie im Meninski steht). Pyti, d. i. die Fichteninsel, heißt auch die sechste Insel der im Meere von Marmora unmittelbar vor Constantinopel gelegenen neun Prinzeninseln [3], welches nur die Abkürzung des alten Namens beym Plinius Pytiodes. Der türkische Name derselben kömmt unter den von osmanischen Geschichtschreibern aufgeführten Namen der Prinzeninseln nicht vor [4], aber der Name Dschamlidscha findet sich in der Nachbarschaft an der Küste, wo die Kaiser Tiberius und Mauritius einen Jagdpallast zu Damatrys erbaut hatten [5]. Der heutige Name Dschamlidscha kann aber sowohl aus dem alten Damatrys verstümmelt seyn, als von einem dort ehemals angepflanzten Fichtenhaine seinen Ursprung haben. Wenn darüber, daß Dschamlidscha, d. i. die Fichtige, eine bloße Uebersetzung des griechischen Pityusa, fast kein Zweifel obwalten kann, so ist der italienische Name Spezia um so schwerer mit Gewißheit zu erklären; Rec. glaubt, daß derselbe in dem Sinne von Spezereyen verstanden werden müsse, und sich auf den harzigen Duft und das duftende Harz der Fichtenhaine beziehe. Wie dem aber auch seyn möge, so ist er der Meinung, daß der Name des Ortes Spezia sowohl, als der in dem Meerbusen von Spezia gelegenen Inseln Tino und Tinoto zur Zeit der Kreuzzüge von den Inseln Tino und Spezia im Archipel übertragen worden sey. In der Nähe von

---

moires S. 202; diese Jahrb. XXXIV. Bd. S. 103. In Margaroli's Dizionario geografico della Turchia (Milano 1821) p. 246 wird der alte Name der Insel nicht angegeben.

[1]) In Hadschi Chalfa's Rumili und Bosna (Wien 1812) S. 114 steht bey Dschamlidscha irrig Hydra; dieses heißt heute Ssuludsche, d. i. das Wässerige, wie der griechische Name besagt.

[2]) Daß Dscham pinus und nicht abies heißen müsse, erhellt schon aus dem beygesetzten Synonyme Ssanuber, welches die Pinie und keine Tanne, und noch mehr aus den arabischen Synonymen im Lehdschetul-Lughat S. 350.

[3]) Constantinopel und der Bosporos. Wien 1822. II. 370.

[4]) Ebenda S 360

[5]) Ebenda S. 357.

Spezia ist die Kirche des heil. Franziskus, in der sich das Grabmal eines Kindes mit dem Verse aus Malherbes:

> Et rose, elle a vécu ce que vivent les roses,
> L'espace d'un matin,

was zu Deutsch auf dem Grabe Rosaliens im Kirchhofe zu Weidling:

> Der Himmel nahm sie mir, der sie gegeben;
> Als Rose lebte sie was Rosen leben.

Hr. B. führt in der Note die Verse Virgils an, welche im ersten Buche der Aeneis den lybischen Hafen beschreiben, weil viele Kritiker der Meinung, daß Virgil keinen anderen vor Augen gehabt, als den von Spezia: Est in secessu longo locus u. s. w., bis intus aqnae dulces, vivoque sedilia saxo, *Nympharum domus*. Hr. B. bekräftigt die obige Meinung der Kritiker, indem er eine Miglie nordöstlich von Spezia am Abhange des Berges die Grotte der Nymphen gefunden zu haben glaubt. Die Gebirge, welche den Meerbusen von Spezia umgeben, sind übrigens von vielen Höhlen durchlöchert, in denen sich die Bergwasser sammeln; diese Höhlen heißen in der Landessprache Sprugola (Sprudel); der König dieser Sprudel ist der von Zegori, welcher die Höhle des heil. Benedict genannt wird.

»Der Naturforscher findet in diesen empfangenden und wiedergebenden Sprudeln (sprugole recipienti e scaturienti) die Widerlegung der heute veralteten Theorie, welche dem Meere den Ursprung der Quellen zuschrieb. Der Geologe studiere in denselben den Kalkboden, welchen diese Wasser durchwühlen, und wenn die kabalistische Mythologie der Geister, welche in den Tiefen der Erde herrschen, noch frischen Ansehens genöße, so könnte der Dichter: L'ombre trattando e la perpetua notte, ihre unzugängliche Burg in diese weiten und unzähligen Höhlen setzen, die einen über die anderen gelegen, und alle unter einander durch nicht zu entwirrende Wege und geheime Gänge verbunden, durch welche der stürzenden Wasser fürchterlicher Schall widerhallt. Wer endlich seltsame Ansichten und Schreckensscenen aufsucht, stille seine Lust in der Betrachtung der wilden Vorhallen dieser Höhlen und ihrer weitgähnenden Schlünde:

> Wo schwarze Nacht im Kampfe mit der Sonne,
> Und zweifelhaftes Licht mit Finsternissen.

Von Spezia ging Hr. B. nach Sarzana, der Vaterstadt der Literatoren Giacopo Bracelli und Agostino Mascardi, und des Malers Domenico Fiasella, ober welche sich der von Castruccio, um die Stadt in Zaum zu halten, um die Malaspina, denen er dieselbe entrissen, befestigte Felsen von Sarzanella erhebt. Hr. B. beschließt seine Reise zu Luna oder Luni, welches von Lucumon, dem alten Könige Hetruriens, den Namen herleitet, und ehemals auch

dem heute als carraresischen berühmten weißen Marmor und dem Meerbusen von Spezia den Namen gab, indem jener der Marmor von Luna, dieser der Meerbusen von Luna hieß, heute noch durch seine Käse berühmt, welche vormals in solcher unglaublicher Größe verfertigt wurden, daß ein Laib einen Centner wog, denselben war der Halbmond aufgeprägt, welcher ehemals auf den Münzen dieser hetrurischen Stadt. Im Mittelalter litt Luni viel von den Sarazenen, welche von Sardinien, von Korsika und von Frassinato aus hieher streiften. Einer der Streifzüge v. J. 1016 findet sich bey Muratori nach der Chronik Ditmar's. Viele aus alten Ruinen von Luni ausgegrabene Inschriftsteine finden sich in den Herrschaftshäusern von Sarzana, Ortonovo und Castelnovo, welche in den Werken Ippolito Landinelli's und Bonaventura de Rossi's, den Geschichtsforschern ihrer Vaterstadt, enthalten sind. Hr. B. legt den Pilgerstab seiner Reise und Rec. den dieser Anzeige nieder mit den Versen des Horaz:

Vestris amicum fontibus et choris
Finire quaerentem labores
Pierio recreatis antro.

Hammer-Purgstall.

Art. II. Queen Elizabeth, and her Times, a series of original Letters, selected from the inedited private correspondence of the Lord Treasurer Burghley, the Earl of Leicester, the secretaries Walsingham and Smith, Sir Christopher Hatton, and most of the distinguished persons of the period, edited by Thomas Wright, M. A. I. S. A. of Trinity College, Cambridge. In two volumes, London, Henry Colburn, publisher, Great Marlborough Street, 1838.

Dieß Werk, welches um die Zeit der Krönung der Königin Victoria die Presse verließ, gleichsam um der jungfräulichen Beherrscherin Brittaniens das Bild jener großen Maiden Queen vor Augen zu führen, hat in England mit Recht vielen Beyfall gefunden. Zwar sind mehrere dieser Briefe schon in früheren Sammlungen gedruckt; gleichwohl ist man dem fleißigen Sammler und Herausgeber des vorliegenden Werkes zu vielem Danke verpflichtet. Herr Thomas Wright brachte, was vor allem dem Geschichtsforscher Noth thut, einen ruhigen Sinn und allenthalben sich kund gebende Gewissenhaftigkeit zu seinem Unternehmen mit. Als schätzbaren Beytrag, als Materiale zum Beywerke der Geschichte der großen Königin, kann sein Buch nicht genug gerühmt werden; als selbstständiges Geschichtswerk zu gelten, darauf macht es wohl keinen Anspruch Keine Periode

der englischen Geschichte ist mit größerem Eifer von den entgegengesetzten Meinungen des Tages ausgebeutet, kein Charakter in verschiedenerem Lichte dargestellt worden, als die vielgerühmte und vielgetadelte Elisabeth. Es geschah aber hier, was bey so vielfachem Bemühen, zur Wahrheit zu gelangen, auf den ersten Anblick kaum glaublich scheint, daß gerade über diesen Zeitraum noch immer das meiste Dunkel obwaltet, wenigstens in sofern die Parteyen sich noch immer nicht über die Thatsachen, über das geschichtlich Gegebene und Unwegläugbare einigen konnten. Ueber den Glanz, den Zuwachs von Macht und die Fülle politischen Ansehens nach außen hin, welche England unter dem Zepter Elisabeths gewann, ist von keiner Seite her ein Zweifel erhoben worden, wenn man gleich hier Seelenstärke, dort Hinterlist u. s. w. als Grund und Mittel jener Größe angab. Den wenigst aufgehellten Theil der Lebensgeschichte Elisabeths bildet immer ihr Streithandel mit Maria von Schottland. Daß es sich hier um mehr als die mit dem Siege des Einen streitenden Theiles ausgehende Rivalität zweyer gekrönter Frauen handle, wurde von jeher und mit dem, systematisch gesonderten Parteyen eigenthümlichen Instinkte gefühlt und durchgeführt. — Jeder Versuch, über diese Partie der brittischen Geschichte Licht zu verbreiten, ist lobenswerth, in welchem Sinne es auch geschehe, vorausgesetzt, daß die nöthige Unbefangenheit und gewissenhafte Treue bewahrt werden. Diese Eigenschaften wollen wir Hrn. Wright gerne zuerkennen, wenn gleich die Wahl seiner Briefe nicht geeignet ist, die unglückliche Königin von Schottland in einem anderen als ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen. Bedenkt man aber, daß der Verfasser vorzüglich aus der Correspondenz des Lord Burleigh und der Sekretäre Walsingham und Smith schöpfte, so wird man dieß ganz natürlich finden. Herr Wright wollte hauptsächlich durch die Veröffentlichung dieser Briefe, die er chronologisch geordnet hat, ein lebendiges Bild jener Zeit geben. In eine historische Erörterung der großen Fragen einzugehen, die weit gebahnten Wege der Polemik über Elisabeths Wirren mit Maria Stuart zu betreten, war nicht seine Absicht. Kann man daher seine Ansichten über die beyden Königinnen, wie er es in seiner Einleitung ausspricht, nicht billigen, so darf uns dieß in dem Urtheile über den Werth seines Werkes nicht beirren. Herr Thomas Wright hat das Verdienst, eine Reihe unbekannter Correspondenzen, die uns jene Zeit mit der Fülle der Lebendigkeit und der Frische der Gegenwart erfassen läßt, und uns gleichsam in medias res versetzt, zuerst veröffentlicht zu haben, ein Verdienst, welches in keiner Weise darf geschmälert werden.

Ueber den Zweck seines Werkes spricht sich Hr. Wright folgendermaßen aus:

»Die Aufgabe, welche der Herausgeber der folgenden Briefe sich gesetzt hat, war, auf dem Gebiete der englischen Geschichte dasselbe zu leisten, was Bischof Percy für die altenglische Poesie gethan hat, nämlich ihre Urkunden selbst, aber in einer zugänglichen und unterhaltenden Form, dem Lesepublikum vorzulegen. Seine Absicht war nicht bloß, die Thatsachen durch Zeugnisse zu bekräftigen, sondern die handelnden Personen selbst als Erzähler ihrer Handlungen auftreten zu lassen. Die Regierung der Königin Elisabeth füllt eine merkwürdige Zeit aus; die damals handelnden Charaktere werden in so verschiedener Weise beurtheilt, daß man nicht besser thun kann, als einen jeden für sich selbst sprechen zu lassen; sie selbst geben dann ein lebendigeres und getreueres Bild ihrer Zeit, als uns die Geschichtforscher bisher zu liefern vermochten Auch dem Herausgeber hat die Vergleichung der verschiedenen Briefe, die immer das Gepräge des Charakters und der Stellung ihrer Verfasser tragen, über die Regierung Elisabeths manche neue Gesichtspunkte geöffnet, und er hofft, daß auch seine Leser durch diese Briefsammlung klarere Begriffe über die Geschichte ihrer ihnen durch drey Jahrhunderte entrückten Voraltern erhalten werden. Die Geschichtschreibung erheischt mehr als trockene Aufzählung von Thatsachen — um zu einem Verständniß dieser letzteren zu gelangen, ist es nicht genug, den Volkscharakter zu kennen, die Forschung muß auch den Charakter der Individuen, ihre Ansichten und Ueberzeugungen, ihre kleinen Leidenschaften, und neben den großen Lebensverhältnissen auch das Privatleben in ihren Kreis ziehen; aber in keinerley Urkunden findet man hievon ein treueres Bild, als in Privatbriefen. Der Herausgeber will daher nicht, daß man das vorliegende Werk als eine trockene Sammlung offizieller Urkunden betrachte; vielmehr hat er, um dieß zu vermeiden, eine beträchtliche Anzahl von Briefen leichteren Gehaltes, die mit der Geschichte nicht eben in direktem Zusammenhange stehen, aufgenommen, und ist überhaupt gerne von Zeit zu Zeit von dem Wege der Politik abgewichen, um sich der Literatur und dem häuslichen Leben zuzuwenden. Zu diesem Behufe, und um mehr Abwechslung in sein Werk zu bringen, zog er es vor, in seine Sammlung Verschiedenartiges aufzunehmen, statt, wie dieß gewöhnlich geschieht, sich an die Correspondenz eines Menschen oder einer Familie zu halten.«

Doch ließ der Herausgeber den Faden der Geschichte nicht aus den Augen. Er theilt die Regierung der Königin Elisabeth in drey Perioden; die erste umfaßt den Kampf der Königin mit

ihren Feinden im Inneren; sie muß sich eine Stellung machen, was um so schwieriger ist und um so größerer Kraftanstrengung bedarf, je mehr ihre Rechtmäßigkeit bestritten werden kann.

»Während der ersten Periode,« sagt Hr. Wright, »arbeiteten die Feinde der Königin und der protestantischen Religion durch Verschwörungen an beyder Sturze, bis ihre Bestrebungen durch die Wachsamkeit der Minister nicht minder, als durch die Gefangenschaft und das Ende der Königin von Schottland, als Mittelpunktes aller Verschwörungen, vereitelt wurden. In der zweyten Periode bereiteten sich auswärtige Feinde zum Angriffe, Elisabeth sollte offener Gewalt unterliegen, bis im ewig denkwürdigen Jahre 1588 die unbesiegbare Armada von der Tapferkeit ihrer Unterthanen vernichtet ward *). Während der dritten Periode, obgleich nicht friedlich, ward England frey von Befürchtungen von auswärtigen Feinden, es ist dieß die Zeit des Triumphes des Protestantismus.«

Diese Eintheilung gibt zugleich den Standpunkt des Verfassers und seine historischen Ueberzeugungen an, die wir zwar weit entfernt sind zu theilen, deren Widerlegung jedoch hier kaum an ihrer Stelle wäre. Hr. Thomas Wright steht aber auf dem Standpunkte der meisten seiner politischen Glaubensgenossen in England, und daß er sich nicht über diese erhebt, darf ihm nicht zum Vorwurfe gemacht werden.

In dem Sinne dieser Eintheilung sind nun auch die gesammelten Briefe geordnet, was die chronologische Folge ohnehin an die Hand gab.

Die Hauptquelle für unseren Sammler waren die Manuscripte des brittischen Museums; einige Briefe wurden in Privatarchiven gefunden; der letzte Theil des zweyten Bandes besteht hauptsächlich aus Briefen des Lord Burleigh an seinen Sohn Sir Robert Cecil, und enthält eine höchst interessante Selbstbiographie dieses Staatsmannes. Alle diese Correspondenzstücke rühren aus seinen sechs letzten Lebensjahren her, und befinden sich in der öffentlichen Bibliothek der Universität Cambridge.

So viel über den Geist, der diese Sammlung leitete, und über das verdienstliche Streben des Verfassers. Die Briefe selbst gewähren häufig, ja größtentheils, ein vielfaches Interesse. Wir müssen den Leser auf das Buch selbst verweisen, denn ihrer Natur nach stehen jene Correspondenzen, der Abdruck und das Spiegelbild derer, die sie schrieben, außer dem Bereiche der

*) Viel bescheidener ließ die Königin Elisabeth eine auf die Vernichtung der Armada geschlagene Denkmünze mit der Devise umgeben: Afflavit Deus, et dissipati sunt.

Kritik. Des Beyspiels halber lassen wir hier auf das Gerathewohl einige Proben folgen.

Elisabeths Gesandter bey dem Herrscher von Marokko — Edmund Hogar — berichtet an seine Königin über den Empfang, der ihm am Hofe des Barbarenkönigs zu Theil ward. Wenn wir den Kaiser von Marokko als einen sehr eifrigen Protestanten — a very earnest protestant, of good religion and living — geschildert finden, so darf man wohl annehmen, daß der Gesandte sich dieser Hyperbel nur bediente, um die den Protestanten geneigte Gesinnung dieses Fürsten zu schildern; jedenfalls konnte diese Nachricht, selbst in solch übertriebener Form, bey der Königin Elisabeth auf gnädige Aufnahme zählen. Es begreift sich daher, daß Sir Edmund Hogan mit Wohlgefallen bey diesem Punkte verweilte.

Edmund Hogan an die Königin.

Marocus, in der Barbarey, den 11. Juny anno domini 1577.

»Mögen Eure Majestät zu vernehmen geruhen, daß auf Euer Hoheit Geheiß, und versehen mit den von Euer Majestät für den König der Barbarey gezeichneten Papieren, ich mich anschickte sofort zur Reise nach jenen Landen, und nachdem ich mich am sechsten Tage des Maymonats zu Portsmouth einschiffte, am . . . desselben Monats an der Küste der Barbarey in einem Hafen des Königs, Namens Caphia, anlangte. Ich blieb an Bord des Schiffes auf der Rhede, und schickte Briefe nach Marocus, allwo der König Hof hält. — Und nach Verlauf von fünf Tagen sandte mir der König, sobald er von meiner Ankunft gehört, seiner Hauptleute Einige und Soldaten und englische Kaufleute, die mich nach seinem Hofe bringen sollten; zugleich ließ er mir bedeuten, daß er sehr erfreut sey, von Euer Majestät zu hören. So kam ich am 1. Junius in diese Stadt Marocus, nachdem auf dem Wege, auf des Königs Befehl, alle christlichen Kaufleute und in der Nähe der Stadt einige seines Hofstaates zu mir gestoßen waren, denn so, sagten sie, sey es der Wille des Königs, Euer Majestät zu ehren auf alle Weise, deßgleichen Er es für gut halte, daß ich alsbald mich in seine Gegenwart begebe. So wurde ich nach dem Pallaste und in die Gegenwart des Königs gebracht. Er aber saß in seinem Staatssessel, und rundum standen seine Räthe, Mauren sowohl als Türken. Ich überreichte ihm Euer Majestät Briefe, und entledigte mich meines Auftrages in spanischer Sprache. Der König aber, obwohl er mich wohl verstand, ersuchte mich, solches in ihrer Sprache zu wiederholen, damit auch die Mauren mich

verstehen möchten. Worauf der König Euer Majestät freundlichst dankte, auch sey Er mit seinem Lande sowohl zu Befehlen Euer Majestät, als auch mit Ehre und Gesetz. Ich antwortete, daß Euer Majestät dieselbe Gesinnung hegten, wie Er solches aus Euer Hoheit Briefen sehen werde.«

»Sofort wurde ich nach meiner Wohnung geleitet, und mit allem Nöthigen wohl versehen. Noch denselben Abend sandte der König nach mir, worauf ich mich nach Hof begab, und eine lange Unterredung mit ihm hatte; der König von Spanien, sagte er mir, habe ihn um die Erlaubniß gebeten, ihn mit einem Gesandten beschicken zu dürfen, was er gestattet habe; — »doch,« fuhr er fort, »wenn er kömmt, soll er wohl sehen, daß ich mehr »Aufhebens mache mit Euch, der Ihr kömmt von der Königin »von England Majestät, als mit dem Gesandten von was immer »für einem Könige von Spanien; denn ich will es machen mit »ihm nach dem Gebrauche mancher Orte der Christenheit, und »ihn wohl an die zwanzig Tage hinziehen, bis er vor mein Antlitz »komme; denn dieser König kann sein eigen Land nicht regieren, »sondern ist regiert von Papst und Inquisition,« gegen deren Religion Er (König der Barbarey) großen Abscheu habe. Ich selbst fand in ihm einen sehr eifrigen Protestanten, von guter Religion und Sitte, und wohl bewandert sowohl im alten als neuen Testamente, der wahren Religion Gottes, so wie sie in Euer Hoheit Reichen geübt, zugethan, und wohl geneigt, Euren Kaufleuten gnädig zu seyn, mehr als irgend einer anderen Nation, auch nicht zu begehren, was zu Euer Maj. und Euer Maj. Freunden Unehre gereichen könne. Worauf ich, als solches meine Pflicht, vor Allem Bedacht nahm. Doch ist er nicht in Frieden in seinem Lande, denn der schwarze König hält mit ganzer Macht die Berge besetzt.«

»So bittend den Herrn um Erhaltung Euer Maj. Königlicher Macht und Ehre und lange Regierung

Euer Maj. gehorsamster Diener
Edmund Hogan.«

Hier zum Schlusse noch ein Schreiben an Lord Burleigh, zum Beweise, daß bereits zu jener Zeit, so bald nach Aufhebung der Klöster, welche das Mittelalter mit der Sorge für seine Armen betraut hatte, die Verlegenheit der Regierung und des Parlaments wegen der vielen Armen begonnen habe.

Sir Anthony Thorold an Lord Burleigh.

»Euer Lordschaft erlaube ich mir ehrfürchtigst in Erinnerung zu bringen, daß durch verschiedene Erlasse, Verordnungen fest-

gesetzt worden zur Verminderung jener Unzahl von Landstreichern, welche durch genannte Gesetze verhalten werden sollten, daselbst zu hausen, wo sie geboren, oder durch drey Jahre daselbst zu verweilen; dagegen ward den Städten und Pfarrsprengeln aufgetragen, alle Arme zu nähren und aufzunehmen, so daselbst geboren seyen, oder durch drey Jahre verweilen würden. Und diese Gesetze thaten sehr gut, allwo sie vollzogen wurden. Aber das Gesetz, welches das letzte Parlament erließ, behufs der Austreibung der Haussassen — Inmates — wird, fürchte ich sehr, zehnmal mehr Bettler als zu je einer Zeit vordem in die Welt schicken, sofern es Ihrer Majestät nicht gefalle, durch Proklamation oder in anderer wirksamer Weise Vorkehrung zu treffen, damit diese Unglücklichen nicht aus Mangel an Nahrung und Wohnung zu Grunde gehen, oder in großer Zahl das Land überziehen, was zu großem Uebelstande Anlaß gäbe. Jener Theil des Statutes, welcher die Errichtung von Hütten in anderer Weise, als solches genannte Verordnung zuläßt, von nun an untersagt, wird sehr gut thun.«

»Da ich nun einmal so kühn bin, hier meine unmaßgebliche Ansicht, in Hoffnung auf geneigtes Gehör, auszusprechen, so erlaube ich mir auch, Euer Lordschaft einen anderen Gegenstand als einer schleunigen Reform bedürftig zu bezeichnen. Und ist solches das frühe Heiraten von Bauern und anderem armen Volke, so nicht hat weder Haus, noch Grund, noch sonstiges Gut, davon zu leben, weil solches in kürzester Frist einen unsäglichen Schwarm von Bettlern erzeugen muß. Ehedem, wie ich dessen mich erinnere, heiratete keiner unter dreyßig Jahren, und alsdann war ein jeder im Besitze eines Hauses, heute aber heiraten sie unter zwanzig Jahren, und wovon leben, noch wo er wohnen soll, bedenken sie nicht. Möchte es Euer Lordschaft gefallen, nach Eurer großen Weisheit, für Mittel zu sorgen durch die Bischöfe oder in anderer Weise — daß so unzeitigen, voreiligen und unüberlegten Ehebündnissen Einhalt gethan werde, so würde Euer Lordschaft in den Augen Gottes und der Königin, so wie um das allgemeine Beste sich ein großes Verdienst erwerben.«

»Aber ein dritter Uebelstand (der fürchterlich ist) hat in den letzten Jahren reißend zugenommen, und ist dieser fast in jeder Stadt, Orte, Dorfe und Weiler in diesen Gegenden, und wie man sagt auch in anderen Landen anzutreffen. Junge, verschmitzte Bursche verleiten leichtfertige junge Mägde zu thörichter Liebe, und gewahren sie sodann, daß diese die Leibesfrucht empfangen, so ziehen sie alsbald von dannen in unbekannte Orte, die Magd aber mit ihrem Kinde überlassen sie der Noth. Möchte

daher auch dieser Schändlichkeit, die nun sehr überhand nimmt, Einhalt gethan werden, so dieß möglich ist. Satan findet aber solches Gefallen an diesem Volke, daß weder Scham noch gewöhnliche Strafe helfen.«

»Solchermaßen Verzeihung bittend für meine Kühnheit, zu welcher mein Diensteifer für Gott und die königliche Majestät und Euer Lordschaft Ihrer Hoheit Lieutenant in dieser Grafschaft (Lincolnshire) antrieb, nehme ich in tiefer Ehrfurcht Abschied.«

Marston, diesen 6. Nov. 1589.

Zu Euer Lordschaft Befehl
Anthony Thorold.

Der Verfasser hat in all den mitgetheilten Urkunden die alte Orthographie aus Gründen, die in seinem Vorworte nachgelesen werden können, beybehalten. Wir können dieß nur billigen, und zwar um so mehr, als das Verständniß der Sprache dadurch nicht erschwert, dagegen die alterthümliche Färbung des Ganzen beybehalten wird, und um so lebhafter hervortritt.

Art. III. Erinnerungen aus meiner Pilgerreise nach Rom und Jerusalem im Jahre 1837. Von Dr. Joseph Salzbacher, Domcapitular zu St. Stephan in Wien. Wien 1839. Druck und Verlag bey L. Grund.

Der Verfasser äußert sich über den Zweck dieser, in vielfacher Hinsicht sehr interessanten Reise in der Vorerinnerung folgendermaßen:

»Um einen Abschnitt meines Lebens, und zwar das fünf und zwanzigste Jahr meiner Priesterweihe zu feyern, hatte ich den Entschluß gefaßt, eine Pilgerreise in das heilige Land zu machen, in jenes Land, in welchem Gott die Größe seiner Güte und seines Ernstes auf eine so außerordentliche Weise geoffenbart hat.«

»Ich fühlte das sehnlichste Verlangen, auf jenem geweihten Boden, an den Stufen des heiligen Grabes selbst, dem Heilande, der in seiner unendlichen Barmherzigkeit mich Unwürdigen zu seinem Dienste berief, in demüthigem Gebete mein Dankopfer für den mir im Laufe der zurückgelegten fünf und zwanzig Priesterjahre zur Erfüllung meiner Berufs- und Standespflichten in Gnade gespendeten segensvollen Beystand darzubringen, — und das Vaterland des Herrn zu schauen, in welches Er aus dem Schooße des ewigen Vaters vom Himmel herabstieg, in welchem Er lebte und lehrte, für unsere Sünden starb, und zur

Beseligung des gefallenen Menschengeschlechtes die Erde mit seinem kostbaren Blute röthete; -- ein Land also, höchst werth und theuer für alle, die ihren Erlöser und Heiland lieben; — ein Land, in welchem an jede Stelle die Geschichte der Religion und Menschheit die schönsten, die heiligsten und die wohlthätigsten Erinnerungen knüpft!«

»Zur Erreichung des frommen Zieles schienen mir eben Zeit und Umstände günstig; daher ich auch unverweilt, nachdem ich die nöthigen Vorbereitungen getroffen, und die oberhirtliche Einwilligung erhalten hatte, meine Pilgerfahrt antrat. Die in mir lebendige Ueberzeugung und das Vertrauen, daß ich mit dem Beystande Gottes, so wie durch Muth und Ausdauer, die mit einer solchen Reise unzertrennlich verbundenen Schwierigkeiten werde überwinden können, bewährte sich auch hinlänglich dadurch, daß ich glücklich und größtentheils nach dem Plane, den ich mir vorsetzte, mein Vorhaben ausführte.«

»Der Weg führte mich, meiner Absicht und dem vorgehägten Wunsche gemäß, zuerst nach Rom, — und nachdem ich hier zu den Füßen des heiligen Vaters die Benediction für das weitere Ziel meiner Wallfahrt empfangen, — nach Verlauf von einigen Monaten endlich nach Jerusalem, — der Wiege unseres Heils, der Mutter unseres Glaubens!«

»Ich betrat die heilige Stadt unter Eindrücken, die sich schwer beschreiben lassen; denn hier ist ja das Größte geschehen, was je auf Erden geschah; hier ist der wichtige Schauplatz des Todes unseres Herrn; hier der Schauplatz eines großen Theiles seines heiligen Wandels, seiner Lehren und jener ewig denkwürdigen Ereignisse, die demjenigen Theile der Welt, der sich zu seiner Lehre bekennt, und vorzugsweise allen denjenigen, welche sich dem Dienste seiner Kirche, der Verkündigung der Lehre des Heils, der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden gewidmet haben, — auf immer unvergeßlich und beherzigungswerth geworden sind.«

»Noch werden in Jerusalem viele, aus der Geschichte der Vorzeit ehrwürdige Denkmale, und vornehmlich jene heiligen Orte, welche durch Christi Blut, Leiden und Auferstehung verherrlicht sind, den frommen Pilgern gezeigt, und von diesen als kostbare Ueberbleibsel aus der irdischen Laufbahn des Gottmenschen freudig und mit tiefster Ehrfurcht begrüßt; — aber die Väter vom Orden des heiligen Franziskus, denen die Obhuth, Erhaltung und Bewachung des heiligen Grabes und aller übrigen, der katholischen Christenheit noch angehörigen, durch die Erlösung des menschlichen Geschlechtes geheiligten Stätten des gelobten Landes anvertraut ist, — befinden sich gegenwärtig, in

Folge des Ausbleibens der gewöhnlichen Almosengelder und Unterstützungen aus Europa, in einer höchst mißlichen Lage, in einem betrübenden Nothstande.«

»Diese Bedrängniß, welche ich mit eigenen Augen sah, ist es nun, die mich nach der Rückkehr in meine Heimat veranlaßt, den bemitleidenswerthen Zustand zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, und diese Erinnerungsblätter mit der allerhöchsten Ortes gnädigst genehmigten Widmung dem Drucke zu übergeben. Möge der wohlthätige Zweck, zu dem sie verfaßt sind, ihre Erscheinung bey dem Vorhandenseyn so vieler Reise-Memoiren entschuldigen, und einige Theilnahme bey wohlwollenden Religionsfreunden erwecken!« — —

Den vorgesetzten Zweck hat der Verfasser größtentheils erreicht. Wenn wir, wie sich in der Folge zeigen wird, in einem Theile jener Reisebeschreibung eben nichts Neues finden, so muß man doch mit Vergnügen in dem anderen Theile nicht völlig Bekanntes, theils durch neue, und zwar allein richtige Auffassung Bedeutendes anerkennen. Der wahrhaft religiöse, und dabey von Schwärmerey gänzlich entfernte Sinn des Verfassers verleiht seinen Mittheilungen, besonders was seinen Aufenthalt in Jerusalem betrifft, einen Zauber, der in vielen, mit Gelehrsamkeit prunkenden oder damit ausgestatteten Reisebeschreibungen und Memoiren von Reisenden in jenen Gegenden vermißt wird. Ueber Jerusalem kann nur ein Katholik, und zwar nur ein von Frömmeley und Uebertreibung entfernter, reingläubiger Katholik, interessant schreiben.

Der einfache Styl des Verfassers paßt ganz zur Darstellung dessen, was er mit dem Gefühle wahr und lebendig aufnahm. Die Reiseabenteuer, die er erlebte, sind eine würzende Zuthat. Wer ohne einen anderen Zweck, als den so löblichen des Verfassers vor Augen, sich den Gefahren einer so weiten Reise preis geben, die Reise aus eigenen Mitteln bestreiten, und den Ertrag einem so achtbaren Ziele zuführen kann, verdient die Anerkennung aller Bessergesinnten, welches Glaubens sie auch seyn mögen. Nicht Eitelkeit, nicht Prunksucht, nicht Lust zu Abenteuern haben den Verfasser angetrieben; es war frommer, religiöser, reiner Glaube, und in dieser Hinsicht verdient seine Reisebeschreibung einen vorzüglichen Platz unter den über jene Gegenden bereits vorhandenen.

Aber auch in wissenschaftlicher Beziehung ist sie anzuerkennen. Zwar durchgehends ungekünstelt und einfach, aber treu und anschaulich wird das Gesehene und Erlebte dargestellt; man könnte das Tagebuch als einen Leitfaden gebrauchen, der auf das Merkwürdigste in jedem Orte, welcher besucht ward, aufmerksam

machen würde. Die katholische Tendenz ist dabey vorherrschend, nirgends aber durch Uebertreibung und Frömmeley entstellt. Manches Bekannte hat der Verfasser absichtlich zu wiederholen vermieden, und dadurch dem Buche keine übermäßige Ausdehnung gegeben, indem er es verschmähte, sich in beliebter moderner Weise mit fremden Federn zu schmücken, und aus acht Büchern das neunte zu machen. Wir finden in dieser Beziehung mehr Angedeutetes als Durchgeführtes, aber alles aus dem Anschauen genommen, alles aus einer unverrückt festgehaltenen Tendenz hervorgegangen.

Der Verfasser trat seine weite und beschwerliche Reise am 24. Februar 1837 an. Der erste Aufenthalt, der ihn festhält, ist Loretto. »Ueber Osimo,« sagt er, »einem nicht unfreundlichen Städtchen, auf einem steilen, hohen, mit Weinreben, Feigen-, Oel- und Mandelbäumen bepflanzten Berge, fuhren wir nach Loretto, einer Stadt, gleichfalls auf einer nicht minder beträchtlichen Anhöhe gelagert, jedoch in einer anmuthigen, fruchtbaren, herrlich kultivirten, mit Villen bedeckten Landschaft, von der man sagen kann, daß sie einem Lustgarten gleicht. Die Aussicht von dem Gipfel der Anhöhe ist bezaubernd schön; während man auf einer Seite die Hügel in der Nähe und in der Ferne, mit Städten und Dörfern besäet, und eine Stunde von hier das adriatische Meer, ja sogar die Küste von Griechenland erblickt, sieht man auf der entgegengesetzten Seite wie sich die Apenninen in einer langen und majestätischen Kette tief ins Land hinein erstrecken. Die Stadt hat demnach ein freundliches, angenehmes Ansehen. Die Straßen gehen hoch und tief, und die Häuser sind mit Gärten untermischt; besonders schön ist die Strada romana da, wo sie sich den Berg hinunter wendet. Die Stadt hat ein Kloster und ist der Sitz eines Bischofs. Als Wallfahrtsort hat sie eine besondere Bedeutenheit, denn hier ist die Kirche della Santa Casa, die von so vielen frommen Pilgern besucht wird. Das Aeußere dieser Kirche ziert schon ein prachtvoller Platz, den an der einen Seite dorische und korinthische Säulen über einander, mit Bogenstellungen dazwischen, und an der anderen die schönen Kloster- und bischöflichen Gebäude umgeben. Im Inneren der Kirche befindet sich inmitten das Heiligthum selbst, ein kleiner Tempel, welcher das Haus Mariens oder jene Wohnung umschließt, in welcher sie die Botschaft des Engels von der Menschwerdung des Herrn empfing. Dieses Haus, das, der frommen Sage zufolge, im dreyzehnten Jahrhundert von Engeln aus Nazareth, zur Verhütung einer Entweihung durch die Sarazenen, hierher übertragen worden seyn soll, ist von außen mit Marmor reich bekleidet, zeigt aber im Innern seine

ursprüngliche und natürliche Ziegelwand. Eine Inschrift erinnert, daß nichts Unreines diesen Ort betreten soll, denn der Erdkreis besitzt nichts Heiligeres (Orbis terrarum nil sanctius habet). An den äußeren Wänden dieses Marmorhauses befinden sich eine Menge Basreliefs, welche vorzüglich Scenen aus der Geschichte der heiligen Jungfrau darstellen. Dasselbe ist durch ein Gitter in zwey Abtheilungen getheilt, an dem sich ein Altar lehnt, und oben das wunderthätige Bild der heiligen Jungfrau von Cedernholz mit aller Pracht durchschimmert.«

Am Sonnabend den 18. März, den Tag vor dem Palmsonntage, kam er in Rom an, also gerade noch zu rechter Zeit, um den kirchlichen Festlichkeiten der Charwoche in St. Peter beywohnen zu können. Mit Empfehlungsbriefe der k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzley versehen, ward es ihm leicht möglich, den interessanten Feyerlichkeiten in ruhiger und genauer Betrachtung beywohnen zu können. Der Herr Botschafter, Graf v. Lützow, dem seine Ankunft früher gemeldet war, hatte ihm sogar die Ehre zugedacht, als Jünger bey der vom Papste vorgenommenen Fußwaschung einzutreten; da er aber zu spät in Rom eintraf, und der Botschafter nicht säumen konnte, von seinem Präsentationsrechte Gebrauch zu machen, fiel die Wahl auf einen aus der Lombardie anwesenden Priester.

Die folgenden Kapitel: die St. Peterskirche, der Vatican, die sixtinische Kapelle, die paulinische Kapelle, die vaticanischen Museen, die vaticanische Bibliothek, die vaticanischen Gärten (wohl der unvollkommenste Abschnitt des Buches), schildern die genannten Localitäten einfach, aber anschaulich. Von bedeutendem Interesse sind die Kapitel: »Die Charwoche« und die »Osterwoche,« welche mit den genauesten Details die kirchlichen Vorgänge in jenen Zeiträumen darstellen.

Das Kapitel: »Der heilige Vater Gregor XVI.« (S. 16), schildert die Persönlichkeit des jetzt lebenden Papstes, und gibt Nachricht von der Aufnahme des Verfassers durch denselben. Die folgenden Abschnitte: Die Engelsburg, die sieben Basiliken, die übrigen Kirchen und Kapellen, die Unterrichtsanstalten, Palläste, Villen, Fontainen, Ueberreste des alten Roms, enthalten Bekanntes. Die gegenwärtige Anzahl des Clerus in Rom gibt der Verfasser bey einer Bevölkerung von 150,000 Menschen auf 30 Bischöfe, beyläufig 1500 Säcularpriester, 600 Seminaristen, 2000 Ordensgeistliche und 1500 Nonnen an.

Nachdem der Verfasser vom Generalvikar des Franziskanerordens in Aracöli ein Enzyclikschreiben an sämmtliche Klöster des heiligen Landes, und insbesondere auch aus der Propaganda

einen Empfehlungsbrief an den Custos des heiligen Grabes zu Jerusalem und Vorsteher des dortigen Franziskaner-Convents ad St. Salvatorem erhalten hatte, verließ er Rom nach einem vierwochentlichen Aufenthalte den 15. April, und begab sich mit dem päpstlichen Eilwagen nach Ancona, um von da aus sich nach dem weiteren Ziele seiner Pilgerfahrt einzuschiffen.

Am 21. April verließ er das Festland, die Seereise zu beginnen. Dieß geschah am Bord des englischen Dampfschiffes Jonia, welches alle Monate dort anlegt, und seine Fahrt nach Corfu unternimmt. Das Kapitel: »Jonische Inseln,« S. 99—110, schildert die Ergebnisse und Abenteuer jener Reise.

Ueber seinen Aufenthalt in Patras berichtet der Verfasser Folgendes: »Die Stadt, welche noch vor vier Jahren, wie man mir sagte, kaum des Namens werth war, gewinnt täglich an Ausdehnung, und erhält längs dem Meere neuere Gebäude, deren mehrere jedoch, aus Vorsicht eines Erdbebens wegen, aus Holz bestehen. Der Hafen ist nicht unbeträchtlich, und fängt an, immer mehr besucht zu werden. Auf einer Bergspitze steht die alte Burg Leonidas, welche im Revolutionskriege die Türken befestigten, und so lange behaupteten, bis sie ihnen von den französischen Truppen genommen wurde. An dem Hügel und um die Veste liegt ein großer Theil des alten Ortes, dessen Häuser aber Ställen gleichen, und aus Lehmhütten bestehen, die bloß mit Stroh oder Schilf bedeckt sind, keine Fenster und keine verschließbaren Thüren haben. Hier befindet sich auch eine griechische Kirche, die aus einer Moschee hierzu umgewandelt wurde, aber ungeachtet, daß darin der gewöhnliche Gottesdienst gehalten wird, ein verwahrlostes Aussehen hat. Ich sah auch Abends des heutigen Tages, an welchem die Griechen ihren Charfreytag feyerten, aus selber eine Prozession ziehen, bey welcher die Begleitung so viel Lärmens machte, daß der griechische Papas, welcher die Eucharistie trug, selbst genöthigt ward, aus seiner Mitte heraus zu treten, und die ungestüme, schreyende, mit Raketen spielende Jugend durch Stockschläge zur Ordnung und Ruhe zu verweisen. Unten am Gestade, zur Seite der Stadt, gegen die Einfahrt in den Golf hin, ist man eben mit dem Bau einer größeren Kirche begriffen, die dem Andenken des heiligen Apostels Andreas gewidmet wird. Es soll dieß jener Ort seyn, wo derselbe, nachdem er, um das Evangelium zu predigen, Epirus und Thracien durchwandert hatte, in Achaja unter dem damaligen Prokonsul Aegäus den Märtyrtod litt. Man will in den Fundamenten des alten Gebäudes noch Ueberreste eines Tempels der Ceres oder Diana erkennen; wenigstens sieht man deutlich den steinernen Bau um

eine Quelle oder alten Brunnen, der aus dem Alterthume herrührt.«

»Die Katholiken, welche hier in der Anzahl von etwa dreyßig Personen stabil jetzt wohnen, haben zu ihrem gottesdienstlichen Versammlungsorte bloß eine schlechte hölzerne Breterhütte, in der sich ein eben so ärmlicher Altar befindet, und einen italienischen Missionär zu ihrem Seelsorger, dessen Wohnung am Dache über den Eingang dieser Nothdurftskapelle angebracht ist. Ein Glöcklein auf einem kleinen Gerüste ruft die Gläubigen zum Gottesdienste. Es sieht hier in der That wie in den Uranfängen des Christenthums aus. Der Geistliche wird aus Almosen und Spenden des Bischofs von Syra, unter dessen Jurisdiction Patras gehört, unterhalten. Zur Aufführung einer gemauerten Kapelle sind durch Sammlungen 200 Colonnati, d. i. spanische Thaler *), eingegangen; man erwartet nur noch Zugaben, um den Bau beginnen zu können. Da die Stadt in ihrer Ausdehnung und Bevölkerung rasch vorwärts schreitet, so ist zu hoffen, daß sich bey Erweiterung ihres Handels und ihrer Verbindungen auch die Zahl der Katholiken vermehrt, und ein ordentlich eingerichtetes, wenn gleich kleines Gotteshaus nothwendig wird.«

»Der Gasthöfe sind wenige in Patras, und diese, die es gibt, sind sehr mittelmäßig bestellt, und vermiethen theuer ihre Wohnzimmer. Ich war in der Locanda della Greca einlogirt, und zahlte fünf Drachmen täglich für ein düsteres, unsauberes Stübchen, in welchem noch zum Ueberflusse eine Unzahl von lästigen Möven die Nachtruhe störte. Das eingetretene Osterfest der Griechen verursachte, daß ich mich hier zu meinem größten Widerwillen mehrere Tage aufhalten mußte. Es war unmöglich, zu dieser Zeit eine Schiffsgelegenheit nach Korinth auf dem Golf von Lepanto zu finden. Alle Barken waren zur Feyer dieser Tage in ihre Heimat gezogen. — Der Ostertag selbst kündigte sich in der Stadt mit lärmender Festlichkeit an. Schon am frühesten Morgen wurde unaufhörlich aus Pöllern und langen Feuergewehren geschossen. Banden von Musikanten, auf der Violine, der Flöte, der türkischen Guitarre und dem Tambourin spielend, welche Instrumente unseren Ohren jedoch widerliche Töne produciren, durchstreiften die Gassen und Plätze, und begrüßten in einem oder dem anderen Hause jene mit ihren Tuschen, die sie hierdurch beehren und auszeichnen wollten. Inmitten der Straßen sah man beynahe vor jeder Wohnung Feuer

---

*) Colonnato, eine spanische Silbermünze, von ihrem Säulengepräge so genannt, ist im Oriente allgemein gangbar, und gilt ungefähr 2 fl. 6 kr. C. M.

lodern, bey welchem, nach althergebrachter Sitte, an hölzernen Spießen ganze Lämmer und Hammel gebraten wurden, die der Hausvater sodann Mittags bey seinem Familienmahle verzehrte. Abends wurde auf Grasplätzen nach griechischer Weise getanzt, und die Gesellschaft von denen, die hier nicht einheimisch waren, erst in später Nacht, unter Musik und Gesang, so wie unter Salven ihrer Flinten verlassen. Diese tumultuöse Feyer dauert mehr oder weniger durch acht Tage ununterbrochen fort. Man legt nicht mit Unrecht der griechischen Kirche zur Last, daß sie ihren Gläubigen mehr Feyer- als Arbeitstage vorschreibe.«

Am 3. May verließ der Verfasser auf einer in Gesellschaft gemietheten eigenen Barke die Rhede von Patras.

»Mit dem günstigsten Winde, den die Schiffer Maestro heißen, und welchen wir mit solcher Stärke in Poppa hatten, daß wir unsere Segel riffen mußten,« sagt er, »fuhren wir durch den Golf, welcher von der dicht am Meere auf einem steilen Berge liegenden Stadt Lepanto seinen Namen hat, einem Kanale gleicht, und an manchen Orten kaum über eine halbe Stunde breit ist. Es war dieß das erste Mal in meinem Leben, daß ich mit einem Segelschiffe fuhr, und der Eindruck, den diese Fahrt auf mich machte, wird mir immer lebendig bleiben. Pfeilschnell flogen uns die nahen Ufer und Gebirge vorüber, indeß unsere Augen sich doch genugsam an dem Anblicke der schönen Natur weiden konnten. Zuerst passirten wir die sogenannten kleinen Dardanellen, Rhion und Antirrhion, vorüber, welche zwey, auf spitzigen Landzungen flach daliegende Festungen sind, deren Ringmauern vom Meere bespült werden, und die griechische Flagge tragen; weiterhin aufwärts die Stadt Lepanto, dessen Mauern mit jenen des Forts, das auf dem Gipfel des Vorgebirges Drepanum liegt, verbunden sind, und in dessen Hintergrunde der Parnaß mit seinen schneebedeckten Spitzen hervorblickt. Rechts ziehen sich, oft bis auf eine Stunde, die Gebirge mit ihren grünenden Thälern vom Gestade zurück, und weithin breitet sich eine Ebene mit Weinbergen und Ackerfeld aus, zwischen denen rothblühende Mandel- und Oelbäume hervorschauen, und hin und wieder Dörfer sich zeigen.«

»Um Mitternacht langten wir in Luthraki, einem Orte an, der bloß aus einer elenden Douanenhütte und einem, etwas entfernter liegenden Khan, d. i. Wirthshause, besteht, in welchem, außer schlechtem Käse, Brote und etwas Wein, der aber, wie beynahe in ganz Griechenland, des bitteren und nach Pech riechenden Geschmackes wegen, für den Fremden ungenießbar ist, nichts zu bekommen war. Der Ort wird von den warmen Quel-

len also genannt, die theils aus den nahen Felsen, theils selbst unmittelbar aus dem Sande am Strande des Meeres hervorsprudeln. — Zum Transport unserer Bagage über den Isthmus *) mußten wir Kamehle miethen, welche aber erst aus dem nächsten Dorfe oder der Militärstation Kalamaki, wohin wir zu ziehen hatten, herbeygeholt wurden. Bis zu ihrem Eintreffen entschlossen wir uns alsogleich, am frühen Morgen das gegenüber liegende nahe Korinth zu besuchen. Für mich hatte dieser Besuch das höchste religiöse Interesse, indem ich mir lebhaft das einstige Daseyn der ersten und bedeutenden hiesigen Christengemeinde mit allen ihren Fehlern und Unordnungen, so wie das Leben und Wirken des heiligen und großen Heidenapostels ins Andenken zurückrief, der hier längere Zeit verweilte, und wahrscheinlich von da aus seinen Brief an die Christen zu Rom geschrieben hat. — Korinth, welche im Alterthume die reiche, die glückliche hieß, läßt heut zu Tage keine Spur mehr ihrer ehemaligen Blüthe und Größe ahnen, da sie aus einem elenden Flecken besteht, in welchem man zwischen Schutthaufen und Mauerstücken nur Reste von besseren Wohnungen gewahr wird, die einstmals da gestanden haben mögen. Der Khan, nicht besser als jener zu Luthraki, war uns mit seinem verdächtigen Besitzer um so unheimlicher geworden, als uns erzählt wurde, daß in selbem erst vor kurzer Zeit ein reisender Engländer ermordet worden sey. Auf dem Gipfel eines hohen und breiten Felsen von röthlichem Granit erhebt sich die Veste Akrokorinth, von welcher wir aber, wegen der weiten Entfernung, nur eine Linie von Mauern erblicken konnten, hinter welchen die Festungsgebäude selbst liegen mögen. — Als wir zurückkehrten, fanden wir die Kameele bereits mit unserer Roba bepackt, und zum Abmarsche fertig. Wir selbst bestiegen kleine Pferde, und ritten im Karavanenzuge über den Isthmus dem alten Sicyon vorüber, wovon man noch Ueberreste bemerkt. Die Gegend fängt an steril zu werden, und auf dem Wege zeigen sich immer mehr und mehr die traurigen Folgen des Revolutionskrieges; große Strecken Landes sind öde und wüste, und wo vorhin die üppigsten Olivenwälder standen, sind jetzt kaum einige Gesträuche sichtbar. Die Sonne fing auch an, ziemlich heiß auf unsere Scheitel zu brennen, als wir zum Glücke in zwey Stunden Kalamaki am ägäischen Meere erreicht hatten.«

»Zur Fortsetzung unserer Reise nach dem Hafen Piräus

*) Eine Landenge zwischen dem östlichen und westlichen Meere, welche ungefähr zwey Stunden breit ist, und wodurch Morea mit dem übrigen festen Lande zusammenhängt.

mietheten wir unverzüglich wieder eine eigene Barke, indem wir hofften, dieses Ziel noch heute Abends zu gewinnen, wenn der seit gestern so günstige Wind nur noch einige Stunden andauern würde. Allein leider trat bald die in diesen Gewässern so sehr gefürchtete Windstille (Bonazza) ein, und wir schwebten lange Zeit wie angefesselt auf der glatten Spiegelfläche des Meeres. Nur mit Hülfe des mühsam angewandten Ruderns gelang es uns endlich um Mitternacht, in den langersehnten Hafen einzuschiffen, nachdem wir den übrigen Theil der Nacht schlaflos auf dem Verdecke zugebracht hatten.«

»Als der Morgen angebrochen war, sahen wir den Hafen mit Schiffen aller Gattungen und Nationen bedeckt, und versuchten zu landen. Allein wie erschraken wir, als man uns schnöde zurückwies, der Hafenkapitän uns das Ausschiffen schlechterdings verweigerte, und zu einer Quarantaine von eilf Tagen aus dem Grunde verurtheilte, weil auf der Insel Poros, die wir berührt hätten, seit einiger Zeit die Pest ausgebrochen war, und daher von der Regierung als strenge und nothwendige Vorsichtsmaßregel angeordnet wurde, von dem gestrigen Tage an über alle aus dieser Gegend kommenden Schiffe die Contumaz zu verhängen. — Eine große und gewiß tadelnswerthe Unvollkommenheit dieser Anordnung bestand aber darin, daß die nach Athen zu Lande Reisenden ungehinderten Eintritt erhielten, und somit die Pestseuche nicht bloß in die Residenzstadt, sondern auch in das Innere des Landes ohne weitere Verantwortung verpflanzen konnte. Wir mußten also nur bereuen, nicht auch diesen Weg eingeschlagen, und die Wanderung zu Lande unternommen zu haben, um so mehr, da wir uns sicher bewußt waren, aus gesunden Orten zu kommen, der Insel Poros uns nicht genähert, und keine Gemeinschaft mit pestverdächtigen Personen gepflogen zu haben.«

»Unsere Lage war um so mißlicher, als im Hafen Piräus von der Regierung für diesen Fall noch gar keine Vorsorge hinsichtlich der Unterkunft der Quarantainisten getroffen war, und wir uns demnach verurtheilt sahen, unter der Obhuth eines Guardiano (Wächters), den wir bezahlen mußten, auf freyem Felde zu campiren. Dasselbe Schicksal traf Reisende von mehr als dreyßig anderen fremden Schiffen, welche hier vor Anker lagen, und Griechen, Türken, Araber, Russen, Franzosen, Italiener u. a. m. am Bord hatten. Alle diese lagerten sich am Ufer unter Zelten oder sonst im Freyen zwischen ihren Habseligkeiten, so daß das bunte Gemisch das Ansehen eines orientalischen Trödelbazars hatte. Jeder half sich und ordnete so gut er konnte.«

»Unsere kleine Schiffsgesellschaft, die der gegenwärtige Nothstand noch mehr an einander gewöhnte, war ängstlich bemüht, ein Obdach zu finden, um sich sowohl am Tage vor den heißen Sonnenstrahlen, als auch in der Nacht vor dem Bisse der Skorpionen, die hier schon gefunden werden, einigermaßen schützen zu können. Wir waren so glücklich, in einiger Entfernung vom Gestade eine schlecht gezimmerte Barake von Holz, die Steinmetzarbeitern angehört haben mochte, zu entdecken, und säumten nicht lange, sie in Besitz zu nehmen. Für Nahrung hatten wir mit einem Locandiere aus dem Piräus accordirt, der sie uns aber, wie es sich von selbst versteht, wegen der weiteren Entlegenheit vom Orte nur zu hohem Preise verschaffte.«

Durch die Gefälligkeit des österreichischen bevollmächtigten Ministers am Hofe zu Griechenland, Herrn von Prokesch, an welchen der Verfasser in seiner peinlichen Lage sich wendete, wurde wenigstens bewirkt, daß ihm mit seinen Reisegefährten als theilweise Erleichterung zur ferneren Bivouaquirung der Dachboden des neuen Transitogebäudes im Hafen Piräus angewiesen wurde. Obwohl er auch in dieser Localität an Allem Mangel litt, war er doch zufrieden, ein sicheres Obdach zu genießen. Auch empfing der Verfasser dort Besuche ausgezeichneter und hochgestellter Männer aus Griechenland.

Am eilften Tage ward ihm vergönnt, seinen Kerker zu verlassen, und sich nach Athen zu begeben. »Die neue Haupt- und Residenzstadt,« sagt er S. 122, »ersteht erst aus ihren Trümmern, welche der Zerstörungsgeist aller Jahrhunderte in ihr aufgehäuft hat. Während auf einer Seite eine beyspiellose Thätigkeit in Aufführung neuer Gebäude herrscht, und es nichts Seltenes ist, daß binnen einigen Wochen Häuser von mehreren Stockwerken aus Stein vollendet dastehen, und geregelte Straßen wie in anderen Städten Europas bilden, erblickt man auf der anderen Seite in dem ehemaligen, aber nun verwüsteten Athen ein Labyrinth von Ruinen aus älterer und neuerer Zeit. Hier wandelt man in schmalen Gassen, besäet mit Trümmern von eingestürzten Mauern, zerbrochenen Ziegeln, bunt durch einander geworfenen Stein- und Marmorstücken, aus denen sich der Fremdling allein gewiß sehr schwer zurecht finden kann.«

Darauf S. 125: »Athen ist, so wie Corfu, der Sammelplatz vieler Emigrirten aus allen Confessionen und Secten, die hier leichten Eingang finden, und die unzähligen freyen Pressen, deren es hier gibt, mit Erfolg in ihrem Interesse zu benützen wissen. Vorzüglich gewinnt von Tag zu Tag die nordamerikanische Missionsgesellschaft immer mehr Einfluß, baut ansehnliche Bethäuser, pallastähnliche Wohngebäude für

ihre Pastoren, und geräumige Schulen, in denen sie mit philanthropischem Eifer Kindern ohne Unterschied der Religion den Elementar-Unterricht ertheilen läßt. Bereits haben dagegen schon manche griechische Bischöfe ihre Stimme erhoben. Die Universität, welche eben in diesen Tagen in Anwesenheit Sr. Majestät des Königs und der Behörden feyerlich eröffnet wurde, hat für den Sommersemester wohl in der philosophischen Fakultät ihre präliminarischen Vorlesungen begonnen, aber nur wenige Zuhörer hatten sich immatrikuliren lassen.«

Nach achttägigem Aufenthalte begab sich der Verfasser auf einer Barke mit vierzig siechen Personen, die zur Heilung ihrer körperlichen Gebrechen in die Bäder der Insel Thermia gingen, nach Syra. Die Fahrt, welche mit etwas günstigem Winde in 24 Stunden zurückzulegen ist, dauerte durch eingetretene Windstille sechs lange Tage. Ueber den gegenwärtigen Zustand von Syra und seinen würdigen Bischof Blancis wird Folgendes gemeldet.

»Syra, ein wichtiger Handels- und Stapelplatz Griechenlands, der schon wegen seiner früheren Bedeutenheit in die Frage gestellt wurde, ob man ihn nicht zur Haupt- und Residenzstadt des neuen Königreichs erheben sollte, — liegt auf der Insel gleiches Namens, und theilt sich in die obere und untere Stadt. Erstere ist in eigenthümlicher Art auf und um einen kegelförmigen Felsenberg gebaut, und eine halbe Stunde vom Meeresufer entfernt. Ihre kleinen Häuser, meistens aus Stein aufgeführt, haben platte, mit Gips übertünchte Dächer oder Terrassen, und geben der Stadt ein ganz orientalisches Ansehen. Sie schließen sich oben am Gipfel mit einer neugebauten Kirche, jetzt Kathedrale des hier residirenden katholischen Bischofs, zu welcher jedoch sehr schmale, unebene und unregelmäßige Gäßchen führen, die die Bergstadt von unten nach oben in allen Richtungen und auf die mannigfaltigste Weise durchkreuzen. Die Einwohner belaufen sich ungefähr auf 4000, und sind, wenige ausgenommen, katholisch lat. rit., für welche der Gottesdienst in drey Kirchen, und zwar die Predigten und Katechesen in italienischer und neugriechischer Sprache gehalten werden. — Die untere Stadt dehnt sich längs dem Gestade aus, und besteht erst seit dem Revolutionskriege in dieser Bedeutenheit. Dazumal hatten nämlich viele Schismatiker hier unter französischer und englischer Flagge Schutz gefunden, und nach und nach in solcher Menge sich angesiedelt, daß ihre Anzahl bald jene der obern Stadt überstieg, gegenwärtig über 24,000 beträgt, und noch täglich zunimmt. Die Häuser sind größtentheils unbeträchtliche Gebäude. Unter den griechischen Kirchen dieser Stadt fand ich eine einzige

bemerkenswerth, welche zwar nicht groß, aber reich mit Gold verziert ist, und die schönste in Griechenland seyn soll, umgeben von einem Kloster, in welchem die Geistlichen und der griechische Bischof wohnen. Die wenigen hier ansäßigen katholischen Griechen besitzen eine kleine, doch gut gebaute Kirche, die der fromme Sinn eines österreichischen Consuls stiftete.«

»Die Insel, welche vorzugsweise den Namen der katholischen führt, war einst wegen ihres Reichthums berühmt, und ist gegenwärtig vielmehr arm zu nennen, da sie nur einige bebaute Aecker, Weinberge und Gärten hat, und der felsige Boden überhaupt eine mühsame Kultur erfordert. Sie hat Mangel an süßem Wasser, welches nur aus einigen Quellen im Thale am Felsberge geschöpft, in steinernen Krügen zu beyden Städten getragen, und allda ziemlich theuer verkauft wird. Da es nur Windmühlen auf der Insel gibt, so gebricht es bey eingetretener Windstille auch bald an Mehl, und die Bäcker, welche in der Regel sich mit keinem Vorrathe versehen, hören auf, Brot zu backen. Schön ist dagegen von dieser Insel die Aussicht auf einen großen Theil der Cykladengruppe, die malerisch um sie herumliegt. Von der Terrasse der am Berggipfel stehenden Kathedrale der Altstadt übersieht man sie in einem herrlichen Prospecte. Zunächst liegt die Insel Tinos; nebenan bemerkt man Andros; weiter links das flachere Delos; im Hintergrunde Mycone, Naxia; rechts Paros, Antiparos u. a. m. Die vereinigten Inseln Tinos und Mycone haben einen katholischen Bischof, der zugleich Administrator der Kirchen von Andros ist, so daß sich die Anzahl sämmtlicher Katholiken in Griechenland kaum auf 20,000 Seelen beläuft.«

»Ich hatte mich im Hospiz der Jesuitenmission auf der oberen Stadt einlogirt, und bey den Vätern, deren vier Priester und ein Laienbruder sind, willige und freundliche Aufnahme gefunden. Ihr eigentlicher Bestimmungs- und Missionsort ist die Insel Tinos, wo sie ein Haus besitzen, das sie aber jetzt, wegen Baufälligkeit, verlassen mußten. Auf den Ruf des Herrn Bischofs zogen sie nach Syra, der ihnen das gegenwärtige Locale und die daranstoßende, von ihm neugebaute Kirche della Madonna zur Abhaltung des Gottesdienstes und Ausübung der Seelsorge einräumte. Die Kirche ist stets von andächtigen Gläubigen sehr fleißig besucht. — In die Zeit meiner dasigen Anwesenheit fiel das Fest Corpus Domini. Die Prozession ward von der Kathedrale aus unter der üblichen Assistenz des Clerus von dem Herrn Bischofe, der das Sanctissimum trug, bis in die am unteren Theile des Berges stehende Kirche, wo ein Evangelium gelesen und der Segen gegeben wurde, und von da wieder

zurück hinaufgeführt. Gewiß ist dieser Umzug unter allen in der katholischen Christenheit hier am beschwerlichsten, da der Berg sehr steil, die Gassen, durch welche man sich gleichsam winden muß, äußerst enge, winkelig, mit Steingerölle angefüllt, und oft nur mit rinnenartigen Fußsteigen versehen sind, in denen man mühsam den Berg hinanklettern, oder hinabglitschen muß. Dazu kömmt die Qual der glühenden Sonnenhitze des Südens. Ich begleitete die Prozession in der Casel als Priester, so wie ich auch schon am Vortage der feyerlichen Vesper und den übrigen Tagzeiten des festlichen Officiums in der Kathedralkirche beywohnte.«

»Der Bischof von Syra, Luigi Maria Blancis, ein höchst ehrwürdiger Greis, aus dem Franziskanerorden, hatte sich durch mehr als 35 Jahre sowohl als Seelsorger der Pestspitäler zu Smyrna und Constantinopel, als auch als Präfect der levantinischen Missionen die rühmlichsten Verdienste erworben, und bey den österreichischen Internuntien und Consuln deßhalb immer gerechte Anerkennung seiner getreuen Pflichterfüllung und seines lobenswerthen Eifers gefunden. Im dankbaren Andenken hält er daher noch stets das ihm in dieser Hinsicht zu Theil gewordene edelmüthige Geschenk Sr. Excellenz des Herrn Staatsrathes Baron von Ottenfels in Wien, ehemaligen Internuntius an der hohen Pforte in Constantinopel, der ihm nach erfolgter Ernennung als Bischof ein Pectoral überreichte, das er noch gegenwärtig trägt. Da er zweymal von der Pest ergriffen, aber jederzeit glücklich wieder geheilt worden war, so bedauerten insbesondere die Smyrnioten in einem Schreiben an ihn, als sie im Sommer des Jahres 1837 von dieser Geißel Gottes so sehr heimgesucht wurden, daß über 30,000 ein Opfer des furchtbaren Todes wurden, — ihn nicht als Seelsorger besessen zu haben, indem sie meinten, daß er, als schon einmal pestiferirt (pestiferato), unerschrockener und muthiger als Andere, inmitten der wüthenden Seuche den unglücklichen Kranken geistlichen Beystand und Trost geleistet haben würde. Es ist zum Erstaunen, wie viel der fromme und würdige Oberhirt bereits zum Besten der Stadt und Insel, so wie seiner gesammten Diöcese, welche ganz Morea in sich begreift, bey den geringen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, bey den wenigen Einkünften, die er besitzt, und bey der stets feindselig andauernden Opposition von Seite der Regierung und der schismatischen Kirche, — dennoch gethan hat und immer thut. Viele Gläubigen dieser letztgenannten Kirche selbst können nicht umhin, ihm Achtung und Verehrung in der Erinnerung zu schenken, da er es vorzüglich war, der in der Revolution durch seine Vermittlung bey den

französischen und englischen Autoritäten den nach Syra Flüchtenden Schutz verschaffte, und sie gegen Mißhandlungen ihrer Verfolger und Feinde sicher stellte. In der Altstadt hat er nicht nur die Kathedrale, sondern auch die Kirche della Madonna ganz neu gebaut, für deren Bedürfnisse er auch fortwährend aus Eigenem sorgt. Ueberzeugt, daß zur Heranbildung eines tauglichen Klerus für den Missionszweck ein Seminar unumgänglich nothwendig sey, selbes aber seiner Diöcese noch mangle, hat er hierzu sein eigenes Wohngebäude abgetreten, und sich einstweilen ein ärmliches Privatquartier gemiethet, bis er in den Stand gesetzt wird, sich wieder ein eigenes Haus zu bauen. Das Seminar, in welchem sich gegenwärtig zehn bis zwölf Jünglinge befinden, steht vor der Hand unter der Leitung eines Rectors und eines alten Jesuiten aus dem Hospiz, welcher, bis zur Organisirung eines ordentlichen theologischen Studiums, Philosophie und Theologie docirt; die Alumnen werden theils von dem Bischofe, theils von ihren Aeltern und Anverwandten unterhalten, auf deren Titel auch die meisten geweiht werden. Der an der Kirche der Unter- oder Neustadt angestellte Kaplan fällt größtentheils nur dem Bischofe zur Last, da die dort gespendeten milden Beyträge zu dessen, wenn gleich karger Subsistenz nicht ausreichen. Eben so wird die Vorsorge des Bischofs für die auf dem Festlande Morea befindlichen katholischen Nationen in Anspruch genommen. Die Kapellen von Navarin und Modon erhalten mit Mühe ihren eigenen Geistlichen, und zu Coron, wo ein Franzose zwar ein Kirchlein, aber ohne Wohnung für einen Seelsorger erbaute, fällt wieder auf den Bischof die Bürde, sowohl für diese, als auch für die Sustentation des Missionärs zu sorgen. — So ist es überall nur Bischof Blancis, der vielseitig Hülfe schafft, obwohl er selbst im ganz eigentlichen Sinne arm zu nennen ist *), und nur die, durch ein frugales Leben möglich gemachten Ersparnisse zum Wohlthun verwenden kann. Bisher flossen ihm wohl einige Unterstützungen aus der Propaganda zu Rom und von dem französischen Lyoner Missionsvereine zu; allein diese Quellen fangen bereits zu versiegen an, und mit bangem Herzen sieht er deßhalb der Zukunft entgegen, die ihm so viele Bedürfnisse seiner Diöcese, und keine Aussicht auf Befriedigung derselben öffnet. Uebrigens füllt noch anderer Kummer, und zwar darüber sein Gemüth, daß ihm, als vom heiligen Stuhle bestelltem apostolischen Legaten für die katholischen Angelegenheiten in Griechenland, so viele

*) Die bischöflichen Einkünfte sollen nicht mehr als 200 Colonnati jährlich betragen.

Schwierigkeiten in der Ausübung dieses Amtes in den Weg gelegt werden, und er deßhalb schon genöthigt war, zur Wahrung der Rechte der katholischen Kirche und zur Förderung des Wohls ihrer Gläubigen einen provisorischen Administrationsrath, bestehend aus sechs weltlichen und vier geistlichen Individuen, unter dem Präsidium des hochverdienten und würdigen Herrn Ministers von Prokesch-Osten, in Athen aufzustellen« *).

Am 1. Junius verließ der Verfasser Syra in Begleitung eines Herrn Dollat, ehemaligen Lehrers der griechischen Sprache im kleinen Seminar von St. Niklas in Paris, der sich als Pilger nach dem heiligen Lande anschloß, auf dem ersten, zur Fahrt zwischen Athen und Alexandrien bestimmten Dampfboote le Scamandre. Am sechsten Tage der Fahrt betrat er Alexandrien. Beym Einlaufen in den alten Hafen ward ihm verkündet, daß die ganze Equipage des Schiffes einer Quarantaine von eilf Tagen verfallen sey. Die Schilderung des dortigen Aufenthaltes ist sehr interessant.

»Endlich waren wir nach sechs mühsamen Stunden in dem neuen Hafen (Porto nuovo), der gegen Osten liegt, angekommen, und näherten uns an dessen äußerstem Ende der Contumazanstalt, deren Bau noch nicht vollendet, und in seinem Inneren noch manches zu wünschen übrig läßt, wie mehrere Anstalten, die der Orient von dem Occident zu entlehnen sucht und lernt. Die noch herrschenden Mängel werden erst nach und nach schwinden, da der Vicekönig die Leitung der Sanitäts-Angelegenheiten in Aegypten einem Comité der Consuln anvertraut hat, welche aus Europa in Alexandrien residiren. An der Pforte des Gebäudes, das mit starken Mauern umgeben ist, und von ägyptischen Soldaten mit dem strengen Befehle bewacht wird, jeden, der etwa einen Versuch des Entfliehens wagen würde, nieder zu schießen, wurden wir von den Guardiani (Wächtern) mit Spießen, Stangen und Zangen empfangen, um jeder Berührung mit uns, die wir ihnen verpestet schienen, sorgfältig vorzubeugen, und uns ferne zu halten. Man trieb uns in den inneren Hof eines Viereckes, wo wir angewiesen wurden, in den halb gemauerten und halb gezimmerten Abtheilungen und Gehöften entweder zu ebener Erde oder im ersten Stockwerke Wohnung zu nehmen. Einen Theil derselben hatten bereits Türken, Griechen, Araber, Beduinen, die aus der Wüste oder von

*) Wie es verlautet, hat die griechische Regierung den Bischof als apostolischen Legaten bereits anerkannt, und unterhandelt mit ihm als solchem in geistlichen Angelegenheiten der katholischen Kirche.

Mekka kamen, in Besitz genommen. Daß hier kein Stuhl, kein Tisch, keine Bettstelle vorhanden seyn kann, versteht sich nach orientalischer Sitte wohl von selbst; aber auch sonst ist nichts als die leere Wand vorhanden, und nur mit genauer Noth ist für die Befriedigung der nothwendigsten Naturbedürfnisse in einem Winkel gesorgt. Als Lagerstätte dient der aus Lehm gediehlte Boden, auf welchen man zum Ueberflusse eine Strohmatte streuen kann, die jedoch keinen Schutz gegen das Ungeziefer gewährt, das hier in allen Arten von Ratten, Mäusen und Muskitos sich fortpflanzt und sammelt, um die Liegenden zu quälen. Ein hölzernes Gitter vor dem Eingange hindert die Communication mit außen, und den Hof der Quarantainisten scheidet nur eine einfache Wand von jenem Theile des Lazarethes, wo sich die wirklich Verpesteten befinden. Für Verpflegung und warme Kost mußte jeder selbst sorgen, und hierzu die Vorübergehenden zu hohen Preisen dingen; der zugetheilte Guardiano verschaffte nur Brot und Käse, oder etwa Früchte. Frisches, jedoch trübes Wasser erhielten wir nur einmal des Tages, welches man durch Rinnen in Kübeln goß, die im inneren Hofraume standen. Inmitten des Gebäudes steht auch eine kleine Moschee, aus deren Minaret der Moscheediener, genannt Muézin, mit gellender Stimme die Stunden der Nacht verkündet, wozu das Gebrause der brandenden Wogen des nahen Meeres kömmt, das zusammen einen sonderbar unheimlichen Eindruck hervorbringt. Trommelschläge der Wache zeigten jeden Tag das Aufgehen der Sonne an. — Ich fand in dieser Lage nur im Gebete und in christlicher Hingebung in den Willen der göttlichen Vorsehung Trost und Beruhigung, und widmete mich meinen Andachtsübungen um so eifriger, als ich nur dadurch ein Mittel fand, manchen Muthwillen meiner Umgebung ertragen zu lernen. Willig fügte ich mich allen gegebenen Anordnungen, stets das gleiche Loos mit meinen Gefährten theilend, und fing erst dann an, einige Berücksichtigung vor den Anderen zu genießen, als ich mich schriftlich an den österreichischen Generalconsul und Gubernialrath Hrn. v. Laurin wandte, und derselbe mich dem Quarantaine-Doctor und Director Paduan, einem gebornen Triestiner, empfahl, welcher sofort nicht ermangelte, mir in meinem etwaigen Begehren gefällig zu Diensten zu stehen.«

»So war endlich der 17. Junius, und mit ihm der ersehnte Befreyungstag herangebrochen. Nachdem am Vortage die Sanitäts-Intendanz uns besichtigt und als gesund erklärt hatte, zahlten wir die Quarantaine-Taxe, und wurden am Morgen entlassen.«

Ueber Alexandrien heißt es S. 157: »Die Gestalt der alten

Kaiserstadt ist nicht mehr zu erkennen. Stadt, Dorf und Residenz drängt sich heut zu Tage in einem und demselben Umkreise dergestalt zusammen, daß sie ein sonderbares Gemisch von europäischer Kultur und arabischer Verwilderung darbietet. In dem am Hafen gelegenen Theile sieht man sich ganz inmitten einer unreinen türkischen Stadt, deren Häuser, die meistens alt, mit einigen hölzernen Fenstergittern versehen, aber von schmutzigem, vernachläßigten Aussehen sind, enge Gassen bilden, zwischen denen sich hier und da Moscheen eindrängen. Hier ist auch der Bazar, eine lange, aus schlechten kleinen Buden bestehende Straße, in der Früchte zum Verkaufe ausgeboten werden, und alle Arten Handwerker sich befinden. Nur in dem sogenannten Frankenquartier sind einige hohe ordentliche Häuser mit europäischen Kaufläden und Kaffee-Arrangements. Ueberall begegnet man einer Menge von Arabern, Kopten, Aegyptern, Griechen, Armeniern, Juden, Türken, Mameluken und Europäern in ihren mannigfaltigen Costümen und Anzügen, und stößt auf ganze Züge von Kameelen*), die von halbverbrannten, in Lumpen gehüllten Beduinen geführt werden. Die Residenz des Vicekönigs selbst, auf dem Vorsprunge der Erdzunge erbaut, ist nichts weniger als ein in orientalischer Ueppigkeit und Pracht strotzender Pallast; er ist größtentheils aus Holz gebaut, und übrigens einfach und anspruchslos. Befremdend ist der Zugang zu demselben, da man vorerst rechts ein elendes arabisches Dorf passiren muß, welches aus den schlechtesten Lehmhütten in Kegelform besteht, in denen die verlumpten, halbnackten und schmutzigen Bewohner ohne Unterschied mit den Thieren ein und dasselbe Obdach einnehmen. Aehnliche miserable Dörfer sind auch außerhalb der Stadt am Canale Mamudieh gelegen, den Mehemed Ali mit großem Kostenaufwande und Menschenopfern graben ließ, um die unmittelbare Communication zwischen Cairo und Alexandrien herzustellen, und eine minder gefährliche Einfahrt in den Nil, als jene an der Ausmündung desselben von Rosette ist, zu erhalten. Dadurch hat aber auch letztere Stadt schon viel von ihrem Handel verloren. Von den Dämmen des Canals übersieht man die hin und wieder durch Inseln unterbrochene bleiche Spiegelfläche des Sees Mareotis, den der Vicekönig trocken zu legen beabsichtigt. Auf einem Theile, der vom Wasser befreyt ist, steht bereits ein königliches Lustgebäude.«

»Was die Umgebungen Alexandriens und die klimati-

*) In einem Stadtviertel sieht man eine ganze Herde von Kameelen, welche Post- oder Transport-Kameele sind, und zum Dienste der Regierung jeden Augenblick bereit stehen.

sche Beschaffenheit betrifft, so sind erstere steril und traurig. Das Auge findet nur auf weithin sich erstreckenden Ebenen, die an und für sich schon einer Wüste gleichen, Sandfelder und wellenförmige Sandhügel, die der Wind gebildet, und die großen Schneehaufen gleichen, und sonst keine Gegenstände, auf denen es einigermaßen angenehm ruhen könnte. — Lästig ist insbesondere der Staub und Sand, welcher bey dem geringsten Winde so häufig in die Augen geweht wird, daß man Mühe hat, fortzukommen. Dazu kömmt die Glut der Sonne, welche schon im Juny oft 30 Grad Réaumur im Schatten erreicht, und der Kamsin, der aus der lybischen Wüste weht, und bis zum Ersticken bringt. Auffallend war es für mich, zu sehen, wie alle Wolken, die sich in diesem Monate in der Atmosphäre bildeten, in gerader Richtung nach Oberägypten zogen, gleichsam als wollten sie ihr Wasser den Quellen des Nils, der bald über das Land sich zu ergießen anfing, zuführen. Ich pries im Stillen die allwaltende Vorsehung Gottes, die so weise auf diese Art für das Wohl Aegyptens sorgt. — Ich machte ferner die Bemerkung, daß hier unter dem 31. Grade der Breite die Sonne weit früher im Sommer untergehe, als dieß zu Wien unter dem 48sten der Fall ist, so wie gleichfalls die Dämmerung in diesen Gegenden immer kürzer wird. Der Unterschied zwischen der Länge des Tages und der Nacht wird nämlich, je mehr man sich dem Aequator nähert, immer geringer, bis er endlich unter diesem fast gänzlich verschwindet. — Aegypten, das Land so vieler Krankheiten, erzeugt bey dem Europäer vorzüglich Augenübel und Fieber. Ich blieb jedoch von diesen gänzlich verschont, und ward nur von einem, hier auch häufigen, Ausschlage: La fleur du Nil, befallen. — Ueberdieß scheinen die Fliegen eine eigene und beständige Landplage Aegyptens zu seyn. In zahlloser Menge schwärmen sie belästigend umher, gegen welche man sich in den Häusern durch Wedel wehrt. Eine Gattung derselben sind die Moskitos, die vorzüglich des Nachts quälen, und daher den Gebrauch der Moschotiere (Fliegen-Mückengitter) nothwendig machen.«

Mit einem Ferman, welchen der Verfasser der Gefälligkeit des kais. österr. Generalconsuls und Gubernialraths Laurin verdankte, versehen, trat er am 22. Juny seine weitere Reise nach Jaffa an, welchen Ort er nach sieben Tagen glücklich erreichte.

Den Schluß des ersten Bandes macht ein zweyter Bericht über Aegypten, welches der Verfasser auf seiner Rückreise aus dem heiligen Lande zum zweyten Male betrat, und den er, als zu Aegypten gehörig, obgleich etwas unpassend, und die

Schilderung des Fortganges der Reise störend, hier aufnimmt. Er gehört in gewisser Beziehung zu den interessantesten Partien des Buches, besonders was die Abenteuer betrifft, welche der Verfasser bestehen mußte, nachdem er unvorsichtiger Weise das Schiff, welches ihn nach Damiette bringen sollte, verließ, und seine Reise nach jenem Orte zu Fuße fortzusetzen beschloß.

* * *

Der zweyte Band enthält die Schilderung des Aufenthaltes in Palästina.

Am 28. Junius erreichte der Verfasser die Höhe von Jaffa. Die Fahne Jerusalems auf dem Gipfel des Mastbaumes verkündete ihn den Einwohnern als Pilger nach der heiligen Stadt. Die Schiffsgesellschaft bestand außer ihm und Herrn Dollet aus dem Marquis de l'Escalopier von Paris, dessen Bedienten und Dragoman, und einer armen Christenfamilie von Bethlehem, einem alten Vater sammt drey Söhnen.

Gleich bey seinem Eintritte wurde der Verfasser in die Quarantaine gewiesen, wo er eine vierzehntägige Frist zu überstehen hatte. Nach dem unter zahllosen Qualen zurückgelegten Aufenthalte, wo er von Ungeziefer aller Art und von der drückendsten Hitze gepeinigt wurde, ward er vom Vorsteher des lateinischen Hospizes gastfrey aufgenommen, verließ aber noch am Tage des Austrittes aus der Quarantaine die Stadt. Die Sehnsucht, das Ziel seiner Reise baldmöglichst zu erreichen, und die Nachricht, daß in Jerusalem die Cholera ausgebrochen sey, und bereits das in Ramla garnisonirende ägyptische Reiterregiment in Folge einer Anordnung des Sanitäts-Comité von Beirut den Befehl erhalten habe, nach Jerusalem zur Cernirung der Stadt zu marschiren, bestimmten ihn zu dieser Eile.

Nach kurzem Aufenthalte in Ramla, einem offenen Flecken ohne Mauern, wahrscheinlich dem Arimathia der heiligen Schrift, im Stamme Simeon gelegen, setzte der Verfasser ungesäumt die Reise nach Jerusalem fort, wo er Donnerstag den 13. July Morgens um 8 Uhr anlangte, und durch das Pilger- oder Bethlehemsthor seinen Einzug in die Stadt hielt.

Der Eindruck, den die Stadt auf ihn machte, bey deren Anblick Chateaubriand alle Erinnerungen der Geschichte von Abraham bis Gottfried von Bouillon vorübergingen, der ganzen Welt gedenkend, welche durch die Sendung des Messias eine andere Gestalt erhalten hat, schildert er folgendermaßen:

»Jerusalem, so eigenthümlich, wie kein Ort der Erde, bleibt hinter der Phantasie eines Jeden zurück, der es nicht gesehen hat. Ich will es versuchen, ein Bild zu entwerfen, so wie

Der Verfasser nahm seine Wohnung im Convent der Franziskaner, welche den Gottesdienst im heiligen Grabe verrichten, einem länglichen, unregelmäßigen, aus vielen winkeligen Abtheilungen bestehenden, von den nördlichen Umfangsmauern des großen Tempels eingeschlossenen Gebäude Er erhielt eine Pilgerzelle, anstoßend an die Gallerie, etwa dreyßig Schritte vom heiligen Grabe entfernt, wo er, wie er sich ausdrückt, die Nächte in frommer Begeisterung zubrachte.

Der größte Theil der Zeit des Aufenthaltes in Jerusalem wird frommen Betrachtungen gewidmet. Dabey aber werden auch Betrachtungen anderer Art, wie sie dem Reisenden sich darbieten, nicht vernachläßigt. Die Bedrückungen, welche die Christen von Seite der Türken zu leiden haben, werden, obgleich geringer als ehedem, doch immer noch als hart genug geschildert. Besonders kommen die Streite der verschiedenen christlichen Secten in Jerusalem zu bemerken. Auch von protestantischer Seite sind nunmehr Repräsentanten dort. Es haben Emissäre der nordamerikanischen Mission ihren Aufenthalt in Jerusalem genommen, welche Bibeln verbreiten, sich mit archäologischen Untersuchungen beschäftigen, und die Absicht haben, eine englische Kirche dort zu bauen.

Als die unversöhnlichsten Feinde der Lateiner erscheinen die schismatischen Griechen. »Abgesehen von so vielen groben Insulten und Beleidigungen,« sagt der Verfasser, »die sich der bittere Haß und die große Verschlagenheit der Letzteren bey jeder Gelegenheit gegen die Ersteren erlaubt, bewährt dieß der heftige Kampf, in dem beständig die griechischen Geistlichen mit den Franziskanern um die Sanctuarien leben. Obschon diesen der Besitz der heiligen Oerter durch viele Fermane zugesichert ist, so haben die Griechen den Katholiken doch schon mehrere gewaltsam entzogen, und suchen noch immer durch Geschenke und Bestechungen die Türken für sich zu gewinnen, und die Lateiner aus einem Heiligthume nach dem anderen zu verdrängen. Auf diese Art haben sie sich schon einer großen Anzahl von heiligen Stätten bemeistert. So eigneten sie sich den Salbungsstein in der Grabkirche, den Platz der Kreuzaufrichtung am Calvarienberge, den großen schönen Chor des Tempels, in dem sie ihre Kirche einrichteten, ja selbst das heilige Grab zu, das sie aber nachher den Katholiken wieder einräumen mußten. In Bethlehem eigneten sie sich widerrechtlich die Geburtsstätte des Heilandes und das Feld der Hirten zu, so wie sie schon früher die Grotte und Grabkirche Mariens im Thale des Oelberges an sich gerissen hatten. So vergeht kein Jahr, in welchem sie nicht neue Eingriffe wagten, und ihre feindlichen Gesinnungen gegen die Unsrigen bethätigten.«

»Als gegen das Ende des Jahres 1836 der Herzog von Joinville, Prinz von Frankreich, nach Jerusalem kam, war es eine der ersten Bitten der Väter, da sich das heilige Land des Schutzes Frankreichs erfreut, daß die Griechen zur Rückstellung aller jener Sanctuarien verhalten werden möchten, die sie den Lateinern seit den Zeiten der Kreuzzüge wider Fug und Recht abgenommen hatten. Der Prinz versprach deßhalb bey seinem königlichen Vater zu thun, was er vermöge. Und wirklich wurden im diplomatischen Wege hierüber die nöthigen Verhandlungen zwischen der hohen Pforte und dem französischen Kabinette eingeleitet, welche auch zum Vortheile der Bittwerber so günstig gediehen, daß erstere einen Ferman an den griechischen Patriarchen in Constantinopel mit dem Auftrage erließ, den Lateinern alle jene heiligen Stätten wieder zurück zu geben, von denen er seit dem Erlöschen des christlichen Königreiches in Jerusalem keinen legitimen Besitz auszuweisen im Stande wäre. Die Schlauheit der Griechen wußte aber bald die Executirung dieses Fermans zu hintertreiben, und das Mandat unwirksam zu machen. Der Pascha von Damask, an den die großherrliche Weisung hierüber ergangen war, ward mit einem Geschenke von 500 Beuteln bestochen, und die Sache blieb auf sich beruhen. Die Väter, davon in Kenntniß gesetzt, berichteten diese ärgerlichen Umtriebe an ihren Commissario di Terra Santa (Commissär des heiligen Landes) in Constantinopel und an den französischen Consul Guys in Beirut, der ihre Interessen vertritt. Es wurden neue Verhandlungen gepflogen, deren Resultat zwar noch nicht gewärtigt wurde, aber, wie mir der P. Reverendissimus einem letzterhaltenen Schreiben zu Folge mittheilte, wahrscheinlich einem für sie erwünschten Ziele entgegen gehen dürften, wenn nicht die griechische Kirche Rußlands interveniren werde. So stand diese Angelegenheit während meiner Anwesenheit im Monat July zu Jerusalem.«

Sehr zu bemerken kömmt das, was über das Kloster St. Salvator gesagt wird, und die darin wohnenden Franziskaner, denen der Verfasser auch mit Bewilligung Sr. Majestät des Kaisers den Ertrag dieses Werkes zugewendet hat.

»Etwa 300 Schritte von der Kirche des heiligen Grabes entfernt liegt in einer engen Gasse das lateinische Kloster, vorzugsweise das Kloster di Terra Santa (des heiligen Landes), und von seiner Kirche, die dem Erlöser geweiht ist, auch S. Salvator genannt. Es ist ein unregelmäßiges Gebäude, von außen zur Sicherheit, wie alle Klöster im Oriente, mit einer hohen Mauer verwahrt, und im Inneren mit einer Menge von Kreuzgängen, Stiegen, Zellen, Terrassen angefüllt,

jedoch alles in gutem Stande erhalten. Von der höchsten Terrasse übersieht man beynahe ganz Jerusalem und die Umgegend. Ich bestieg oft und selbst um Mitternacht beym Mondschein dieselbe, um meiner Seele das Bild der Stadt und ihrer Umgebung, die mit keiner anderen verglichen werden kann, tief einzuprägen. Die Ordensgeistlichen, welche dies Kloster und die übrigen Hospizien im heiligen Lande bewohnen, sind Franziskaner, mit dem Titel: Minori Osservanti. Sie sind in Syrien fast so alt wie ihr Orden. Im Generalkapitel von Narbonne wurde die zwey und dreyßigste Provinz desselben für die Provincia Terrae sanctae erklärt, und in zwey Custodien, in jene von Cypern und Syrien getheilt. Im Jahre 1257 kamen sie als Wächter und Hüter der Sanctuarien nach Palästina, theilten im Jahre 1291 nach dem Falle des lateinischen Königreiches das traurige Loos mit allen übrigen Christen im Lande, durften aber im Jahre 1333 schon wieder bey dem heiligen Grabe wohnen, seit dem Jahre 1342 dort die heilige Messe lesen, den Chor beten, und in einem Kloster nächst dem Coenaculum auf dem Berge Sion wohnen, wo sie endlich von Martin V. für ewige Zeiten im Jahre 1420 in der Bulle Salutare Studium als Custoden des heiligen Grabes zu Jerusalem bestätigt wurden. Dieß letztgenannte Kloster verloren sie jedoch im Jahre 1569 an die Armenier in Folge einer beabsichtigten, aber mißglückten Kirchenvereinigung mit ihnen; sie zogen sich nun in das von den Georgianern an sich gekaufte Kloster zum heiligen Johannes, jetzt Sanct Salvator genannt, und leben daselbst, so wie anderswo, bis auf den heutigen Tag ein Leben voll Entbehrungen, unter mannigfaltigen Verfolgungen der Türken und Araber, in beständigen Neckereyen und unaufhörlichem Streite mit den schismatischen Griechen und Armeniern um die heiligen Stätten.«

»Die Mission zählt gegenwärtig beyläufig 200 Individuen, theils Italiener, theils Spanier, Priester und Laienbrüder, welche von ihrem Ordensgenerale in Rom von Zeit zu Zeit nach dem heiligen Lande beordert werden. Da aber Spanien in neuester Zeit das Beyspiel Frankreichs nachgeahmt, und alle Klöster aufgehoben hat, so dürfte die Familie bald nur aus Italienern bestehen. Sie leben in zwanzig Conventen vertheilt, als: zu Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, St. Johann im Gebirge, Ramla, Jaffa, Kaiffa, Jean d'Acre, Saida, Tripolis, Beirut, Larissa, Aleppo, Damask, zu Alexandrien, Cairo, Rosette in Aegypten, zu Carnaca und Nicosia auf der Insel Cypern, und noch in einem Convente auf dem Berge Libanon. In den

drey erstgenannten wohnen zur Hälfte Spanier, zur Hälfte Italiener; in Jaffa, Ramla, St. Johann und Damask ausschließlich Spanier; in allen übrigen Klöstern bloß Italiener. Alle sind entweder sogenannte Visitanten, oder Missionäre; und sind es Deutsche, so führen sie noch überdieß den Titel Imperialen. Die Ersten bleiben in der Regel nur drey Jahre im heiligen Lande, binnen welcher Zeit sie alle Sanctuarien zu besuchen verpflichtet sind; die zweyten sind als Seelsorger der arabischen christlichen Bevölkerung bestimmt, und verweilen wenigstens zwölf Jahre in ihrer Mission. Zu dem Ende begeben sie sich vorerst in die Klöster von Cairo und Damàsk, wo sich ihre Bildungsschulen befinden, um die arabische Volkssprache zu erlernen In Jerusalem, als der Station des Mutterconventes, das auch von mehr als vierzig Geistlichen bewohnt wird, residirt der Vorsteher sämmtlicher Klöster, der sie beaufsichtigt und visitirt. Er hat den Charakter eines Abts, als solcher in kirchlichen Verrichtungen den Gebrauch der Pontificalien, trägt aber außer denselben kein Ehrenzeichen seiner Würde, und führt den Titel: Paternità Reverendissima, Präfect der katholischen Missionen in Syrien, Cypern, Aegypten, Guardian vom Berge Sion und vom heiligen Grabe, Custos des heiligen Landes u. s. w. Er wird auf drey Jahre von Rom immer gewählt, oder nach Verlauf derselben wieder in seinem Amte bestätigt. Ihm zur Seite steht der Pater Vicar, der seine Stelle in Abwesenheits- oder sonst nöthigem Falle supplirt, und bald ein Italiener, bald ein Spanier ist; und der Pater Procurator, jederzeit ein Spanier, der die Temporal- und Oekonomiegeschäfte besorgt. Ersterer wird auf drey Jahre und Letzterer auf Lebenslang vom P. Reverendissimus gewählt. Den Verwaltungsrath bildet ein Discretorium, welches aus vorbenannten Obern und noch drey anderen Patres discreti besteht. Zum Unterhalte sämmtlicher Klöster und ihrer Missionarien sind ungefähr jährlich 200,000 Francs nöthig, welche die Mönche, da sie kein Grundeigenthum besitzen, auch sonst keine Stoltaxen oder andere Opfergaben von den ohnehin sehr armen und hülfsbedürftigen arabischen Christen beziehen, bloß aus milden Spenden und dem Almosen von Europa erwarten. Schlägt diese Hoffnung in einem Jahre fehl, so sind sie gezwungen, bey Türken und Juden zu borgen, und überspannte Interessen zu bezahlen. In Folge der früheren Bedrückungen und harten Contributionsforderungen von Seite der Paschas von Jean d'Acre und Damask lastet ohnehin noch die ungeheure Schuld von zwey Millionen Piaster auf ihrem Rücken. Mit den Almosengeldern aus Europa

werden aber nicht nur ihre wenigen und höchst nothwendigen Lebensbedürfnisse befriedigt, sondern sie bestreiten damit auch die Ausgaben für Avanien, auf Unterhaltung ihrer Kirchen und Armen, auf die Anschaffung der erforderlichen Kirchengeräthe und Paramente, und zahlen ingleichen die laufenden Steuern und Abgaben an den Landesherrn u. s. w. Als Grundsteuer für die Sanctuarien in und um Jerusalem entrichten sie alljährlich den Tribut von 7000 Piaster noch gegenwärtig an den Pascha von Damask.«

»Unter dem Schutze Ibrahims sind sie zwar jetzt von anderen Geldforderungen, die sonst der Mufti, die benachbarten Paschas und raubsüchtige Beduinen-Scheichs an sie stellten, befreyt, müssen aber noch immer, wenn sie eine Reparatur entweder in ihren Kirchen oder Klostergebäuden vornehmen wollen, vorerst die Erlaubniß des Gouverneurs einholen, und für die Genehmigung jedesmal eine ziemlich hohe Taxe bezahlen, wie der Fall gegenwärtig bey der nothwendig gewordenen Wiederherstellung der Marienkirche im heiligen Grabtempel obwaltet. Ueberdieß besolden die Franziskaner und erhalten zu ihrer Sicherheit im Kloster zwey Dragomane und mehrere Klosterknechte, ernähren nach hergebrachter Sitte alle Schulkinder, den Lehrer derselben, alle Witwen und Waisen, versehen aus ihren 28 Cisternen oder Brunnen, die ihr Eigenthum sind, alle Bewohner Jerusalems mit trinkbarem Wasser, reichen aus ihrer Apotheke, die sehr wohl und zweckmäßig eingerichtet ist, allen Christen und Muhamedanern umsonst jede Gattung von Arzneymitteln und Medicamenten, lösen die gefangenen Christen aus, zahlen sonstige Strafgelder oder leisten Bürgschaft für arme Gläubige, welche bedroht sind, von den Türken oder Beduinen muthwillig gepeinigt zu werden. Thun dieß die Franziskaner nicht, so thun es die Schismatiker, und der Delinquent muß dann aus Dankbarkeit zu ihrer Secte übertreten.«

»Endlich ist die Erhaltung der armen Pilger, so gering auch ihre Anzahl ist, dennoch eine große Last, und verursacht ihnen bedeutende Auslagen. Da es in Jerusalem keine Herbergshäuser oder Khans zur Unterkunft für Fremde gibt, so haben sie zur Aufnahme von europäischen Pilgern oder Reisenden ein eigenes Haus zunächst dem Kloster an sich gebracht: das Pilgerhaus oder Casa nuova allgemein genannt. Darin wird jeder Ankömmling ohne Unterschied der Religion, er mag Katholik oder Protestant seyn, aufgenommen, und durch einen ganzen Monat, sowohl in Jerusalem als auch in anderen Klöstern, wo Sanctuarien sind, mit edler Gastfreundlichkeit ernährt und verpflegt. Dieß beurkundet sogar öffentlich eine In-

schrift auf einer Tafel im Convent, zur Wissenschaft für Alle, welche eintreten. Die Mönche entbehren selbst lieber, um durch ihre Frugalität etwas zu erübrigen, und Anderen mittheilen zu können.«

Es ist, leider, mit den Almosen für das heilige Land jetzt spärlich bestellt. — »Mit Recht nennt Herr Sieber die Einkünfte der Väter beschränkt; denn sie bestehen einzig in dem Almosen, welches ihnen Europa spendet; aber leider fangen diese milden Gaben im empfindlichen Maße an sich zu mindern, und eine Quelle beginnt zu versiegen, die seit Jahrhunderten zur Unterstützung des christlichen Orients floß. — Schon im apostolischen Zeitalter wurde für die Gläubigen zu Jerusalem unter den übrigen Gemeinden gesammelt, und dieß geschah nach dem Zeugnisse des Sozomenus, Theodoretus und Rufinus auch in späteren Zeiten. Bekannt ist, was Kaiser Constantin und seine fromme Mutter Helena für das heilige Land thaten. Ihrem Beyspiele folgten mehrere christliche Fürsten und Könige, welche gleichsam wetteiferten, zum Besten des Christenthums in dem Lande seiner Wiege mit wohlthätigen Geschenken und großmüthigen Gaben zu wirken. England, Frankreich, Spanien, Portugal, Oesterreich, Deutschland, Polen, Venedig, Toskana, Neapel, Rom u. s. w. sandten zu seiner Zeit reiche Spenden an die heiligen Oerter; die Fürsten schenkten nicht nur selbst große Summen und prachtvolle Kirchengeräthschaften zur würdigen Abhaltung des Gottesdienstes an die Väter des gelobten Landes, sondern erlaubten auch, daß in ihren Ländern für sie Almosen gesammelt, und ihren bestellten Commissarien überantwortet werden dürfe. Seit der zweyten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts ist aber diese milde Theilnahme für die Bedürfnisse Palästina's fühlbar schwächer geworden, und ein großer Theil der Almosengelder aus mehreren Reichen ausgeblieben. Einiges spendet noch immer Oesterreich und Frankreich, sparsam opfert Italien und das Königreich Neapel, aber nichts mehr Spanien und Portugal in Folge der veränderten politischen Verhältnisse, welche jetzt nicht erlauben, einen Blick des Mitleids auf die Bedrängten in der Ferne zu werfen, obgleich beyde Reiche einstens so willfährige und ergiebige Hülfe leisteten. — Mit bangem Herzen sehen deßhalb die Väter der Zukunft entgegen! — Und sollte das Land, welches die Mysterien unserer Religion geheiligt, und für welches einstens Millionen in frommer Begeisterung ihr Leben geopfert haben, nun keine Rücksicht, — sollte die dort noch immer unter manchem Drucke seufzende christliche Bevölkerung keine Unterstützung mehr verdienen? — Oder sollten die erhabenen

Denkmäler der Wiege unseres Glaubens keiner Erhaltung mehr würdig seyn? — Allein noch verzagen unsere christlichen Mitbrüder im Morgenlande nicht ganz, ihre Hoffnungen sind erwartungsvoll auf die Theilnahme des Abendlandes gegründet, und die Väter bitten Gott täglich, daß ihre Stimme um Hülfe nicht fruchtlos in den Ohren echter Religionsfreunde verhallen möge!«

»Bereits haben laut öffentlichen Berichten Se. Majestät der König von Bayern in Berücksichtigung der zu Allerhöchst Ihrer Kenntniß gebrachten bedrängten Lage der Väter des Franziskaner-Ordens, sich bewogen gefunden, eine allgemeine Sammlung im ganzen Königreiche Bayern zu bewilligen, mit der Weisung an sämmtliche Districtsbehörden, diese Collecte im Benehmen mit den Pfarrämtern einzuleiten, für deren rasche Durchführung Sorge zu tragen, und die eingegangenen Sammelgelder zur sicheren Beförderung an ihren Bestimmungsort der königlichen Regierung von Oberbayern einzuliefern. Mit dem rührendsten Beyspiele von königlicher Großmuth und religiösem Wohlwollen haben sich Se. Majestät selbst an die Spitze der Wohlthäter gestellt, und aus Höchsteigener Privatkasse als Almosengabe ein Kapital von 10,000 fl. zu einer ewigen Stiftung in der Art bestimmt, daß die abfallenden Zinsen hiervon jährlich den Vätern übersendet werden sollen. — Durch die Milde Sr. Hoheit des Herzogs Max von Bayern sind denselben schon während dessen Aufenthalts in Jerusalem reiche Unterstützungen zugeflossen. Möchten diese erhabenen Beyspiele auch bereitwillige Nachahmer finden!«

Was über die Echtheit der heiligen Stätten gesagt wird, findet sich größtentheils alles in Chateaubriand's Itinéraire.

Den gegenwärtigen Zustand Jerusalems schildert der Verfasser S. 118:

»Was die Bevölkerung Jerusalems betrifft, so kann sie sich gegenwärtig mit Inbegriff der ägyptischen Milizen, welche die Besatzung der Stadt bilden, auf 25,000 Einwohner erstrecken, die in den, so ziemlich jede Nation abgränzenden Quartieren der Türken, Lateiner, Griechen, Armenier, Juden und Mohr. Araber wohnen. Die Türken machen die Mehrzahl aus; die Lateiner mögen 1500 zählen, und wohnen in der Nähe ihres Klosters und der heiligen Grabkirche. Sie sind hier, so wie in Bethlehem, sehr arm, ernähren sich von wenig Feldbau, Rosenkranzmachen u. s. w., und leben größtentheils von dem Almosen der Väter. Sie stammen aus den Zeiten der Kreuzzüge, und nennen sich Franken. Ihre Sprache, so wie in Jerusalem überhaupt, ist die arabische. Nebst den Lateinern sind die schis-

matischen Griechen und Armenier am zahlreichsten. Im Südosten der Stadt ist das Quartier der Juden, wo sie elende, schmutzige Häuser bewohnen, und noch immer den Erretter Israels erwarten. Sie schätzen sich glücklich, in Jerusalem zu sterben und im Thale Josaphat begraben zu werden. — Uebrigens ist die Lebensweise aller Einwohner sehr einfach und einförmig, wie die Gegend, die sie umgibt. Alles ist hier nur auf ihre Lage und auf die nothwendigsten Bedürfnisse berechnet, und an Luxusartikel gar nicht zu denken. Die Bazars oder öffentlichen Marktplätze sind nur mit wenigen Boutiquen von ärmlichen Handels- und Handwerksleuten besetzt, welche einige Leinwaaren oder Oliven, Obst, Getreide und anderes trockenes Gemüse verkaufen. — Die Häuser, zuweilen zwey, selten drey Stockwerke hoch, haben nach morgenländischer Art platte Dächer, sind größtentheils Mauerwerke von gehauenen Steinen, und gegen die Straße zu, wie schon im Alterthume, ohne Fenster; nur hier und da zeigen sich kleine viereckige Löcher an den steinernen Wänden, und geben ihnen ein unheimliches, gefängnißartiges Ansehen; an einzelnen sieht man auf die Straße heraus ein hölzernes rothes Gittergehäuse, die Vorfenster der Muselmänner. Häufig gehen über die Straße von einem Hause zum anderen steinerne, brückenähnliche Bogen, die nicht sehr hoch sind, und die schattige Enge der Gassen noch vermehren. Die Terrassen sind flach und vergypst, und gränzen sich durch niedere Geländer von halbausgehöhlten Ziegelröhren ab, die, über einander gelegt, durchbrochene Mäuerchen bilden, und gleichsam als Parapete oder Gitter dienen, so, daß man auf dem sonst platten Dachboden nicht leicht, ohne zu steigen, von einem Hause zum andern wandern kann. Viele Häuser haben auch Kuppeln.«

Die folgenden Kapitel erklären die Umgebungen Jerusalems einfach und anschaulich. Ein Reisender in jenen Gegenden könnte größtentheils mit diesem Buche in der Hand ohne irgend einen anderen Wegweiser sich zurecht finden.

Nach zehntägigem Aufenthalte in Jerusalem verließ der Verfasser diesen Ort seiner frommen Sehnsucht und seines unermüdeten Strebens. Seinen früheren Plan, über die Ebene Esdrelon nach Nazareth zu gehen, und sich von Beirut aus nach Europa überschiffen zu lassen, gab er aus dem Grunde auf, weil keiner seiner bisherigen Gefährten entschlossen war, denselben Weg zu machen, und das Weiterreisen für ihn allein zu beschwerlich und gefährlich gewesen wäre. Zudem war die Sommerszeit schon ziemlich vorgerückt, und er mußte bedacht seyn, noch vor Eintritt des strengen Winters in sein Vaterland zurückzukehren. Auch war das Ziel seiner Pilgerreise erreicht.

Mit dem S. 189 mitgetheilten Pilgerbriefe versehen, trat er Sonntag am 23. July in Gesellschaft des Marquis de l'Escalopier und des spanischen Colonels Reding die Rückreise an. Sie ging über Ramla und Jaffa.

Den 24. July schiffte er sich auf einer arabischen Germe nach Damiette ein, und traf am 26. August in Constantinopel ein. Da dort die Pest auf das heftigste wüthete, mußte er zu Galacz eine Quarantaine von 42 Tagen bestehen. Am 18. November kam er in Wien an.

Die dem Werke beygegebenen Lithographien, bestehend in einem topographischen Plane von Jerusalem und einem Grundrisse der heiligen Grabkirche, sind anschaulich. Vorzüglich zu beachten ist die Stammtafel der herodianischen Familie mit historisch chronologischer Erklärung S. 1—53 im Anhange.

Art. IV. Geist der österreichischen Gesetzgebung zur Aufmunterung der Erfindungen im Fache der Industrie, mit vergleichenden Bemerkungen über den Geist der englischen, französischen und nordamerikanischen Patentgesetzgebung; von dem kaiserl. österr. wirklichen Hofrathe Anton Edlen von Krauß. Wien 1838. In Kommission bey J. G. Ritter von Mösle's Witwe und Braumüller

Der Hr. Verf. schickt dem eigentlichen Gegenstande seines Werkes eine Einleitung voraus, worin er die Quellen der Gesetzgebung zur Aufmunterung des Erfindungsgeistes im Fache der Industrie in Oesterreich, Großbrittanien, Frankreich und den nordamerikanischen Vereinsstaaten anführt. Für Oesterreich wird das Patent vom 8. Dezember 1820 als Quelle angegeben, und bemerkt, daß das auf dieses Gesetz begründete System im Jahre 1830 einer neuen Prüfung unterzogen worden, und, weil es sich als zweckmäßig bewährt hatte, in seinen Hauptbestimmungen — mit Ausnahme von Ungern und Siebenbürgen — durch das Patent vom 31. März 1832 beybehalten worden ist.

Der Hr. Verf. behandelt seinen Stoff nach Hauptstücken. Im ersten Hauptstücke spricht er von dem Prinzipe des Gesetzes. Im Verlaufe der Darstellung wird es klar, daß hier der Grund des Gesetzes (ratio legis) gemeint sey. Der wesentliche Inhalt desselben ist folgender:

Jede Erfindung ist und bleibt so lange ein Eigenthum des Erfinders, als sie in seinem Inneren als Idee, d. i. als Wahrnehmung der Möglichkeit, neue Erscheinungen in der Sinnenwelt hervorzubringen, besteht (S. 7). Sobald aber die Idee irgend einer Erfindung durch Sprache, Schrift, Zeichnung,

Modell oder Ausführung im Kleinen oder Großen anderen Menschen wahrnehmbar veroffenbart wird, hört dieselbe auf, ein ausschließendes Eigenthum des Erfinders zu seyn, und jeder Mensch, der eine veroffenbarte Erfindung zu sehen und zu begreifen vermag, hat auch das natürliche Recht, sie nachzuahmen und zu benützen, und dadurch die Genüsse des irdischen Lebens zu vermehren (S. 8). Die ursprünglichen Rechte der menschlichen Gesellschaft unterliegen jedoch immer mehreren Beschränkungen, je mehr die menschliche Gesellschaft im Staatsleben sich erweitert. Es ist nun nicht zu läugnen, daß, so lange das natürliche Recht eines jeden Staatsbürgers, Erfindungen nachzuahmen und für seinen oder Anderer Vortheil zu benützen, nicht mindestens auf eine angemessene Zeit eingeschränkt wird, der Erfindungsgeist keinen Reiz finde, durch Nachdenken und Anstrengung des Geistes neue nützliche Ideen zu erforschen, und sie nach manchen fehlgeschlagenen Versuchen, nach vielen Zeit- und Geldopfern zur Ausführung zu bringen (S. 11). Eine weise Gesetzgebung, die in dem Erfindungsgeiste die Seele der Industrie, und bey der gegenwärtigen Gestaltung der Staaten in der Industrie selbst einen Gegenstand der höchsten Wichtigkeit erblickt, wird den Staatszweck wesentlich befördern, wenn sie dem Erfinder für eine gewisse Zeit das ausschließende Benützungsrecht seiner Erfindung einräumt. Nicht das strenge Recht, sondern die Staatsklugheit fordert also den Schutz der Erfindungen durch zeitliche Alleinrechte (Erfindungsprivilegien), und es liegt dem österreichischen Gesetze zur Aufmunterung des Erfindungsgeistes nicht ein Rechtsprinzip, sondern ein politisches Prinzip zum Grunde (S. 17. 18). Dieses Prinzip bezielt den Zweck der Belebung der größtmöglichen Menge von Erfindungen im Gebiete der Industrie durch den Reiz zeitlicher Alleinrechte, um nach ihrem Erlöschen den Staat mit ihren Früchten zur Beförderung des allgemeinen Wohles zu bereichern (S. 19. 20).

Das zweyte Hauptstück führt die Ueberschrift: Hauptfolgerungen des Prinzipes (aus dem Prinzipe) der Gesetzgebung. Hier wird zuerst das Wesen einer Erfindung durch die Neuheit bestimmt, und der gesetzliche Begriff der Neuheit angegeben, wornach eine Erfindung dann als neu anzusehen ist, wenn sie im Inlande weder in der Ausübung, noch durch eine in einem öffentlich gedruckten Werke enthaltene Beschreibung bekannt ist. Hierauf wird zu den Kategorien der Alleinrechte geschritten. Der Hr. Verf. nennt die Erfindungsprivilegien (patents for inventions, brevets d'invention)

Alleinrechte, und mit Vergnügen bemerken wir, daß uns diese Bezeichnung nicht als eine eitle Begriffsspielerey, sondern vollkommen gerechtfertigt erscheine durch die scharfsinnige Weise, womit sie von ihm begründet worden.

Nach der österreichischen Gesetzgebung können nun dergleichen Alleinrechte entweder auf Erfindungen im eigentlichen Sinne oder auf Verbesserungen oder auf Combinationen derselben verliehen werden. Damit aber ein Alleinrecht mit Gültigkeit ertheilt werden kann, muß der Gegenstand einer Erfindung, oder das Mittel derselben neu seyn. Daher verlangt das Gesetz von den Bewerbern um Alleinrechte, daß sie in den einzureichenden Beschreibungen genau angeben und unterscheiden, was neu ist. Das Gesetz bestimmt aber auch, daß das Alleinrecht auf eine Verbesserung oder Veränderung einer patentirten Erfindung sich einzig und allein auf die individuelle Verbesserung oder Veränderung selbst zu beschränken habe, und daß der Haupterfinder eben so wenig die von einem Andern gemachte Verbesserung oder Veränderung benützen dürfe, wenn er sich nicht mit demselben deßhalb einversteht. Die Einwendungen, die Graf Chaptal gegen den Inhalt der letzteren Bestimmung gemacht, hat der Hr. Verf. siegreich widerlegt, indem er gezeigt, daß weder der Haupterfinder, noch der Verbesserer, weder das Publikum, noch der Staat eine gegründete Beschwerde dagegen führen können.

Rücksichtlich ausländischer Erfindungen und Verbesserungen ordnet die österreichische Gesetzgebung an, daß auf solche keine Patente mit rechtsgültiger Wirkung zugestanden werden können, wenn sie im Auslande auf kein Alleinrecht eingeschränkt sind, mögen sie auch im Inlande noch nicht in Ausübung seyn. Sie bestimmt ferner, daß auf die im Auslande auf Alleinrechte beschränkten ausländischen Erfindungen und Verbesserungen nur den Inhabern der ausländischen Privilegien oder ihren rechtmäßigen Zessionaren Patente verliehen werden können, jedoch nur für die Zeit des ausländischen Alleinrechts, und nie über funfzehn Jahre, ohne besondere Bewilligung des Monarchen.

Der Hr. Verf. hat mehrere Gründe, durch die jene Anordnung wahrscheinlich hervorgerufen worden, mit Umsicht zusammengestellt, und mit Unbefangenheit beleuchtet. Doch läßt sich nicht läugnen, daß die Zahl jener Gründe ohne Anstrengung um ein Beträchtliches hätte vermehrt werden können. Der Gegenstand bietet so viele Analogien mit der Frage des literarischen Eigenthums dar, daß eine Polemik über denselben zu eben so bändereichen Besprechungen führen könnte, als es mit der letzteren Frage geschehen. Die Rücksicht jedoch, die der Hr. Verf.

auf die Oekonomie seines Werkes nehmen mußte, gebot ihm, innerhalb der Schranken allgemeiner Umrisse zu bleiben. Er konnte dieser Anforderung um so williger Genüge thun, als die Resultate der weitwendigsten Untersuchungen über dergleichen Gegenstände gewöhnlich in Anträgen bestehen, wodurch ein Verständniß zwischen den Forderungen der Gerechtigkeit und den Ansprüchen der Billigkeit herbeygeführt werden soll.

Um den Umfang der Gegenstände, die nach dem Geiste der österreichischen Gesetzgebung in den Kreis gesetzlicher Alleinrechte aufgenommen werden können, näher zu bestimmen, bemerkt der Hr. Verf., daß von der Ertheilung solcher Alleinrechte ausgeschlossen sind: a) schon bekannte Verfahrungsweisen; b) rein theoretische Prinzipe; c) bloße Handgriffe; d) Finanzunternehmungen; e) Unternehmungen neuer Land- und Wasserstraßenverbindungen; f) Werke der Wissenschaften und der bildenden Künste; g) alle gefährlichen und schädlichen, verfassungs- und gesetzwidrigen Gegenstände (S. 45).

Das Bestreben, die Sache klar hervorzuheben, und nach allen Seiten zu begränzen, hat den Hrn. Verf. hier zu einer Stelle geführt, wo die Fülle des Richtigen die einfache Forderung des Wahren unbefriedigt läßt. Wie mißlich es sey, einen Gegenstand durch bloße Verneinungen näher zu bestimmen, tritt bey dieser Gelegenheit auf eine augenscheinliche Weise hervor. Der Hr. Verf ist nämlich auf dem eingeschlagenen Wege offenbar zu weit gegangen, und doch wieder mitten auf dem Wege stehen geblieben. Er ist zu weit gegangen, weil er, was sich im Fache der Industrie von selbst versteht, auch theoretische Prinzipe in die Reihe der Gegenstände aufnimmt, die rechtsgültig nicht patentirt werden können.

In der Anführung der Hauptfolgerungen aus dem politischen Prinzipe der österreichischen Gesetzgebung gelangt unser Autor zuletzt zu dem Erfordernisse der praktischen Ausführung der Erfindungen in der größtmöglichen Ausdehnung sowohl während der Dauer der Erfindungspatente, als nach dem Erlöschen derselben. In ersterer Beziehung wird über die Termine zur Ausübung der patentirten Erfindungen, über die Ausdehnung der Erzeugungs- und Verschleißrechte hinsichtlich der patentirten Gegenstände und über die Rechte zur Bildung von Actiengesellschaften gesprochen. In der zweyten Beziehung werden die Einrichtungen angegeben, wodurch die Ausübung zweckmäßiger Erfindungen auch nach dem Erlöschen der Patente gesichert werden solle. Es sind dieß die Einrichtungen der polytechnischen Institute und Bürgerschulen, der periodischen Gewerbsproducten-

Ausstellung und der Vereine zur Beförderung der National-Industrie.

Der Hr. Verf. gibt den Inhalt der österreichischen Gesetze, die sich auf diese Gegenstände beziehen, und was er zur Begründung der gesetzlichen Bestimmungen, zur Würdigung der durch die Staatsverwaltung ins Leben getretenen Institute angeführt, ist so treffend, als es nur von einem Manne erwartet werden kann, der seinen Stoff mit Sachkenntniß beherrscht, und mit Vorliebe behandelt.

Die glänzendste Abtheilung des Buches haben wir im dritten Hauptstücke gefunden, das der Hr. Verf. der Hauptgrundlage zu den Bestimmungen des Gesetzes widmet.

»Die Hauptgrundlage,« heißt es im Eingange dieses Hauptstückes, »zu den Bestimmungen der Gesetzgebung zur Aufmunterung des Erfindungsgeistes im Fache der Industrie beruht auf der Lösung folgender zwey Vorfragen:

1) Soll sich die Staatsverwaltung vor Ertheilung eines Alleinrechtes zur Ausübung einer Erfindung, Entdeckung oder Verbesserung in eine vorläufige Untersuchung über die Neuheit und Nützlichkeit derselben einlassen?

2) Soll dem Inhaber eines ertheilten Alleinrechtes zur Ausübung einer Erfindung, Entdeckung oder Verbesserung gestattet werden, das Detail derselben während der Dauer jenes Alleinrechtes als Geheimniß zu bewahren, oder soll derselbe nicht vielmehr verhalten werden, jenes Detail bey sonstigem Verluste des Alleinrechtes schon während der Dauer desselben mittelst einer ganz genauen, nach bestimmten gesetzlichen Vorschriften zu verfassenden Beschreibung zur allgemeinen Kenntniß des Publikums zu bringen?« (S. 75.)

Ueber den Gegenstand der ersten Frage bestimmt das Patent vom 31. März 1832 §. 7, daß die Regierung bey Gesuchen um Verleihung von Erfindungspatenten in keine Voruntersuchung über die Neuheit oder Nützlichkeit der Erfindung sich einzulassen, sondern nur zu beurtheilen habe, ob die in dem Gesuche nach ihrer Wesenheit angezeigte Erfindung in keiner öffentlichen Hinsicht schädlich oder den Landesgesetzen zuwider sey. Die Eröffnung der versiegelt einzulegenden Beschreibungen der Erfindungen vor Ertheilung der Alleinrechte ist nach §. 8 desselben Patentes nur bey solchen Gegenständen gestattet, die in das Sanitätsfach einschlagen, und worüber nach den Landesgesetzen eine vorläufige genaue Untersuchung von der medizinischen Fakultät erforderlich ist.

Ueber den Gegenstand der zweyten Frage bestimmen die §§. 3. 8. 28. 29. des angeführten Patentes Folgendes: Die versiegelt einzulegende Beschreibung muß so abgefaßt seyn, daß jeder Sachverständige den Gegenstand nach dieser Beschreibung zu verfertigen im Stande ist, ohne neue Erfindungen, Zugaben oder Verbesserungen beyfügen zu müssen; die Erfindung muß klar und ohne Zweydeutigkeiten, die irre leiten könnten, dargestellt; es darf weder in den Mitteln, noch in der Ausführungsweise etwas verheimlicht; es dürfen weder theurere oder nicht die ganz gleiche Wirkung hervorbringende Mittel angegeben, noch Handgriffe, die zum Gelingen der Operation gehören, verschwiegen werden. Diese versiegelt eingelegte Beschreibung wird nach Erfolglassung und Kundmachung des Patentes eröffnet, in das vorgeschriebene Register eingetragen, und Jedermann zur Einsicht offen gehalten. Diejenigen, welche die Geheimhaltung ihrer Beschreibungen wünschen, müssen ausdrücklich darum ansuchen, müssen aber dann gewärtig seyn, daß ihnen nicht derselbe Rechtsschutz gewährt werde, wie denjenigen, die ihre Erfindungen offen darlegen.

Wir haben oben angedeutet, daß uns das dritte Hauptstück dieser Monographie vorzugsweise gefallen. Es ist auch in der That keine geringe Lust, dem Hrn. Verf. in der Darstellung der hier besprochenen Gegenstände zu folgen. Es wäre schwer zu bestimmen, was mehr Aufmerksamkeit und Anerkennung verdiene, ob der Inhalt der entwickelten Gründe, oder der Gehalt der vorgetragenen Ansichten, oder die Form, worin das Ganze dargelegt worden. Wenn auch vieles vorkömmt, was dem in der Literatur der Staatswirthschaftslehre Bewanderten nicht unbekannt, so ist doch alles so glücklich zusammengestellt, daß wir uns zu keinem Auszug entschließen können, den Leser vielmehr auf das Buch verweisen wollen, und ihm volle Bekehrung für den Fall versprechen, als er von einem Werke der vorliegenden Art wohl Belehrung, aber durchaus keine anziehende Belehrung erwarten sollte.

Das vierte Hauptstück hat die Ueberschrift: »Anfang, Dauer, Umfang, Wirksamkeit und Ende der Alleinrechte zur Ausübung der Erfindungen im Fache der Industrie.«

Der Anfang eines Alleinrechtes beginnt nach der österreichischen Gesetzgebung mit dem Datum des Patentes (§. 19 des Gesetzes vom 31. März 1832).

Die höchste Dauerzeit der Alleinrechte ist auf funfzehn Jahre festgesetzt, und der Bewerber um ein Alleinrecht hat selbst zu bestimmen, auf wie viele Jahre bis zur höchsten Dauerzeit

hinauf er das Alleinrecht zu erhalten wünscht (§. 12. 18). Um aber den Erfindern die Erlangung von Alleinrechten zur probeweisen Ausführung ihrer Erfindungen zu erleichtern, kann derjenige, der anfangs ein Alleinrecht auf eine geringere Zeit als auf funfzehn Jahre erhalten hat, vor dem Ablaufe jener Dauerzeit die Verlängerung nach und nach bis zur höchsten Dauerzeit gegen Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen erlangen (§. 15 d. a. P.).

Die Bewilligung einer längeren Dauer als funfzehn Jahre zur Ausübung eines Alleinrechtes steht nur dem Monarchen zu (§. 18 d. a. P.).

Der Umfang für Ausübung der Alleinrechte erstreckt sich in dem österreichischen Kaiserstaate auf alle dazu gehörigen Länder, mit Ausnahme des Königreichs Ungern und des Großfürstenthums Siebenbürgen (§. 20), wo noch das alte System der vorläufigen Prüfung der Neuheit und Nützlichkeit einer Erfindung besteht.

Hat die Staatsverwaltung Jemanden ein Alleinrecht verliehen, so schützt sie dem Inhaber desselben den ausschließenden Gebrauch (Erzeugung und Verkauf) des Gegenstandes seiner Erfindung, so wie sie in seiner eingelegten Beschreibung dargestellt worden ist, für die Zahl von Jahren, auf welche das Patent lautet (§. 9 d. a. G.).

Endlich erlöschen Alleinrechte nach der österreichischen Gesetzgebung in folgenden Fällen:

1) Wegen Nicht-Neuheit.
2) Wegen Identität mit einer früher patentirten Erfindung.
3) Wegen mangelhafter Beschreibung.
4) Wegen Nicht-Ausübung binnen Jahresfrist.
5) Wegen einjähriger Unterbrechung der Ausübung.
6) Wegen säumiger Taxentrichtung.
7) Nach Verlauf der Patentzeit.

Der Hr. Verf. hat den einzelnen Bestimmungen des Gesetzes Bemerkungen und Betrachtungen vorausgeschickt, die in der Form einer philosophischen Einleitung die Rechtfertigung des gesetzlichen Inhaltes übernehmen. Sind auch diese einzelnen Einleitungen von der Art, daß man ihnen, der Hauptsache nach, beytreten kann, so läßt sich doch nicht läugnen, daß ihnen hie und da etwas mehr Kürze vortheilhafter gewesen wäre.

Das fünfte Hauptstück spricht vom Patent-Taxsystem. Der Hr. Verf. führt auch hier allgemeine Grundsätze an, denen er die analogen Bestimmungen der österreichischen Gesetzgebung

folgen läßt. Die aufgestellten allgemeinen Grundsätze sind auszugsweise nachstehende:

1) Es ist billig, daß der begünstigte Erfinder einen angemessenen Entgelt leiste, um die öffentliche Verwaltung für die Material- und Regiekosten zu entschädigen, und um eine Art Bürgschaft zu erhalten, daß der Erfinder selbst von seiner Erfindung Nutzen erwarte.

2) Die Taxen für die Verleihung der Erfindungspatente dürfen nicht überspannt und drückend seyn.

3) Das Taxschema muß in bestimmten Sätzen und allgemein gültig entworfen seyn, ohne sich in kleinliche Unterscheidungen verschiedener Kategorien der Erfindungen und ihres relativen Werthes einzulassen, und doch der Willkür der Behörden irgend einen Spielraum offen zu lassen.

4) Es ist dem Erfinder die Wahl offen zu lassen, für die erste Probezeit lieber ein kürzer dauerndes Patent zu lösen, und geringere Taxen zu entrichten, und erst nach bewährter Probezeit so viele Verlängerungen der Dauerzeit bis zur höchsten Dauer hinauf anzusuchen, als es seinem Interesse und den gemachten Erfahrungen entspricht, und hiernach die Nachtragszahlungen zu leisten.

5) Manche überflüssige Ausgaben werden den steuer- und taxpflichtigen Parteyen erspart, wenn überflüssige und lästige Formalitäten beseitigt werden, wenn eine leichte und einfache Erhebungsart faßlich bekannt gemacht, und dem Unwesen der Sporteln und anderen ungebührlichen Nebenaufrechnungen mit Ernst und Strenge begegnet wird.

6) Je mehr Erleichterungen der Tax-Entrichtung den Bewerbern um Alleinrechte zugestanden werden, desto strenger kann die Gesetzgebung fordern, daß die so viel möglich erleichterte Taxschuldigkeit nicht umgangen werde.

7) Jede bezahlte Taxe ist als verfallen zu betrachten.

Die Allgemeingültigkeit sämmtlicher hier angegebener Grundsätze dürfte wohl hie und da angefochten werden; doch werden diese Grundsätze von unserem Autor auf sehr vernünftige und achtbare Gründe gestützt, und die Uebereinstimmung derselben mit dem, was die österreichische Gesetzgebung verfügt hat, ist augenscheinlich dargelegt.

Das sechste Hauptstück handelt von dem Verfahren. Der Hr. Verf. beginnt dieses Hauptstück mit folgendem Satze: »Die Wahrzeichen einer guten Gesetzgebung, so wie eines zweckmäßigen Verfahrens zur Ausübung der Gesetze sind jene der

Wahrheit selbst: Einfachheit, Uebereinstimmung, Folgerichtigkeit.«

Hierauf wird zu den einzelnen Erfordernissen übergegangen, wo die Sonderungen des Hrn. Verf.'s so eigenthümlich werden, daß wir sie dem Leser unmöglich vorenthalten können.

»Die Grundregeln in Beziehung auf das erste Erforderniß einer guten Gesetzgebung (Einfachheit) in diesem Fache sind:

a) Zurückführung derselben auf ein oberstes höchstes Prinzip, welches an die Spitze der Gesetzgebung hingestellt, so wie die Seele den Körper, das ganze System zu durchdringen, zu leiten und zu regieren hat.

b) Festsetzung der Hauptfolgerungen aus dem aufgestellten obersten Prinzipe.

c) Ausmittlung der Vorsichten bey Ertheilung der Rechte, welche das Gesetz einzuräumen hat.

d) Vorzeichnung der Bedingungen zur Erlangung und Aufrechthaltung dieser Rechte.

e) Entwicklung des Ursprungs, der Dauer und des Umfanges dieser Rechte.

f) Darstellung der Formen, welche die Parteyen zu beobachten haben.

g) Anweisung der Parteyen auf den Weg ihres Einschreitens bey den Organen der Staatsverwaltung.

Alles dieses im Geiste der höchsten Einfachheit entworfen« (S. 148).

»Die Grundregeln in Beziehung auf das zweyte Erforderniß einer guten Gesetzgebung (Uebereinstimmung) in diesem Fache sind:

a) Vorzeichnung von Formen, welche die Behörden eben so wie die Parteyen unabänderlich innerhalb genau bestimmter Muster (Formulare) bey ihren Amtshandlungen zu beobachten haben.

b) Bestimmung eines Geschäftszuges, der alle nutzlosen Umtriebe beseitigt, und dem einfachen Einschreiten der Parteyen bey den Behörden vollkommen entspricht.

c) Vorschrift der genauesten ämtlichen Controlle zur Sicherstellung der Parteyen in ihren Ansprüchen auf den Schutz der Gesetze.

d) Ausmittlungen von Terminen zur größtmöglichen Beschleunigung der Amtshandlungen der Behörden.

e) Beseitigung aller Willkür.

f) Offenhaltung einer geeigneten Recours-Instanz für Beschwerden der Parteyen.

g) Evidenzhaltung der in Folge der Patent-Ertheilung erlangten Rechte« (S. 155. 156).

»Das dritte Erforderniß einer guten Gesetzgebung, die Folgerichtigkeit, läßt sich auf die beyden Hauptmomente:

I. Wirksamkeit, und

II. Erlöschung der Erfindungspatente zurückführen« (S. 160).

Vom theoretischen Standpunkte aus stellen wir an jedes Gesetz die Anforderung, daß es einfach, folgerichtig und mit dem Geiste der ganzen Gesetzgebung übereinstimmend sey. Wir sind daher auch außer Stande, einen haltbaren Grund zu der Eintheilung aufzufinden, wornach der Hr. Verf. einige Gesetze der Einfachheit, andere der Uebereinstimmung und wieder andere der Folgerichtigkeit zugewiesen. Wir enthalten uns weiterer Ausführungen, indem wir glauben, daß das Gesagte genügen werde, für diese Partie des Buches den Maßstab der Beurtheilung zu gewinnen.

Im letzten Hauptstücke, welches das Patentregister zum Gegenstande hat, wird angegeben, daß in Oesterreich sowohl bey der zur Leitung der Handels- und Gewerbe-Angelegenheiten bestimmten Hofstelle, als bey sämmtlichen politischen Länderstellen derjenigen Provinzen, in welchen das Patentgesetz mit Gesetzeskraft kund gemacht ist, ein Register eröffnet ist, in welchem die sämmtlichen Alleinrechte, wie sie ertheilt werden, mit Angabe der Personen, welchen sie ertheilt worden sind, ihrer Wohnsitze, des Datums der Ausfertigung der ämtlichen Zertificate, des Patentes und der Erlöschungszeit des Alleinrechtes eingetragen, und eine besondere Rubrik für Anmerkungen offen gelassen ist (Patent vom 31. März 1832. §. 22).

Diese gesetzliche Einrichtung begründet der Hr. Verf., und er geht sodann zum Schlusse seines Werkes über, nachdem er kurz von der Evidenzhaltung des Standes der Ausübung patentirter Erfindungen, von der Evidenzhaltung der Taxentrichtung, von der Evidenzhaltung der Veränderungen im Besitzstande der Alleinrechte, von der Evidenzhaltung der Verlängerung der Alleinrechte und von der Evidenzhaltung der nicht geheim gehaltenen Beschreibungen patentirter Erfindungen gesprochen. Was gegen das Ende des interessanten Schlusses gesagt wird, ist so wahr, und gibt von dem edlen Geiste und von den vortrefflichen Gesinnungen des Hrn. Verf.'s ein so erfreuliches Zeugniß, daß wir eine bloße Hinweisung für eine zu geringe Würdigung halten. Es finde daher hier seine Stelle.

»Unsere Zeitgenossen beginnen, nicht mit Unrecht, all des überflüssigen und halb unverständlichen Wortkrames, der unverdauten Theorien, des regellosen Umherirrens im Gebiete des Abstracten und Phantastischen, und all derjenigen Weltverbesserungspläne müde zu werden, welche nur zu lange Zeit her in der gelehrten Republik zur Mode geworden waren, aber als verkrüppelte Machwerke keine guten Früchte getragen haben, und sehnen sich mehr nach dem Konkreten, Positiven, Vernunftgemäßen. Es beginnt ein neuer Kampf der Ideen, welcher nichts mehr mit dem stärkeren Rechte der Fäuste, mit der rohen Willkür des souveränen Pöbels, mit Raub und Mord, mit der Unsicherheit des Lebens und Eigenthums, mit Bürgerkriegen, Noth und Elend zu thun haben will, sondern in den edelsten Gütern der Menschheit, in der Förderung der Aufklärung, der Civilisation, der Humanität, des freundlichen Wetteifers der Staaten bey der Aufmunterung alles Rechten, Schönen und Guten, in der Entfernung roher Willkür und fester Begründung des Rechts die Aufgabe seiner Leistungen zu erringen strebt.«

»Das lebendige Bild dieser Leistungen wird wesentlich die getreue vergleichende Schilderung derjenigen Grundsätze darstellen, welche die Intelligenz der Staaten befolgt, um das wahre Glück der Völker in den einzelnen Thätigkeitssphären des öffentlichen Lebens dauerhaft zu begründen. Bey diesem Kampfe der Ideen werden oberflächliche Floskeln der durch Journalistenweisheit aufgeregten Leidenschaften nicht mehr den Ausschlag geben. Um den Geist der Gesetzgebungen verschiedener Staaten vergleichend und erschöpfend darzustellen, bedarf es eines tieferen Eindringens in das Wesen ihrer Gegenstände, ruhigerer und besonnenerer Forschungen und eines unbefangeneren Urtheils, als um politische Romane zu schreiben.«

Wer das, was wir über die einzelnen Theile des vorliegenden Werkes bemerkt haben, einiger Aufmerksamkeit würdigt, wird finden, daß das Wenige, was wir zu rügen gefunden, die Form betrifft. Wir haben während der Lectüre des interessanten Buches aufrichtig bedauert, daß es dem Hrn Verf. nicht gefallen, auch diesem Theile seiner verdienstvollen Arbeit eine gleiche Sorgfalt wie dem materiellen zu widmen. Indessen sind uns über der Wahrnehmung des Mangelhaften keineswegs die Vorzüge der Darstellung entgangen. Der Hr. Verf. hat durch die Art und Weise, wie er seinen Stoff behandelt, bewiesen, daß er in die Reihe jener Schriftsteller gehöre, die der Wissenschaft durch genießbare Darstellungen Eingang in das Leben zu verschaffen wünschen; er hat bewiesen, daß die Tiefe eines Gegen-

standes die Faßlichkeit in der Behandlung durchaus nicht ausschließe. Dadurch hat er sich entschieden von jenen Autoren gesondert, die da glauben, man müsse bey einem wissenschaftlichen Werke sich in den Nimbus einer geschlossenen individuellen Sprache hüllen, und die unbeachtet lassen, daß das Wissen den Werth verliert, wenn ihm der Einfluß auf das Leben genommen.

Ist nun von dieser Seite das Verdienst des Hrn. Verf.'s kein geringes, so erhebt es sich zu einem wahrhaft schätzenswerthen, wenn man auf die Brauchbarkeit und Nützlichkeit des gelieferten Werkes sieht. Jeder, der an den Lebensäußerungen der Industrie unter den gebildeten Völkern regen Antheil nimmt, muß an dem hier besprochenen Gegenstande Interesse nehmen. Dieses Interesse hat der Hr. Verf. durch die Tiefe der Auffassung seines Stoffes, durch die Gründlichkeit der Behandlung desselben, und die fortlaufenden Vergleiche mit den Gesetzgebungen der Engländer, Nordamerikaner und Franzosen auf einen hohen Grad zu steigern verstanden. Hier war er ganz auf heimischem Boden, den er mit der kräftigen Wirkung einer entschiedenen Berufung bebaut. Hier begegnen wir einem Manne, der seinen Gegenstand mit Sicherheit beherrscht, und daher mit dem hervorgebrachten Werke leistet, was geleistet werden wollte. Wir begrüßen daher den Hrn. Verf. auf dem eingeschlagenen Wege nochmal, und wünschen lebhaft, ihm bald wieder zu begegnen.

Schließlich noch ein Wort der Anerkennung, das die Ausstattung des Buches verdient. Das Papier ist sauber, der Druck rein, gefällig und korrekt. Endlich ist die Zeit gekommen, wo wir nicht mehr nach Köllnerwasser und nach Handschuhen zu langen nöthig haben, wenn uns ein Buch gereicht wird, das aus einer Druckstätte unseres lieben Deutschlands hervorgegangen. Dr. E. M. Selinger.

Art. V. Versuch, die Staatswissenschaft auf eine unwandelbare Grundlage festzustellen. Von einem Staatsmanne. Wien 1835, bey Rohrmann und Schweigerd. gr. 8. 600 S.

Der Zweck dieses Werkes ist auf die Wiederherstellung des ethischen Prinzipes im Gebiete der Staatswissenschaft gerichtet. Der Verfasser sucht und findet dieses Prinzip in der reinen Sittenlehre des Christenthums und deren Anwendung auf das practische Staatsleben.

Nicht die politische Form (Staatsverfassung), sondern der Geist, welcher das innere Staatsleben durchdringt, ver-

mag, nach der Ansicht des Verfassers, das dauernde Wohl des Staates zu begründen. Keine politische Form ist an und für sich (absolut) die beste, beziehungsweise (relativ) ist es in einem gegebenen Staate diejenige, welche der inneren Kraft, dem Wesen des Staatslebens am meisten entspricht. Die politische Form eines Staates ist nichts weiter, als die äußere Gestaltung des Staatslebens, welches aus der allmäligen Entwicklung der Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft im Staate hervorgeht, und durch so manche physische, intellectuelle und moralische Einwirkungen mannigfaltig bestimmt wird, gleichsam die Physiognomie des Staatslebens, der Ausdruck seiner Triebfedern und Schicksale.

So wie des Menschen dauerndes Wohl nur in sofern begründet wird, als man seinen Geist veredelt, so kann auch des Staatswohls dauernde Begründung nur in sofern erwartet werden, als die im Staatsvereine lebende menschliche Gesellschaft veredelt, das Staatsleben auf den ethischen Standpunkt emporgehoben wird.

Das ungeregelte Streben nach Sicherung des Menschheitszweckes im Staate, bloß durch politische Formen, bey Vernachlässigung, ja offenbarer Hintansetzung und Verachtung des Einen Nothwendigen, des ethischen Prinzips, bezeichnet der Verfasser als einen Grundirrthum unseres Zeitalters, und weiset als practischen Beleg zu dieser Behauptung auf die Legion von politischen Formen, welche seit einem halben Jahrhunderte, durch die Verblendung unserer Zeitgenossen, so vielen Staaten in Europa und Amerika, ohne ihrer inneren Kraft, dem Wesen ihres Staatslebens zu entsprechen, ja vielmehr im grellsten Gegensatze gegen ihre religiösen und moralischen Zustände aufgedrungen worden sind, auf ihre ephemere Geschichte und auf ihre die Ruhe und das Wohl der Menschheit so tief verletzenden grausamen Folgen (S 496—502),

Dem Verfasser erscheint als höchstes Ideal der Veredelung der Menschen das Naturgesetz der geistigen Liebe (im Gegensatze zu den materiellen, thierischen Trieben), als ein Gesetz, welches den Menschen zum Menschen, zum wahren Menschen, zum geistigen Wesen bildet. Ihm ist die reine Liebe ein geistiges Gefühl, dem Reiche der Freyheit angehörig; ihr Zweck: geistige Uebereinstimmung mit anderen geistigen Wesen; ihr Mittel: Erregung der Zufriedenheit und des Mitgefühls geistiger Wesen mit und gegen einander; ihre Kraftäußerung: Unterordnung der Sinnlichkeit unter das Gebiet der Freyheit; ihr Ziel: Heiterkeit, Wohlseyn, Beständigkeit, Treue, Zufriedenheit, Achtung und unzertrennliche Anhänglich-

keit. Sie findet ihr Glück im gegenseitigen Glücke, und das wechselseitige Streben nach Beglückung begünstigt und befestigt die Vervielfältigung des Glückes (S. 377).

Die höchste Sanction dieses Gesetzes der Liebe entwickelt der Verfasser in dem Geiste des Christenthums und in den Sittenlehren desselben (S. 407—456). Das Christenthum ist die Vollendung aller Philosophie, eine göttliche Philosophie, das höchste Vernunftgesetz, die Urphilosophie der Menschheit (S. 462).

Dieses Gesetz ist für den Staat, so wie für den einzelnen Menschen das höchste Vernunftgesetz, denn der Staat ist nichts weiter, als ein von der Ehe zur Familie, von der Familie zum Stamme, vom Stamme zur Gemeinde, von der Gemeinde zum Bezirke und vom Bezirke zu einem Inbegriffe von Bezirken erweitertes geselliges Leben der Menschen (S. 242). Dieses höchste Vernunftgesetz ist das Urrecht des Staates; die erst im Laufe der Zeit geschichtlich entstandenen menschlichen Gesetze bilden das abgeleitete (positive) Staatsrecht (S. 256).

Der Wesenheit nach ist ein jeder Staat, in welchem dieses höchste Vernunftgesetz, dieses Urrecht auf das gemeinsame Beste, als öffentliche Sache (respublica) angewendet wird, eine Republik.

Der Form nach ist ein Staat, in sofern sich die Staatsgewalt ununterbrochen, beharrlich und unbeschränkt in einer einzigen Person vereinigt, eine Monarchie; in sofern dieselbe zwischen mehreren, aber doch im Verhältnisse zu dem Ganzen in geringer Anzahl vorhandenen Personen getheilt ist, wenn sich gleich bestimmte Zweige der Staatsgewalt in einer einzigen Person vereinigen — eine Oligarchie; und in sofern die Staatsgewalt von vielen Personen abhängig ist, eine Polyarchie.

Der Wesenheit nach sinkt jeder Staat, wo das höchste Vernunftgesetz verletzt, und bloß die Laune der Machthaber zum Gesetz erhoben wird, zur Despotie herab, der Staat mag nun der Form nach eine Monarchie, Oligarchie oder Polyarchie seyn (S. 248—249).

Im Christenthume allein ist Schutz gegen Despotismus zu finden. Verbannt man das Gesetz der Liebe, worauf es gegründet ist, aus dem Staate, so wird man vergebens nach Freyheit und Gerechtigkeit streben. Es werden, wenn man auch dem Volke das Recht einräumt, sich dem Mißbrauche der Gewalt mit gewaffneter Hand zu widersetzen, den vertriebenen Machthabern andere folgen, welche, ohne den Geist der Liebe, die Freyheit

gefährden, das Recht unterdrücken. Das Volk selbst wird, unerleuchtet durch den Geist der christlichen Aufklärung, seine wahren Freunde verkennen, sie hassen und verfolgen. Es seyen nun mehr oder weniger Theilnehmer der Staatsgewalt vorhanden, es sey diese oder jene Form menschlicher Einrichtungen eingeführt, man möge öffentlich schreyen können oder schweigen müssen; so wird immerhin in jeder Gesellschaft, aus welcher der Geist der christlichen Liebe verbannt ist, Haß und Verfolgungsgeist, Unzufriedenheit und Parteygeist, Ehrgeiz und Ränkesucht, Ungerechtigkeit, Unsicherheit und Unruhe vorherrschen. Man wird bey den verschiedenartigsten Veränderungen der Regierungssysteme immer nur eine Partey mit einer anderen vertauschen, und die Parteyen selbst werden sich an Mißbräuchen der Staatsgewalt überbieten, bis endlich das Volk ermüdet, und lieber das Joch eines schlauen Machthabers erduldet, als unter den beständigen Fluctuationen der Regierungsumwälzungen das Daseyn zu verbittern.

Im christlichen Staate dagegen (im wahren Sinne des Wortes) kann Despotismus nirgends Wurzel fassen, die bürgerliche Freyheit ist gesichert, die Gesetze behaupten ihr Ansehen; die christliche Aufklärung verbürgt die öffentliche Ruhe und Sicherheit, und wollte ja hie und da der Despotismus seinen Spuk treiben, so findet er keine Werkzeuge der Ausführung; denn die christliche Gemeinschaft erkennt noch eine höhere Autorität, als die Macht des Faustrechtes, und fürchtet das Böse mehr als irgend eine Menschenmacht; und die christliche Obrigkeit, wenn sie ja, da Irren menschlich ist, in Mißgriffe verfällt, hört jede freymüthige Gegenvorstellung willig an, prüft alles, und behält nur das Gute (S. 444—445).

Dieß ist der Ideengang des Verfassers in der Hauptsache.

Er bemerkt wohl mit Recht in dem Vorworte, daß Parteylichkeit und Leidenschaft dem Prinzipe, dessen Anwendung auf die Staatswissenschaft er versucht hat, ewig fremd sind und bleiben; daß keine Partey von irgend einer Farbe den Widerhall ihrer Lieblingsmeinung; diejenigen dagegen, welche das Höchste in der Bestimmung des Menschen und der im Staate lebenden menschlichen Gesellschaft wahrzunehmen fähig sind — edle Menschenfreunde — denen reine Wahrheit und Menschenliebe über alles werth und theuer sind, in seinem Werke Gedanken und Gefühle finden werden, mit denen sie sympathisiren, und daß keine Regierung in irgend einem geordneten Staate der Christenheit darin Grundsätze entdecken dürfte, gegen deren Verbreitung sie irgend ein Bedenken hegen könnte.

Wir wollen nun dem Verfasser in der weiteren Ausführung seiner eben entwickelten Haupt-Idee folgen.

Die erste und nothwendigste Vorbedingung zur Erkenntniß der Wahrheit in der christlichen Philosophie ist: Selbsterkenntniß (S. 66).

Schon Montesquieu sagt in seiner Vorrede zum Geiste der Gesetze: »Für den glücklichsten Menschen würde ich mich halten, wenn ich es erzwecken könnte, daß die Menschen von ihren Vorurtheilen geheilt würden. Ich nenne hier Vorurtheile nicht das, was hindert, daß man gewisse Sachen wisse, sondern das, was abhält, daß man sich selbst kennen lerne« (S. 79).

Hiernach behandelt der Verfasser vor Allem im ersten Buche die menschliche Natur überhaupt (S. 71 — 91); die menschliche Sprache (S. 91 — 96); den Unterschied zwischen Verstand und Vernunft (S. 96 — 103); die Unterschiede des Geschlechts und Alters der Menschen (S. 103 — 114); die Thätigkeit des menschlichen Erkenntnißvermögens (S. 114 — 139), des menschlichen Gefühlvermögens (S. 139 — 146) und des menschlichen Begehrungsvermögens (S. 146 — 150), nebst den physischen und moralischen Verhältnissen, welche auf die verschiedenen Seelenzustände der Menschen einwirken (150 — 164), mit Rücksicht auf die Hypothese eines allgemeinen inneren Sinnes (S. 164 — 169).

Die Betrachtung, daß das irdische Leben von unserem Eintritte in dasselbe bis zum Ausgange ein fortwährender Kampf mit äußeren und inneren Einwirkungen ist, führt den Verfasser zur weiteren Behandlung der Selbstbeherrschung, der Reinheit und Verwilderung der menschlichen Seele (S. 169 — 191).

Im zweyten Buche geht der Verfasser zu den Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft über. Der Mensch ist nicht geboren, um in der Einsamkeit zu leben. Der Trieb der Geselligkeit ist ihm angeboren. Dieser beruht auf den im ersten Buche entwickelten Ungleichheiten der menschlichen Anlagen. Diesen Ungleichheiten entspricht das Bedürfniß der gegenseitigen Hülfe- und Dienstleistung, und der Geist der Thätigkeit (Wißbegierde, Vervollkommnungsgeist, S. 192). Der gesellige Zustand der Menschen hat sich aus diesen Verhältnissen in sieben Stufengängen: Ehe, Familie, Familienstamm, Gemeinde, Bezirk, Staat, Staatenbund (S. 195) entwickelt. Die Hauptzüge dieser Stufengänge des socialen Lebens, die Staatskräfte, die Categorien der Staatsbürger, ihrer Particularvereine und Verträge bilden den Haupt-Inhalt dieses zweyten Buches (S. 196 — 298).

Das dritte Buch ist der Erforschung der sieben großen Naturgesetze, des Polaritäts- (Gegensatz-), Causalitäts- (Ursachen und Wirkungen), dynamischen (Naturkräften), Metamorphosen (Verwandlungs-), Perfectibilität- (Vervollkommnungs-), Materialitäts- (Zerstörungs-) und Spiritualitäts- (geistiger Liebe) Gesetzes, und ihrer Anwendung auf das Staatsleben (S. 305 — 386) gewidmet.

Auf jedem Blatte des großen Buches der Natur wiederholt sich ihm das Abbild einer ursprünglichen Regelmäßigkeit, nach welcher die Verhältnisse der Personen und Sachen unter einander und gegen einander nach bestimmten und für sich selbst stätigen, aber doch alles außer sich selbst verwandelnden Naturgesetzen geordnet erscheinen, die Weltordnung (S. 397).

Der Verfasser schließt dieses Buch mit einigen wichtigen Betrachtungen über die Untrennbarkeit des Irdischen vom Ueberirdischen im Staatsleben (S. 386).

Von der Darstellung der Weltordnung in den Naturgesetzen und ihren Verhältnissen zum Menschen und zu der menschlichen Gesellschaft im Staate geht der Verfasser im vierten Buche zu der innigen Verbindung dieser Weltordnung mit dem in dem Christenthume geoffenbarten höchsten Vernunftgesetze über, dessen Wahrzeichen durch viele sorgfältig gewählte Originalstellen der Urkunden des Christenthums selbst, in Uebereinstimmung mit dem in der Weltordnung vorwaltenden Naturgesetze der Liebe, und mit Rücksicht auf die Einwirkungen des Christenthums auf den Zustand der menschlichen Gesellschaft, ungeachtet der Gegenwirkungen des Zeitgeistes, nachgewiesen werden (S. 407 — 495). Der Verfasser verwahrt sich übrigens am Schlusse dieser Darstellung vor der Vermengung der Kirche mit dem Staate. Ohne sich in theologische Streitfragen, die sich bloß auf das Formelle der kirchlichen Angelegenheiten beziehen, als Gewissenssachen kein Gegenstand des äußeren Zwanges sind, und durchaus nicht in das Gebiet der Staatswissenschaft gehören, einzulassen, will er sich in der Anwendung der Grundsätze christlicher Liebe auf das Staatsleben lediglich auf den Geist des Christenthums beschränken. Ist nun aber das höchste Vernunftgesetz im Geiste des Christenthums zu finden, so wird es von selbst einleuchten, daß, so wenig auch Kirche und Staat mit einander vermengt werden können, doch das Gedeihen des Staatslebens von jenem Geiste abhängig sey, und daß die unwandelbare Grundlage der Staatswissenschaft nur auf jenen Geist gestützt werden könne, indem es immerhin gewisse

oberste Grundsätze geben muß, welche durch ihre von der Vernunft zu erkennenden Wahrzeichen beurkunden, ob das Staatsleben auf dem wahren oder auf dem falschen Wege geleitet werde? (S. 492—494.)

Auf diese Reihenfolge von Vernunftschlüssen und deren innigen Zusammenhang gründet der Verfasser die Anwendung des von ihm aufgestellten Prinzips auf die Staatswissenschaft, und erörtert im fünften Buche:

1) Als Staatsmaximen: die Veredlung des Geistes des inneren Staatslebens, die Beförderung der Religiösität, Sittlichkeit, Aufklärung, und aller industriellen, angenehmen schönen und nützlichen Zwecke, so wie die Herrschaft des Rechts im Staate mit Beseitigung aller Willkür.

2) Als Regeln der Regierungskunst: theils Einfachheit, d. i. Beseitigung des Vielregierens, Freyheit des Nationalerwerbes, Begünstigung gemeinnütziger Privatvereine, einfache Gemeinde- und Städte-Ordnungen, Vereinfachung der Rechtspflege und Polizey, der Landesvertheidigung, des Abgabensystemes, theils Verfahren der Liebe, d. i. Bekämpfung des Hasses und der Umtriebe der Volksleidenschaften, freye Audienz, freye Petition, Beförderung der Freymüthigkeit überhaupt, Vermeidung des Gewissenszwanges und der Vorliebe der Staatsgewalt für irgend einen Stand, aufrichtige Liebe zum Volke, Heranbildung der Staatsbürger im Geiste des christlichen Prinzipes, offenes, redliches, freundschaftliches Benehmen gegen das Ausland; und

3) Als Regeln der Staatsklugheit (Politik): Selbsterkenntniß, umsichtiges Vorwärtsschreiten in den Verbesserungen und Reformen; vorläufige Berathung neuer Gesetze durch erfahrene, verständige und uneigennützige Sachkenner; Verwerfung schlechter Mittel, welche nie der Zweck heilige; kluge Auswahl der Staatsdiener; Erforschung der öffentlichen Stimmung im Inneren und der Stimmung des Auslandes (S. 555—596).

»Am Schlusse dieses Werkes wird der Staatsmann wie er seyn soll geschildert (S. 596—598).

* * *

Der Verfasser bekämpft in diesem Werke mit standhaftem Muthe und eindringender Kraft eine Masse von Vorurtheilen unserer Zeit, welche nach Montesquieu's treffender Bemerkung abhalten, daß unsere Zeitgenossen sich selbst, d. i. das Höchste und Edelste im Wesen der Menschheit, erkennen.

Er bekämpft vor Allem und im Verlaufe seines ganzen Werkes das am Allgemeinsten verbreitete, aus der Schule der Phi-

losophie des achtzehnten Jahrhunderts neuerdings hervorgegangene Vorurtheil der materialistischen Ansicht, welche da spricht, wie schon Salomon (B. d. Weish. 2.) sie in ihrer Blöße darstellt:

»Kurz ist unsere Lebenszeit! Ein Augenblick, so sind wir nicht mehr! Bald ist unser Körper Staub, und was man Seele nennt zerfließt in weiche Luft! Kommt, laßt uns das Gute genießen, so lange wir es haben können; laßt uns überall die Blüthe pflücken. Köstlicher Wein erfreue unser Herz. Wohlduftende Salben stärken unsere Glieder. Jeder Augenblick sey uns wichtig, sey wie eine Blume, die wir mit gierigen Händen ergreifen und brechen. Laßt uns unsere Scheitel mit Rosen bekränzen, ehe sie welken. Auf allen Triften wollen wir umherschwelgen und genießen, was uns begegnet. Das ist unser Theil! Weiter haben wir keine Hoffnung. Steht uns ein Armer, der sich mit Redlichkeit nähert, eine Witwe entgegen, so wollen wir sie unterdrücken, um des Ihrigen habhaft zu werden. Die grauen Haare des Greises sollen uns nicht Ehrfurcht und Mitleiden einflößen. Stärke sey unser Recht!«

Er bekämpft insbesondere (S 48—52) die Vorurtheile der Gesetzgebung des englischen Juristen Jeremias Bentham, die in unserer Zeit so viele Anhänger gefunden haben, daß nach einer in dem englischen Journale: The Atlas, enthaltenen Aeußerung, Frau von Staël sagen konnte: die Nachwelt werde die verhängnißvolle Zeit, worin sie gelebt, nicht das Zeitalter Napoleon's, sondern Bentham's nennen, Vorurtheile, wonach allgemeine Nützlichkeit das höchste Prinzip der Gesetzgebung ist, deren Logik darin besteht, daß man bey jedem Urtheile von der Berechnung oder Vergleichung der Lust- oder Unlust-Empfindungen ausgehe, und keinem anderen Begriffe einen Einfluß auf seine Entscheidung gestatte; wonach eine, in dem allgemein angenommenen Verzeichnisse der Tugenden enthaltene Handlung, woraus mehr Unlust als Lust hervorginge, ohne weiters als Laster erklärt werden muß, wonach Epikur allein unter den Alten das Verdienst habe, die wahre Quelle der Moral gekannt zu haben, das religiöse Prinzip dagegen gar kein Prinzip von eigenthümlichem Charakter bilde.

Er bekämpft (S. 54—66) die Vorurtheile der neueren Philosophie, deren Dogmatismus, von dem kühnsten Uebermuthe der Spekulation geleitet, sich durch diesen so weit in die Räume des leeren Denkens, des nichtigen Spiels mit Begriffen und Formeln verirrt hat, daß er aus seiner unnatürlichen Höhe den Weg zur Natur, Erfahrung, Geschichte und Wirklichkeit herab nicht mehr zu finden vermag. »Die Sophisten und Syko-

phanten des Alterthums,« sagt er S. 103, »haben sich in den Schulen der Vernunftkritiker und Doctrinäre unserer Zeit regenerirt. Ihre Lehren verbreiteten sich in dem alle edleren und höheren Gefühle der Menschen unterdrückenden Skepticismus, in dem alles in sich verflachenden Pantheismus, und in dem, das Klarste mit Dunkel verhüllenden Mysticismus, und endigen mit der Verzweiflung deo Atheismus. Sie ernten ihre Lorbern in der verwilderten Moralität, und finden im Tempel des zunehmenden Elendes der Menschheit ihre Apotheose.«

Er bekämpft dagegen nicht minder (S. 519—530) die Vorurtheile der Finsterlinge, der Feinde der Aufklärung, und die babylonische Sprachverwirrung unserer Zeit über den Begriff der Aufklärung. Ihm ist die Aufklärung eine Erleuchtung des Verstandes durch Wahrheiten, das höchste Glück auf Erden ein heller Geist, der das Wahre vom Falschen, das Wesentliche vom Scheinbaren, das Unwandelbare vom Wandelbaren unterscheidet. Er bekämpft die Grundirrthümer unserer Zeit, daß der gelehrte Stand unproductiv sey, und daß man jeden lehren lassen soll, was und wie er will. Der Stand, welcher durch Rath und That, durch Lehre und Beyspiel zur Fortpflanzung der Aufklärung im Staate mitwirken soll, erscheint ihm als der erste und wichtigste im Staate. Die hohe Würde dieses Standes wird dann am sichersten behauptet, wenn derselbe in bescheidener Eintracht mit allen übrigen Ständen, im unermüdeten Forschungsgeiste, in edler Anerkennung eines jeden fremden Verdienstes, in Entfernung von jeder stolzen Anmaßung, in der reinen Liebe der Wissenschaften und der gesammten Humanität, dem christlichen Prinzipe stets getreu, das hohe Ziel zu erstreben trachtet, das ihm im Staate beschieden ist. Aus der productiven Kraft dieses Standes werden allmälich alle jene productiven Kräfte des menschlichen Körpers und Geistes hervorgebracht, die auf das Leben und Fortschreiten des Staates einwirken.

Er bekämpft (S. 243—246) übereinstimmend mit Karl Ludwig von Haller die Theorie des Socialcontractes und der Volkssouveränität, und greift dagegen nicht minder die Haller'sche Theorie eines göttlichen Rechtes der rechtlosen Uebermacht an. Er sucht (S. 533) die Unzulänglichkeit der starren Rechtstheorie zu beweisen, bekämpft (S. 534) die Ansicht, daß der Staatszweck nach der herrschenden Volksansicht verschieden sey, und führt den Grundsatz durch, daß der Staatszweck nicht einseitig oder willkürlich seyn kann.

* * *

Nach dieser Uebersicht des Inhalts des vorliegenden Werkes glauben wir unser Urtheil über den inneren Gehalt und Werth desselben nicht besser begründen zu können, als indem wir die von den Gegnern desselben gemachten Einwürfe näher beleuchten, und dabey die Recension des geheimen Rathes Carl Heinrich Ludwig Pölitz in seiner kritischen Uebersicht der neuesten Literatur in dem gesammten Gebiete der Staatswissenschaften, Jahrg. 1835, 2. Bd. S. 146—156, zum Anhaltspunkte nehmen, weil dieser Gegner allerdings als der gewichtigste unter denjenigen, welche dieses Werk beurtheilt haben, erscheint, und weil seine Kritik alle bisher dagegen gemachten Einwürfe am vollständigsten umfaßt.

Gegen den Grundsatz unseres Verfassers, daß der Staat nichts anderes, als eine aus der Natur des Menschen hervorgegangene, zur Erreichung des Menschheitszweckes bestimmte, und durch Vermehrung des Menschengeschlechtes im Großen ausgebildete Gemeinde von Familien sey; daß der Zweck dieser Familiengemeinde kein anderer seyn könne, als der Zweck einer jeden einzelnen Familie, eines jeden Mitgliedes derselben, eines jeden Menschen als vernünftigen Wesens, Wohlseyn im höheren Sinne, und daß folglich der Menschheitszweck auch Staatszweck sey, behauptet Pölitz, daß die Herrschaft des Rechtes unter der Bedingung des rechtlich gestalteten Zwanges Zweck des Staates, Beförderung der Wohlfahrt und Glückseligkeit dagegen eigene Sache der Staatsbürger sey, wobey der Staat nichts weiter zu thun habe, als die in den Einrichtungen des Staates liegenden Hemmnisse der Glückseligkeit zu beseitigen; die Glückseligkeit selbst aber sey kein Zwangsrecht, sondern nur eine Selbstpflicht.

Es hat nun aber auch unser Verfasser nirgends behauptet, daß irgend Jemand im Staate gegen seinen Willen zur Glückseligkeit gezwungen werden soll. Mit hoher Wärme für Recht und Wahrheit erhebt er sich vielmehr gegen die Glücklichmacher unserer Zeit, welche den Völkern ihre Glückseligkeit durch papierne Constitutionen aufdringen wollen. Unser Verfasser läugnet auch ferner nicht, daß die Herrschaft des Rechtes auf dem Erdboden allgemein verbreitet werden soll, denn auch im Geiste seines Prinzipes steht geschrieben:

»Trachtet zuerst nach dem Reiche der Gerechtigkeit, das Uebrige wird euch dazu gegeben werden.«

Er geht nur um einen Schritt weiter, und behauptet ferner im Geiste seines Prinzipes:

»Daß der Buchstabe tödte, wenn ihn nicht der Geist belebet.«

Daß folglich die weisesten Gesetze vereitelt werden, wenn nicht ein höheres ethisches Prinzip die Ausführung der Gesetze im Staate belebt.

Der Verfasser läugnet auch nicht, daß der Staat sich darauf zu beschränken habe, die in den Einrichtungen des Staates liegenden Hemmnisse der Glückseligkeit zu beseitigen; allein die Lösung der Frage, wie dieses zu bewirken sey, gelingt ihm besser, als es nach dem starren Rechtsprinzipe, das er mit eindringender Kraft bekämpft, möglich ist. Wenn die großen Massen des Volkes in Wildheit, Roheit und Unwissenheit aufwachsen, ohne die öffentlichen Schulen und Religionsanstalten zu besuchen; wenn es gestattet ist, Religion und Sittlichkeit zu verhöhnen, in sofern nur keine äußerliche Rechtsverletzung eintritt; wenn die Preßfrechheit ungescheut ihr Haupt erheben darf, um die Ruhe des Staates zu gefährden, die Religiosität und Sittlichkeit kommender Geschlechter zu vergiften, und die Ehre und das Glück ganzer Familien zu morden, in sofern nur eine nach staatsrechtlichen Formen gemodelte, wenn gleich selbst vom Parteygeiste beseelte Jury nichts Rechtswidriges darin findet: dann hat freylich nach dem starren Rechtsprinzipe der Staat kein Recht, sich weiter einzumengen. Allein nach dem höheren ethischen Prinzipe, dem unser Verfasser huldigt, ist es nicht bloß ein Recht, sondern auch eine Pflicht des Staates, für die Verbreitung der Religiosität, Sittlichkeit, Aufklärung und Bildung der Nation, für die Handhabung der öffentlichen Ruhe der Familien und für gemeinnützige Anstalten zu sorgen, den Gefahren der Preßfrechheit zuvorzukommen, und nöthigen Falls die Beseitigung dieser Hemmnisse der allgemeinen Wohlfahrt zu erzwingen, und in dieser Beziehung können wir wohl nicht umhin, der Theorie unseres Verfassers den Vorzug einzuräumen.

Der geheime Rath Pölitz wendet aber ferner ein, daß, so sehr er auch von der Vortrefflichkeit des Christenthums in religiöser und kirchlicher Hinsicht überzeugt sey, er sich doch gegen den Versuch erklären müsse, irgend ein neues philosophisches System mit dem Christenthume so amalgamiren zu wollen, daß dieses durch die Philosophie zugestutzte Christenthum zur Unterlage des gesammten Kreises der Staatswissenschaften benützt werden könne; wenn nun gleich das Werk unseres Verfassers weder auf Schelling, noch auf Hegel, noch auf das sogenannte historische Recht sich stütze, kein Amalgama des Christenthums mit irgend einem neu aufgetauchten philosophischen

Systeme versuche, wohl aber die Staatswissenschaft nur unmittelbar auf die heilige Schrift, und auf unzählige, aus derselben citirte Stellen begründen wolle: so habe er doch in der Weltgeschichte, so weit er sie kenne, noch keinen Staat gefunden, der bloß durch Religion und religiöse Prinzipe regiert worden, und regiert werden konnte, obgleich manche Staatsform ursprünglich auf religiöse Prinzipe gegründet war, wie z. B. der Zoroastrismus, der Mosaismus, der Islam. Unläugbar neigen sich nach seiner Ansicht die auf religiöse Prinzipe gegründeten Staaten zur Theokratie hin, wenn dieß nicht auch schon unmittelbar aus dem Prinzipe folgte; allein die theokratischen Staaten seyen in der Geschichte nur isolirte Erscheinungen, und bleiben bey den Fortschritten der bürgerlichen Gesellschaft nicht in ihrem ursprünglichen Charakter.

Daß sich das Werk unseres Verfassers die theokratische Form eben so wenig, als irgend eine andere Form zum Ideal eines wohl eingerichteten Staates vorgestellt habe, kann sich jedermann überzeugen, der den Geist desselben nur mit einiger Aufmerksamkeit studirt hat. Die Hauptaufgabe dieses Werkes ist ja eben dahin gerichtet, den Grundirrthum unseres Zeitalters zu bekämpfen, daß irgend eine Form des Staates dauerndes Wohlseyn begründe, und den Beweis zu führen, daß nur der Geist, welcher das Staatsleben durchdringt, diesen Zweck sicher zu erreichen vermöge (S. 501). Dem Beweise im Besonderen, daß die ethischen Prinzipien des Zoroastrismus, des Mosaismus, des Islams oder irgend einer anderen Religion, außer dem Christenthume, auf die Begründung dieses Zweckes durchaus nicht anwendbar seyen, dagegen der Geist des Christenthums diesem Zwecke vollkommen und allein entspreche, weil er die reinste Sittenlehre, das höchste Vernunftgesetz der Liebe, offenbart, hat der Verfasser das ganze vierte Buch seines Werkes gewidmet. Um nun aber die Anwendbarkeit des Geistes des Christenthums auf die Staatswissenschaft, die der Verfasser nach unserem Bedünken mit so siegreichen Gründen durchgeführt hat, zu bekämpfen, wäre es vor Allem nothwendig gewesen, den Gegenbeweis zu führen; diesen ist aber Pölitz schuldig geblieben, und wir meinen mit so manchen Stimmen unserer Zeit, die sich immer mehr und mehr verbreiten, daß die vermeintliche Weltverbesserung und Weltbeglückung den Theorien der vergangenen Zeit nicht recht habe glücken wollen, und schwerlich je gelingen werde, wenn sie nicht von der religiösen und moralischen Natur des Menschen ausgeht, und deßhalb verdanken wir es hauptsächlich dem Verfasser des vorliegenden Werkes, daß sein Bestreben dahin gerichtet war, das Christenthum nicht etwa nach äußeren,

vergänglichen Formen, sondern nach dem, was nicht alt und nicht jung, sondern ewig in ihm ist, als Grundlage der Wiederherstellung der Staatswissenschaft auf dem ethischen Standpunkte mit dem Feuer hinreißender Beredsamkeit darzustellen.

Mit dem eben gedachten Einwurfe verschwindet auch der weitere Einwurf, daß der Verfasser in sein Werk über die Staatswissenschaft manches aus der Anthropologie, Psychologie, Naturgeschichte und Ethik mitgetheilt — so interessant auch die Durchführung der einzelnen Abschnitte sey — aufgenommen habe, was der eigentlichen Staatswissenschaft fremd ist. Man darf bey der Beurtheilung dieses Werkes nicht übersehen, daß sich der Verfasser keineswegs die Aufgabe gestellt habe, das Gebiet der practischen Staatswissenschaft zu bearbeiten, sondern daß dessen Absicht offenbar dahin gerichtet war, ein in unserer Zeit ganz verwahrlostes theoretisches Prinzip — das ethische Prinzip — auf die Staatswissenschaft anzuwenden, und daß zu diesem Ende der innige Zusammenhang dieses Prinzips mit dem Wesen des Menschen, so wie mit der gesammten Weltordnung streng und ausführlich bewiesen werden mußte, um den Gegnern dieses Prinzips keine Blöße zu geben, welche so viele Staaten-Ideale darstellen, welchen es an jenen festen Grundlagen mangelt.

Der geheime Rath Pölitz hat ferner gezweifelt, ob es dem Verfasser, ungeachtet seines edlen Willens, gelingen werde, den intermittirenden politischen Puls des Zeitalters auf den fieberfreyen Normalzustand zurückzuführen; man müsse überhaupt die politischen Schriftsteller, welche neue Systeme versuchen, nach allen ihren Tönen in Moll und Dur, nach allen ihren Feuer- und Wasserstoffen, nach allen ihren Farbenmischungen, selbst in Rembrand'scher Manier sich austummeln lassen; unser Zeitalter steht übrigens an wahrer Bildung bereits zu hoch, als daß wir die Herrschaft einer neuen alexandrinischen Schule, den Sieg des politischen Mysticismus und Terrorismus, und das Verschwinden der einmal errungenen festen staatsrechtlichen Unterlage für den gesammten abgeschlossenen Kreis der Staatswissenschaften zu befürchten haben sollten.

Gegen diesen Zweifel läßt sich ohne prophetischen Geist nicht wohl etwas einwenden. Ob und wie viel Antheil dem edlen Verfasser des vorliegenden Werkes an der kommenden Entwicklung der Ansichten, Meinungen und Verhältnisse zufallen werde, kann erst die Zukunft enthüllen. — Höchstens könnten wir uns, wollten wir uns ja einen prophetischen Geist anmaßen, an Gamaliels Vorhersagung halten, daß das Menschliche von selbst zer-

fallen, was aber von Gott ist, Niemand zerstören werde. Halten wir uns indessen und vor der Hand an die Gegenwart, so können wir dieselbe keineswegs in einem so rosenfarbenen Lichte betrachten, wie sie der geheime Rath Pölitz noch im J. 1835 betrachtet hat, und wenn wir die seither eingetroffenen neuerlichen Ereignisse, besonders in Ländern, wo Farbenmischungen in Rembrand'scher Manier versucht worden sind, in das Auge fassen, so möchte uns beynahe der Muth dazu fehlen. Auf alle Fälle, man möge nun unsere Zeit in schwarzem oder rosenfarbenem Lichte betrachten, können wir einem Werke unseren Beyfall nicht versagen, von dem die Gegner desselben selbst eingestehen, daß der Verfasser eine sehr wohlwollende und menschenfreundliche Gesinnung, eine hohe Wärme für Recht und Wohlfahrt in der bürgerlichen Gesellschaft darlege, und sehr oft den practischen Staatsmann ankündige, der Welt und Menschen kennt. Wir müssen demselben zum Besten der Menschheit mehr Beyfall und Glück wünschen, als solchen politischen Schriftstellern, die mit ihren Tönen in Dur, mit ihren Feuerstoffen und mit ihren blutigen Farbenmischungen den intermittirenden Puls des Zeitalters immer auf mehrere kritische Schläge steigern, anstatt uns jene sänftigenden und beruhigenden Mittel zu reichen, die zur Sicherstellung der errungenen staatsrechtlichen Unterlagen dienen.

Wir übergehen andere, mehr in das Kleinliche fallende Einwürfe, z. B. daß der Verfasser aus seiner Orthographie das y verbannt habe, welche (literarische) Sünde nur die wahre Liebe bedecken könne, daß er eine besondere Vorliebe für die, übrigens von mehr hochgeachteten Schriftstellern seit Pythagoras geltend gemachte Siebenzahl in seinen Grundeintheilungen hege (wobey jedoch keine einzige schiefe Anwendung nachgewiesen wird) u. dgl. mehr, und finden selbst bey der Kritik dieses am entschiedensten gegen das Werk unseres Verfassers aufgetretenen Gegners eine hinreichende Anerkennung seines inneren Werthes, indem Pölitz selbst nicht umhin kann, zu bemerken, daß als Ergebniß der Lectüre desselben sich zuvörderst die reine, edle Gesinnung des Verfassers herausstelle, und daß deßhalb dasselbe vielfach werde nützen können.

Wie sich endlich die Wahrheit auch in der Wissenschaft selbst die Bahn breche, beweist der Umstand, daß der geheime Rath Pölitz in der Folge selbst, wahrscheinlich nach einem gründlicheren Studium des Werkes unseres Verfassers, eines Besseren belehrt, zu der Schule des Verfassers übergetreten ist, wie man sich aus den nachfolgenden Aufsätzen im ersten Bande des Jahrgangs 1837 seiner Jahrbücher der Geschichte und Politik (S. 95

und 471) und in dem ersten Bande des Jahrgangs 1838 (S. 154 — 166) überzeugen kann.

Wir unterschreiben daher auch unserer Seits sehr gerne das Urtheil, welches unsere allgemein geschätzte Zeitschrift für österr. Rechtsgelehrsamkeit im Notizenblatte des Monats Junius 1838 S. 199 gefällt hat, daß es nämlich für die Staatswissenschaft von größtem Vortheile sey, wenn höher gestellte Staatsmänner sie mit den Resultaten ihrer Erfahrung bereichern, und uns die Grundsätze mittheilen, von denen sie in ihrer eigenen Thätigkeit geleitet worden sind; daß edlere Ansichten und bessere Grundsätze sich kaum irgendwo auffinden lassen, als diejenigen sind, welche der Verfasser des mehrgedachten Werkes entwickelt, und daß es sehnlichst zu wünschen wäre, daß sie aus dem Buche überall in das Leben träten, diese Charte eine Wahrheit, und die Menschen für dieselbe auch empfänglich würden.

Wenn wir bis jetzt mit der kritischen Beurtheilung dieses originellen vaterländischen Werkes in unseren Blättern gezögert haben, so ist wohl keineswegs ein Verkennen des hohen Interesse, welches dasselbe einflößt, daran schuld. Es handelt sich hier nicht um ein ephemeres politisches Pamphlet, wie solche in unserer Zeit zu Tausenden auftauchen, sondern um eines jener Werke, die eben weil sie Grundwahrheiten enthalten, die den Leidenschaften und Vorurtheilen der Mitwelt muthig entgegen treten, sich erst im Laufe einer längeren Zeit selbst die Bahn brechen, und von der besonneneren Zukunft den wohlverdienten bleibenden Beyfall erringen müssen. **Monumenta aere perenniora.**

Nachdem sich nun der Verfasser selbst erst vor kurzer Zeit bey der Herausgabe seines neuerlichen Werkes über den Geist der österreichischen Gesetzgebung zur Aufmunterung der Erfindungen im Fache der Industrie als Autor des vorliegenden Werkes bekannt hat — es ist nämlich der k. k. wirkliche Hofrath der k. k. allgemeinen Hofkammer, Anton Edler von Krauß, Mitglied mehrerer gelehrten und ökonomischen Gesellschaften ꝛc. — so glaubten wir nicht länger säumen zu dürfen, dasselbe zu besprechen, und nach seinem vollen Inhalte und inneren Werthe zu würdigen, und der Aufmerksamkeit unserer Leser zu empfehlen.

Ernest Niebauer,
Hofsekretär der k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzley.

Art. VI. Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret, von Hammer-Purgstall. Fünfter Band. Leipzig u. Darmstadt 1838. Druck und Verlag von C. W. Leske. 8.

(Siehe diese Jahrbücher Bd. LXXXI. LXXXII u. LXXXV.)

XXXVI. Das Heldengeschlecht der Seldschuken liefert für den Gemäldesaal sechs ausgezeichnete Männer, und Toghrul, der Gründer der Herrschaft, nimmt natürlich den ersten Platz ein. Fortgesetzte Studien, namentlich der Perser Mirchuand und Hamdallah Mestufi, Verfassers des Güside, ferner Binaketi und Lari, und der Türken Neschri, Dschenabi und Munedschimbaschi, haben dem Hrn. Verf. zu einigen Ergebnissen verholfen, die von denen in seiner Geschichte des osmanischen Reichs mitgetheilten in etwas abweichen. Er rechnet das Volk der Seldschuken nicht mehr zu den Türken, sondern zu den Turkmanen, und erklärt den letzten Namen nicht mehr mit Neschri als entstanden aus Türk und Iman (Glauben), d. i. zum Islam bekehrte Türken, im Gegensatz zu den unbekehrten; sondern als abgekürzt aus Turkmanend, d. i. an Türken Mahnende, ihnen ähnliche, oder uneigentliche Türken. Diesen Ansichten gemäß sind nun Oghusen, Ghusen, Usen, Turkmanen, Kumanen, Polowzer ein und dasselbe vielnamige Volk, welches sich in seiner eigenen Sprache Kunen nennt, und der Unterschied zwischen Türken und Turkmanen besteht nach den angeführten persischen und türkischen Quellen darin, daß diese als Gränzwächter im Dienste des chinesischen Kaisers gestanden, nach Westen — bis Ungern — auswanderten, und eine Sprache mitnahmen, die durch den Einfluß des Chinesischen geregelter geworden, als die eigentlich türkische, die uighurische oder tschagataische Mundart sich rühmen kann. Da weiter nicht angegeben ist, warum die Turkmanen diesen Namen erhalten, so scheint die von Herbelot angeführte Nachricht auf hinreichendem Grunde zu fußen: sie wären, als sie auf ihren Wanderungen nach Persien gekommen, von den Eingebornen des Landes wegen ihrer Aehnlichkeit mit den benachbarten Türken: Turkmanen, d. i. den Türken Aehnliche, genannt worden

Die Genealogie der Familie Seldschuk hat sich hier einer Verbesserung zu erfreuen, indem Ibrahim Inal nach dem Güside und nach Mirchuand als der Bruder der Mutter Toghrul's aufgeführt wird, und nicht mehr als Toghrul's Bruder, wie andere Berichterstatter, auf Abulfeda gestützt, gethan, und wie es auch hier einmal S 16 aus Versehen geschehen. Bey mehr als einer Gelegenheit wird herausgehoben, daß der jüngere Bruder Daud Tschakar in schwierigen Fällen weise und klug

vermittelt, und in der Familie Einheit und Stärke erhalten. Die Thaten beyder Brüder geben Veranlassung von Chorasan's, d. i. des Ostlandes, Städten Merw (mit dessen Eroberung die unabhängige Herrschaft Toghrul's beginnt, indem von dieser Zeit an das Kanzelgebet auf seinen Namen verrichtet wurde) und Nischabur, der Hauptstadt des westlichen Landes, wo er seine Residenz aufschlug, ausführlicher zu handeln. Auch die Geschichte des Krieges mit dem Kaiser von Konstantinopel ist durch Vergleichung beyderseitiger Quellen ergänzt und ausführlicher erzählt. Der Sieg der Seldschuken i. J. 1049 und die Gefangennehmung des griechischen Feldherrn Liparites war der Glanzpunkt von Toghrul's byzantinischem Triumphe. Als er den Gefangenen großmüthig frey gab, wollte sich der Kaiser an großmüthigem Sinne nicht übertreffen lassen, und räumte aus Dank für die Freylassung den Moslimen zu Konstantinopel in der Hauptstadt selbst eine Moschee auf derselben Stätte ein, wo nach der örtlichen Sage Mesleme, unter welchem die Araber Konstantinopel belagert, gebetet hatte. Als aber Toghrul's Botschafter, nicht zufrieden mit der eingeräumten Moschee, in seines Herrn Namen forderte, daß sich der Kaiser dem Sultan der Seldschuken steuerpflichtig erkläre, kehrte er mit abschlägiger Antwort zurück, und ein bedeutungsloser Krieg begann. Bey der Gelegenheit, als der Chalife dem Sultan Toghrul zwey Kronen nach einander auf den Kopf setzte, die eine die Herrschaft über Arabien, die andere die über Persien bezeichnend, wird bemerkt: »Von dieser feyerlichen Krönung lebte der doppelte Kopfbund, welcher dem Sultan der Osmanen bey feyerlichen Aufzügen, als das Symbol des Herrschers des Ostens und Westens, nachgetragen ward, bis auf unsere Zeiten fort.« Es wird S. 31 gesagt, der jüngere Bruder Daud Tschakar sey siebzigjährig in Chorasan gestorben (i. J. 1059), und Toghrul i. J. 1063 ebenfalls siebzigjährig; es scheint demnach, daß jener seine Lebenstage nicht könne so hoch gebracht haben, als angegeben worden.

XXXVII. Alparslan erscheint als dritter Sultan des Hauses Seldschuk, während ihn die bisherigen europäischen Geschichtschreiber unmittelbar auf Toghrul folgen lassen. Toghrul hatte aber dem Bruder Alparslan's, Suleiman, die Herrschaft übertragen, die dieser auch durch ein Jahr genoß, bis alle Emire und Großen sich zu Alparslan wandten. Diese Thronrevolution mag den Letzteren auch bestimmt haben, schon im zweyten Jahre seiner Regierung seinen Sohn Melekschah und später zu wiederholten Malen zum Nachfolger im Reiche zu ernennen. Für die angenehme Nachricht, daß der Scherif von Mekka, Mohammed Ben Haschim, das Kanzelgebet für

den fatimitischen Chalifen aufgegeben, und an die Stelle des Namens desselben, den Alparslan's gesetzt, sandte ihm der Sultan herrliche Ehrenkleider und ein jährliches Geschenk von zehntausend Dukaten, das erste Beyspiel der Surre, d. i. der jährlichen Geldsendung nach Mekka, welches in der Folge von den osmanischen Sultanen nachgeahmt, sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.« Eine ausführlichere Erwähnung ist dem Kriege gegen die Griechen, den die Türken veranlaßten, indem sie von Haleb bis Antiochien streiften, und das Land verwüsteten, zu Theil geworden, und dabey das Geographische in den Zügen des Kaisers Romanus Diogenes, der durch mehrere Jahre selbst an der Spitze des griechischen Heeres focht, ins Auge gefaßt worden. Die besten Truppen desselben waren Usen, in der Moldau geworben, wohin sie von Kiptschak aus eingewandert waren, welche am Tage der Gefahr aus den Reihen der Griechen zu ihren Stammverwandten, den Seldschuken, übergingen. Auch andere Söldner, Franken, waren ehrvergessen davon gegangen, und durchstreiften Mesopotamien als Räuber, so daß in dem zahlreichen griechischen Heere Feigheit und Verrath sich ungescheut zeigten. Alparslan dagegen, würdig den ersten Helden des Islams gleichgestellt zu werden, und auch sonst durch die Strenge seiner Kriegszucht berühmt, wußte einen ganz andern Geist in seinem kleinen Heere zu wecken. S. 45: »Nachdem er mit Allen das Gebet verrichtet, warf er sich zur Erde, und streute sich eine Handvoll Staub ins Gesicht, sich vor dem Herrn der Heerschaaren zu demüthigen; dann zu Fuß den Zügel seines Pferdes fassend, sprach er zum Heere: Wer von Euch gehen will, ist frey. Ihr habt keinen Befehlshaber mehr; ich bin, wie Ihr, nur ein gemeiner Reiter. Dann warf er seine hohe Mütze, seinen Bogen und Köcher, Speer und Dolch weg, behielt nur Säbel und Keule, schlug ein weißes Tuch über die Schulter, und sagte: Fall ich als Martyr, sey dieß mein Leichentuch. Das ganze Heer warf die Waffen weg bis auf Säbel und Keule, und stürmte mit dem Schlachtgebete: Gott ist groß! auf die Griechen ein.« So wurde die Schlacht von Achlath geschlagen, in welcher der griechische Kaiser selbst gefangen wurde. Diese Begebenheiten liefern auch Stoff, mancherley Nachrichten zu widerlegen, als habe z. B. der Besiegte dem Sieger beym Besteigen des Pferdes zum Schemel dienen müssen, oder im Griechenheere seyen zehntausend Minirer und zehntausend Naphtafeuerwerker gewesen, oder der Friede sey durch die Vermählung der Tochter des Kaisers mit Arslan, dem Sohne des Sultans, besiegelt worden. Nach diesem Siege erhielt Alparslan auch

eine Botschaft von dem chinesischen Kaiser, die mit Freundschaftsversicherungen entlassen wurde.

XXXVIII. Die Geschichte Melekschah's, des vierten Sultans der Seldschuken in Persien, ist zugleich mit der seines großen Wesirs Nisamolmülk gegeben, da in der That beyde zu eng mit einander verflochten sind, als daß eine Theilung möglich wäre. Der Name Melekschah, gegen andere, abweichende Lesarten vertheidigt, wird als Engel-König erklärt, indem der junge Fürst an körperlicher Schönheit einem Engel geglichen. Von Nisamolmülk, dem vielleicht größten aller Wesire, von denen die morgenländische Geschichte Kunde überliefert, und von dem tragischen Ende von vier seiner Söhne, war schon in der Lebensbeschreibung Alparslan's, dem er wahrscheinlich zum Throne verholfen, und dessen Wesir er immer geblieben, beyläufig die Rede; bey Melekschah, unter dem er die Geschäfte durch zwanzig Jahre leitete und glänzte, sind seine Thaten, in denen sich gern Milde, Schonung und Toleranz abspiegeln, ausführlich erzählt; auch seine Jugendfreundschaft mit dem Dichter Omar Chajam, der sich durch seine freygeisterischen Vierzeilen, in denen er mystischer und positiver Lehren spottet, bleibenden Ruhm erworben, und mit Hasan Ssabbah, der von ihm zu Ehrenstellen gehoben, voll unbefriedigten Ehrgeizes sein Todfeind und der berüchtigte Stifter der Assassinen geworden. Durch Klugheit wußte es Nisamolmülk dahin zu bringen, daß er von seinem Sultan die unumschränkteste Vollmacht erhielt mit dem Titel Atabeg, d. i. Obersthofmeister, eine Benennung, welche vordem im Islam nicht üblich gewesen, und welche in der Folge der Name mehrerer Dynastien; ja wenn wir seinen eigenen Worten glauben dürfen, ehrte ihn der Chalife zur Zeit der Vermählung Sultan Melekschahs mit einer der Frauen des letzteren auf beyspiellose Weise, indem er für alle Gesetzesgelehrten Ehrenkleider sandte, der Saum des für Nisamolmülk bestimmten aber mit Titeln gestickt war, nämlich: der Wesir, der Gelehrte, der Gerechte, Nisamolmülk, der Fürst der Gläubigen. Diese letzte Benennung: Emir al Mumenin, muß um so auffallender erscheinen, weil einige Schriftsteller sie nur dem Sultan Malekschah vom Chalifen zugestanden werden lassen, andere sie selbst bey diesem als zu hohe Gunst bezweifeln. Bekannt sind die großartigen Stiftungen Nisamolmülks für Kunst, Wissenschaft und Andacht, so wie es auch bekannt ist, daß, da durch Vernachläßigung der astronomischen Tafeln und Berechnungen das Newrus, d. i. der Anfang des alten persischen Jahres, vom Zeichen des Widders bis in das der Fische gerückt war, derselbe nun wieder auf die Frühlings-Tag- und Nacht-

gleiche zurückgeführt, und die neue Aera die Dschelalische nach dem Ehrentitel Melekschah's Dschelaleddewlet (d. i. Erhabenheit des Hofes und der Religion) genannt wurde. Das Mährchen von Melekschah's griechischer Gefangenschaft wird bündig widerlegt. Die verhängnißvollen Kriege in Syrien und Kleinasien, welche die Macht der Seldschuken bedeutend vergrößerten, werden nur kurz behandelt, und daben bemerkt, daß Daud (David) und Kilidsch Arslan nicht zwey Brüder sind, sondern eine und dieselbe Person, der Sohn Suleiman's, des ersten Herrschers der Seldschuken in Rum, so wie im Gegentheil Melekschah's Bruder Tutusch oder Tetesch deutlich von einem andern in Chorasan befindlichen Bruder Tukusch oder Tekesch müsse unterschieden werden. Ueberhaupt bedarf die Genealogie der Familie Seldschuk noch manche Aufklärung zu einer gründlichen Bearbeitung. Man meint, bey der Regierung des Vaters auch seine Brüder und Söhne kennen gelernt zu haben, und bey der Regierung des Sohnes treten neue Namen als Oheime und Brüder auf, an denen es oft ungewiß bleibt, ob sie wirklich nichts anders sind, als neue Namen schon bekannter Personen, oder etwa mütterliche Oheime oder entferntere Verwandte, die aus Irrthum oder aus andern Ursachen in so nahe Verwandtschaft zum Herrscher gestellt worden. Auffallend ist noch, daß Melekschah's Feldherr Pürsak S. 78 von Manßur, dem Sohne Suleiman's, geschlagen und getödtet wird, und daß auf der folgenden Seite Pursak, der Feldherr Melekschah's, Nicäa belagert. Die Theilung des weitläufigen Reiches in Statthalterschaften, welche Melekschah vorgenommen, verdient hervorgehoben zu werden, weil aus den letzteren unabhängige Reiche entstanden. S. 80: »Aus diesen zwölf Statthalterschaften sind die vier Dynastien der Seldschuken in Rum, Kerman und Syrien (die letzte theilte sich in die von Haleb und Damaskus); dann die vier Dynastien der Atabeken in Irak, Aserbeidschan, Fars und Loristan; endlich die der Beni Ortok zu Miafarakain, der Beni Hewar zu Mardin, der Beni Osalih zu Haleb, und die mächtigste von allen, die der Chuaresmschahe in Chuaresm hervorgegangen. »Die Macht der Astrologie zeigte sich in des Sultans Familie auf eine merkwürdige Art. Als er in der Nähe der Stadt Sindschar verweilte, wurde ihm die Kunde gebracht (S. 67), »daß eine seiner Sclavinnen der Geburt nahe, zugleich aber die Erklärung der Astrologen vorgetragen, daß der heutige Tag unglücklich, der morgige hingegen ein glücklicher wäre. Um sich des günstigen Horoskopes zu versichern, befahl Melekschah, die kreißende Sclavin bey den Füßen aufzuhängen, und am folgenden Tage erblickte in der von-

den Astrologen als glücklichsten erklärten Stunde ein Knabe das Licht der Welt, die er eines Tages beherrschen sollte; er wurde nach dem Namen der Stadt Sindschar beygenannt; sein moslimischer Name war Ahmed.«

XXXIX. Die Biographie Berkjarok's, des sechsten Sultans der persischen Seldschuken, gibt mehr als sie verspricht, denn sie gibt auch die fünf und zwanzigmonatliche Regierung des Vorgängers und Bruders Mahmud, und die nachfolgende zwölfjährige des Bruders Mohammed. Das Leben Berkjarok's zeichnet sich aus durch die Mannigfaltigkeit bekämpfter Hindernisse und erduldeter Bedrängnisse, durch den seltenen Wechsel immer neuer Mißgeschicke, welche besiegt, wie die Köpfe der Hydra, immer wieder frisch emporwuchsen, und die er mit unüberwindlicher Geduld und Sanftmuth, mit einem über alle Unbill erhabenen Gleichmuth, und zuweilen mit großer Verstellungskunst ertrug; dabey ist der Uebergang vom größten Mangel und Elend zum höchsten Ueberfluß und Wohlleben eben so schnell als häufig, und Todesgefahren zeigen sich, denen er nur durch Wunder entgeht. Mit Vorliebe ist die wachsende Macht der Assassinen hervorgehoben, welche Berkjarok, der selbst durch ihren Dolch verwundet worden, mit gerechtem Hasse verfolgte, indem er alle ihre Verbrüderten, deren er habhaft werden konnte, dem Richtschwerte überlieferte; leider war aber gerade die Zeit der steten Bürgerkriege, welche ihnen erlaubte, in dem Herzen von Persien, in den Gebirgsschlössern von Fars, Irak, Kumis und Kuhistan sich festzusetzen, ihrer Ausbreitung nur allzu günstig, und einer ihrer Führer, Pir Ahmed Attasch, Herr des Schlosses Schahdürr in der Nähe von Ißfahan, zählte nicht weniger als dreyßigtausend Anhänger, und konnte es wagen, das Leben des Sultans Mohammed meuchlerisch zu bedrohen, weil dessen Wesir selbst mit ihm einverstanden. Den bestrittenen Feldzug Mohammeds nach Indien erklärt der Hr. Verf. als einen der zwey, die zwar nicht von ihm, sondern von seinem Bruder Sindschar, dem Herrn von Chorasan und der östlichen Gränzländer, aber unter dem Großsultan Mohammed (i. J. 1114. 1115) unternommen worden.

XL. Sindschar ist der neunte, nicht der achte Sultan der Seldschuken in Persien, wenn Mahmud II. mitgerechnet wird, der seinem Vater Mohammed anfangs ruhig folgte, bis der Oheim Sindschar ihn bekriegte, und zu dem Frieden zwang, in welchem festgesetzt wurde, daß Sindschar für jetzt als der einzige Sultan im Reiche, nach seinem Tode aber Mahmud, der hier zu wiederholten Malen auch Mohammed genannt wird, als Thronfolger anzuerkennen sey. Ueber die Bürger-

kriege um die Sultanswürde zwischen David, dem Sohne, und Mesud und Seldschuk, den Brüdern Mahmud's II, nach des Letzteren Tode, und über die zeitweilige Einsprache Sindschar's beobachtet der Hr. Verf. gänzliches Schweigen, und bemerkt bloß S. 113, daß Sindschar einige Zeit nach der durch die Karachataien erlittenen Niederlage sich nach Irak begeben, »wo nach des Neffen schon vor funfzehn Jahren erfolgtem Tode demselben erst dessen Sohn David, dann nach Jahresfrist Mesud, der jüngere Sohn Mohammed's, des Bruders Sindschar's, hierauf dessen Bruder Toghrul, und nach ihm wieder Mesud gefolgt war. Mesud beeilte sich, dem Oheim huldigend entgegen zu kommen.« Desto klarer sind die Feldzüge nach Indien, wohin er nicht, wie einige wollen, als Schwieger- oder Großvater, sondern als mütterlicher Oheim gegangen, und die Veranlassung zum Kriege gegen die Karachataien aus einander gesetzt. S. 112: »Im Lande zwischen dem Dschihun und Sihun weideten damals Horden der benachbarten Karachataien, d. i. Bewohner der kleinen Bucharey. Die Emire Sindschar's verleiteten ihn zu dem Beschlusse, diese Nomaden aus dem Lande zu vertreiben; sie boten fünftausend Pferde, fünftausend Kameele, funfzigtausend Schafe, wenn man ihnen fürderen Aufenthalt gewähre. Die Emire wollten nichts davon hören. Da wandten sich die Karachataien an Gurchan, den großen Sultan Turkistan's, mit der Bitte, ihnen Hülfe zu leisten wider den Padischah Chorasan's, welcher alt und blöde geworden (Sindschar war damals sechs und funfzig Jahre alt), und die Regierung den Händen von Knaben und Sclaven überlasse.« Es ist bekannt, daß er in entscheidender Schlacht gänzlich geschlagen worden (i. J. 1141), und daß er nichts desto weniger eben so unüberlegt in den Krieg gegen die Ghusen oder Turkmanen von Balch sich stürzte, die nicht nur sein Heer vernichteten (i. J. 1153), sondern ihn selbst gefangen nahmen. Anfangs gut behandelt, später verspottet, und des Tags über auf den Thron gesetzt, und während der Nacht in eisernen Käfig eingesperrt, findet der Hr. Verf. in dieser Nachricht den Ursprung der hernach in die Regierung Timur's übertragenen Sage vom eisernen Käfig. Mit diesem Unglück endet auch die politische Bedeutung Sindschar's, der in siebzehn Schlachten Sieger, und in zweyen besiegt, seit des Vaters Melekschah's »Reichstheilung, dann zwölf Jahre gleichzeitig mit Berkjarok, zwölf Jahre gleichzeitig mit Mohammed, und an vier und vierzig Jahre als oberster Sultan, in Allem also sechs und sechzig Jahre, die längste Zeit geherrscht, durch welche ein Sultan der Seldschuken auf dem Throne gesessen, und der nach des Geschichtschreibers Mirchuand's Worten: zwar das

Detail der Regierungsgeschäfte vernachläßigte, aber wie das Schicksal selbst erschien, so oft es die Entscheidung großer Dinge galt, wie Heere rüsten, Schlachten liefern, Feinde erniedrigen, fromme Männer bestärken, Gelehrte ehrenvoll auszeichnen und der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen.

Bey Aufzählung der Wesire, die unter Sindschar gedient, scheint sich einiges Versehen eingeschlichen zu haben. Sie werden S. 107 genannt: 1) Ssadreddin Mohammed, der Sohn Fachrolmülk's und Enkel Nisamolmülk's; 2) Abderresak, der Neffe Nisamolmülk's; 3) der Schereseddin Alkami; 4) »ihm folgte der Wesir Taghanbeg Mohammed Ben Suleiman;« 5) »nach dem Tode Schereseddin Alkami's folgte ihm der Emir Kumadsch in der Wesirschaft.« Hier sind also fünf Wesire aufgeführt, und doch heißt es S. 114: »Wir holen hier die andern vier Wesire Sindschar's nach, welche nach den vier obigen, in die Bekanntschaft der Leser eingeführt, gefolgt. Dabey werden die Namen der Ersten wiederholt, doch so, daß der Name des fünften, des Emirs Kumadsch, ausbleibt, dafür aber als allererster Wesir Fachrolmülk selbst, der Sohn Nisamolmülk's, erscheint; von den letzten vier, die man erwartet, werden hingegen bloß zwey genannt. Moineddin und sein Nachfolger Naßireddin Mohammed Mosaffer. Da Sindschar in vielfältigen, bald freundlichen, bald feindlichen Verhältnissen mit dem Schah von Chuaresm gestanden, so wird davon Veranlassung genommen, »auch die beyden ersten Fürsten dieser Dynastie, den Gründer derselben, Kutbeddin Mohammed, und seinen Sohn Jstif, welcher das, während der ein und dreyßig Jahre der väterlichen Regierung gegründete Reich binnen der neun und zwanzig Jahre der seinigen kräftigte, und die Geschichte ihrer Verhältnisse mit den Sultanen der Seldschuken näher kennen zu lernen.« In den wechselseitigen Beziehungen Sindschar's und Jstif spielen Dichter eine bedeutende Rolle, und es wird nicht vernachläßigt, von ihnen das Nothwendige beyzubringen, wobey sich als Resultat ergibt, daß Sindschar seinen Ruhm nicht nur seinen glücklichen Schlachten, sondern vorzüglich dem Schutze verdankt, den er den Dichtern angedeihen ließ, und daß es eine schöne Zeit des Flors persischer Poesie gewesen, in welcher »die Fürsten aller gleichzeitigen Dynastien in dem Schutze der Dichter wetteiferten, und die Sultane Ghasna's, die Seldschuken Chorasan's, die Schahe von Chuaresm und Schirwan ihre Dichterkönige hatten.«

XLI. Ridhwan, Sohn des Tetesch, Neffe Melekschahs und Vetter Berkjarok's und Sindschar's, Fürst der Seldschuken in Haleb, ist den Europäern aus der Geschichte der Kreuzzüge

als Rodvan schon bekannt (sein Name wird hier in Ridhwan, gleichlautend mit dem des Hüters des Paradieses berichtigt); allein sein Charakter hat auch in der neuen Behandlung nicht gewonnen; denn er erscheint auch hier als ein zwar thatkräftiger, unermüdeter, aber auch lasterhafter und verbrecherischer Herr, der sich durch Brudermord und innige Verbindung mit den Assassinen gebrandmarkt. Nach des Verfassers Niederlage und Tod flüchtete er mit seinen Brüdern zu dem vom Vater gesetzten Statthalter Halebs, den er, um die Gewalt in seine Hand zu bekommen, und weil er sich nur als Gast behandelt sah, bald tödtete. Um die verwickelten Begebenheiten seiner neunzehnjährigen Regierung besser zu überschauen, hat der Hr. Verf. eine geographische Uebersicht der ein und zwanzig Fürstenthümer gegeben, in welche damals, zur Zeit des ersten Kreuzzuges, Syrien getheilt war; die Begebenheiten selbst können als bekannt vorausgesetzt werden, jedoch manche geographische Merkwürdigkeit wird bey den Oertern, von denen die Geschichte handelt, und da und dort irgend eine kleine Berichtigung zu Wilken's trefflicher Geschichte der Kreuzzüge angebracht.

XLII. Taghtigin, der Atabege, d. i. Obersthofmeister der Seldschuken von Damaskus, riß nach dem Tode Dekak's, des Bruders von Ridhwan, die Regierung an sich, behauptete sie rühmlich durch vier und zwanzig Jahre, und er und seine Söhne waren die eigentlichen Herrscher, während man von einer Dynastie der Seldschuken in Damaskus uneigentlich zu sprechen fortfuhr. Abendländische Quellen erzählen, der Ritter Gervasius, Herr von Tiberias, sey von damaszenischen Türken gefangen, und unter harten Mißhandlungen getödtet worden; einer der Emire habe die Kopfhaut des christlichen Ritters mit seinen langen, schönen weißen Haaren als Fahne an seine Lanze gebunden, um damit in dem Treffen den Schmerz der Christen zu erneuern; aber die morgenländischen Quellen berichten, daß Taghtigin seinen Gefangenen an Sultan Mohammed, den Nachfolger Melekschah's, auf dem Throne der Seldschuken eingesandt. Wenn dieselben auf diese Weise den Taghtigin von einer Grausamkeit freysprechen, so berichten sie doch auch, er habe den Neffen Balduin's, der gefangen, zum Islam sich nicht bekennen wollte, mit eigener Hand geköpft. Die reiche arabische Bibliothek zu Tripolis, welche auf den fanatischen Vorschlag eines christlichen Priesters, der, in den Saal der Korane geführt, nichts als Korane gefunden, verbrannt worden, weil sie nur lauter Lügenschriften enthalten, setzt der Hr. Verf. bescheiden von drey Millionen Bänden auf dreymalhunderttausend herab. Da Taghtigin zu den entschlossensten und kräftigsten Gegnern der Kreuzfahrer

gehörte, der den Seinigen vorstellte, daß sie für Weiber und Kinder, für Freyheit und Vaterland, für die Ehre des Islams gegen fremde Räuber kämpften, so hat er schon dafür gesorgt, daß sein Name, wenn gleich in Dalduinus »verwohllautet,« und seine Thaten von christlichen Chroniken sorgsam verzeichnet, zur Kenntniß der Europäer gelangten. Mehrere Ränke Ridhwan's, gegen Taghtigin gesponnen, finden erst hier ihre Darstellung, und doch zeigte sich der Letzte ehrenwerth gegen des Ersteren Sohn, der nach dem Tode des Vaters um Einsetzung auf den ererbten Thron flehte. S. 162 findet sich eine interessante Nachricht über den Ursprung der Mewaali, Bewohner der syrischen Wüste bis an den Euphrat.

XLIII. Amadeddin, der Atabeg von Mossul, verdankt seinen Beynamen Sengi, den die Chronikenschreiber bedeutungsvoll in Sanguin oder Sanguineus veränderten, vermuthlich seiner schwarzbraunen Gesichtsfarbe, und diese seiner Geburt aus einer sanguebarischen Sclavin. Auch dieses ausgezeichneten Helden Thaten sind uns Abendländern durch frühere Darsteller bekannt, jedoch wird auch hier jede Gelegenheit benützt, übersehene Körnchen historischer Wahrheit aufzulesen und nachzutragen, z. B. daß sich Sengi i. J. 1143 durch einen Vertrag mit dem Sultan Mesud dahin verglichen, daß er hunderttausend Goldstücke zahlen, und Roha (Edessa) den Händen der Franken entreißen wolle. Eben so aufmerksam verzeichnet der Hr. Verf. das Neue und die Verbesserungen, die er zu seiner Geschichte der Assassinen aufgefunden. Die Stelle S. 185: Nach dem Tode Sultan Mahmud's stritten sich drey Söhne desselben, Daud, Mesud und Seldschuk, um den Thron des persischen Irak's,« muß durch eine frühere S. 113 berichtigt werden, wo Daud ganz richtig der Sohn, allein Mesud und Toghrul (an dessen Statt es wohl Seldschuk heißen soll) die Brüder Mahmud's genannt werden. Für Sengi's Sinn, nicht bloß zu verheeren und zu zerstören, sondern auch zu gründen und zu pflanzen, spricht, nebst vielem Andern, auch die Erbauung der nach seinem Namen Amadeddin genannten Stadt Amadia (1142), die genauer beschrieben wird, und noch heut zu Tage besteht.

XLIV. Die Geschichte von Amadeddin Sengi's großem Sohne Nureddin, Atabegen von Damaskus, verdient schon deßwegen eine genauere Betrachtung, weil hier mancherley erzählt wird, was anderwärts fehlt, und auch wieder manches fehlt, was anderwärts aufgezeichnet worden. So wird der mühselige Heerzug König Balduin's III. gegen Basra, der durch Nureddin's rasches Erscheinen verunglückte, beym J. 1147 übergangen, jedoch erzählt, daß Nureddin in eben diesem Jahre der

Kreuzfahrer Schlösser Maamula, Jaafrut und Kefrlat gewonnen, und daß im folgenden, ungeachtet die Christen von drey Königen, dem deutschen Konrad, dem französischen siebenten Ludwig und dem von Jerusalem geführt, die Belagerung von Damaskus schimpflicher Weise aufgeben mußten, der damalige feige Atabeg dieser Stadt ihnen doch dafür, seinem Versprechen gemäß, die Stadt Bunias (Cäsarea Philippi) überlieferte. So wird nicht erwähnt, daß König Balduin das Schloß Harim, welches Nureddin i. J. 1149 den Christen entrissen, i. J. 1158 wieder gewonnen, und daß er in demselben Jahre bey der hölzernen Brücke am See Tiberias in glänzender Schlacht den gefürchteten Nureddin überwunden; dagegen wird berichtet, daß bey dem Ueberfalle unter dem Schlosse der Kurden in der tiefen Waldgegend Bokaia i. J. 1163 »nur ein Drittel des Heeres Nureddin's sich durch die Flucht rettete, die andern zwey Drittel wurden getödtet oder gefangen. Nureddin war nach Himß geeilt, das nur vier Parasangen vom Schlachtfelde entfernt, um den erlittenen Verlust zu ersetzen. Den Söhnen und Brüdern der Gefallenen verlieh er lebenslänglichen Unterhalt, und ersetzte allen, was sie an Waffen, Zelten und Pferden verloren.« So möchte es S. 222 den Anschein gewinnen als ob der glänzende Sieg Nureddin's bey der Burg Harim und deren zweyte Eroberung i. J. 1164 (welche S. 226. 227 noch einmal erzählt wird), und die Auswechselung der Gefangenen, welche durch die Heerfahrt des griechischen Kaisers Manuel i. J. 1159 veranlaßt wurde, gleichzeitig seyen; dagegen werden die Bedingungen dieser Auswechselungen genauer als sonstwo angeführt, nämlich: »Nureddin bewilligte die Freylassung von sechstausend Gefangenen gegen die von zweytausend moslimischen und sechsmalhunderttausend Goldstücken, die er dann zum Bau von Schulen und Klöstern zu Damaskus, Hama, Haleb verwendete.« Daß Nureddin dem letzten Fürsten der Dynastie Dänischmende, Sul Nun, gegen den Sultan von Iconium zu Hülfe eilte, und ihm die entrissenen Städte Sebaste und Cäsarea zurückeroberte, gibt Veranlassung über den Ursprung dieser Familie von Mohammed, dem Sohne Danischmend's, d. i. des Wissensbegabten, über ihre Glieder und ihre Herrschaft zu sprechen. Die Begebenheiten in Aegypten, welche Nureddin's wachsamer Sinn durch kluge Diener zu nutzen wußte, treten mit solchem Interesse auf, daß die Aufmerksamkeit für Nureddin selbst sich mindert. Es ist bekannt, daß der neunzehnjährige Chalife von Aegypten, Adhad, zum Zeichen höchster Noth und größter Erniedrigung die Haare seiner Frauen seinem Bittschreiben an Nureddin um Hülfe beylegte, und diese symbolische Handlung findet ihre authentische Inter-

pretation hier in den Worten: »Die Ungläubigen sind auf dem Punkte, uns Frauen bey den Haaren fortzuschleppen.« — Aber abgesehen von den kriegerischen Begebenheiten, dem Erwerb neuer Länder und der Vergrößerung des Reichs, bieten die Anordnungen, die Nureddin während acht und zwanzig Jahren getroffen, ein noch erfreulicheres Bild. Zu Damaskus, Haleb, Hama, Himß, Baalbek, Menbesch, Rahba, Roha baute er hohe Schulen, zu Damaskus das Schloß, die große Moschee (Dschami), an welcher er ruht, und fünf andere kleine (Meschid), eine Schule der Ueberlieferung, A-B-C-Schulen, um die Knaben lesen zu lehren, und ein Spital nebst den frommen Stiftungen des Chans zu Seidani und der Armenanstalt zu Darije. Dem Spitale stand ein Arzt und ein Oberarzt vor.« »Nur in Wolle oder Linnen, und nie in Seide gekleidet, begehrte er nichts, als die Einkünfte seiner eigenen Güter, ohne je dem Staatsschatze lästig zu fallen. — Viermal in der Woche saß er in dem zu Damaskus erbauten Pallaste, welchem er den schönen Namen des Hauses der Gerechtigkeit gab, um ohne Kämmerer und Thürsteher allen Klägern Gehör zu geben, und ihnen Recht widerfahren zu lassen. Er war in den Ueberlieferungen des Propheten gründlich gelehrt, las selbst darüber in der von ihm errichteten Ueberlieferungsschule, und sammelte die, welche sich auf das Almosen und den heiligen Krieg beziehen, in einem besondern Werke, welches den Titel »Lichtruhm« führt. Wie der große Wesir Nisamolmülk zu Bagdad die erste hohe Schule des Islams stiftete, so ist Nureddin's Name als der des Stifters der ersten Ueberlieferungsschule verherrlicht.« Theils aus dieser gelehrten Beschäftigung, theils aus der Absicht, alle Moslimen im Kampfe gegen die Christen um so fester zu vereinigen, mag sich der Befehl an Ssalaheddin in Aegypten herschreiben und entschuldigen lassen: alle Richter der Secten Schii, Imami und Ismaili ihrer Stellen zu entsetzen, und diese ausschließlich nur Bekennern des orthodoxen Ritus Schafii zu verleihen. Für seine eigene Frömmigkeit spricht noch die Anordnung, nach dem Beyspiele vorangegangener Glaubenshelden den Staub, der auf seinen Feldzügen seiner Fußbekleidung anklebte, zu sammeln, und zu bestimmen, daß der damit gefüllte Sack in seinem Grabe ihm als Kissen unter den Kopf gelegt werde, um darauf vertrauensvoll der Auferstehung entgegen zu ruhen. Er organisirte auch der Erste eine förmliche Post von Brieftauben, so daß in den vorzüglichsten Städten des Reichs Postämter derselben zu finden waren. — Sonst erfreut sich die Stadt Damaskus, wegen der Schönheit ihrer Lage die Paradiesduftende genannt, und ihre Umgebung einer ausführli-

chen Beschreibung ihrer Vorzüge und geschichtlichen Merkwürdigkeiten, und in der That, ihre reiche Bewässerung, ihre zahlreichen Gärten, der herrlichste Baumschlag, der Reichthum an mannigfaltigem Obst, Gemüsen, Blumen, die berühmten Dörfer geben taugliche Farben zu einem anmuthigen Gemälde. Auch die Schlösser Kefrlat, Harim, Karak, oder wie die Kreuzfahrer aussprachen Crac, und die Stadt Apamea und andere erhielten mehrere schätzbare geographische Nachweisungen.

XLV. Nicht die eigene Größe oder der eigene Werth hat dem Sohne Nureddin's: Melik Ssalih Ben Ißmail, den Ehrenplatz in diesen Biographien verschafft, sondern der Umstand, daß während seiner achthalbjährigen Regierung die Geschichte und der Charakter des großen Ssalaheddin sich herrlicher entwickelt, daß mit seinem Tode die Nachkommenschaft Nureddin's in Haleb und Damaskus erlosch, und dadurch ein Ueberblick über die Geschichte der Atabegen aus dem Hause Aksonkar möglich wird. Als neue Bemerkung ergibt sich, daß nach Nureddin's Tode der Reichsverweser von Damaskus, Ibnol Makdem, um Frieden zu gewinnen, schwere Summen Geldes den christlichen Fürsten gezahlt, was erst Ssalaheddin als Schande getadelt, und bey seiner Ankunft abgestellt. Die letzte Gabe dieses Abschnittes ist die gedrängte Erzählung der Thaten Dschemaleddin Ebu Dschaafer Ben Ali Ben Manßur, bekannt unter dem Namen des Freygebigen von Ißfahan, der Wesir Amadeddin Sengi's, des Gründers des Hauses der Atabegen, und seiner beyden Söhne, Seifeddin Ghasi's und Mewdud's, des Herrn von Moßul, und ein vertrauter Freund Ebeddin Schirkuh's, des Oheims von Ssalaheddin, gewesen, und auch durch seine großen Eigenschaften ein den Augen des letzten nahe gestelltes Musterbild von edlem und großem Sinne aufgestellt. Diese Vorbereitungen sind getroffen, um im nächsten Bande Ssalaheddin selbst genauer kennen zu lernen.

Art. VII. Tesoro del *Teatro Español*, desde su origen (año de 1356) hasta nuestras dias; arreglado y dividido en cuatro partes por *Don Eugenio de Ochoa*. Paris, en la librería europea de Baudry. 1833.

Die gegenwärtige Sammlung spanischer Dramen macht den zehnten bis vierzehnten Band der bey Baudry in Paris erscheinenden Coleccion de los mejores autores españoles aus. Ein Unternehmen, welches für die Kenntniß der dramatischen Literatur Spaniens das zu leisten verspricht, was die beyden trefflichen Floresta von Böhl de Faber und Ferdinand Wolf,

jene für die Kenntniß der älteren, diese der neueren Lyrik leisten, ist nicht nur für den Liebhaber der spanischen Literatur, sondern für die Geschichte der dramatischen Poesie überhaupt von der entschiedensten Wichtigkeit. Denn die Schwierigkeit, die Erzeugnisse des spanischen Dichtergeistes aus eigener Ansicht kennen zu lernen, ist bey den dramatischen fast noch größer, als bey den lyrischen, indem die älteren oft nicht nur selbst in den bedeutendsten Bibliotheken Deutschlands fehlen, oder nur unvollständig angetroffen werden, sondern in Spanien selbst zum Theil zu den literarischen Seltenheiten gehören, neuere spanische Schauspiele aber sich nur selten zu uns verirren, und meistens nur zu den unmäßigsten Preisen zu erwerben sind. Läßt der Herausgeber des Teatro Español den Leser in der Wahl und Beurtheilung der aufgenommenen Stücke einen richtigen Tact und einen sicheren kritischen Blick gleich allerdings öfter vermissen, als es eben zu wünschen wäre, und zeigt er auch dabey ganz unzweydeutig, welcher Schule er angehöre: so ist dennoch des Werthvollen und sonst nur schwer oder gar nicht zu Erwerbenden hier so Vieles geboten, daß der Liebhaber der spanischen Literatur, und Jeder, dem die Wichtigkeit gerade dieses Theiles derselben bekannt ist, nichts Besseres thun kann, als einen so reichen Gewinn sich sobald als möglich zuzueignen; und dieses um so mehr, da der Preis des Werkes — fünf auf schönem Papier ökonomisch, und dabey dennoch sehr deutlich und gefällig gedruckte Bände von 500—600 Seiten kosten nicht mehr als 45 Fr. — so billig gestellt ist, wie ein deutscher Buchhändler ihn immer ansetzen würde, und es zu thun zum Theil auch allerdings nicht im Stande wäre.

Bey der Eintheilung des Werkes in fünf Bände enthält der erste Band die Dichter vor Lope de Vega; der zweyte zwey und zwanzig Dramen dieses Dichters; der dritte ein und zwanzig Dramen und vier Autos von Calderon de la Barca; der vierte und fünfte Band endlich enthält die Leistungen der neueren dramatischen Dichter sowohl im Lust- als im Trauerspiele. Ueberdieß hat der Herausgeber vor der ersten Abtheilung L. de Moratin's Origenes del Teatro Español abdrucken lassen, was Denjenigen, welche sie nicht sonst schon kennen, nur höchst willkommen seyn kann, da diese Abhandlung Moratin's dem Leser die interessantesten Aufschlüsse über die Geschichte des spanischen Drama bietet, diese selbst aber über die Entwicklung der dramatischen Poesie im Mittelalter nicht weniges Licht verbreitet. Wenn die letztere troß aller Bemühungen, sie aufzuhellen, die sowohl früher als in der neuesten Zeit gemacht wurden, noch immer ziemlich im Dunkeln liegt: so scheint Ref. außer der Schwierigkeit, das hier durchaus sehr weit zerstreute Material

zusammen zu bringen und es mit einem sichern Ueberblick zu umfassen, der Grund davon vorzüglich in der Art und Weise zu liegen, mit welcher Diejenigen, die sich mit den Untersuchungen darüber beschäftigt haben, dabey zu Werke gegangen. Denn schon das mußte die Untersuchung verwirren, und zum Hinderniß werden, sie zu einem genügenden Abschluß zu bringen, daß die Einen den Begriff des Drama für den gegenwärtigen Fall zu strenge nahmen, Andere hingegen ihn viel zu weit ausdehnten; wie z. B. Moratin selbst: indem weder die Danza general (Catal. Nr. 1), noch die Comedia alegorica des Marquis de Villena (Nr. 2), noch das scherzhafte Gedicht des Rodrigo Cota (Nr. 4, bey Böhl de Faber Nr. 121) auf den Namen einer dramatischen Komposition Anspruch machen können. Eben so konnte es auf den Erfolg jener Untersuchungen nur einen nachtheiligen Einfluß haben, daß man immer zunächst darauf ausging, den einen oder den andern Dichter unbedingt als den ersten Schöpfer der neueren dramatischen Poesie, und ein bestimmtes Drama unbedingt als den ersten Ausgangspunkt derselben auszumitteln. Wie unstatthaft ein solches Verfahren sey, beweisen seine Ergebnisse. Wenn der Eine ein bestimmtes Drama unbedingt als das erste ausgibt, so weiset ein Anderer, mit Recht oder Unrecht, ein älteres nach; und wäre auch dargethan, daß eine dramatische Komposition unbestreitbar die älteste sey, so wäre sie damit doch immer nur als die älteste uns erhaltene nachgewiesen. So z. B. beginnen Tiraboschi und Signorelli (Storia de' teatri antichi e moderni, Tom. 3) die Epoche des italienischen Drama mit der Achilleide und der Eccerina des Alberto Mussato (1261 — 1330), während dieser in dem Prolog de Gestis Italicorum doch ausdrücklich sagt, man habe zu seiner Zeit, also wohl eh' er selbst seine beyden Tragödien schrieb, die Thaten der Könige auf dem Theater dargestellt, und Riccoboni (Histoire du Théâtre italien, Tome I., Chap. IV.) es wahrscheinlich zu machen weiß, daß die im Jahre 1526 zum ersten Male gedruckte Floriana schon hundert Jahre früher, und vielleicht schon zu Zeiten des Dante geschrieben worden sey. Auch die erste Bearbeitung des Advokaten Patelin gehört nach der Vermuthung einiger Literatoren in das dreyzehnte Jahrhundert (vergl. Flögel's Gesch. d. kom. Lit., Bd. IV.); der bey seiner hohen Trefflichkeit doch gewiß nicht der erste Versuch in seiner Art war.

Dabey wird die Entstehung des neueren Drama fortwährend von den sogenannten Mysterien hergeleitet. Daß diese zur Entwicklung desselben beytrugen, braucht nicht geläugnet zu werden. Mehrere der Stoffe, welche diese geistlichen Schauspiele be-

handelten, ließen sich ohne Mühe in das Gebiet einer profanen Behandlung herüber ziehen, und gaben dem Dichter für eine solche den freyesten Spielraum, z. B. die Geschichte vom verlornen Sohn, von dem reichen Manne und dem armen Lazarus; bey anderen hingegen boten die in sie verflochtenen profanen Personen dem Scherz mehr als eine Veranlassung sein Spiel zu treiben, so wie dem frommen Eifer eine willkommene und wohlbenützte Gelegenheit, an Herodes und Pilatus, Anna und Kaiphas, an dem Verrathe Judas und den Kriegsknechten ihr Müthchen zu kühlen. Wenn aber das geistliche Schauspiel auf solche Weise auch unstreitig sehr viel zur Entwicklung des profanen Drama beytrug, indem es bey den Zuschauern die Empfänglichkeit für das Letztere, bey dem Dichter selbst aber die Gewandtheit des dramatischen Schaffens und Gestaltens beförderte: so ist doch das profane Drama, wie es in den für die ältesten geltenden Versuchen, z. B. im Advokaten Patelin vorliegt, selbst wenn man sich noch frühere Versuche als noch unvollkommnere denkt, eine so eigenthümliche, und von dem geistlichen Schauspiele so fremdartig geschiedene Komposition, daß es schwer zu begreifen ist, wie es sich ausschließlich aus diesem entwickelt haben sollte, wenn nicht schon früher etwas ihm Aehnliches bestanden hätte.

Daß scenische Darstellungen in den einst von den Römern eroberten Ländern sich auch während den Jahrhunderten der Barbarey fortwährend erhalten haben, unterliegt keinem Zweifel. Das dürfte man nicht anders annehmen, wenn auch nicht, wie es doch wirklich der Fall ist, bestimmte historische Zeugnisse dafür redeten. Wo nämlich immer die Entwicklung der poetischen Kultur und der gesellschaftlichen Verhältnisse so weit gediehen ist, daß die erstere die Idee einer künstlerischen Nachahmung, wenn auch nur instinktmäßig, erfaßt, und der Dichter in der Gegenwart selbst einen brauchbaren Stoff für seine Schöpfungslust findet, da wird auch überall das Drama entstehen, und wenn es einmal entstanden ist, in welcher Form oder Mißform es immer sey, fortbestehen, bis die poetische Kultur mit dem gesellschaftlichen Leben selbst wieder unter jene Linie hinabgesunken ist. Dieses Ergreifen eines Gegenstandes aus dem wirklichen Leben als poetischen Stoffes für die heitere Lach- und Spottlust, die in einer früheren Periode in der rohen mimischen Darstellung auffallender Gebrechen, oder in kecken Schimpfliedern ihre Befriedigung sucht, ist eben der Anfang und Ausgangspunkt aller dramatischen Poesie, weßwegen wir auch überall die Komödie früher als die Tragödie entstehen sehen. Dabey ist die Abschließung der dramatischen Handlung, so wie zum Theil die dramatische Form

selbst schon durch das Entnehmen des Stoffes der Darstellung aus der unmittelbaren Gegenwart des wirklichen Lebens gegeben. Wo daher auch das Drama durch die einbrechende Barbarey der Zeiten von der Höhe seiner gewonnenen Ausbildung herabsinkt, da wird es wenigstens als rohe Nachahmung des wirklichen Lebens fortbestehen, in welcher Form und wie unvollkommen und dürftig diese auch seyn mag, so lange die Elemente, aus welchen es entstanden ist, nicht gänzlich verschwunden sind, und das Leben selbst nicht zu einer Dürftigkeit, Verworrenheit und Gestaltlosigkeit herabgesunken ist, bey der es durchaus weiter keinen Stoff der poetischen Nachbildung zu bieten vermag, und Kraft wie Lust zu einer solchen in der allgemeinen Verdumpfung gänzlich verloren gegangen und erloschen sind.

Die historischen Beweise für die Fortdauer der sceniſchen Spiele liegen in einer langen Reihe von Concilienbeschlüssen vor, die man auch bey Moratin abgedruckt findet. Von großem Gewichte ist der von Mariana L. 6, C. 3 angeführte Fall, daß der gothische König Sisebuto im Jahre 618 den Bischof von Barcelona absetzte, weil er die Aufführung einiger Stücke von mythologischem Inhalte erlaubt hatte (quod in theatro quaedam agi concessisset, quae ex vana Deorum superstitione traducta *aures* christianae abhorrere videbantur), und von noch größerem die auch von Flögel's Gesch. d. kom. Lit., IV., p. 193 angeführte Stelle des Mönchs von Canterbury, Fitz Stephen, der unter Heinrich dem Zweyten eine Beschreibung der Stadt London verfaßte, und von letzterer rühmt, sie habe: pro spectaculis theatralibus, pro ludis scenicis, ludos sanctiores, representationes miraculorum etc. Auch Muratori in seiner Abhandlung: De ludis publicis medii aevi (Ant. Ital. Diss. 29), äußert sich dahin, daß die scenischen Darstellungen in Italien zu keiner Zeit gänzlich aufgehört haben; doch glaubt er, daß jene komischen Spiele sich namentlich vor dem eilften Jahrhundert auf pantomimische Darstellungen beschränkt haben möchten. Suspicor enim, sagt er, viguisse fere semper eam partem, quae olim a Pantomimis, id est gesticulatoribus, peragebantur. Atque hi Mattacini ab Italis postea sunt appellati, dum actionem quampiam gestibus tantum, non verbis, exprimerent. Arbitror etiam aliquid inconditae Comoediae semper fuisse Italis, quales nunc Romae sunt, quae Giudiate nuncupantur. Sed ista certis eorum temporum monumentis confirmari posse difficillimum est. Inzwischen sprechen doch mehrere der hierher gehörigen Stellen sehr unzweydeutig für ein recitirtes Schauspiel, wie dieses sonst auch beschaffen gewesen seyn möge; und man muß sich wundern, daß die-

tes Denjenigen entgangen ist, welche ein solches weit entschiedener, als Muratori, geläugnet haben. Die auch von Riccoboni: Hist. du Théâtre Italien, Tom. 1, Ch. 3, angezogene Hauptstelle findet sich in den um die Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts geschriebenen Quest. disp. des Thomas von Aquino. Quest. 168, Art. 3: Officium Histrionum, quod ordinatur ad solatium hominibus exhibendum, non est secundum se illicitum, nec sunt in statu peccati, dum moderate ludo utantur, id est non utendo aliquibus illicitis *verbis* vel factis ad ludum, et non adhibendo ludum negotiis et temporibus indebitis: unde qui iis subveniunt, non peccant, sed juste faciunt mercedem ministerii eorum iis tribuendo. In dieser Stelle ist offenbar von recitirenden Schauspielern die Rede, und kaum von anderen als profanen Darstellungen; weil, wenn Thomas, da er zu Paris lehrte, die von Pilgern und in den Klöstern aufgeführten geistlichen Schauspiele im Sinne gehabt hätte, sich über Dasjenige, was dabey Unerlaubtes vorkommen konnte, nicht so im Allgemeinen, sondern bestimmter und bezeichnender ausgedrückt, und namentlich die Entweihung des Heiligen durch die Frivolität der Bühne nicht unangedeutet gelassen haben würde: so wie das Officium Histrionum und die merces ministerii, die Klausel non adhibendo ludum negotiis vel temporibus indebitis auf ihre Darstellungen als Gewerbe treibende Histrionen und auf zahlreiche Wiederholungen derselben schließen lassen. Daß übrigens Thomas von Aquino den Ausdruck: Histriones, von recitirenden Schauspielern mit Recht brauchen konnte, hat am a. O. schon Riccoboni bewiesen. Ueberhaupt scheint dieser Schriftsteller unter Allen, welche über diese Materie geschrieben haben, am nächsten zum Ziele zu treffen, wenn er, nachdem er die unläugbare Verwandtschaft des Arlechino und Scapin mit den alten Mimen bewiesen, die Vermuthung äußert, die Schauspiele im eilften, zwölften und dreyzehnten Jahrhundert seyen eine Art römischer Atellanen, und nichts Anderes als extemporirte Farcen gewesen. Auf gleiche Weise scheint im Mittelalter auch in Spanien neben, vielleicht auch vor den geistlichen Mysterien, ein profanes Schauspiel bestanden zu haben. Die vielfach angezogene Verordnung Alfons des Weisen in den 1252 — 1259 erschienenen Partidas (I. Partida, Tit. VI., Ley. 34) setzt ausdrücklich profane Schauspiele (juegos de escarnios) den Geistlichen (sagrados) und den Klerikern, welchen sie daran Theil zu nehmen verbietet, Schauspieler aus dem Layenstande (e si otros omes los ficieren) entgegen. Auch belehrt uns jene Verordnung, daß die geistlichen Schauspiele nicht bloß in großen Städten, wo sie unter die Aufsicht der Bischöfe

gestellt waren, sondern auch in Dörfern und schlechten Schenken (e las aldeas y logares viles), um Geld zu gewinnen (por ganar dineros con ellas), dargestellt wurden.

Ob diese Schauspiele in Spanien eben so, wie in Italien, improvisirt wurden, läßt sich nicht sagen. Mit etwas mehr Sicherheit läßt sich auf ihre Beschaffenheit, wenn gleich freylich nur im Allgemeinen, schließen. Denn wo immer, und in welchem Theile des Volkslebens es immer sey, eine Eigenthümlichkeit als eine bestimmt-ausgebildete hervortritt, da darf man immer auf ein, wenn auch modificirtes, Rückwärts und Vorwärts ihres Bestehens schließen. So ist es denn erlaubt, auch auf die Beschaffenheit jener älteren dramatischen Spiele von den ausgebildeteren Versuchen zu schließen, welche uns aus einer späteren Zeit, oder von welchen uns aus dieser wenigstens bestimmtere Nachrichten übrig geblieben sind. Einer solchen Vermuthung nach waren jene älteren Versuche:

a) Juegos sacrados. Nicht geistliche Schauspiele von größerem Umfange, wie sie in den Städten unter Aufsicht der Bischöfe und mit bedeutendem Pomp gegeben wurden, sondern Piecen von wenigen Scenen aus der neutestamentischen Geschichte, oder den Lebensläufen der Heiligen genommen, wie sie dem Vermögen einer vagabunden, in Dörfern und Schenken agirenden Bande von Leuten, die zu keinem andern Erwerb Lust oder Geschick hatten, angemessen waren, etwa so, oder wenig schlechter, als das Schauspiel von der Auferweckung des Lazarus, von welchem Augustin de Roxas (geboren 1571) in seinem Viage entretenido Erwähnung macht; einem Werk, das man durchaus gelesen haben muß, um von der Beschaffenheit des älteren spanischen Schauspiels sich eine bestimmte Vorstellung zu bilden. Wenn die ältesten bekannten Nachrichten über die Autos sacramentales auch nicht weiter zurückgehen, als auf die Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts (Obras de D. Francisco Martinez de la Rosa, Not. 3), so beweiset dieses weder, daß sie erst damals entstanden seyen, noch die spätere Entstehung dieser besonderen Art geistlicher Schauspiele etwas gegen das frühere Vorhandenseyn solcher im Allgemeinen.

b) Eglogas; farsas pastoriles; die vermuthlich wie die Eglogas des Juan de Encina und Anderer seiner Zeit in Schäferspielen die Geburt, Leidensgeschichte und Auferstehung des Heilandes behandelten, und in diese Behandlung auch profane Elemente, und, wie Nr. 16 bey Moratin, selbst Vorfälle der Gegenwart aufnahmen; zum Theil vielleicht auch ganz profane Schäferspiele von ernstem oder possenhaftem Inhalte, wie

bey Moratin Nr. 13 und 15; immer jedoch nur aus wenigen und öfter nur aus einer einzigen Scene bestehend.

c) Juegos de escarnios, Schimpfspiele. Bezeichnet escarnio in engerer Bedeutung gleich Hohn und Verspottung, so muß diese hier doch ganz unzuläßig erscheinen. Offenbar ist escarnios hier in weiterem Sinne zu nehmen, ungefähr wie das deutsche Schimpf in der älteren Sprache, wo es mit Scherz gleichbedeutend ist. Denn hätte die Verordnung Alfons des Weisen die Juegos de escarnios wegen ihrer satyrischen Frechheit anstößig gefunden, so würde sie sich, indem sie die Gründe ihrer Verwerfung angibt, hier nothwendig anders haben ausdrücken müssen, als sie sich wirklich ausdrückt. Sie findet sie aber zunächst ihrer unanständigen frechen Scherze wegen anstößig (porque facen hi muchas villanias é descomposturas). Etwas davon klingt noch in einigen Pasos von Lope de Rueda und Anderen nach.

Ueberhaupt kann man sich von diesen Juegos de escarnios aus ihrer zahllosen Nachkommenschaft von Pasos, Loas, Entremeses und Saynetes eine ziemlich bestimmte Vorstellung machen, wenn man gegen den Fortschritt der Kunst und der scenischen Ausstattung bey diesen die größere Rohheit des Geschmacks und die Gemeinheit der Zuschauer, wie der Darsteller, bey jenen in Anschlag bringt. Es waren aller Wahrscheinlichkeit nach wie die Pasos des Lope de Rueda, wie später noch viele Loas, Entremeses und Saynetes, dramatische Situationen und kleine Farcen, erdichtete oder wirkliche Vorfälle nachahmend, wie sie dem Bedürfnisse derber Lust und derben Scherzes der rohen Zuschauer in Dörfern und Schenken zusagten. Die neuere Komödie hat sich eben keines vornehmeren Ursprunges zu rühmen als die ältere. Wie diese wuchs sie auf den Dörfern heran. Der Hof ergötzte sich an den poetischen Wettstreiten, welche die Verpflanzung der gaya ciencia zuerst nach Aragon, und von dort nach Castillien hervorrief, und hatte, wenn er des erheiternden Scherzes bedurfte, die ausgezeichnetsten unter den trobadores, juglares, juglaresas, menestrales etc. zu seiner Unterhaltung, von denen es damals in Castillien und Aragonien wimmelte. (Vergl. Jovellanos Memoria sobre las diversiones publicas. Madrid 1812, p. 21 seq.) Kam ja irgend einmal etwas einem Schauspiel Aehnliches bey den Hoffesten vor, wie z. B. bey der Krönung zu Zaragoza im Jahre 1414, so konnte der dramatische Keim über der Beziehung zu der Veranlassung des Festes und der allegorischen Ausstaffirung eben wieder zu keiner rechten Entwicklung gelangen.

Die spanischen Literatoren Luzan, Lampillas, Na-

sarre u. A. beginnen die Geschichte ihres vaterländischen Drama's mit Juan de Encina. Er war im Jahre 1469 zu Salamanca geboren. Nachdem er eben daselbst seine Studien vollendet hatte, nahm ihn Don Fadrique de Toledo, der erste Herzog von Alba, in sein Haus auf. Aus unbekannten Ursachen begab sich Encina jedoch in der Folge nach Rom, wo er sich als Dichter und Musiker so sehr auszeichnete, daß ihn der Papst zu seinem Kapellmeister ernannte, und mit dem Priorat von Leon belohnte. Im Jahre 1519 machte er mit Don Fadrique Erriquez de Ribera eine Reise nach dem gelobten Lande, und starb im Jahre 1534 in seiner Geburtsstadt.

Die dramatischen Gedichte des Encina machen in so fern Epoche in der Geschichte des spanischen Drama's, als sie die ersten bekannten von poetischem Gehalte, und zugleich die ersten sind, welche mit einem anständigen theatralischen Apparat, und vor einem gebildeten Publikum dargestellt wurden. Diese Aufführung fand nämlich im Hause des Gönners des Dichters, des Herzogs von Alba, des Admirals von Castillien, des Herzogs von Infantado, des Kronprinzen Don Juan u. A. im Jahre 1492 Statt. Ein zuverläßiger Gewährsmann für diese Angabe ist Augustin de Roxas, der im ersten Theil seiner Viage entretenido ausdrücklich sagt, daß die Einführung des Schauspieles und der Inquisition in das Jahr falle, in welchem Ferdinand und Isabella die Mauren aus Spanien vertrieben.

> Y entonces se daba en ella (España),
> Principio a la Inquisicion,
> Se le dió á nuestra comedia.

Höchst sonderbar ist es daher, wenn Nasarre u. A. die Einführung des Kunstdrama's in das Jahr der Vermählung der katholischen Könige zurückschieben, und dennoch behaupten, Juan de Encina sey der Verfasser eines bey dieser Gelegenheit aufgeführten Drama's gewesen. Denn da das Jahr seiner Geburt 1469 durch eine Stelle in seiner Tribagia außer Zweifel gesetzt wird, so müßte er jenes Festspiel schon im Mutterleibe geschrieben haben.

Encina's Stücke sind theils geistliche Eclogen, theils weltliche Schäferspiele, fast durchaus aber Gelegenheitsstücke, indem auch die geistlichen in der Hauskapelle des Herzogs am Weihnachtsabende oder in der Charwoche, vor der Krippe oder dem heiligen Grabe aufgeführt wurden. Was ihnen einen besonderen Werth gibt, ist der Umstand, daß darin der Fortschritt sichtbar ist, den der Dichter in seiner Kunst von den ersten Anfängen — bloßen Dialogen, die ganz lyrisch gehalten sind — bis zu klei-

nen Intriguenstücken von ächt dramatischem Charakter gemacht hat, deren Plan nicht ohne Kunst angelegt und lebendig durchgeführt ist.

Schon im Jahre 1500 erschien die berühmte Celestina des Fernando de Roxas; ein Werk, das in der ganzen neueren Literatur als einzig dasteht. Inzwischen glaubt Ref., wenn auch Diejenigen, welche die Celestina einen dramatisirten Roman nennen, sie gewiß sehr unrichtig aufgefaßt haben, daß Moratin's Ausspruch: La Comedia española debió su primeras formas á la Celestina, der Beschränkung bedürfe. Der Typus des spanischen Drama, wie er sich später herausstellte, findet sich in der Celestina keineswegs, und von jenem, welcher sich in ihr findet, ging in die nachfolgenden dramatischen Produktionen nichts über; und offenbar arbeiteten die nächstfolgenden Dichter nach italienischen Mustern, oder veredelten die vorgefundenen Farcen; wobey sie jedoch ihren Arbeiten ein volksthümliches Gepräge gaben, und der Einfluß der Celestina in dieser Hinsicht allerdings einwirken konnte. Am meisten aber wirkte diese dadurch, daß sie das erste Werk war, an welchem der Dichter lernen konnte, was die dramatische Durchführung einer Handlung, und was dramatische Charakterzeichnung sey. Es ist kein kleiner Vortheil für die Entwicklung der dramatischen Poesie eines Volkes, wenn für sie gleich bey ihrem ersten Beginnen ein solches Studium, wie diese Celestina, hingestellt ist.

Auf dieselbe Weise mochten die Uebersetzungen und Bearbeitungen griechischer und römischer Stücke wirken. Eine sehr gute Uebersetzung des Amphitruo von Francisco de Villalobos erschien schon 1515, und eine Bearbeitung der Elektra des Sophokles und der Hekuba des Euripides von Proez de Oliva 1530. Daß die Comedia erudita in dieser Zeit durchaus keinen bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung des spanischen Drama gewinnen konnte, und daß die Nation sich so hartnäckig dagegen sträubte, beweiset, daß das Drama, welches im Volke vorhanden war, wie unvollkommen es auch immer seyn mochte, bereits einen entschiedenen Charakter angenommen hatte.

Wie sehr die Dramen des Bartolomé de Torres Naharro, von denen Martinez de la Rosa (Obras Tom. II.) ziemlich ausführlich Bericht, und unser Herausgeber die Himenea als Probe gegeben hat, dem Nationalgeschmack auch immer zusagen mochten: einen bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung des spanischen Drama haben sie zuverläßig nicht ausgeübt. Das beweiset schon der Umstand, daß sie, in Rom unter Leo X. geschrieben und aufgeführt, und in Neapel gedruckt, zwar ihren Weg nach Spanien fanden, und auch im Jahre 1520 zu Sevilla

aufgelegt, bald aber nach ihrem Erscheinen eben so, wie die dramatischen Arbeiten des Castillejo, von der Inquisition verboten wurden; weßwegen denn auch Cervantes sie gar nicht gekannt zu haben scheint, und Juan de la Cueva in seiner Poetik von ihnen keine Erwähnung macht. Wahrscheinlich sind sie auch niemals in Spanien aufgeführt worden (Garcia de Villanueva Disc. hist. etc., pag. 262). Dieses Schicksal der Schauspiele des Bartolomé de Torres Naharro und Castillejo scheint D. Martinez de la Rosa hinreichend, die sonderbare Erscheinung zu erklären, daß das spanische Drama, nachdem es zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sich der Kindheit entrungen hatte, bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in eine zweyte Kindheit zurückgesunken sey, und dieser nun zum zweyten Male sich habe entringen müssen.

Ein solches Zurücksinken des Drama in eine zweyte Kindheit — nicht ein bloßer Stillstand in seiner Ausbildung — wäre allerdings in der Geschichte der Poesie ohne Beyspiel. Aber hat denn das spanische Drama wirklich eine doppelte Periode der Kindheit gehabt, und läßt sich mit Grund sagen, daß es vom Ausgange des fünfzehnten bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts über diese Periode der Kindheit hinausgekommen sey? Wenn man zugeben will, was sich nicht wohl bestreiten läßt, daß die dramatische Poesie erst dann einen wesentlichen Fortschritt in ihrer Entwicklung gemacht habe, und erst dann eine feste Gestalt gewinne, wenn ihre Erzeugnisse durch das Medium der scenischen Darstellung ins Leben treten: so darf jene Frage wohl weit eher verneint, als bejaht werden. Die Stücke des Torres Naharro und Castillejo unterdrückte, wie bereits bemerkt wurde, die Inquisition, und sie kamen in Spanien nie zur Aufführung. Eben so wenig die Comedias eruditas. Da sich vom Jahre 1534 ein Aufwandsgesetz findet, durch welches die in demselben gegebenen Verordnungen ausdrücklich auf die Schauspieler und Diejenigen, welche bey den Schauspielen singen und aufspielen, ausgedehnt werden, und da Antonio Perez in einem von Paris aus geschriebenen Briefe versichert, er habe schon vor Lope de Rueda viele Schauspiele gesehen: so läßt sich allerdings nicht bezweifeln, daß dergleichen in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gegeben worden. Allein die bey Hofe von Zeit zu Zeit gegebenen Vorstellungen scheinen Weihnachts- und Passionsstücke oder geistliche Festspiele, wie das bey Moratin unter Nr. 37 verzeichnete, gewesen zu seyn; oder man führte italienische Lustspiele auf, wie im Jahre 1548 eines von Ariosto bey der Vermählung einer Infantin. Und wenn bey Hofe und in Städten, wie Salamanca, Sevilla ꝛc. — damals die Wiege aller Talente und alles Reich-

thums — auch andere Stücke gegeben wurden, so führte das die dramatische Kunst noch immer nicht über die Kindheit hinaus. Denn da Bartolomé de Torres Naharro und Castillejo hier aus der Rechnung gestrichen werden müssen, so ist aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts kein einziger namhafter Dichter übrig, dem man das Verdienst zuschreiben dürfte, ihr darüber hinausgeholfen zu haben. Allem, was man nach den dürftigen Nachrichten über die Entwicklung der dramatischen Kunst in dieser Periode Vortheilhaftes denken könnte, widerspricht das bestimmte Zeugniß des Cervantes, daß Lope de Rueda zuerst die Komödie aus den Windeln gewickelt, sie würdig ausgeschmückt und festlich gekleidet habe (la habia sacado de mantillas, puesto en toldo, y vestido di gala y apariencia), da vor ihm die ganze Garderobe einer spanischen Schaubühne sich habe in einen Korb packen lassen.

Die Ehre, der Begründer des spanischen Drama zu seyn, läßt sich also dem Lope de Rueda nicht absprechen, der zuerst um das Jahr 1544 bekannt wurde, und wahrscheinlich im Jahre 1560 starb. Von ihm sagt Augustin de Roxas in seinem Viage entretenido, Loa 8:

> Digo que Lope de Rueda
> Grazioso representante
> Y en su tiempo gran poeta
> Empezo *a poner la farsa*
> *En buen uso y orden buena.*
> Porque la repartia en actos
> Haciendo introitos en ella,
> Que agora llamamos loa etc.

Lope de Rueda, ein Goldschläger aus Sevilla, der aus Liebe zum Theater diese Beschäftigung aufgab, um sich als Schauspieler an die Spitze einer kleinen Truppe zu stellen, war einer von jenen Dichtern, die, ohne berufen zu seyn, in das innerste Heiligthum der Poesie einzudringen, mit einem ausgezeichneten Talent für eine lebendige, klare Auffassung und Darstellung des Lebens, und hinsichtlich der letzteren mit einem glücklichen Blick für das dem Geschmack und der Eigenthümlichkeit ihrer Zeit und ihres Publikums Entsprechende begabt sind. Ein minder begabter Dichter, als Juan de Enzina, und vielleicht auch als Torres Naharro, wirkte er für die Aufnahme des Drama weit entscheidender als beyde, indem er sich der bereits im Volke vorhandenen Elemente desselben bemächtigte, sie auf eine dem Geschmacke und der Empfänglichkeit desselben entsprechende Weise ausbildete, und die scenische Aufführung verbesserte, ohne welche die dramatische Poesie nirgends einen kräftigen Aufschwung gewinnen kann. Dieses, und der Umstand, daß Lope de Rueda

selbst ein sehr vorzüglicher Schauspieler war, erklärt am besten die Gunst, in welcher er bey seinen Zeitgenossen stand. Cervantes nennt ihn den großen Lope de Rueda, und Antonio Perez versichert, er sey das Entzücken des Hofes Philipp des Zweyten (el embeleso de la corte de Felipe II.) gewesen.

Von den dramatischen Werken des Lope de Rueda haben sich vier Komödien, zwey Schäferspiele und acht Pasos erhalten. Von den ersteren hat der Herausgeber nur die Eufemia, die Comedia de los Engaños, von den Schäfergesprächen die Prendas de Amor; die Pasos aber, mit Ausnahme von zweyen, alle abdrucken lassen. Zu der Eufemia scheint Ref. nicht weniger als zu der Comedia de los Engaños, eine italienische oder spanische Novelle, den Stoff hergegeben zu haben.

Die merkwürdigsten unter den Werken Lope's sind die Pasos, die recht bestimmt zeigen, was eben ein solcher Dichter, wie er war, aus der Posse, wie er sie in den niedrigsten Kreisen der Darsteller und der Zuschauer vorfand, machen konnte. Zu einigen davon haben offenbar wirkliche Vorfälle den Stoff hergegeben; an allen aber ergötzen nicht nur der leichte Dialog, die reine Diction, und die natürliche Anmuth, welche Martinez de la Rosa ihnen nachrühmt, sondern, neben den vielen Zügen ächten Humors, auch der glückliche Tact und das natürliche Geschick in der dramatischen Behandlung.

Von dem Buchhändler Timoneda, dem Freund und Bewunderer Lope de Rueda's, dessen wenig gekannte, zum Theil dem Boccaccio nacherzählten Patrañas in der spanischen Novellenpoesie Epoche machen, hat der Herausgeber einen Paso: Los dos Ciegos y el Mozo, und die Menemnos aufgenommen. Eine gute Uebersetzung von dem Miles gloriosus und der Menächmen des Plautus besaßen die Spanier schon im Jahre 1455. Nicht uninteressant ist es zu bemerken, daß sie früher mit dem Plautus als mit dem Terenz (1477), die Franzosen hingegen früher mit dem Terenz als mit dem Plautus bekannt wurden.

Sonst blieb die dramatische Poesie bis zum Jahre 1580 größtentheils in den Händen der Schauspieler, wenn man etwa den Juan de Malara ausnimmt, welchen sein Landsmann Juan de la Cueva den bätischen Menander nennt, und von dem er versichert, er habe — in runder Zahl doch wohl! — tausend Tragödien geschrieben. Die scenische Darstellung gewann sehr wesentlich. Ein Schauspieler, Namens Navarro (nicht Naharro, wie er öfters geschrieben wird), erfand die gemalten und beweglichen Decorationen (inventó los teatros), wies den Musikern, welche bisher hinter dem Vorhang gespielt

hatten, ihre Stelle vor der Bühne an, schaffte die Bärte ab, und brachte durch Coulissenkünste (tramojas) Blitz, Donner ꝛc. auf das Theater. Ueber die Fortschritte und die Entwicklung des Drama selbst äußert sich Augustin de Roxas (Viage entretenido) in seiner naiven Weise:

— En efecto, poco á poco
Barbas y pellicos dejan
Y empiezan a introducir
Amores en las comedias.
En las quales ya habia Dama
Y un padre, que aquesta sela;
Habia galan desdeñado
Y otro que querido era,
Un viejo, que reprehendia
Un bobo que los acecha
Un vecino que los casa
Y otro, que ordena las fiestas.
Ya habia saco de padre
Habia barba y cabellera
Un vestido de mujer,
(Porque entonces no lò eran
Sino niños): despues de esto
Se usaron otras sin estas
De Moros y de Christianos
Con ropas y tuniquelas.
Estas empezo *Berrio:*
Luego los demas poetas
Metieron figuras graves
Como son reyes y reynas etc. etc.

In einem mehr als zwey Drittheile des ersten Bandes füllenden Anhange hat der Herausgeber außer einigen Bruchstücken aus der Celestina des Fernando Roxas, aus der Eufemia des Gil Vincente, El saco de Roma und El Infamador von Juan de la Cueva, der Comedia Selvage und Metamorfosea des Joaquin Romero de Cepeda, die Nise lastimosa und Nise laureada des Jerómino Bermudez, La Enemiga favorable von Taraga, El Mercader amante von Aguilar, Los mal Casados de Valencia von Guillen de Castro, die Numancia und La Entretenida von Cervantes, die Isabela von Leonardo de Argensola, und El Zeloso von Uz de Velasco gegeben. Ungern vermißt man hier biographische Nachrichten über die genannten Dichter, da diese über einige derselben eben so schwer, als ihre Werke selbst, angetroffen werden.

Unter den hier angeführten Dramen verdienen es die beyden Trauerspiele des Jerónimo Bermudez vor allen Andern, daß man einige Augenblicke bey ihnen verweile.

Schon im ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts hatte ein gewisser Vasco Diaz Tanco de Fregenal drey biblische Tragödien verfertigt, welche nie gedruckt wurden, und wahrscheinlich noch in dem Winkel einer spanischen Bibliothek vermodern. Auch eine von Juan Boscar übersetzte Tragödie des Euripides ist verloren gegangen. Des Agamemnon und der Hekuba des D Fernan Perez de Oliva ist bereits Erwähnung geschehen. Daß schon im Jahre 1579 Tragödien von Juan de Malara zu Sevilla aufgeführt wurden, ist außer Zweifel gesetzt. Ueber alle diese Erstlingsversuche in der tragischen Poesie erhebt sich jedoch weit die Nise lastimosa (das Anagramm von Ines de Castro) des Gerónimo Bermudez, eines gallizischen Dominikanermönches, der seine Werke im Jahre 1577 unter dem Namen eines Antonio de Silva herausgab. Will man auch zugeben, was Martinez de la Rosa wahrscheinlich zu machen sucht, daß die Ines des Portugiesen Ferreira, welche mit der des Bermudez, der einige Zeit in Lissabon lebte, die auffallendste Aehnlichkeit hat (vergl. Bertuch's Magazin der span. und port. Lit., 3. Band), früher geschrieben sey, als die letztere: so ist diese, troß aller ihrer Mängel, darum nicht minder eine der merkwürdigsten Erscheinungen, welche die dramatische Literatur der Neuern aufzuweisen hat. Denn in der Zeit ihres ersten Aufblühens findet sich kaum ein zweytes Werk, das in gleichem Maße klar darlegte, was das poetische Talent vermöge, wenn es mit der höchsten Innigkeit von seinem Stoffe durchdrungen ist, und wie ein solches Durchdrungenseyn des Dichters eine tief ergreifende Wirkung ihn niemals verfehlen lasse. Dieses Ergriffenseyn von seinem Stoffe, als einem Wirklichen, darf man keinen Augenblick aus den Augen verlieren, wenn man die beyden Tragödien des Bermudez richtig beurtheilen will. Verstand er es auch nicht, diese Elemente mit den höheren Kunstforderungen auszugleichen, so hat er doch Alles erreicht, was auf jenem Wege lag. Die hohe Trefflichkeit des dritten Actes, die lyrische Schönheit der Chöre sind selbst von befangenen Kunstrichtern anerkannt worden. Die Einführung der letzteren ist von diesen natürlich getadelt worden, weil sie nicht begriffen, wie der so oft bestrittene Chor die tragische Handlung überall auf seinen Schwingen in eine höhere poetische Region emportrage, und sie, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, in ihr festbanne. Was er, wenn auch mit unzulänglichen Kunsteinsichten, aber von einem ächten Dichter behandelt leiste, mag eben aus diesen beyden Tragödien erkannt werden. Weit schwächer als die Nise lastimosa ist die Nise laureada allerdings; allein auch in ihr findet man einige treffliche Partien,

und interessant ist es zu sehen, wie dem Dichter bey dem Unvermögen, seinen Stoff künstlerisch zu gewältigen, die Idee einer andern Behandlung, wenn auch nicht mit hinreichender Klarheit, vorschwebte.

Es ist ein so gewöhnlicher Mißgriff der Kritik, einen Dichter, der sich in einer bestimmten Gattung einen glänzenden und unbestreitbaren Ruhm erworben hat, wenn er sich mit geringerem Glück in einer andern Gattung versucht, hier eben so unbedingt herabzusetzen, als man dort sein Verdienst unbedingt anerkannt hat: daß man sich nicht wundern darf, wenn die spanischen Literatoren den Verfasser des Don Quichote als dramatischen Dichter nicht abschätzig genug behandeln zu können glauben. Die Desatinos imperdonables, welche der trotz seinen Einsichten von Verehrung für den gallischen Classicismus durch und durch penetrirte Moratin der Numancia des Dichters vorwirft, wird man richtiger der Befangenheit des Kritikers, als der Ungeschicklichkeit des Dichters in die Rechnung schreiben. Martinez de la Rosa bezeichnet a. a. O. die ächten Komödien, die Cervantes im Jahre vor seinem Tode herausgegeben hatte, als de muy poco mérito, und meint, das könne uns sehr leicht für den Verlust derjenigen trösten, die Cervantes in früherer Zeit geschrieben, wo die Bühne sich in einem weit kläglicheren Zustande befunden habe. Dieser hingegen versichert, »die zwanzig bis dreyßig Komödien, die er in seiner Jugend geschrieben habe, seyen von dem Publikum ohne alle Zeichen des Mißfallens aufgenommen worden; er würde sie lobenswerth nennen, wenn sie nicht die seinigen wären; und eine davon (die Confusa) könne, wenn ihm das zu sagen erlaubt sey, unter den besten der bisher erschienenen einen Platz ansprechen.« Man sollte in einem solchen Falle das eigene Zeugniß eines Dichters, wie Cervantes, doch auch für etwas gelten lassen. Das eminente Talent verläugnet sich nirgends, wenn es sich auch außer der ihm angemessensten Sphäre bewegt. Die Vermuthung des Blas Nasarre aber, Cervantes sey in seinen dramatischen Arbeiten nur darum so weit von allen Kunstregeln abgewichen, um die Manier des Lope de Vega zu parodiren, ist so sublim abgeschmackt, daß sie keine Widerlegung verdient. Den Entremeses des Cervantes läßt selbst Martinez de la Rosa, in der Anbetung der Franzosen nicht viel weniger befangen, als Moratin, Gerechtigkeit widerfahren. Wollte der Himmel, die deutschen Dichter verstünden ihren und des Publikums Vortheil gut genug, um lieber aus der reichen Quelle des Humors, die in den Entremeses und Sagnetes des Cervantes, Lope de Vega, Moreto, Solis, Ramon de la Cruz u. A.

sprudelt, zu schöpfen, als die deutsche Bühne mit jener Fluth französischer Vaudevilles zu überschwemmen, die durch ihre Seichtigkeit und witzige Frivolität den Sinn für das ächte Lustspiel nicht weniger verderben, als sie bereits in nicht geringerem Maße das Ihrige dazu beygetragen haben, die Empfänglichkeit des Publikums für das historische Drama und die höhere Tragödie herabzustimmen.

Uebrigens erscheint die Eigenthümlichkeit des spanischen Drama am Schluß dieser Periode, das heißt vor dem Auftreten Lope de Vega's, schon als eine völlig ausgebildete, wenn sie gleich häufig noch in schroffen Zügen hervortritt. Wie diese Eigenthümlichkeit sich ausgebildet, muß man bey Moratin und Bouterweck nachlesen, die sich hier einander wesentlich ergänzen. M. Enk.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. VIII. History of the inductive sciences from the earliest to the present times. By *W. Whewell*, Fellow and tutor of trinity College, Cambridge etc. In three Volumes. London, b. *John W. Parker*. 1837.

Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts unternahm es der große Bacon von Verulam, in seinem Novum organon scientiarum (London 1620, deutsch von Brück, Leipzig 1830) eine allgemeine Methodenlehre der gesammten Erkenntnisse des menschlichen Geistes aufzustellen. Er drang dabey vorzüglich auf Erforschung der Natur, nicht durch sogenannte philosophische Speculation nach Art der Griechen und aller ihrer Nachfolger bis zum Schlusse des Mittelalters, sondern durch Beobachtung der Erscheinungen dieser Natur und durch auf diese Beobachtungen gebaute Induction, wodurch allein man sich von den besonderen Phänomenen zu den allgemeinen, und zu den ihnen zum Grunde liegenden Ursachen zu erheben hoffen könne. Er wollte fortan die immer rege Spür- und Untersuchungskraft des menschlichen Geistes auf die sichtbare, durch unsere Sinne bemerkbare Natur hin-, und von der unsichtbaren abgelenkt, und jene allein der eigentlichen Forschung, diese aber mehr dem frommen gottergebenen Glauben, jene dem Geiste, und diese dem Gemüthe zugewiesen haben. Ohne Zweifel war auch er, so hoch er auch über seine Zeit hervorragte, das Kind, das vielleicht begünstigste Kind dieser Zeit, und der Mißbrauch, den sich die ihm zunächst vorangegangenen Jahrhunderte mit der Philosophie erlaubten, hatte den schlummernden Reformationsgeist in ihm mächtig aufgeregt. Die trockenen Abstractionen des Aristoteles und die poetisch-hy-

perphysischen Fictionen Plato's hatten, durch eine sonderbare Wahlverwandtschaft zweyer so heterogenen Elemente, zuerst die mystischen Neuplatoniker, und, im Mittelalter, die sylbenstechende, oft bis zum Aberwitz getriebene Pedanterie der scholastischen Philosophen erzeugt, und da aus den Bemühungen aller dieser Leute gar keine eigentliche Bereicherung unserer Erkenntniß hervorging, so war es wohl zu erwarten, daß ein Mann von Bacon's Geist die so viele Jahrhunderte durch unergiebige Quelle zu verlassen, und eine andere mehr versprechende aufzufinden sich bewegt finden, und daß dadurch ein Mann seines Gewichtes der gesammten Wissenschaft selbst eine neue Richtung geben mußte. Seit dieser für alle Zeiten merkwürdigen Epoche unserer Literargeschichte sind die besseren Köpfe seiner Landsleute alle dem neuen Born der Erkenntniß zugeeilt, besonders seit dem mächtigen Impuls, den Newton, der Heerführer dieser neuen Philosophie, durch sein Beyspiel und durch seine unsterblichen Entdeckungen in den Fundgruben dieser Wissenschaft gemacht hat, und ihre Nachbarn jenseits des Kanals hatten Besonnenheit und gesunden Sinn genug, bald darauf denselben Weg einzuschlagen, was sie zu bereuen bisher noch keine Ursache gefunden zu haben scheinen.

Bacon trat aber mit der neuen Methodenlehre seines Organons nicht sogleich hervor, sondern er sendete diesem, gleichsam zur Vorbereitung der Geister auf die neue Erscheinung, fünfzehn Jahre früher sein großes Werk voraus: De dignitate et augmentis scientiarum (London 1605, deutsch von Pfingsten, Pesth 1783), in welchem er eine historische Uebersicht der Leistungen aller einzelnen Wissenschaften von den ersten Griechen bis auf seine Tage aufstellte, und dadurch seine Zeitgenossen auf die Höhe erhob, von der allein sie mit ihm jenen Ueberblick gewinnen, und die Nothwendigkeit der darauf zu gründenden Reform der gesammten menschlichen Forschungen selbst zu beurtheilen und mit vereinten Kräften auszuführen hoffen konnten.

Ein ähnliches Unternehmen will auch unser Verfasser durch seine gegenwärtige »Geschichte der Wissenschaft von den frühesten »bis auf unsere Zeiten« vorbereiten, um demnächst darauf, wenn auch nicht wieder eine Regeneration derselben, deren es jetzt nicht mehr bedarf, aber doch das Festhalten, die Sicherung, und vor allem die nähere Kenntniß und Erweiterung des von Bacon eingeschlagenen Weges, wenn nicht durch ihn selbst, wenigstens durch seine Nachfolger zu gründen. »In unseren Tagen,« sagt er, »kann jedes Unternehmen, die eigentliche Philosophie der »Wissenschaft auszubilden und zu erweitern, auf allgemeine Theil- »nahme hoffen. Alle Gebildeten werden über den wichtigen Vor-

»theil übereinstimmen, der zu gewinnen ist, wenn ein neues Licht »geworfen werden könnte auf die Mittel, durch welche man Wahr»heit entdeckt, auf die geistigen Kräfte, die dem Menschen zu die»sem Zwecke verliehen sind, und auf die Wege, die er, um zu »diesem Ziele zu gelangen, einzuschlagen hat. Auch werden die »meisten zugestehen, daß in dieser Beziehung noch gar viel zu »thun übrig ist. — Selbst die große Reform, zu der Bacon seine »Zeitgenossen vor mehr als zwey Jahrhunderten so mächtig auf»gefordert hat, ist, auch in unseren Tagen noch, keineswegs voll»ständig ausgeführt worden, und wenn sie es wäre, so würde sie »doch jetzt ein stetigeres Festhalten und eine größere Ausdehnung »erfordern. Das von ihm uns hinterlassene Erbtheil soll erhal»ten, soll vermehrt werden: seine Lehre soll auf die seitdem er»worbenen neuen Erkenntnisse der Natur angewendet, und jeder »derselben soll, wenn möglich, jener Grad der Sicherheit und »Festigkeit gewährt werden, dessen wir uns in der klarsten und »bestimmtesten unserer Wissenschaften, in der Mathematik, mit »Recht erfreuen.«

Uebrigens bekennt unser Verf., daß eine solche Reform, wenn ihre Epoche einmal gekommen ist, nicht das Werk eines einzelnen Schriftstellers, sondern nur das Resultat der gesammten geistigen Bestrebungen seines Zeitalters seyn kann. Aber er hofft, »daß seine gegenwärtige Schrift jenem künftigen Werke, wann »auch und durch wen es auch auftreten soll, nützliche Vorberei»tung und gute Dienste leisten werde, und daß sie überdieß, auch »unabhängig von jenem höheren Zwecke, als eine für sich beste»hende Geschichte der Wissenschaften, ihrer Aufschrift auf eine nicht »ganz unwürdige Weise entsprechen werde.«

Wenn dem Künstler, der von seinem Werke spricht, Bescheidenheit wohlläßt, so ist es des Referenten Pflicht, vor allem der ungeschminkten Wahrheit zu huldigen. Und so gestehen wir denn gleich zum Eingange unseres Berichtes, daß wir lange keine Schrift mit so viel Nutzen und Vergnügen gelesen, und mit so viel beruhigender Zufriedenheit aus den Händen gelegt haben, als eben die gegenwärtige, und wir hoffen, ja wir erwarten mit Gewißheit, daß alle Leser derselben mit uns übereinstimmen werden, ihm einen hohen Rang unter den ausgezeichnetsten Werken unserer Zeit über diesen Gegenstand zuzugestehen. Auch ist es nur von einem Manne seiner Art, von dem man eine umfassende Darstellung so vieler und so verschiedener Gegenstände erwarten kann, da er, wie seine früheren Schriften zeigen, sein ganzes Leben damit zugebracht hat, alle die einzelnen Wissenschaften, um die es sich hier handelt, zu erforschen, und da er auch auf seinen vieljährigen Reisen im In- und Auslande die ausgezeichnetsten

Literatoren jedes Faches persönlich kennen gelernt hat, daher denn auch die Leistungen dieser noch unter uns lebenden Meister in dem vorliegenden Werke in gleichem Maße mit denen behandelt werden, die schon längst aus unserer Mitte geschieden sind, wodurch allerdings seine Arbeit uns selbst nur noch schätzbarer werden muß. »Da ich,« sagt der Verfasser, »den größten Theil meines Lebens in der Gesellschaft der vorzüglichsten Geister der Vergangenheit und der Gegenwart zugebracht habe, so durfte ich mich für fähig halten, mich an der Schönheit ihrer Ideen zu erfreuen, ihre hohen Talente zu bewundern, und, ich wage es hinzuzusetzen, die Entdeckungen und die Zwecke, die Hoffnungen und die Absichten dieser Männer zu erkennen. Demnach trat ich auch von der Verantwortlichkeit nicht zurück, welche der Charakter des Geschichtschreibers mir auferlegt, selbst nicht, wenn ich in den Kreis derjenigen Männer treten sollte, die noch unter uns leben, und in deren Mitte wir uns selbst noch bewegen Wäre ich zaghaft von ihnen zurückgewichen, so würde dadurch mein Werk unvollständig und verstümmelt geworden seyn, und es wäre nicht mehr, wie ich doch wollte, als eine Warte zu betrachten seyn, von deren Höhe man seinen Blick mit gleicher Leichtigkeit aus der Gegenwart in die Vorzeit und die ferne Zukunft hätte richten können.« An diese Aeußerungen weiß der Verf. sehr sinnige Bemerkungen über den Unterschied zu knüpfen, der zwischen dem Verfasser einer politischen und einer Literatur-Geschichte Statt hat. Der letzte muß die inneren Verdienste, das geistige Gewicht der Männer erforschen, die er in seinem Gemälde auftreten läßt, während jener sich schon mit den äußeren Handlungen und den nächsten Erfolgen derselben begnügt. Jener muß seinem Gegenstande und den veranlassenden Ursachen desselben ein viel ernsteres Studium widmen, um ihn nach allen seinen Beziehungen kennen zu lernen, während dieser, dem nur selten die wahren Triebfedern der von ihm dargestellten Ereignisse bekannt gegeben werden, sich meistens auf die ruhige, und so viel möglich parteylose Erzählung des Factums beschränkt. Dieser, der gewöhnliche Historiker, hat seinen Anhalt an der Volksstimme, die ihm gleich einer Leuchte auf allen seinen Wegen voranzieht, und von der er sich, es mag nun von dem grauen Alterthume oder von den neuesten Ereignissen seiner eigenen Tage die Rede seyn, nicht leicht entfernen darf. Diese gewaltige, wenn gleich vielleicht oft sehr trügerische Stimme hat über Alexander und Cäsar, über Attila und Karl M. bereits längst abgesprochen, und es kann nicht mehr an uns seyn, dieses Urtheil zu rectificiren, da wir von den Gegenständen desselben viel zu weit entfernt sind. Ganz eben so wird sich, durch dieselbe Volksstimme, wie sie in

den Geschichtschreibern der Gegenwart lebt, ein Urtheil über die wunderbaren Ereignisse unserer eigenen Tage festsetzen, ein vielleicht nur desto unrichtigeres Urtheil, weil es von Männern gefällt wird, die in dieser Gegenwart selbst noch befangen waren, aber das demungeachtet nicht weniger auf die Zukunft übergehen, und unseren spätern Nachfolgern als Richtschnur dienen wird, von der sie sich, als von einer sogenannten Wahrheit, über die man bereits übereingekommen ist, nicht leicht mehr entfernen dürfen. Demungeachtet kann diese Volksstimme, diese einmal angenommene öffentliche Meinung in vielen Fällen als ein sicherer Führer dienen. Wenigstens wird es schwer seyn, einen besseren anzugeben. Nur selten vielleicht wird sie sehr weit und andauernd von der Wahrheit abweichen, und die Hoch- oder Mißachtung, die sie den in der menschlichen Gesellschaft hervorragenden Männern zu Theil werden läßt, wird in den meisten Fällen ihres guten Grundes nicht ermangeln. Aber, so mächtig auch diese Stimme auf die Welt- und Völkergeschichte einwirkt, für die Literargeschichte ist sie von sehr geringem Werthe und beynahe für ganz stumm zu halten, und die letztere muß daher auf diesen Führer gänzlich verzichten. Dieß ist aber nicht als ein Nachtheil, sondern vielmehr als ein großer Vortheil zu betrachten, dessen sich die Geschichte der Wissenschaften vor allen andern Geschichtbüchern zu erfreuen hat. Denn, wenn sie nicht mehr, wie diese anderen, die Erzählungen der Zeitgenossen von den Thaten, die ihre handelnden Personen vollführt haben, vor sich hat, so liegen dafür diese Thaten selbst auf ihrem Tische. Diese Thaten sind aber die Schriften, welche jene Personen hinterlassen haben. Die großen Conceptionen, die fruchtbringenden Ideen, die bewunderungswürdigen Entdeckungen, deren Urheber diese Männer sind, wurden uns nicht, gleich den Schlachten jener Eroberer, entstellt von früheren Erzählern, durch Tradition überliefert, sondern sie selbst liegen, ungetrübt von fremdem Einfluß, vor unseren eigenen Augen, und weit entfernt, nur von ihnen zu lesen, was andere über sie geschrieben haben, lesen wir vielmehr sie selbst, und in ihren eigenen Schriften vernehmen wir noch die himmlischen Töne mit unserem geistigen Ohre, wenn gleich ihr Klang für das körperliche Organ schon seit Jahrtausenden verhallt ist.

Noch müssen wir bemerken, daß der Verf. unter den inductive sciences die bey uns sogenannten Naturwissenschaften versteht, welche die uns durch die Sinne gegebenen Erscheinungen der Natur zum Gegenstande haben, mit Einschluß der Mathematik, auf welcher jene Wissenschaften, als auf einer Unterlage, liegen, oder doch, wie er hofft, einmal alle liegen werden.

Er hat für diese Doctrinen den Namen der inductiven gewählt, weil bey ihnen die Induction eine Hauptrolle spielt, indem man nämlich von speciellen Erscheinungen und Beobachtungen der Natur zu allgemeinen Gesetzen übergeht, unter welchen sich jene Erscheinungon in großen Gruppen zusammenfassen und erklären lassen. Demnach sind die philosophischen, metaphysischen und moralischen Wissenschaften, so wie die positiven der Jurisprudenz und Medizin, und endlich die sogenannten schönen Künste von dem Umfange des gegenwärtigen Werkes ausgeschlossen.

Was die Uebersicht und die Eintheilung des ganzen Werkes betrifft, so ist die Geschichte einer jeden Wissenschaft als ein für sich bestehendes Ganzes behandelt worden, das aber durch die verschiedenen Epochen seines Fortschrittes in bestimmte und zusammenhängende Glieder getheilt ist. Diese Isolation der einzelnen Doctrinen und die glückliche Auswahl der Epochen, welche die Gliederung derselben bilden, gibt dem Entwurfe, dem eigentlichen Schema des Werkes einen für alle Zeiten dauernden Werth, selbst wenn die Ausarbeitung der einzelnen Glieder weniger vollständig wäre, als sie es in der That ist, da den Lesern und Nachfolgern des Verf. dadurch der Raum bezeichnet wird, wo sie ihre Verbesserungen und Erweiterungen, wenn sie dieselben nothwendig finden, eintragen können.

Das Ganze ist in achtzehn Bücher vertheilt. Das erste Buch handelt von den philosophischen Schulen Griechenlands in Beziehung auf die inductiven Wissenschaften; das zweyte von der Mechanik der festen und flüssigen Körper und der Optik der Griechen; das dritte von der griechischen Astronomie; das vierte von den inductiven Wissenschaften des Mittelalters, und das fünfte von der Astronomie unter Copernicus, Tycho und Kepler, womit der erste Band geschlossen ist.

Der zweyte Band enthält in ebenfalls fünf Büchern die Arbeiten der Neuern seit den drey letzten Jahrhunderten über Astronomie, Mechanik, Optik, über die Theorie der Wärme und der Meteorologie.

Der dritte Band endlich enthält in acht Büchern die übrigen Doctrinen, nämlich im eilften Buche die Electricität, im zwölften den Magnetismus, im dreyzehnten den Galvanismus und die hieher gehörenden Entdeckungen von Volta, Ampère, Oerstädt, Faraday u. s., im vierzehnten die Chemie, im fünfzehnten die Mineralogie, im sechzehnten die Botanik und Zoologie, im siebzehnten die Physiologie und comparative Anatomie, und im achtzehnten die Geologie.

Ueber die Art, wie er diese Gegenstände zu behandeln gedenkt, findet man in der »Einleitung« umständliche Nachricht

und mehrere allgemeine, eben so treffende als trefflich geschriebene Bemerkungen, wie denn überhaupt nicht bloß der innere Gehalt, sondern auch die äußere Form des Werkes, der Vortrag und Styl desselben, ein wahrhaft ausgezeichneter zu nennen ist. Je besser aber ein Buch, desto schwieriger ist es im Allgemeinen, Auszüge daraus zu machen, da das Ganze eine compacte Masse bildet, deren einzelne Theile zu wohl unter einander verschmolzen sind, als daß sie für sich herausgehoben und, gleichsam zur Probe des Uebrigen, vorgezeigt werden könnten. Bemerken wir hier nur zwey charakteristische Grundzüge, die durch das Ganze fortlaufen und beynahe auf jeder Seite des Werkes sichtbar werden. Erstens die gründliche Kenntniß der einzelnen Wissenschaften, so daß man, je nach den verschiedenen Abtheilungen des Werkes, bald den Astronomen, den Physiker, den Philosophen, den Mineralogen, den Chemiker u. s. auf eine Weise sprechen hört, als hätte der Verf. mit jeder dieser einzelnen Doctrinen sein ganzes Leben durch sich ausschließend beschäftiget, und zweytens die Zweckmäßigkeit und Gleichförmigkeit der Behandlung aller dieser verschiedenen Gegenstände. Die meisten Männer von seiner Belesenheit würden sich von ihrer ausgebreiteten Gelehrsamkeit in das Detail der einzelnen Wissenschaften herabgelassen, und dadurch ihren eigentlichen Zweck gänzlich verfehlt haben. Er aber wußte sich mit den großen, mit den eigentlich bezeichnenden Zügen seines Gemäldes zu begnügen, durch welche die Hauptepochen, die wahren Fortschritte und die jedem Zeitalter gehörige Gestalt, durch welche allein die eigentliche allgemeine Geschichte der Wissenschaft constituirt wird.

In dem ersten Buche betrachtet er die älteren philosophischen Schulen der Griechen in Beziehung auf die Naturwissenschaften. Die Mitglieder dieser Schulen gingen auf diese großen Fragen mit jenem jugendlichen Uebermuthe und jenem Selbstvertrauen ein, das noch keine Unfälle erfahren hat, und das mühsame Arbeiten stolz von sich weist. Erst in späteren Jahrhunderten kam man zu der Ueberzeugung, daß der Mensch nur langsam und geduldig, Strich für Strich, das Alphabet erlernen müsse, in welchem die Natur uns ihre Geheimnisse lesen läßt. Jene Jugend des menschlichen Geschlechts wollte nicht mit Müh' und Arbeit vorwärts schreiten, sondern alles sogleich mit einem Griffe fassen, mit einem Blick das ganze große Buch der Natur überschauen, und, wenig bekümmert um das, was sie hier zunächst umgab, wollten sie sogleich den Ursprung des Universums entdecken. Obschon ihnen dieß, wie zu erwarten, nicht gelang, so behielt doch ihre Naturphilosophie dieß erste Gepräge auch in späteren Zeiten bey, und hierin liegt zugleich die Ursache, warum

sie so wenig geleistet hat. — Den ersten Versuch, von den Erscheinungen der Natur eine genügende Erklärung zu geben, findet der Verf. in Herodot (II. 19), wo dieser von den jährlichen Ueberschwemmungen des Nils die Ursache sucht. Die Exposition dieses Gegenstandes führt ihn zugleich zu dem Schluß, daß die ersten Griechen nicht, wie dieß so oft behauptet wird, ihre Kenntnisse von den Aegyptiern oder vom Osten erhalten, sondern daß sie dieselben aus sich selbst entwickelt haben Schon in dieser Untersuchung Herodot's findet er die erste Spur des großen Fehlers, unter dem die ganze griechische Philosophie litt, daß sie nämlich bey den bloßen Worten und den von diesen Worten angeregten Vorstellungen stehen blieben, während sie doch die äußern Erscheinungen hätten betrachten sollen, durch welche diese abstracten Worte in uns erzeugt werden. Dieser letzte Weg, der reelle, weil er sich auf die Dinge (res) außer uns bezieht, führt allein zum Ziele, während der bloß nominelle, der leere Wortlaut, in die Irre leitet. Die Naturwissenschaften der Griechen waren nicht aus der Natur selbst, sondern nur aus den Worten abgeleitet, mit welchen ihre Landsleute die Erscheinungen der Natur zu bezeichnen pflegten, und sie hatten daher alles das Vage und Unbestimmte, was diesen Worten, so wie allen Worten einer Volkssprache, eigenthümlich ist. Es fehlte ihnen nicht an Beobachtungen, so unvollkommen diese auch seyn mochten, und noch weniger fehlte es ihnen an Ideen über diese Beobachtungen, aber ihr großer Fehler bestand darin, daß ihre Ideen weder bestimmt, noch den Beobachtungen angepaßt genug waren, indem sie sich mehr an die Worte der Sache, als an diese Sache selbst hielten. So antwortete, um dieß nur durch einige Beyspiele zu erläutern, Thales auf die Frage: welches Ding das Größte sey? — »Der Raum, denn alle Dinge sind »in der Welt, aber die Welt selbst ist im Raume.« Die Untersuchungen des Aristoteles, so spitzfindig sie auch oft sind, fangen gewöhnlich damit an, daß das Volk über den Gegenstand, z. B. über Leerheit und Raum, also auch über den leeren Raum sich so oder so ausdrückt. Die Physicae lectiones desselben sind voll von Beyspielen dieser Art, deren mehrere hier sehr zweckmäßig herausgehoben werden. In seinem Werke De Coelo beweist er die »Vollkommenheit der Welt« mit folgenden Worten: »Die Körper, aus welchen die Welt zusammengesetzt ist, sind »solid, und haben demnach alle drey Dimensionen. Allein Drey »ist eine sehr vollkommene Zahl. Drey ist eigentlich die erste »aller Zahlen. Denn von Eins sprechen wir nicht, als von ei- »ner Zahl, und statt Zwey sagen wir Beyde; Drey aber ist »die erste Zahl, die wir auch oft mit All bezeichnen, und über-

»dieß hat sie einen deutlichen Anfang, ein Mittel und ein Ende.« An einem andern Orte will er erklären, warum das Sonnenlicht, wenn es durch kleine Oeffnungen von jeder Gestalt fällt, auf dem gegenüberliegenden Boden immer eine lichte Stelle von kreisförmiger Gestalt entwirft. Statt aber zu bedenken, daß die ebenfalls kreisrunde Sonne ihre Strahlen von jedem Punkte ihrer Oberfläche ausgehen läßt, was ihn sogleich auf die wahre Erklärung geführt haben müßte, geht er von einer supponirten kreisförmigen Natur des Lichtes aus, und verwickelt sich in Speculationen über diese Natur des Lichtes und des Kreises, die zu nichts führen. — Man kennt die Mühe, welche sich die spätern Commentatoren des Aristoteles im Mittelalter gaben, seine Lectiones physicas zu verstehen und ihren Lesern zu erklären. Aber es scheint, daß diese Schwierigkeiten schon von den Griechen selbst gefühlt worden sind. Simplicius aus dem sechsten Jahrhundert erzählt, Alexander hätte seinem früheren Lehrer geschrieben, daß er nicht gut gethan habe, diese Lectionen öffentlich bekannt zu machen, denn, soll er hinzugesetzt haben, wie sollten wir, deine Zöglinge, die andern noch übertreffen, wenn du das, was du uns gelehrt hast, allen mittheilst? — Die Antwort des Aristoteles war: Meine Lectionen sind und sind auch nicht öffentlich bekannt gemacht, denn sie werden nur denen verständlich seyn, die mich früher gehört haben, und allen andern nicht. — Sehen wir noch zu, wie Aristoteles beweist, daß die Welt nur aus vier einfachen Elementen bestehen könne. »Wir suchen,« sagt er, »die ersten Principien aller fühlbaren, d. h. aller berührbaren Dinge. Wir müssen also nicht sowohl die Gegensätze der Eigenschaften aller Dinge, sondern nur die derjenigen Dinge aufsuchen, die wir berühren können. So gehören demnach die Gegensätze »schwarz und weiß, süß und bitter u. dgl.« nicht hieher, da diese Dinge nicht dem Tastsinn unterliegen. Dieser letzten aber sind in allen sieben, nämlich: 1) Kalt und warm, 2) trocken und feucht, 3) schwer und leicht, 4) hart und weich, 5) fett und mager, 6) rauh und glatt, 7) dick und dünn. Von diesen sieben werden nun alle, bis auf die zwey ersten, verworfen, aus Ursache, weil z. B. schwer und leicht nicht active, sondern nur passive Eigenschaften seyn sollen u. dgl., und weil überhaupt alle übrigen nur aus jenen zwey ersten combinirt sind, daß also bloß die zwey ersten übrig bleiben, nämlich die vier Hauptqualitäten der Körper: A kalt, B warm, C trocken und D feucht. — Nun gebe es aber zwischen vier Dingen sechs Combinationen zu zwey, nämlich AB, AC, AD, BC, BD und CD. Aber davon müssen diejenigen Combinationen, die einander entgegengesetzte Dinge enthalten, weggelassen werden. Dieser sind aber

zwey, nämlich AB oder warm und kalt, und CD oder feucht und trocken. Wir haben demnach nur vier Combinationen, und diese sind offenbar die vier elementaren Körper, aus welchen die ganze Welt zusammengesetzt ist. Nämlich das Feuer ist warm und trocken, die Luft ist warm und feucht, das Wasser ist kalt und feucht, und die Erde endlich ist trocken und kalt.« Q. E. D.

Unter den verschiedenen technischen Ausdrücken, die Aristoteles aufgebracht hat, ist bekanntlich das Wort εντελεχεια besonders berüchtigt. Er braucht es zu seinen Definitionen von der Seele und von der Bewegung. Die Seele, sagt er, ist die Entelechie eines natürlichen Körpers, der durch seine innere Kraft Leben hat; und die Bewegung ist die Entelechie eines beweglichen Körpers in Beziehung auf seine Bewegbarkeit. Die Nachfolger des Stagiriten haben dieses Wort auf die mannigfaltigste Weise übersetzt, und einige derselben erklärten es geradezu für unübersetzbar. Einige brauchten dafür Actio, Actus, primus actus, ipse cursus actionis u. s. w. Budäus übersetzt es mit efficacia. Cicero setzt dafür (Tusc. Quaest. I. 10) die Periphrase: Quasi quandam continuatam motionem et perennem. Hermolaus Barbarus endlich erzählt, daß er die Uebersetzung dieses Wortes für so schwer gehalten habe, daß er einstens mitten in der Nacht den Teufel um Hülfe anrief. Der alte Spötter erschien auch wirklich auf den Ruf, aber er sagte ihm ein Wort, das noch viel dunkler und unverständlicher war, als jenes. Am Ende mußte Hermolaus sich selbst helfen, und er kam, nicht ohne vieles Kreißen, mit dem Worte Perfectihabia nieder.

Die Eintheilung, die Aristoteles von den Ursachen machte, wurde allgemein angenommen und bis auf unsere Zeiten festgehalten, daher unser Verf. auch dabey etwas länger, als sonst, verweilt. Eine Art von Ursache, sagt er (Phys. III. 3), bezieht sich auf die Materie, aus der ein Ding gemacht ist, wie Bronze bey einer Statue, Silber bey einem Gefäße; eine zweyte bezieht sich auf die Form oder Art, so ist z. B. das Verhältniß von zwey zu eins die Ursache der Octave in der Musik; eine dritte bezieht sich auf die Entstehung oder Erzeugung, wie z. B. der Vater die Ursache seines Kindes ist; und eine vierte endlich auf den Zweck, wegen welchem etwas da ist, wie z. B. das Gehen die Ursache der Erhaltung der Gesundheit ist. Wir haben demnach vier Arten von Ursachen: die materielle, formelle, die efficiente und die finale. — Diese vier Kunstworte, sagt unser Verf., sind lange Jahrhunderte durch gleichsam die leitenden Sterne aller unserer inquisitiven Speculationen geblieben, und selbst in der gemeinen Sprechart sind ihre Spuren noch gar deut-

lich zu sehen, und dasselbe gilt auch von den berühmten Worten absolut und relativ, Quantität und Qualität, Relation, Modalität u. s. w Besonders wußten sich die Nachfolger des Aristoteles über die beyden Worte Materie und Form (oder materiell und formell) selbstgefällig zu verbreiten, so oft sie auf metaphysischem Wege von den sichtbaren Dingen auf die unsichtbaren bis zu ihrer möglich allgemeinsten Bedeutung fortgeführt wurden. »Auch ist,« sagt unser Verf., »diese Metapher noch jetzt eine der bezeichnendsten von den Fundamental-Antithesen, mit welchen es die Philosophie zu thun hat, so oft sie auf die Opposition der Sinne mit der Vernunft, der äußern Eindrücke und der innern Schlüsse und Principien zu sprechen kömmt. Auf diese Anwendung hätten auch die deutschen Philosophen bis auf die gegenwärtige Zeit einen großen Theil des Gewichtes ihrer Systeme zu legen gesucht, wie wenn z. B. Kant sagt, daß Raum und Zeit die Form unserer Empfindungen oder unserer äußern Eindrücke sind.« Selbst in den Werken der neuern englischen Literatur, setzt er hinzu, findet man noch diesen technischen Apparat so weit verbreitet und so tief gewurzelt, daß mehrere unserer größten Schriftsteller sich veranlaßt gefunden haben, diese obsoleten Abenteuerlichkeiten, wenn möglich, durch die Waffen des Lächerlichen zu vertreiben. So beklagte Crambe bitterlich die armen substantiellen Formen, diese niedlichen harmlosen Dingerchen, die sich so viele Jahre freundlich unter uns herumgetrieben, und so manchem hungerigen Philosophen Anhalt und Nahrung verschafft haben, und die man jetzt zu Tode jagen und ohne Barmherzigkeit, gleich reissenden Wölfen, niederschießen will. Warum hat man es mit ihnen, wenn man sie schon einmal nicht mehr haben will, nicht wie mit ihren nahen Verwandten, den Essenzen, gemacht, die man, als man sie aus den Schulen forttrieb, sich in die Apothekerbüchsen flüchten ließ, wo sie uns noch jetzt durch ihre Süßigkeit erquicken, und wo einige von ihnen sogar bis zu dem Grade von Quintessenzen avancirt sind (Martinus Scriblerus, Cap. VII).

Obschon aber, so schließt unser Verf. das zweyte Kapitel, diese griechischen Philosophen für die eigentlichen inductiven Wissenschaften nichts geleistet haben, so dürfen wir deßwegen nicht gering von ihnen denken. Sie waren Männer von ungewöhnlichem Scharfsinn, reich an Erfindungskraft und hohen Conceptionen, und, was hier vorzüglich bemerkt werden muß, sie haben zuerst die speculative Facultät des menschlichen Geistes, und zwar sehr vollständig entwickelt. Gleich kühnen Jägern, die keine Gefahr scheuen, warfen sie sich zuerst auf die Jagd der Ideen, auf denen im Grunde alle spätere Kultur des Menschengeschlechts

erbaut worden ist. Die Weisen des alten Griechenlands bilden gleichsam das heroische Zeitalter unserer Literaturgeschichte. Denn wie die ersten Schiffer ihrer eigenen Mythenlehre steuerten sie mit schwachen Barken kühn in ein fernes, unbekanntes Meer, begeistert von der Hoffnung eines glänzenden Sieges über alle Hindernisse, die sich ihnen entgegenstellen würden. Sie haben zwar das goldene Vließ, für das sie ausgezogen sind, nicht gefunden, aber sie haben dafür die Pforten einer neuen Welt vor unsern Augen aufgeschlossen, sie haben uns zu dem endlosen Meere geführt, auf welchem seitdem Schiffe von zahllosen Seglern hin und wieder fahren, und uns aus jenen neuen Gegenden die kostbarsten Schätze bringen, die uns, ohne jene ersten jugendlichen kühnen Schiffer, vielleicht immer unbekannt geblieben wären.

Nach diesen Betrachtungen wendet sich der Verf. im zweyten Buche zu den einzelnen Naturwissenschaften der Griechen, der Mechanik, Hydrostatik, Optik u. f. Da es der Raum dieser Blätter nicht erlaubt, ihm auf allen seinen vielfachen Wegen zu folgen, und da wir doch, nach der bisher gewohnten Weise, unsere Leser mit dem Inhalte und der Darstellung des Verf. gern näher bekannt machen wollen, so wählen wir von den mannigfaltigen Wissenschaften, die hier nach einander auftreten, eine der vorzüglichsten, die Astronomie, die auch der Verf. selbst, wenn wir nicht irren, mit einer Art von Vorliebe behandelt zu haben scheint.

Das dritte Buch also enthält die Geschichte der griechischen Astronomie von den frühesten Zeiten bis zum Erlöschen der Alexandrinischen Schule. — Ihr werden zuerst mehrere schöne Bemerkungen über die Worte Tag und Jahr vorausgeschickt, die wohl bey allen Völkern die frühesten astronomischen Beobachtungen umfassen, wenn hier dieses Wort in seiner weitesten Bedeutung gebraucht wird. Wenn man außer den Wendekreisen überall nur solche Jahre findet, die sich auf den Kreislauf aller vier Jahreszeiten, d. h. auf eine vollständige Zurücklegung der himmlischen Bahn der Sonne beziehen, so ist dieß wohl sehr natürlich. Aber in den Aequatorialländern, wo Wiesen und Wälder ihr Grün nie ablegen, wo die Einwohner derselben die Sonne alle sechs Monate über ihrem Scheitel sehen, und wo der Cyclus der Jahreszeiten, so wie die mit ihm verbundenen Erscheinungen des Himmels, in derselben Periode von sechs Monaten regelmäßig wiederkehrt, hier ist es allerdings schon mehr auffallend, daß man in keinem dieser Länder ein Jahr von sechs Monaten, sondern im Allgemeinen immer nur wieder das unsere von zwölf vollen Monaten oder von nahe 365 Tagen trifft. Die Araber allein machen davon eine Ausnahme, indem

sie sich gar nicht nach der Sonne richten. Da ihnen der Ackerbau und die Schiffahrt fremd war, so konnten sie eben so gut den Mond zu ihrer Leuchte durch die Reihe der Jahrhunderte nehmen, um so mehr, da dieses Gestirn durch seine Lichtwechsel von sieben Tagen die Woche bildet, die man schon in den ältesten Zeiten der Vorwelt, wie in unseren Tagen, herrschend gefunden hat, wo dann vier solcher Wochen den Monat, und zwölf solcher Monate das Mondenjahr dieses Volkes bildete. Uebrigens zeigt schon die Benennung, die man den Sonnenjahren in den verschiedenen Sprachen gegeben hat, diese Beziehung auf den Kreislauf der Sonne oder der Jahreszeiten deutlich an. Die alte Bedeutung des römischen Wortes Annus war »Ring,« wofür später das Diminutiv »Annulus« gebraucht worden ist. Das griechische ενιαυτος bezieht sich offenbar auf etwas, das in sich selbst zurückkehrt, und das englische year soll ebenfalls von dem schwedischen yra (Ring) kommen, und ist vielleicht aus dem römischen gyrus entstanden.

Allein die Bestimmung der Anzahl der Tage, die in einem solchen Kreislaufe der Sonne enthalten sind, erforderte schon eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit, und konnte wohl nur von einem Volke erwartet werden, das bereits einen gewissen Grad der Kultur erreicht hatte. Ohne Zweifel war die Wiederkunft der Sonne zu denselben Punkten des Horizonts bey ihrem Auf- oder Untergange, oder zu derselben Höhe im Mittag über dem Horizont das erste sichere Mittel zur genauen Bestimmung der Länge des Jahres. Der höchste und tiefste Punkt derselben wurde die Wendung (Sonnenwende) genannt, weil sich von da dieses Gestirn wieder zu dem andern Punkte wendet. Auch finden wir die Jahreszeiten und die Epoche der verschiedenen Arbeiten der Landleute bereits auf diese Art in dem ältesten Buche, das wir vielleicht von den Griechen besitzen, angezeigt.

Ηματα πεντηκοντα μετα τροπας ἠελιοιο
Ες τελος ελθοντος θερεος.

Fünfzig Tage nach der Wendung der Sonne
ist die Zeit der zu beginnenden Jagd.

Hesiod. Op. et Dies. 661.

Bey Gelegenheit der »Jahreszeiten« bemerkt er, daß des Tacitus Nachricht von Deutschland: Autumni nomen ac bona ignorantur, unrichtig seyn muß, da das Wort Herbst, Harvest, gewiß deutschen Ursprungs ist. Diesen Betrachtungen folgen die verwandten über die verschiedenen Correctionen und Einschaltungen der Jahre bey mehreren Völkern, und über die Monate, welches Wort in beynahe allen Sprachen von dem Monde

kömmt, wie das englische month von moon, das griechische $\mu\eta\nu$ von $\mu\eta\nu\eta$ u. s. w.; ferner über das Lunisolarjahr der Griechen, die Periode von neunzehn Jahren, über die Benennung der Sternbilder und das Alter des Thierkreises, u. dgl.

Was der Verf. S. 139 von der uralten Bezeichnung unserer Wochentage nach den Planeten sagt, scheint nicht deutlich genug ausgedrückt. Allerdings hängt sie mit der Astrologie zusammen. Die ägyptischen Astrologen ordneten nämlich die Planeten nach der von ihnen angenommenen Entfernung derselben von der Erde auf folgende Weise:

Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Mercur und Mond,

und sie nahmen an, daß jeder dieser Himmelskörper, in der angeführten Ordnung, die einzelnen Stunden des Tages beherrschen oder deren Regent seyn soll, und daß überdieß derjenige, der die erste Stunde eines Tages regiert, diesem Tage seinen Namen gebe. So hieß also z. B. der Tag, dessen erste Stunde Saturn regierte, Dies Saturni oder Samstag. Die zweyte Stunde dieses Tages herrschte also Jupiter, die dritte Mars u. s. w., also auch die siebente der Mond, die achte wieder Saturn, die neunte Jupiter u. s. w., so daß demnach die 15te und 22ste wieder von Saturn, die 23ste von Jupiter, die 24ste von Mars, und die 25ste, das heißt die erste Stunde des folgenden Tages, von der Sonne beherrscht wurde, daher dieser Tag Dies Solis oder Sonntag hieß. In diesem zweyten Tage herrschte also die zweyte Stunde Venus, die dritte Mercur, die 8te, 15te und 22ste wieder die Sonne, die 23ste Venus, die 24ste Mercur, und daher die erste Stunde des folgenden Tages der Mond, daher dieser Tag Dies lunae oder Montag hieß u. s. w. Als diese Gottheiten im Strome der Zeiten untergegangen waren, setzten die alten germanischen Völker ihre Idole des Thors, der Freya u. s. an deren Stelle, um die Regentschaft der Tage zu übernehmen, und auch diese stürzten endlich von ihren Altären herab, aber die letzten Spuren ihrer vergänglichen Herrschaft sind uns in der jetzt noch durch ganz Europa üblichen Benennung der Wochentage geblieben.

Es sey uns erlaubt, noch eine zweyte Bemerkung über den Beweis für die Kugelgestalt der Erde hinzuzufügen, den unser Verfasser S. 148 aus Aristoteles, de Coelo II., 14 mittheilt: »Wenn die Erde,« sagt der Stagirit, »keine Kugel wäre, so würden die Verfinsterungen des Mondes durch die Erde nicht diejenige Form haben, die wir jetzt sehen. Während nämlich der dunkle Theil des Mondes während der ganzen Periode seiner Lichtwechsel binnen einem Monate bald von einer geraden, bald von

einer convexen, bald wieder von einer concaven Kreislinie begrenzt ist, erscheint die Grenze des dunklen Mondstheils, bey den Mondesfinsternissen, immer nur convex. Da nun der Mond nur wegen der Zwischenstellung der Erde zwischen ihm und der Sonne verfinstert wird, so muß der Umfang der Erde die Gestalt einer Kugel haben.« — Dieser Beweis, der noch jetzt in unsern Schulen vorgetragen wird, möchte doch, für Anfänger wenigstens, eines kleinen Zusatzes bedürfen. Der Mond wird, während einer Verfinsterung desselben, von dem kegelförmigen Schatten der Erde geschnitten, und aus der kreisförmigen Gestalt dieses Schnittes wird auf die ähnliche Gestalt der Erde geschlossen. Allein diese kreisförmige Gestalt des Schattenschnittes würde im Allgemeinen auch noch dann Statt haben, wenn die Erde z. B. die Gestalt einer ebenen Tafel hätte, oder sonst, wie z. B. ein Kubus, von solchen ebenen Tafeln begrenzt wäre. Dann würde nämlich jede dieser Tafeln auch eine ebene Schattengrenze haben. Wenn aber eine Kugel, wie hier der Mond, von einer Ebene geschnitten wird, so ist dieser Schnitt immer ein Kreis, und jeder Kreis wird, von einem Auge außer seiner Ebene, immer als eine Ellipse gesehen, so daß also auch bey einer würfelförmigen Erde jener Schattenschnitt des Mondes, so lange nur nicht die Ecken des Würfels ihren Schatten auf den Mond werfen, als eine convexe Linie erscheinen wird, daher der Beweis des alten Griechen nicht richtig, oder wenigstens nicht vollständig ist. Er hätte noch hinzusetzen sollen, daß bey den Mondesfinsternissen unser Auge immer sehr nahe in der Ebene der Schattengrenze ist, wo uns jeder kreisförmige Schnitt der Mondesoberfläche als eine gerade Linie erscheinen müßte, wenn unsere Erde selbst, gleich einem Würfel, von ebenen Seiten begrenzt wäre.

Wir stimmen ganz mit dem Verf. überein, daß die Chaldäer und nach ihnen die Griechen die Perioden, nach welchen die Finsternisse der Sonne und des Mondes wieder in derselben Ordnung zurückkehren, nicht durch ihre Berechnungen der Bewegung dieser beyden Gestirne, sondern auf rein empirischem Wege durch bloße Notirung der von ihnen durch längere Zeit beobachteten Finsternisse gefunden haben. Eben so richtig ist die Bemerkung, daß die Idee des Aristarch von Samos, das Verhältniß der Distanz des Mondes und der Sonne von der Erde aus den Lichtphasen des Mondes zu bestimmen, eine der sinnreichsten ist, welche die ältere Geschichte der Astronomie aufzuweisen hat. Ein gewiß sehr schöner theoretischer Einfall, der aber keine praktische Anwendung hat, besonders bey den so unvollkommenen Instrumenten der Alten.

Ganz vorzüglich scheint uns der Verf. die Geschichte der

epicyclischen Theorie der Planeten ausgeführt zu haben. — Nachdem man sie einmal von den fixen Gestirnen des Himmels unterscheiden gelernt hatte, mußte man auch bald ihre sonderbaren vor- und rückgängigen Bewegungen erkennen, und es kam nur darauf an, die Ursachen dieser letzten aufzufinden, wozu man um so mehr aufgefordert wurde, da diese anfangs sehr unregelmäßig erscheinenden Bewegungen sehr bald eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit zeigten, die man, schon in den ältesten Zeiten bey den Chaldäern, mit einem Tanze verglich.

Die Griechen scheinen die ersten gewesen zu seyn, die diese Anomalien zu erklären suchten. Sie nahmen an, daß der Planet sich gleichförmig in einem Kreise, dem sogenannten Epicykel, bewege, während der Mittelpunkt dieses Kreises wieder gleichförmig in einem anderen, dem deferirenden Kreise, um die Erde, als seinen Mittelpunkt, herumgehe. Da nun diese zwey Bewegungen, obschon sie beyde nach derselben Richtung, von West gen Ost, vor sich gehen, von der festen Erde aus betrachtet, bald nach derselben, bald wieder nach entgegengesetzten Seiten zu gehen scheinen, so hofften sie, durch diese Hypothese ihren gewünschten Zweck erreichen zu können.

Die erste ernstliche Bemühung, diese Idee mathematisch auszuprägen, scheint in die Zeit des Aristoteles zu fallen. Plato wenigstens kannte sie noch nicht, sonst würde er ihrer in mehreren Stellen seiner auf uns gekommenen Schriften erwähnt haben. Im zehnten Buche seiner »Politik« erzählt Alkinus der Pamphylier, was er nach seinem Tode auf seinen Wanderungen durch den Himmel gesehen hat. Unter andern Offenbarungen, die er seinen Zuhörern mittheilt, spricht er auch von der Maschinerie, welche die Bewegung der Planeten leitet. Die Axe aller dieser Bewegungen, sagt er, ist eine große Säule von Diamant, die gleich einem Spinnrocken von dem »Verhängniß« zwischen ihren Knieen gehalten wird. An diesem Rocken sind, mittelst verschiedener Stäbe, große Ringe befestigt, auf deren Umkreisen sich die Planeten bewegen, wo denn Alkinus die Größen und Entfernungen dieser Ringe umständlich beschreibt. — Auch in seinem »Epinomis« gibt Plato eine Darstellung dieser Bewegungen der Planeten, die er, den Beobachtungen gemäß, wohl zu kennen scheint, obschon er die Ursache derselben nicht anzugeben wagt. Dafür setzt er den merkwürdigen Schluß hinzu: »Was immer die Griechen von den Barbaren erhielten, ha»ben sie verbessert und vervollkommnet, daher ich hoffe, daß »meine Landsleute auch in diesen Untersuchungen bald viel wei»ter gehen werden, als jene Fremden.« Doch bekennt er zugleich, daß das hier vorgelegte Problem schwer zu lösen seyn,

und viel Talent und Scharfsinn erfordern wird. »Ein Astro-»nom,« setzt er hinzu, »muß ein geistig sehr hoch gestellter Mann »seyn, und schon von früher Jugend her einen sorgfältigen Un-»terricht erhalten haben, besonders in den mathematischen Wis-»senschaften, und unter diesen vorzüglich in derjenigen, die so »innig mit dem Himmel verwandt ist, und die wir doch so »thöricht die Erdmessung oder die Geometrie zu nennen pflegen.«

Simplicius (de Coelo, Lib. II.) erzählt, daß Eudox von Knidus zuerst die Hypothese der Epicykel in die Astronomie eingeführt hat. Er reiste mit seinem Freunde Calippus von Cyzicus nach Athen, wo sie dem Aristoteles ihre Theorie vorlegten, und sie mit Hülfe des letztern noch weiter verbesserten. Auch scheint man damals schon bemerkt zu haben, daß die Bewegung der Sonne und besonders die des Mondes keineswegs ganz gleichförmig sey, wie man wohl früher glaubte, daher man die neue epicyklische Hypothese auch auf diese beyden Gestirne anzuwenden suchte. Uebrigens ging man dabey, wie natürlich, von der einfachen Voraussetzung aus, daß die Bewegung der Planeten in ihrem Epicykel, und die des Epicykels in dem deferirenden Kreise durchaus gleichförmig sey. Diese Gleichförmigkeit der Bewegung im Kreise, als in der vollkommensten und daher der Natur angemessensten aller krummen Linien, die hier, der Einfachheit wegen, angenommen wurde, setzte sich später, bis zu Kepler's Zeiten, also beynahe durch zwey volle Jahrtausende, so fest in allen Köpfen, daß sie allmälich für ganz unüberwindlich gelten mußte. Es ist dieß ein merkwürdiges Beyspiel, wie die dem Menschen eigenthümliche Vorliebe zur Einfachheit und Symmetrie, die die Quelle beynahe aller unserer großen Entdeckungen und Wahrheiten ist, auch oft der Ursprung des Irrthums, des lange und hartnäckig festgehaltenen Irrthums seyn kann. Schon die Pythagoräer, und später alle anderen philosophischen Schulen der Griechen stimmten einmüthig darin überein, daß die Bewegung der Planeten gleichförmig seyn und in Kreisen vor sich gehen müsse. »Diese Weisen,« sagt Geminus, »konnten keine Unordnung irgend einer Art un-»ter den himmlischen und ewigen Dingen zugeben, wie daß sie »sich z. B. bald geschwinder, bald langsamer, bald auch gar »nicht bewegen sollten, da man so ungeregelte Bewegungen nicht »einmal einem auf Ordnung und Schicklichkeit sehenden Manne »erlauben würde. Zwar wird der Mensch oft durch äußere Ver-»hältnisse gezwungen, seinen Gang zu ändern, aber in der in-»corruptiblen Natur der himmlischen Wesen läßt sich kein Grund »von solchen Aenderungen auffinden. Daher muß das Problem »nach Plato so gestellt werden: Wie läßt sich die beobachtete Be-

»wegung der Planeten mit der gleichmäßigen und kreisförmigen »Bewegung derselben vereinbaren.«

Nach Aristoteles (Metaphysik XI. 8) gab Eudox jedem Planeten vier Sphären (Ringe oder Kugelschalen). Die erste Sphäre drehte sich täglich mit den Fixsternen um (und dieß gab die tägliche Bewegung des Planeten von Ost gen West); die zweyte Sphäre gab dem Planeten seine Bewegung längs der Ecliptik (die mittlere Bewegung in Länge), die dritte hatte ihre Axe senkrecht auf die Ecliptik (wodurch die geocentrische Ungleichheit des Planeten dargestellt wurde), und die vierte endlich erzeugte die schiefe Bewegung gegen die Ecliptik (oder die Bewegung in der Breite). Calippus bildete dieses System noch weiter aus, wodurch es aber auch zugleich so complicirt wurde, daß der ganze Apparat, mit welchem er die Bewegungen der Planeten darzustellen suchte, nicht weniger als 55 Sphären erhielt. Diese Complication war mehr ein Rückschritt zu nennen, da sie das ohnehin schon schwere Problem nur noch mehr verwickelte. Auch wurde das Ganze mehr auf theoretischem Wege, gleichsam als ein Problem der reinen Geometrie, behandelt, ohne sich um seinen eigentlichen Zweck, der Darstellung der astronomischen Beobachtungen, eben viel zu bekümmern.

In diesem Zustande fand Hipparch diese Angelegenheit, deren Wichtigkeit er bald erkannte, und die er nun, mit eigener Kraft, zu Ende führen wollte. Auch ist Hipparch als der eigentliche Gründer dieser Theorie zu betrachten, da er der erste durch Rechnung und wirkliche Anwendung gezeigt hat, daß durch diese Theorie die Bewegung der himmlischen Körper nicht bloß dargestellt werden könnte, sondern in der That auch dargestellt wird. — Zu diesem Zwecke bestimmte er von der Sonne: I. das Verhältniß der Halbmesser beyder Kreise und der zwey Bewegungen in diesen Kreisen; II. den Ort ihrer größten und kleinsten scheinbaren Bewegung oder das Perigeum und Apogeum ihrer Bahn, und III. die sogenannte Epoche derselben oder ihren Ort für eine bestimmte Zeit. Zu diesen drey Elementen halfen ihm vorzüglich die Beobachtungen, welche die Chaldäer lange vor ihm angestellt hatten, und auf diese Weise war er der Erste in den Stand gesetzt, eigentliche Sonnentafeln zu entwerfen, durch welche man den Ort der Sonne am Himmel für jede gegebene Zeit durch Rechnung bestimmen konnte, und die auch so gut mit dem Himmel übereinstimmte, als man es von den Beobachtungen seiner Zeit zu erwarten berechtigt war Bald darauf stellte er auch die Bewegungen des Mondes auf eine ähnliche Art dar, aber die der übrigen Planeten hinterließ er seinen Nachfolgern, sich begnügend, ihnen den wahren Weg zu diesem Ziele gezeigt zu haben.

Man pflegt heut zu Tage etwas leicht von dieser Theorie der Epicykeln zu sprechen. Sie ist nun allerdings als falsch anerkannt, und die Complication so vieler in einander gesteckten Sphären erscheint Manchen abenteuerlich genug, um mit vornehmen Spott auf diese Bemühungen der Alten herabzusehen. Aber es sey uns erlaubt, sagt der Verf., zu bedenken, daß selbst eine irrige Theorie, so lange man keine bessere hat, sehr werthvoll und nützlich zugleich seyn kann. Unsere ersten großen Schritte zur Erkenntniß verlieren dadurch nicht, daß sie nicht zugleich die letzten sind; diese letzten wären ohne jene ersten unmöglich gewesen, und der Anfang einer Reise durch so unwegsame Gegenden fordert wohl nicht weniger Kraft und Ausdauer, als das Ende derselben. Das Wahre an der Theorie Hipparch's ist die Auflösung der scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper in eine Anzahl von einfachen kreisförmigen Bewegungen. Das Zeugniß von der Wahrheit und Wirklichkeit dieser Resolution geben die astronomischen Tafeln, mit denen uns Hipparch beschenkt hat, und die mit dem Himmel so gut, als man damals nur erwarten konnte, übereinstimmen. Die Basis, auf der diese Tafeln erbaut sind, ist die gleichförmige Bewegung der Planeten in Kreisen. Diese Basis kann jetzt immerhin falsch genannt werden, aber irgend eine Basis mußte gewählt werden, um die Theorie und die Berechnung darauf zu gründen, und man wird nicht läugnen, daß die, die man gewählt hat, die einfachste und natürlichste ist, die man wählen konnte. Das eigentliche Verdienst dieser Theorie läßt sich mit folgenden Worten ausdrücken: »Sie hat aus einigen wenigen Beobachtungen die »Elemente gegeben, durch welche man alle Beobachtungen »der vergangenen und künftigen Zeiten mit der damals gefordert»ten Genauigkeit darstellen konnte.« Wenn man diese Auflösung von Bewegungen, die in der That elliptisch und ungleich sind, in lauter gleichförmige Kreisbewegungen tadeln will, so fragen wir, was haben denn die neueren Astronomen, bis auf unsere eigenen Tage herab, anderes gethan? Alle unsere mathematische oder astronomische Analysis besteht ebenfalls in der Auflösung der ungleichförmigen Bewegungen in Glieder einer Reihe, deren jedes im Grunde ebenfalls nur eine partielle kreisförmige Bewegung darstellt, da jedes dieser Glieder durch Sinus und Cosinus, d. h. durch gewisse technische Mittel der Kreismessung, oder der gleichförmigen Bewegung im Kreise, dargestellt wird, indem auch wir, wie ehedem die Griechen, voraussetzen, daß die kreisförmige Bewegung ein constantes Verhältniß zur Zeit habe, und daß sich alle krumme Linien in kreisförmige Elemente, und alle Bewegungen, in ihren kleinsten Theilen, auf gleichförmige Bewegungen

zurückführen lassen, so daß also das Problem, die himmlischen Bewegungen in lauter gleichförmige, und die von ihnen beschriebenen Bahnen in lauter kreisförmige aufzulösen, dieses Problem, das vor zwey Jahrtausenden in den Schulen von Plato und Aristoteles vorgelegt wurde, auch jetzt noch die ersten Astronomen unserer Zeit beschäftigt. Auch haben wir keine Beweise, daß die besten Astronomen des Alterthums jene krystallenen Sphären, die uns mit Recht so abenteuerlich erscheinen, als wirklich existirend angenommen haben. Wenn ihre dichterischen Philosophen, wie Plato, oder ihre dogmatischen, wie Aristoteles, diese Einfälle aufzunehmen kein Bedenken trugen, so erklärt sie im Gegentheile Ptolemäus (Almagest. III. 3) für bloße imaginäre Hülfsmittel der Berechnung, wie dieß mit unseren mittleren Planeten und ihren auch nur imaginären mittleren Bewegungen doch ebenfalls der Fall ist. Schon der Umstand, daß er die Bewegung des Planeten in einem excentrischen Kreise für identisch mit der Bewegung in einem Epicykel erklärt, zeigt deutlich, daß diese epicyklische Hypothese ihm nur eine geometrische Conception war, in der Absicht gebraucht, um dadurch die wahre Bewegung der Planeten den Beobachtungen gemäß darzustellen. Der wahre Werth dieser Theorie ist darin zu suchen, daß sie alle damals bekannten astronomischen Entdeckungen wie in einem Gefäße aufnehmen, und selbst die Arbeiten der Nachfolger umschließen konnte zu einem einzigen zusammenhängenden Ganzen, zu einem Erbe für die späte Nachwelt, die erst durch die großen neuen Entdeckungen Kepler's in den Stand gesetzt wurde, dieses Gefäß und seinen seit Jahrtausenden aufbewahrten Inhalt für sich selbst entbehrlich zu finden. Selbst Copernikus, von dem Kepler sagt, daß er ein vir maximi ingenii et quod in hoc genere speculationis magnopere necesse est, *animo liber* war, selbst der große Copernikus, der Kraft und Muth genug besaß, ein durch sein hohes Alterthum beynahe geheiligtes Vorurtheil zu bekämpfen, wagte sich doch nicht an diese Epicykel, da er ihnen nichts Besseres, nichts Gleiches substituiren konnte. »Wir müssen gestehen,« sagt er (de Revol. orbium coel. I. 4), »daß die himmlischen »Bewegungen in Kreisen vor sich gehen, weil ihre Ungleichheiten bestimmte Gesetze und Perioden beobachten, was nur von »Kreisen kommen kann.«

Nach diesen Betrachtungen folgt S. 190—222 eine kurze Beschreibung der griechischen Astronomie von Hipparch bis nach Ptolemäus, und der Anfang der arabischen Astronomie. Im vierten Buche wird das Mittelalter, das er bis zur Geburt des Copernikus zählt, in kurzen, großen Zügen geschildert. Wir übergehen die wenig erfreulichen Nachrichten über die scholasti-

schen Philosophen, Astrologen, Magier u. s., und wenden uns sofort zu dem fünften Buche, oder zu den Leistungen von Copernikus und Kepler.

Als Muster der Darstellung des Verf. mag die Einleitung dienen, die er dieser neuen Periode in der Literargeschichte vorausschickt. — »Wir haben,« sagt er, »schnellen Schrittes die große Wüste durchwandert, die sich in der Geschichte der Naturwissenschaften auf die düstern Zeiten gelagert hat, die seit dem Verfall des römischen Reiches bis zum Wiedererwachen des menschlichen Geistes beynahe durch ein volles Jahrtausend hingezogen sind. Damals, als die alten Formen der Gesellschaft und des Staatenlebens von den verweichlichten Eingebornen und von wilden Barbaren zerstört wurden, brach auch die alte Denkkraft zusammen, und mit ihr verschwand alle Klarheit des Gedankens, alle Festigkeit der geistigen Thätigkeit der Menschen. Dieser Verfall des Geistes erzeugte bald eine knechtische Bewunderung des besseren Genius der verflossenen Zeiten, und, durch sie, jenes Heer von schaalen Commentatoren der Werke der Alten. Das Christenthum hatte die Wahrheit auf den Thron gesetzt, aber diese Wahrheit wurde mißverstanden, und die Unwissenheit, die geistige Servilität der neuen Zeit vermischte jenes Geschenk des Himmels mit dem System der Dogmatik, und die dem Menschen angeborne Liebe zur Forschung, die keinen festen und erlaubten Boden für ihre Thätigkeit fand, verirrte sich in die finsteren Regionen des Mysticismus. — Endlich aber, nach einer beynahe tausendjährigen Nacht, begann der Zauber, der bisher auf aller Augen gelegen hatte, zu verschwinden, und dem neuen Reiz zu wahren Erkenntnissen, zum eigentlichen Fortschritte ihre Stelle zu überlassen. Die vage Unbestimmtheit aller Ideen, dieses charakteristische Kennzeichen des Verfalls im Mittelalter, wurde zuerst durch die, wenn gleich damals noch schwache Kultur derjenigen Wissenschaften entfernt, die am meisten zu diesem Zwecke geeignet sind, durch Mathematik und Astronomie. Wie aber das geistige Auge des Menschen klarer zu sehen, wie es die Wahrheit in ihrer Schöne deutlicher zu erblicken begann, wendete es sich auch sofort weg von jenen werth- und inhaltlosen Controversen über bloße Meinungen, und wie die eigentliche Wissenschaft sich erhob, sank die Sucht der Commentation. Man wollte nun selbst sehen, selbst finden, und nicht mehr bloß nachbeten, was Andere gesehen und gefunden hatten, und noch weniger sich die Ansichten Anderer als Gesetze des eigenen Denkens vorschreiben lassen. Mit der blinden Bewunderung der Alten verwarf man auch den bloß passiven Gehorsam gegen ihre Systeme, und als der Geist der sklavischen Commentation einmal ausgetrieben war, wurde

ihm auch jener des Schuldogmatismus nachgeschickt, und, einmal überzeugt, daß auch sie selbst, ohne fremde Hülfe, die Wahrheit finden können, machten sie auch ihr Recht darauf geltend.«

Der Vorzug des Copernikanischen Systems, sagt man gewöhnlich, besteht darin, daß es die Erscheinungen des Himmels auf eine einfachere und zugleich vollständigere Weise erklärte, als das Ptolemäische. So scheint es uns jetzt allerdings, und wir können daher auch nicht wohl umhin, die vielen Gegner, die sich im Anfange gegen das neue System erhoben, für blind und in Vorurtheilen befangen zu erklären, da sie ganz unfähig waren, die Schönheit und Einfachheit und die wunderbare Symmetrie desselben einzusehen. Aber dieß unser Urtheil zeugt vielleicht nur selbst wieder von unserer eigenen Befangenheit in den Ansichten unserer Zeit, an die wir von früher Kindheit an uns gewöhnt haben. Denn, ohne hier von der innern Wahrheit dieses Systems zu sprechen, die keinem weitern Zweifel unterliegt, dürfen wir doch die Frage stellen, ob denn, vor der Zeit des Copernikus, sein heliocentrisches System in der That ein so großes Uebergewicht in der Meinung der Menschen über das geocentrische System des Ptolemäus zu haben sich rühmen konnte? —. Worin besteht die eigentliche Basis jenes heliocentrischen Systems? — »Daß die scheinbaren Bewegungen der Planeten dieselben »bleiben in dem einen wie in dem anderen Systeme.« — So weit also konnte eines vor dem andern keinen Vorzug ansprechen. Aber, heißt es, Copernikus hat den Vortheil der Einfachheit für sich. Und Ptolemäus, kann man antworten, hat den noch viel größern des äußern Scheins des Zeugnisses unserer Augen. Allerdings sind beyde Eigenschaften, Einfachheit und offenbarer Sinnenschein, nur vage und unbestimmte Begriffe, aber der letzte ist sehr geeignet, bey den Meisten den Sieg über jenen zu erhalten, besonders wenn man bedenkt, daß es mit jener Einfachheit des neuen Systems, wenn dasselbe näher betrachtet wird, auch noch fein Bedenken hat. Denn wenn die neue Lehre auch von den verschiedenen Ungleichheiten in der Bewegung der Sonne, des Mondes und der Planeten eben so Rechnung tragen soll, wie es die alte zu thun sich bemüht hat, so ist jene wohl nicht mehr mit Recht ein sehr einfaches System zu nennen. Copernikus mußte das, was das alte System complicirt gemacht hatte, die Epicykel mit ihren excentrischen Kreisen, auch in seinem neuen Systeme beybehalten, und ohne diesen Apparat würde das neue, in Beziehung auf Genauigkeit, weit hinter dem alten zurückgeblieben seyn. Wir dürfen uns daher nicht verwundern, wenn das neue System anfangs so viele Gegner hatte, und wenn

am Ende, nicht der äußere Schein, sondern bloß die innere Kraft der Wahrheit demselben seinen eigentlichen Sieg verschaffte.

Mit viel weniger Grund warfen ihm seine Gegner vor, daß sein System nichts Neues sey, indem es schon von den alten Griechen mitgetheilt worden seyn soll. Was die Griechen, was Pythagoras, Philolaus, Aristarch und Andere über die Bewegung der Erde um sich selbst und um die Sonne gesagt hatten, war überall nur in dem Tone einer Meinung, einer hingeworfenen Hypothese gesagt worden, daher sie auch, als eine solche, durch mehr als ein Jahrtausend unfruchtbar liegen geblieben ist. Das alte System hatte von Hipparch und Ptolemäus einen mathematischen Beweis oder wenigstens eine mathematische Unterlage erhalten, und dadurch wurde jene bloße Meinung in den Schatten, ja in völlige Vergessenheit gesetzt. Copernikus war es, der auch dem neuen Systeme der Erste jene mathematische Basis unterlegte, und dadurch ist er, der Gründer nicht bloß, sondern auch der eigentliche Entdecker dieses Systems geworden.

Bey einer genauern Untersuchung, die aber nicht die Sache der Zeitgenossen des Copernikus seyn konnte, sondern die erst durch Kepler's große Entdeckungen möglich wurde, erscheint allerdings das neue System bey weitem einfacher, als das alte. Kepler selbst zählt (in seinen Myst. Cosmogr. Cap. I.) volle sieben Bewegungen des Ptolemäischen Systems auf, die in dem neuen, als ganz überflüssig, wegfallen. — Bekanntlich hatte Copernikus der Erde, außer ihrer täglichen Bewegung um sich selbst und ihrer jährlichen um die Sonne, noch eine dritte Bewegung gegeben, nach welcher die Rotationsaxe derselben immer mit sich selbst parallel bleiben sollte. Dieß war ein Irrthum des großen Mannes. Diese Axe bleibt sich selbst parallel, weil keine Ursache da ist, ihre Lage zu ändern. Auch wurde dieß schon von Rothman, einem Freunde und Schüler des Copernikus, wenige Jahre nach der Herausgabe des Werkes: De Revol. Orbium Coelest., bemerkt. Es ist ganz unnöthig und ohne Grund, sagt er (Tycho, Epist. I., p. 184) in seinem Briefe an Tycho Brahe, diese dritte Bewegung der Erde zu Hülfe zu rufen, da jene beyden schon vollkommen genügen. — Unser Verf. macht dabey S. 373 die treffende Bemerkung, daß die geistige Kraft, der wir alle unsere Entdeckungen verdanken, auch bey den begabtesten Männern, und bey diesen vielleicht zumeist, gern über ihr Ziel zu schießen pflegt. Nur zu oft hat das Talent ganz andere Dinge gefunden, als die, welche es in der That zu finden suchte, und eben so oft ist es, bey diesem Suchen, auf Abwege und Irrthümer gerathen, die wir aber nicht kennen gelernt haben, weil jene Männer nur die Wahrheit, die sie auf ihrem Wege fanden, nicht

aber auch alle die Irrthümer mitgetheilt haben, denen sie auf demselben Wege begegnet sind. Wie oft sind auf diese Weise die größten und wichtigsten Entdeckungen mit ganz werthlosen Hypothesen, und scharfsinnige Conceptionen mit phantastischen Conjecturen vermischt worden, wie wir, zu unserer Beschämung, aber auch zugleich zu unserem Troste, sehen würden, wenn alle diese Entdecker ihre Werke eben so, wie Kepler die seinigen, geschrieben hätten.

Noch bemerkt er, daß Copernikus selbst an mehreren Stellen seines Werkes die Unzulänglichkeit seines Systems zu ahnden scheint. So macht er in der Theorie Mercurs, dessen Excentricität so groß ist, mehrere Suppositionen und gleichsam Verbesserungen seiner allgemeinen Hypothese, die ein ziemlich verwickeltes Ganze bilden, aber doch zugleich von seinem klaren Blick und von seinem gründlichen mathematischen Talente zeugen. Für den Mond aber, dessen Bewegungen so verwickelt sind, schlägt er eine ganz neue Theorie vor, und zwar merkwürdiger Weise gerade aus dem Grunde, der späterhin der eigentliche Zerstörer dieser ganzen epicyklischen Hypothese geworden ist: »weil sich nämlich nur die Längen, aber dafür die beobachteten Distanzen des Mondes von der Erde mit dieser Hypothese gar nicht darstellen lassen.« — Von dem Charakter des Copernikus sagt sein Schüler Rheticus: »Er war sehr weit davon entfernt, die Behauptungen seiner Vorgänger rasch zu verwerfen, und nur die gewichtigsten Gründe, unwiderstehliche Facta, nie aber die bloße Sucht nach Neuheit oder Widerspruchsgeist konnte ihn dazu bewegen. Sein hohes Alter (er war geboren im Jahre 1472, und starb 1543), der ganze Ernst seines Betragens, seine tiefen Kenntnisse der Lehren seiner Vorgänger, und endlich sein ganzer edler und wahrhaft großartiger Geist machten ihn zu den Leidenschaften unfähig, die nur der Jugend oder einem leicht entzündlichen Temperamente eigenthümlich sind, oder die wir so oft als die Eigenschaften der Halbgelehrten bemerken, *των μεγα φρονουντων επὶ θεωρια μικρῃ*. Auch war er stets ein eifriger Anhänger und Bewunderer der Talente des Ptolemäus, und nur als ihn unwiderstehliche Gründe zur selbstständigen Darstellung seiner eigenen Entdeckungen führten, da entschloß er sich endlich, seinen Bogen auf dasselbe Ziel, wie einst Ptolemäus, zu richten, aber einen ganz anderen Bogen und auch mit einer ganz anderen Kraft. Sagte doch selbst Ptolemäus von allen Denen, die über so erhabene Gegenstände forschen wollen: *Δει δ' ελευθερον ειναι τῃ γνωμῃ τον μελλοντα φιλοσοφειν*, daß sie vor allem einen freyen Geist haben müssen.«

Bekanntlich sagt Copernikus in der Dedication seines Wer-

kes an Paul III., daß er seine Lehre nur als eine Hypothese vortrage, dadurch die Erscheinungen der Planeten einfacher, als bisher geschehen ist, zu erklären, und daß man ihm dieß so wenig, als irgend einem seiner Vorgänger, verbieten könne. Er besorgte dabey vielleicht, was später dem Galilei widerfahren ist. Indeß, setzt er kühner hinzu, wenn es doch einige ματαιολογοί (Schwätzer) geben sollte, die nichts von Mathematik verstehen, und sich doch das Recht heraus nehmen, ihr Urtheil aus einem anderen Buche gegen mich zu holen, so kümmere ich mich um sie nicht, und sehe auf ihr Gerede, als auf ein unüberlegtes und verächtliches, herab. — Ein ähnliches Mittel, mit dem eben erwähnten, gebrauchten auch, wie unser Verf. S. 369 sagt, gewisse Herausgeber der Newton'schen Prinzipien, die dem dritten Buche dieses Werkes die Declaration vorsetzten: That they admet the motion of the earth only as a hypothesis, professing to obey the decrees of the popes against the motion of the earth.

Nach diesen Betrachtungen verbreitet sich der Verf. über die ersten Gegner und Anhänger des neuen Systems, was wir hier der Kürze wegen übergehen, und uns dafür sogleich zu Kepler's Periode wenden. — Nachdem durch Copernikus die äußeren Erscheinungen des Himmels dargestellt, und, wie es schien, so glücklich erklärt wurden, regte sich nun allmälich auch das Verlangen, die Ursache dieser Erscheinungen zu entdecken. Besonders hätte man sich so gern erklärt, warum alle jene großen Himmelskörper, wie Copernikus gelehrt hatte, um die Sonne, und warum eben so alle Körper auf der Oberfläche der Erde, wie die tägliche Erfahrung zeigte, gegen den Mittelpunkt dieser Erde sich bewegen? — Copernikus selbst begnügte sich, was die Schwere der Erde betrifft, noch mit der Aristotelischen Deutung, obschon durch sie eigentlich nichts gesagt wird. Aber schon seine nächsten Nachfolger entfernten sich sehr weit von dem bisher als unfehlbar verehrten Stagiriten. »Die himmlischen Körper,« sagt Mästlin, Kepler's Lehrer, in seinen Epitome Astronomiae im J. 1588, »sollen sich um den Mittelpunkt des Universums, und die irdischen Körper gegen den Mittelpunkt der Erde bewegen. Wo sind aber die Beweise für jene Behauptung? Kennen wir den Mittelpunkt des Universums? Was kennen wir überhaupt außer der Erde? Und diese Erde ist nur ein Punkt, ein wahres Nichts gegen das ganze Weltall. Ich denke, so wie die irdischen Körper gegen den Mittelpunkt der Erde zu gehen streben, so werden wohl auch die Sonne, der Mond und alle übrigen Himmelskörper ähnliche Eigenschaften haben, ohne daß deßwegen einer von ihnen der Mittelpunkt des Universums seyn müßte.« — Näher tritt

dieser Frage schon Kepler allerdings auf seine ihm ganz eigenthümliche Weise: Wir müssen, sagt er in seinem Myst. Cosmographicum, eines von zwey Dingen annehmen: entweder daß die die Planeten um die Sonne bewegenden Geister in größeren Entfernungen von der Sonne schwächer werden, oder daß in der Sonne selbst ein solcher bewegender Geist ruht, dessen Wirkungen aber ebenfalls in größeren Distanzen von der Sonne immer schwächer werden. — Schon in diesem Werke, und später selbst durch sein ganzes Leben verfolgte er mit seltener Beharrlichkeit und Scharfsinn die Idee: daß zwischen den Distanzen der himmlischen Körper, zwischen den Zeiten und den Räumen, welche sie in diesen Zeiten zurücklegen u. s. w., gewisse arithmetische oder geometrische Verhältnisse Statt haben müssen, und diese aufzusuchen wandte er alle seine nicht geringe Kraft des Geistes an. Mehrere Schriftsteller der neuesten Zeit haben Kepler getadelt, daß er sich der Einbildungskraft zu sehr auf einem Felde überließ, wo er bloß dem richtig berechnenden Verstande hätte folgen sollen, und sie hielten das von ihm hierin gegebene Beyspiel für um so gefährlicher, da es glücklicher Weise zu so großen und glänzenden Entdeckungen geführt hatte. Unser Verf. sucht ihn von diesem Vorwurfe zu befreyen, weil die ihn bey seinen Speculationen leitende Idee nicht nur richtig, sondern auch zugleich sehr scharfsinnig war, und weil Entdeckungen solcher Art nicht leicht ohne eine gewisse Kühnheit gemacht werden können. Endlich ist es auch in hohem Grade belehrend für uns, all die Wege und Abwege kennen zu lernen, auf welchen dieser große Geist zum Ziele gelangt ist. Seine Werke zeigen uns offen das gewöhnliche, obschon etwas karikirte Verfahren des erfindenden Talents, während die meisten andern ihre früheren Abwege und Irrthümer sorgfältig vor uns zu verbergen suchen. Wenn manche von seinen gewagten Ideen uns, mit unseren weiter vorgerückten Kenntnissen, abenteuerlich erscheinen, so sind doch auch viele, zu deren Aufstellung ein nicht gewöhnlicher Scharfsinn gehörte, in der Folge der Zeit auf das schönste bestätigt worden, wie z. B. die Rotation der Sonne um ihre Axe, die Bemerkung, daß die Schiefe der Ecliptik schon seit langem in Abnahme begriffen ist, aber später wieder in eine Zunahme übergehen wird u. s. f. So schön und wohlgetroffen wir übrigens auch das Bild nennen müssen, das hier von Kepler gegeben wird, so können wir doch nicht beystimmen, daß ihm auch Liebe zur Astrologie und, wenn wir den Verf. recht verstehen, »Mangel an mathematischer Kunst und Methode« vorgeworfen wird. Er erklärt sich in mehreren Stellen seiner Schriften sehr bestimmt gegen die Astrologie, und sein Werk: de Stella Martis, zeigt ein hohes mathematisches Talent, so wie seine Schrift

»von der Ausmessung der Fässer« bereits mehrere nicht bloß hingeworfene, sondern auch in der That ausgeführte Ideen enthält, die der damals noch unbekannten Infinitesimalrechnung angehören. — Mit Recht wird S. 416 gesagt, daß Kepler's Entdeckung des Verhältnisses zwischen den großen Axen der Planetenbahnen und ihren Umlaufszeiten was of great importance to Newton in leading him to the law of the sun's attractive force.

In dem Mysterium Cosmographicum, das 1596 herauskam, versuchte er die regelmäßigen sogenannten platonischen Körper den Distanzen der Planeten von einander anzupassen. In der Harmonice mundi, die 1619 erschien, theilt er seine Entdeckung über das constante Verhältniß des Quadrats der Umlaufzeiten zu dem Würfel der großen Axe mit. In demselben Werke wollte er aber auch noch ähnliche Verhältnisse zwischen den Excentricitäten der verschiedenen Planetenbahnen finden, was ihm nicht gelang und auch nicht gelingen konnte, wodurch er sich in phantastische Abwege zwischen diesen Excentricitäten und den musikalischen Accorden u. s. verlor. Delambre glaubt sich berechtigt, sich über diese Verirrungen des großen Mannes gewaltig lustig machen zu dürfen. Allein wie klein erscheint dieser Kritiker gegen den Getadelten! — Wenn der letzte nun zufällig doch ein Verhältniß zwischen den Excentricitäten und der großen Axe gefunden hätte, wie er eines zwischen der großen Axe und der Umlaufszeit in der That gefunden hat, so würde Delambre nicht angestanden seyn, das Talent des seltenen Mannes und die Erhabenheit seiner Conception anzuerkennen. So beurtheilt er Männer dieses Gewichtes nicht nach ihren Verdiensten oder nach ihrem Fleiße, sondern nur nach ihrem Erfolge. Hat nicht auch Newton (Optik II., Obs 5) ähnliche Analogien zwischen den Räumen, welche die prismatischen Farben des Sonnenspectrums einnahmen und zwischen den Stufen der Tonleiter gesucht, und ebenfalls nicht gefunden? Ist sein Name deßhalb weniger groß?

Auf eine ähnliche Weise wird auch die Entdeckung der zwey anderen Gesetze Kepler's behandelt. Copernikus hatte, wie gesagt, die Bewegungen der Planeten in Länge durch die alten Epicykel dargestellt, und die Bewegungen in Breite erklärte er durch eigene Librationen dieser Epicykel, oder durch abwechselnde Erhebungen und Senkungen dieser Epicykel gegen die Ebene der Ecliptik. Kepler zeigt zuerst in seinem Werke: De motibus stellae Martis, das 1609 herauskam, daß diese Librationen nicht bestehen, »Plana eccentricorum esse ἀταλαντα (gleichwiegend),« und daß die Ebenen der Planetenbahnen alle durch die Sonne gehen und immer dieselbe Neigung gegen die Ecliptik beybehalten. Dieß war ein großer Schritt vorwärts,

um so mehr, da er durch Rechnung bewiesen war, und er that sich auch viel darauf zu gut. Schön wird S. 425 gewürdigt, auf welche unvollkommene Weise Kepler zu der Entdeckung des gleichförmigen Wachsthums der elliptischen Sectoren gekommen ist, so wie auch die interessante Nachricht S. 431 von Horror und Lansberg, uns wenigstens, ganz unbekannt war. Ihr folgen die Entdeckungen der Variation und der jährlichen Gleichung des Mondes durch Tycho. Weitere Vervollkommnungen der Kenntniß der Mondesbahn durch Tycho, Horrox, Flamstead, Bulliald, Steet und Halley findet man S. 434, denen treffliche Bemerkungen des Horrox über die Abweichungen folgen, welche die Beobachtungen dieser Zeit boten, wenn sie mit den Berechnungen verglichen wurden, und die man nicht richtiger ausgedrückt in irgend einer Schrift des besten Astronomen unserer Tage finden kann.

Mit Kepler und seinem großen Zeitgenossen Galilei ist der Uebergang von der formalen zu der physischen Astronomie gegeben, wodurch diese Wissenschaft eine ganz andere Gestalt erhielt. Die Vermittlung zwischen diesen beyden Gestalten wurde durch die Mechanik bewirkt, eine Wissenschaft, die ganz den Neueren angehört, und durch die allein es uns möglich ward, von den beobachteten Erscheinungen zu den Ursachen derselben uns zu erheben. Das sechste Buch ist der Geschichte der Mechanik gewidmet, worauf dann nach der natürlichen Ordnung im siebenten Buche die physische Astronomie abgehandelt wird. Die Entwicklung der reinen Mathematik, die mit den Griechen begann, war eine nothwendige Bedingung des Fortganges der formellen Astronomie. Aber ganz eben so nothwendig war die vorgängige Ausbildung der Mechanik zur Existenz der physischen Astronomie. Beyde Wissenschaften, die Mathematik und die Mechanik, wurden ohne Zweifel ihrer selbst willen cultivirt, aber sie waren die Werkzeuge, durch welche allein die Astronomie ihre gegenwärtige hohe Ausbildung erreichen konnte. Hätten die Griechen nicht die Kegelschnitte erforscht, so würde Kepler den Ptolemäus nicht besiegt haben; und hätten die Griechen auch die Mechanik erfunden, so würde Kepler seinem großen Nachfolger Newton den Preis der schönsten Entdeckung geraubt haben.

Bey den Griechen fanden wir bloß einige Elementarsätze der Statik, während sie die Mechanik ganz unberührt ließen. Archimed hatte die Lehre von dem Hebel ins Reine gebracht, und ihr einige Sätze von dem Schwerpunkt und den Grundsatz der Hydrostatik hinzugefügt. Aber von ihm, bis zu Galilei, d. h. durch volle vierzehn Jahrhunderte, wurde in dieser Angelegenheit nichts mehr geleistet. Er, der außerordentliche Mann, hatte die

dichten Wolken, die den menschlichen Geist bisher verfinstert hatten, auf einen Augenblick zertheilt, aber gleich hinter ihm schloß sich der Nebel wieder und verwandelte sich in eine lange, dunkle Nacht.

Der Verf. gibt uns zuerst die, meistens verunglückten, Versuche über die Lehre von der schiefen Ebene und dem Keil zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts von Cardan, Ubaldi, Michael Varro, Jordan Nemorarius, Tartalea u. A. Das erste Werk der Neueren, welches eine richtige Ansicht über die ersten Principien der Statik enthält, war das von Stevinus aus Brügge: »Beghinselen der Waaghconst,« »Anfangsgründe der Gleichgewichtslehre,« das im Jahre 1586 erschien, und das den eigentlichen Grund zu unserer Statik legte. Die ersten Grundsätze der Mechanik aber, oder die Lehre von der Bewegung, wurden von Michael Varro aus Genf (Tractatus de Motu 1584) und besonders von Galilei (Delle Scienze Mechaniche 1592) gelegt. Die Vorgänger dieser beyden Männer kämpften immer nur mit den Aristotelischen Lehren von der Bewegung, von denen sie sich nicht lossagen konnten, und die Hauptursache, warum sie zu keiner reinen Ansicht des Gegenstandes kommen konnten, war ihre Unkenntniß des sogenannten Gesetzes der Trägheit. Sie nahmen alle an, daß, so wie Bewegung nicht ohne Kraft entstehen könne, auch eine fortdauernde Bewegung eine ebenfalls fortwährende unmittelbare Einwirkung der Kraft erfordere. Auch selbst Kepler konnte sich von diesem Vorurtheile nicht los machen, wie er denn die Kräfte, welche die Planeten bewegen, stets nur in der Richtung der Tangenten der Bahn, nie aber senkrecht auf diese Richtung, angenommen hat. Sehr gut zeigt der Verf. S. 19 des Vol. II., welcher wesentliche Unterschied zwischen den Bedeutungen war, die Kepler und Newton mit dem Worte Kraft verbanden. Die unglückliche Eintheilung der Bewegung in eine natürliche und gewaltsame, die Aristoteles zuerst aufgestellt hatte, hinderte alle seine Nachfolger, selbst den Galilei, noch lange Zeit, sich über die Bewegung eine klare Idee zu bilden. Nachdem Galilei in seinen früheren Schriften zu keiner reinen Ansicht seines Gegenstandes gelangen konnte, sprach er endlich in seinen »Dialogen über Mechanik,« die im Jahre 1638 heraus kamen, das erste Gesetz der Mechanik deutlich aus: Motum super planum horizontale projectum, omni secluso impedimento, aequabilem et perpetuum super ipso plano esse. Sein Schüler Borelli drückt dieß in seiner Schrift: De vi percussionis 1667, allgemeiner noch dahin aus, daß die Geschwindigkeit, ihrer Natur nach, gleichförmig und immerdauernd ist, und von da war nur ein Schritt noch, um diesen

beyden Eigenschaften auch noch die der geradlinigen Richtung beyzufügen. Man hat häufig Descartes für den Entdecker dieses Gesetzes angeführt, aber S. 24 wird dieß mit guten Gründen als falsch bewiesen. Zwar sind wir beynahe überall in der Natur mit solchen Bewegungen umgeben, die keine von diesen drey Eigenschaften besitzen, aber man sah bald, daß davon der Widerstand der Luft, die Reibung u. dgl. die Schuld trägt. Eine, und zwar die auffallendste dieser Bewegungen, der Fall der Körper gegen die Erde, ließ sich aber durch diesen Widerstand nicht erklären, da die Geschwindigkeit der senkrecht fallenden Körper mit der Zeit nicht ab-, sondern vielmehr zunimmt. Diese Erscheinung also war mit jenem Gesetze im Widerspruch, oder ließ sich wenigstens aus ihm allein nicht erklären, und noch weniger konnte man daraus die krumme Linie ableiten, welche die auf der Oberfläche der Erde schief gegen den Horizont geworfenen Körper beschreiben. Diese beyden Phänomene zu erklären, mußte man viel weiter gehen, und sich bis zu dem reinen Begriffe einer Kraft, und zwar einer accelerirenden (oder stetig immerwirkenden) Kraft erheben. Jene Erscheinungen der geradlinigen und unveränderlichen Geschwindigkeit, die das erste Gesetz (der Trägheit) forderte, konnten nur dann wahrhaft Statt finden, wenn eine, bloß einen Augenblick wirkende Kraft den Körper bewegt und ihn dann sich selbst überläßt, ohne weiter auf ihn einzuwirken. Wenn aber eine immerfort wirkende Kraft auf den bereits in Bewegung begriffenen Körper einwirkt, so wird sie die Geschwindigkeit des bewegten Körpers auch immerfort ändern, und selbst die Richtung dieser Geschwindigkeit wird nicht dieselbe bleiben können, wenn anders die Richtung dieser Kraft nicht mit der Richtung des bewegten Körpers selbst zusammenfällt. Beydes hat bey den auf unserer Erde schief geworfenen, und das erste bloß hat bey den senkrecht fallenden Körpern Statt. — Auch diesen zweyten allgemeinen Grundsatz hat Galilei zuerst klar und deutlich in seinen »Dialogen« aufgestellt, nur ging er von dem einfachsten Falle der geradlinigen Bewegung der frey fallenden Körper aus, deren specielle Gesetze er durch Schlüsse sowohl, als auch durch vielfache Experimente auf das Genaueste zu bestimmen suchte. Er fand, daß bey den freyfallenden Körpern die Geschwindigkeiten sich wie die Zeiten, und die zurückgelegten Räume wie die Quadrate der Zeiten verhalten. Aber er fand dieß nicht sogleich und ohne weitere Bemühung. Seine Dialogen erschienen erst 34 Jahre nach der ersten Schrift, die er im Jahre 1604 über die Bewegung herausgegeben hatte. Auch war der Schluß, der ihn, selbst in seinen Dialogen noch, zu der Entdeckung dieser beyden Gesetze des freyen Falls führte, kein eigent-

lich mathematischer, sondern mehr ein philosophischer und der Art, daß wir ihn heut zu Tage, für sich selbst und isolirt aufgestellt, kaum würden gelten lassen. Die Geschwindigkeit der fallenden Körper, sagt er (Dial. Sc. IV.), muß sich wie die Zeit des Falles verhalten, weil dieß die einfachste Voraussetzung ist, die man aufstellen kann, und weil die Natur immer diese einfachsten Verhältnisse wählt. Auch kam er zu diesem Resultate nur, nachdem er ein anderes, im Grunde ganz eben so einfaches, angenommen und lange als das wahre festgehalten hatte, daß sich nämlich diese Geschwindigkeit wie der zurückgelegte Raum verhalten soll. Dieselbe letzte Hypothese hat auch Varro (in seinen Tractatus de motu, Genf 1584), so wie Baliani zu Genua im Jahre 1638, also in demselben Jahre aufgestellt, in welchem die Dialogen Galilei's erschienen. Ja selbst nach Galilei's Tode wurde es von einem seiner Schüler, Casräus, wieder hervorgesucht, und als das wahre Gesetz der Natur in Schutz genommen, obschon Galilei selbst die Unstatthaftigkeit desselben anerkannt und erwiesen hatte. In der That müßte sich, wenn sich die Geschwindigkeit wie der Raum verhält, die Zeit wie der Logarithmus des zurückgelegten Raumes verhalten, was alle Bewegung in der Natur unmöglich machen, und daher mit ihr in geradem Widerspruche stehen würde. Endlich war auch Galilei über die eigentliche Ursache dieses von ihm als wahr anerkannten Gesetzes des Falles keineswegs im Reinen. »Wir begnügen uns,« sagt er, »mit der Darstellung der Erscheinung, ohne die Ursache derselben erforschen zu wollen, die Einige in der Annäherung der Körper zum Mittelpunkte der Erde, Andere in einer gewissen Extension eines centralen Mediums suchen, das sich, hinter dem fallenden Körper, gleich einer Flüssigkeit wieder schließt, und dadurch den Körper abwärts treibt.« — So viel Mühe kostete es selbst einem so eminenten Talente, über die ersten Elementarbegriffe der Mechanik ins Reine zu gelangen! Wenn Züge dieser Art, die so oft in der Geschichte unserer brillantesten Entdeckungen vorkommen, den menschlichen Geist zu demüthigen geeignet sind, so mögen sie uns zugleich tröstlich und ermunternd erscheinen, wenn auch wir nur mit Mühe vorwärts kommen in dem Dickicht, das uns von allen Seiten umgibt. Seit Archimedes im dritten Jahrhundert vor Chr. Geb. war auch nicht ein Schritt zur Rectification unserer Begriffe über die alltäglichsten Erscheinungen der Natur gemacht worden, und als, achtzehnhundert Jahre später, einer der scharfsinnigsten Köpfe wieder einmal den ersten Schritt vorwärts wagen wollte, wie schwer wurde er ihm gemacht!

Nachdem endlich Galilei zu der klaren Erkenntniß gekom-

men war, daß die Schwere eine constante, d. h. eine solche Kraft sey, die gleiche Geschwindigkeiten in gleichen Zeiten erzeugt, so war dadurch allerdings sehr viel gewonnen, da man nun ein bestimmtes Maß der Kräfte, nämlich die von ihnen in einer gegebenen Zeit hervorgebrachte Geschwindigkeit, erlangt hatte. Aber nun fragte es sich wieder, ob diese Kräfte eben so auf ruhende, als auf schon in Bewegung begriffene Körper wirken, ob dieselben Kräfte in diesen beyden Zuständen der Körper auch dieselben Geschwindigkeiten erzeugen? — Diese Frage bot wieder neue Schwierigkeiten. Descartes glaubte sie verneinen zu müssen, und er gab nicht zu, wie man aus seinen Briefen an Mersenne sieht, daß ein Körper, im freyen Raume, in derselben Zeit durch dieselbe Höhe senkrecht steigen wird, in welcher er durch diese Höhe frey gefallen ist, wenn er in dem ersten Falle mit derselben Geschwindigkeit aufwärts geworfen wird, die er im zweyten Falle am Ende seiner Bewegung erhalten hat. Eben so wenig wollte Descartes gelten lassen, daß ein frey fallender Körper, wenn er aus der Ruhe ausgeht, nach und nach alle möglichen Zwischengeschwindigkeiten erhalte, die zwischen der Ruhe und seiner letzten Geschwindigkeit enthalten sind, wobey er sich von seinen philosophischen Speculationen beirren ließ. Aber dieser und anderer Hindernisse ungeachtet ging doch die mathematische Ausbildung dieser Theorie (des Falles) unter Galilei selbst und seinen ersten Schülern rasch vorwärts, wie nur erst die richtigen Principien derselben aufgestellt waren. Nachdem aber einmal die Theorie der beständigen Kräfte erhalten war, konnte der Uebergang zu jener der veränderlichen Kräfte, der sich nun gleichsam von selbst darbot, nur mehr die äußern Schwierigkeiten der Behandlung durch die mathematische Analysis bilden. Zum Maße dieser veränderlichen Kräfte nahm man die Grenze des Wachsthums jeder gegebenen veränderlichen Geschwindigkeit an, und zum Maß einer solchen Geschwindigkeit wurde wieder die Grenze des in einer gegebenen sehr kleinen Zeit zurückgelegten Raumes genommen. Dieß gab die erste Gelegenheit zur Infinitesimalrechnung, zu deren allmälichen Ausbildung sich nun alle bessern Köpfe des Jahrhunderts vereinigten.

Nachdem der Verf. auf diese Weise die ersten Versuche, den Grund der neuen Wissenschaft zu legen, aus einander gesetzt hat, geht er zu den weiteren Fortschritten derselben über, in welchen wir ihm hier, aus Mangel an Raum, nicht weiter folgen können. Wir sind aber überzeugt, daß jeder Leser, der für Gegenstände dieser Art Sinn hat, sie nicht ohne das innigste Interesse in dem Werke selbst nachsehen wird. Wir begnügen uns hier mit einigen zerstreuten Bemerkungen über einzelne für die Geschichte

der Wissenschaft vorzüglich wichtige Punkte. — Schon Aristoteles hatte den Satz aufgestellt, daß bey einem im Gleichgewichte stehenden und dann bewegten Hebel die Geschwindigkeiten der beyden Gewichte diesen Gewichten selbst umgekehrt proportional sind, welches letzte die so vollkommene griechische Sprache mit einem einzigen Worte αντιπεπονθως ausdrückte. Dieses Wort wurde von den Zeitgenossen und ersten Nachfolgern Galilei's, die sich mit Mechanik beschäftigten, viel gebraucht, anfangs in dem vagen philosophischen, bald darauf aber in dem bestimmten mathematischen Sinne, und schon Galilei selbst leitete daraus (im Jahre 1592) seine, wenn gleich noch unvollkommene Theorie der virtuellen Geschwindigkeiten ab, die später in der Mechanik eine so wichtige Rolle spielten. S. 44 und ferner findet man die Bemühungen Galilei's, zu einem richtigen Begriffe des Moments der Bewegung eines Körpers zu gelangen, und eine, wie uns scheint, sehr gerechte Würdigung zwischen ihm und Descartes, welcher letzte auch hierin, wie in so manchen andern Dingen, seine Reclamationen als Selbstentdecker zu weit getrieben hat. Dann werden die Schüler und Freunde Galilei's und die Arbeiten derselben aufgeführt, durch welche eine neue, sehr interessante Periode, die der weiteren Entwicklung der bisherigen Entdeckungen durch die mathematische Analysis, eingeleitet wird, die wir in dem folgenden Bande näher betrachten wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Art. IX. ΑΝΕΚΔΟΤΑ. Tomus I. Athanasii Scholastici Emiseni de novellis constitutionibus imperatorum Justiniani Justinique commentarium (,) Anonymique scriptoris περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων (,) item fragmenta commentariorum a Theodoro Hermopolitano, Philoxeno, Symbatio, anonymo scriptore de novellis constitutionibus imperatoris Justiniani conscriptorum (,) ex Codicibus manuscriptis (,) qui Bononiae, Florentiae, Lutetiae Parisiorum, Mediolani, Oxonii, Romae, Vindobonae reperiuntur (,) edidit (,) in latinum sermonem transtulit (,) prolegomenis, adnotatione critica, indicibus instruxit *Gustavus Ernestus Heimbach* Lipsiensis. Lipsiae MDCCCXXXVIII. Sumptibus Joannis Ambrosii Barth. (CXII und 282 S. in Quart.)

Die juristische Literatur unseres Jahrhunderts zeichnet sich aus durch die großen Bemühungen um die Quellen des justinianischen und vorjustinianischen Rechts: Bemühungen, die denen der großen Juristen des sechzehnten Jahrhunderts nicht nur an die Seite gestellt werden müssen, sondern vielleicht selbst eine größere Anerkennung verdienen, indem unsere Rechtsgelehrten oft

weit größere Anstrengungen gemacht haben, um viel geringere Resultate zu erzielen. Bekannt ist die Auffindung der Institutionen des Gajus und des Bruchstückes de jure fisci durch Niebuhr; eben so die Entdeckung der sogenannten vatikanischen Fragmente durch A. Mai, der Bruchstücke aus Ulpian's Institutionen durch Steph. Endlicher, endlich der wichtigen Stücke aus dem theodosischen Codex durch den Ritter von Vesma. Diese und andere schon früher bekannte Quellen des vorjustinianischen Rechts sind in neuerer Zeit wiederholt bearbeitet [1]) und herausgegeben worden; theils einzeln, wie z. B. die Institutionen des Gajus von Göschen, die tituli ex corpore Ulpiani von Hugo, die Vaticana fragmenta von Buchholz; theils in Sammlungen, dem Jus civile Antejustinianeum, welches von Beck, Biener, Haubold und Hugo besorgt worden, und zu Berlin 1815 in zwey Octavbänden erschienen ist, und dem Corpus juris Romani Antejustinianei, welches jetzt in Bonn erscheint, und neue Ausgaben der vorjustinianischen Rechtsquellen von Böcking, Bethmann-Hellweg, Puppé, Arndts, Barkow, Blume, Hänel und Heffter bereits enthält, oder, wenn das Werk vollendet ist, enthalten wird. Eben so ist für die leges Romanae, die in den germanischen Staaten auf römischem Boden noch vor Justinian verfaßt worden sind, in neuerer Zeit unendlich viel geschehen: das Edict des ostgothischen Königs Theoderich ist von Rhon (Halle 1816. 4.), die burgundische Lex Romana von Barkow (Greifswalde 1826. 8.) neu bearbeitet worden, und für eine neue Ausgabe des sogenannten Breviarium Alaricianum sind von G. Hänel Vorarbeiten gemacht worden, deren Umfang und Gründlichkeit durch ein kürzlich erschienenes Programm [2]) in das hellste Licht gesetzt wird. Endlich sind die alten Volks- und Senatschlüsse, einzelne kaiserliche Constitutionen und Verordnungen römischer Staatsbeamten aus der Zeit vor Justinian theils einzeln von Dirksen, Klenze, Marezoll, Rudorff, Savigny, Zell, theils in den Sammlungen von Haubold und Spangenberg neu bearbeitet und herausgegeben worden. — Von den justinianischen Rechtsquellen sind neue Ausgaben erschienen, die sich mehr oder weniger durch kritischen Fleiß auszeichnen:

---

[1]) Es kann nicht die Absicht des Recensenten seyn, alle Bearbeitungen, namentlich auch einzelne Abhandlungen, vollständig aufzuzählen: eine Uebersicht der hauptsächlichsten Arbeiten genügt hier vollkommen.

[2]) Gustavo Hugoni etc. gratulatur S. *Haenel*. Inest legis Romanae Visigothorum particula. Lipsiae 1838. 4.

eine neue Ausgabe, die alle früheren verdunkeln wird, ist in Verbindung mit mehreren Gelehrten von Schrader unternommen worden, und bereits sind die Institutionen Justinian's und eine Probe der Digestenausgabe erschienen.

Die kritische Thätigkeit unseres Jahrhunderts ist jedoch nicht bey den Quellen des vorjustinianischen und justinianischen Rechts allein stehen geblieben, sondern hat sich auch den Bearbeitungen des römischen Rechts zugewendet, welche nach Justinian für das Abendland oder im Abendlande verfertigt worden sind. Für Julian's Epitome der Novellen hat Hänel große Sammlungen gemacht: Petri exceptiones sind von Savigny, der Brachylogus von Böcking, der sogenannte Ulpianus de edendo neuerdings von Hänel herausgegeben worden: über den M. Vacarius und seine libri ex universo enucleato jure excepti hat Wenck eine vortreffliche Abhandlung geliefert.

Weniger ist bisher für die Schriften der griechischen Rechtsgelehrten über das justinianische Recht, und für das byzantinische Recht überhaupt geschehen. Ja die Wichtigkeit der Quellen dieses Rechts für Verbesserung und Erklärung des Textes der justinianischen Gesetzbücher ist bisher noch nicht einmal gehörig gewürdigt worden. Zwar hat man schon längst, besonders seit es Cujas auf eine so glänzende Weise durch die That bewiesen hatte, die Ueberreste der römisch-griechischen Jurisprudenz zu den Haupthülfsmitteln der Kritik und Exegese des justinianischen Rechts gerechnet: aber man hat von dem, was eben gedruckt war, ohne gehörige Unterscheidung Gebrauch gemacht, und es nicht der Mühe werth erachtet, das vorhandene Material zu sichten, oder noch unbekannte Stücke aus dem Dunkel der Bibliotheken an das Licht zu ziehen. Man darf wohl den Grund dieser Erscheinung in den Schwierigkeiten suchen, von welchen das Studium des byzantinischen Rechts umringt ist. Die griechische Sprache ist unseren Juristen nicht so geläufig, als die lateinische; die Quellen des byzantinischen Rechts, welche im Drucke erschienen, sind wegen der Seltenheit der Ausgaben nur schwer zugänglich; eine große Anzahl ungedruckter Werke der byzantinischen Juristen sind in den Bibliotheken von ganz Europa zerstreut; die Kataloge dieser Bibliotheken geben fast nie eine genügende Auskunft über den Inhalt der einzelnen Handschriften; die Reisen nach den Bibliotheken sind nur Wenigen möglich, das Abschreiben der ungedruckten Werke aber ist auch diesen Wenigen oft zu mühselig, und durch Andere nicht wohl ausführbar.

Trotz dieser Schwierigkeiten und Mühseligkeiten eröffnen sich jedoch für das Studium des byzantinischen Rechts immer erfreulichere Aussichten. In der Literärgeschichte dieses Rechts begann

mit G. O. Reitz eine neue Periode. Sein Hauptverdienst bestand darin, daß er ungedruckte Stücke der Basiliken an das Licht zog, und vortreffliche Ausgaben der Institutionen des Theophilos und der Exabiblos des Armenopulos besorgte: allein man darf nicht übersehen, daß er es zugleich war, der in den Vorreden und Anhängen dieser Ausgaben zuerst den Grund zu einer besseren Behandlung der byzantinischen Rechtsgeschichte legte. Hierin hat Reitz Anfangs allein Nachfolger gefunden. Von Ausgaben ungedruckter oder schon bekannter Schriften des byzantinischen Rechts ist längere Zeit hindurch keine Rede mehr: denn die Ausgaben z. B. der Synopsis des Psellos und der Schrift über die Zeitabschnitte durch Teucher verdienen kaum erwähnt zu werden. Dagegen waren Assemani (Bibliotheca juris Orientalis. Romae 1762—1766 in 5 Bänden 4.), Zepernik (in seinen Anmerkungen zu *Beck* de Novellis Leonis. Halae 1779 8.), Pohl (in seiner Ausgabe von *Suaresii* notitia Basilicorum. Lipsiae 1804. 8.), endlich Degen (in seinen Bemerkungen über Theophilos. Lüneburg 1809. 8.) für die Geschichte des byzantinischen Rechts sehr thätig. Von diesen Gelehrten war es allein Assemani vergönnt, unmittelbar aus Hss., und zwar aus den reichen Sammlungen der Vaticana, zu schöpfen: die daraus mitgetheilten Notizen machen sein Werk sehr wichtig, wenn er gleich keineswegs auf den Ruhm einer guten Bearbeitung seines Materials Anspruch machen kann. — Unterdessen war man auf die Wichtigkeit des byzantinischen Rechts für die Kritik und Exegese der justinianischen Gesetzbücher immer mehr aufmerksam geworden. Es erschienen nun Untersuchungen über die Basiliken, und diese selbst wurden zugleich durch Haubold's Manuale Basilicorum. Lipsiae 1819. 4., zugänglicher gemacht. Von Theophilos gab Wüstemann eine vortreffliche Uebersetzung ins Deutsche. Berlin 1823. in 2 Bänden 8. heraus: C. W. E. Heimbach schrieb ein Programm de Basilicorum origine etc. Lipsiae 1825, welches sich über die gesammte byzantinische Rechtsgeschichte verbreitet, und die Grundsätze aufstellt, welche bey einer neuen Ausgabe der Basiliken zu befolgen seyn würden. — Von jetzt an wurde die Literatur des byzantinischen Rechts jährlich mit Büchern und Abhandlungen bereichert, die über dunkle Punkte ein neues Licht verbreiteten, und in denen besonders auch eine große Menge unbekannter oder doch nicht genau gekannter Hss. besprochen und erläutert wurden. Das Material wurde vermehrt und besonders auch besser vertheilt und gesichtet in den bekannten Schriften von Biener (Geschichte der Novellen. Berlin 1834. 8. — De collectionibus canonum ecclesiae graecae. Berol. 1825. 8. — Beyträge zur Revision

des justin. Codex. Berlin 1833 8. — Ueber die Novellen der byzantin. Kaiser, 1833, in der Zeitschr. für gesch. Rechtsw. VIII. S. 263) und Witte (Ueber einige byzantin. Rechtscompendien des 9. und 10. Jahrh., 1828, im Rhein. Mus. für Jurisprudenz II. S. 275. III. S. 23. — Die Leges restitutae. Breslau 1830. 8. — Ueber die Novellen der byz. Kaiser, 1833, in der Zeitschr. für gesch. Rechtsw. VIII. S. 153). Während dem arbeitete C. W. E. Heimbach an einer neuen Ausgabe der Basiliken: der erste Theil dieser Ausgabe ist zwar erst im J. 1833 bey A. Barth in Leipzig erschienen, aber schon früher hatte der Herausgeber Gelegenheit gefunden, in besonderen Abhandlungen (Basilicorum cum jure Justinianeo collatorum Spec. I. Jenae 1828. 8. — Ungedruckte Constitutionen des justin. Coder, aus der coislinischen Handschrift der Basiliken. Berlin 1833. 8.) theils einzelne Ergebnisse seiner Arbeiten mitzutheilen, theils neuerdings auf die Wichtigkeit der Basiliken für die Kritik der justinianischen Gesetzbücher aufmerksam zu machen. — Kann man auch nicht gerade behaupten, daß Untersuchungen über das byzantinische Recht und seine Geschichte nach den eben aufgezählten Arbeiten nicht anders mehr unternommen werden können, als wenn der Untersuchende zugleich auch über bisher ungedruckte Quellen verfügen kann: so mußte doch eine Beschäftigung mit dem byzantinischen Rechte überhaupt und das Studium jener Arbeiten insbesondere auf die Nothwendigkeit führen, umfassendere Grundlagen für weitere Forschungen nach handschriftlichen Quellen festzustellen, während zugleich der wärmere Antheil, den die gelehrte Welt an diesen Studien nahm, zur Bekanntmachung des ungedruckten Materials ermunterte. In diesem Sinne haben denn auch in neuester Zeit G. E. Heimbach, E. Herzog und Andere gearbeitet. Von Ersterem haben wir eine Ausgabe einer alten Abhandlung de actionibus erhalten (Observationum juris Graeco-Romani, pars I. Lips. 1830. 8.): und eine Abhandlung über die justinianischen Novellen und ihre Gültigkeit im eilften Jahrhundert ist aus seinen Papieren von Tanneberg bearbeitet worden (Pselli de Justiniani Novellis libellum ex literis b. *Tanneberg* ed. A. *Berger*. Lipsiae 1836. 8.). Von E. Herzog (jetzt Professor in Athen) ist zu München 1837 eine πραγματεία περὶ τοῦ προχείρου ἢ τῆς ἑξαβίβλου Κωνσταντίνου τοῦ Ἀρμενοπούλου in neugriechischer Sprache herausgegeben worden. Auch erlaubt sich Rec. hier einige von seinen Arbeiten zu erwähnen: nämlich die Fragmenta versionis graecae legum Rotharis. Heidelb. 1835. 8.; ferner Αἱ ῥοπαί, oder die Schrift über die Zeitabschnitte, welche insgemein einem Eustathios, Antecessor zu Konstantinopel, zugeschrieben wird.

Heidelb. 1638. 8.; endlich: Ὁ πρόχειρος νόμος. Imperatorum *Basilii*, *Constantini* et *Leonis* Prochiron. Heidelb. 1837 8. — Das Studium des byzantinischen Rechts ist endlich in der neuesten Zeit auch durch zufällige Umstände begünstigt worden. A. Mai, der unermüdliche Forscher nach alten ungedruckten Werken, hat in seinen zwey Collectionibus novis scriptorum veterum gelegentlich auch einige auf das byzantinische Recht bezügliche Werke drucken lassen: und in Athen ist neuerdings eine Ausgabe des Urtextes von Armenopulos in der königlichen Druckerey erschienen, weil die Exabiblos einstweilen noch in dem Königreiche Griechenland Gesetzeskraft hat.

Die reiche Literatur, welche die neuere Zeit im Fache des byzantinischen Rechts aufzuweisen hat, berechtigte wohl den Rec. zu der Behauptung, daß sich für das Studium desselben immer erfreulichere Aussichten eröffnen. Noch mehr aber berechtigt ihn dazu die neueste literarische Erscheinung in diesem Fache, welche den Gegenstand der vorliegenden Recension bildet. Rec. freut sich daher, ein Werk anzeigen zu können, das sowohl an sich, als durch die ihm zu Theil gewordene Bearbeitung dazu beytragen wird, dem byzantinischen Rechte einen ehrenvollen Platz unter den gelehrten Rechtsstudien zu verschaffen.

Es ist bekannt, daß Herr A. Barth, der Verleger des vorliegenden Werkes, es unternahm, eine neue Ausgabe der Basiliken in seinem Verlage erscheinen zu lassen, und zu diesem Zwecke in der That so große und uneigennützige Anstrengungen machte, daß man ihm den Ruhm nicht versagen darf, zur Förderung der Kenntniß des byzantinischen Rechts wesentlich beygetragen zu haben. Auf seine Kosten bereiste Herr Dr. G E. Heimbach Frankreich und Italien, um für die neue Ausgabe der Basiliken noch unbenützte Hss. abzuschreiben und zu vergleichen [3]). Bey dieser Gelegenheit sammelte Herr Dr. Heimbach für das byzantinische Recht überhaupt, und namentlich für eine

---

[3]) Ein großer Theil der gewonnenen Resultate liegt uns bereits in dem vor, was von der neuen Basilikenausgabe erschienen ist. Rec. möchte nur der Herausgabe einen schnelleren Fortgang wünschen, namentlich in Rücksicht auf das Königreich Griechenland, wo jetzt noch die Basiliken brauchbar und nützlich seyn würden, während sie vielleicht später bey der Hinneigung der griechischen Juristen zum französischen Rechte keinen Anklang mehr finden dürften. Gegenwärtig existirt im ganzen Umfange des Königreichs nur ein mangelhaftes Exemplar der Fabrotischen Ausgabe der Basiliken: es ist im Besitze des Herrn Rallis, Präsidenten des Appellationsgerichts in Athen. Man sagt jedoch, daß sich ein vollständiges Exemplar der Fabrotischen Basiliken in Lamia befinden soll.

neue Ausgabe der justinianischen Novellen, für deren kritische Bearbeitung in neuerer Zeit eigentlich so gut wie nichts geschehen war. Unter Andern schrieb er denn auch die Epitome der Novellen Justinian's vom Advokaten Athanasios ab, die sich im Cod. Paris. Reg. 1381 erhalten hat, und auf welche besonders Biener in seiner Geschichte der Novellen S. 126, 187 f. aufmerksam gemacht hatte.

Diese Epitome der Novellen Justinian's von Athanasios hat Herr Dr. Heimbach in dem vorliegenden ersten Bande [4]) der von ihm herauszugebenden Ἀνέκδοτα mit sehr ausführlichen Prolegomenen, in denen er sich beyläufig fast über das ganze Gebiet der byzantinischen Rechtsgeschichte verbreitet, mit einer lateinischen Uebersetzung und mit Anmerkungen, hauptsächlich kritischen Inhalts, drucken lassen. Angehängt sind, auf ähnliche Weise bearbeitet, Bruchstücke aus den Bearbeitungen der justinianischen Novellen von Theodoros, Philoxenos, einem gewissen Symbatios und von Unbekannten. Diese Bruchstücke waren größtentheils schon aus den Basilikenscholien bekannt: der Herausgeber hat hier im Ganzen nur das Verdienst der Zusammenstellung und einer sorgfältigen Bearbeitung, wenn auch manches Neue, namentlich die Bruchstücke des Symbatios und der Incerti Auctores, aus Hss. hinzugekommen sind.

Herr Dr. Heimbach hat die Herausgabe dieser Ἀνέκδοτα mit unsäglicher Sorgfalt und mit einer diplomatischen Treue besorgt, die nur wenige Vorbilder hat. Seine lateinischen Uebertragungen zeichnen sich durch große Sorgfalt und eine sehr passende Latinität aus. In den Prolegomenen hat er eine Menge Bemerkungen über einzelne Punkte der byzantinischen Rechtsgeschichte vorgetragen, und ziemlich alle Fragen, welche möglicher Weise in Bezug auf die von ihm bearbeiteten Schriftsteller und Schriften aufgeworfen werden konnten, mit vollständiger Vorlegung der zu berücksichtigenden Thatsachen untersucht.

Gerade diese Genauigkeit und Vollständigkeit setzt Rec. in den Stand, eine ausführlichere Recension über den vorliegenden ersten Theil der Ἀνέκδοτα zu liefern. Er fühlt sich dazu um so mehr aufgefordert, als er im Monat July des Jahres 1838 während einer literärischen Reise [5]) in dem Kloster der heiligen Lavra auf dem Berge Athos eine sehr schöne Hs. gefunden hat, welche des Athanasios Epitome vollständig, und zugleich

---

[4]) Wenn Rec. recht berichtet ist, so soll noch ein Band, und zwar demnächst, nachfolgen.

[5]) Rec. wird demnächst eine Beschreibung dieser Reise im Drucke herausgeben.

die des Theodoros enthält. Rec. wird in vielen Punkten, in Folge der Aufschlüsse, die diese bisher unbekannte Hs. gibt, dem Herausgeber widersprechen, bey andern Punkten, in Folge seiner eigenen Forschungen, manche Bedenken oder abweichende Meinungen äußern müssen; er glaubt sich deßhalb zum voraus gegen den Vorwurf verwahren zu müssen, daß er in seiner Beurtheilung auf eine tadelsüchtige Weise verfahren sey. Seine Rechtfertigung liegt in dem Zwecke dieses Aufsatzes, der mehr eine beurtheilende Darstellung im Interesse der Wissenschaft, und nicht eine Recension für Leser seyn soll, die lieber durch Anzeigen als durch eigene Anschauung mit einem neuen Buche bekannt werden, oder nur gerade die Stimme und das Urtheil des Recensenten kennen lernen wollen. Dem Herrn Dr. Heimbach übrigens glaubte Rec. den hohen Werth, den er auf seine Ausgabe der Ἀνέκδοτα legte, gerade dadurch am besten zu beweisen, wenn er ihm zeigte, wie genau er selbst das Buch studirt habe, und wie er sich bemühe, das allgemeine juristische Publikum durch eine ausführliche Anzeige damit bekannt zu machen, dafür zu interessiren.

Der nachfolgende Aufsatz soll nicht Schritt für Schritt dem Inhalte des Buches folgen, dessen Beurtheilung den Gegenstand desselben bildet. Aus dem, was bereits über den Inhalt dieses ersten Bandes der Ἀνέκδοτα und über die Auffindung einer neuen Hs. bemerkt worden ist, ergibt sich zum Theil von selbst, warum Rec. eine abweichende Anordnung getroffen hat. Er hat zuvörderst eine Beschreibung der von ihm neu aufgefundenen Hs. voranschicken zu müssen geglaubt: alsdann schien in den Prolegomenen zu Athanasios zum Zwecke der unabhängigen Beurtheilung eine Trennung wünschenswerth zwischen dem, was auf Athanasios und seine Epitome der Novellen Justinian's unmittelbar Bezug hatte, und zwischen dem, was nur bey gegebener Gelegenheit über andere Punkte der byzantinischen Rechtsgeschichte gesagt worden war. Die einzelnen Anhänge hat Rec. einzeln durchgegangen.

Die erwähnte Handschrift findet sich in der Bibliothek des Klosters der heiligen Lavra, einer der reichsten Bibliotheken, die der Berg Athos aufzuweisen hat. Sie ist auf Baumwollenpapier geschrieben: ihre Form Quart. Würmer und Mottenfraß haben sie in einen traurigen Zustand versetzt; der feuchte Ort, an dem die Hs. schon manches Jahr gelegen haben mochte, hatte, besonders auf den ersten und letzten Blättern, die Schrift fast ganz verbleichen machen. Die Hs. ist auf

Lagen von acht Blättern geschrieben: einige Lagen sind jedoch unvollständig [6]). Die einzelnen Lagen werden mit fortlaufenden Nummern bezeichnet: der letzte Quaternio ist der 36ste. Doch ist die Hs. am Ende lückenhaft: es muß nothwendig wenigstens noch ein Blatt gefolgt seyn. Die Schrift ist durchgängig dieselbe, mit Ausnahme der zwey ersten Quaternionen, die von einer späteren Hand geschrieben sind, also wahrscheinlich von der ursprünglich vollständigen Hs. verloren gegangen waren, und von einem späteren Besitzer ergänzt worden sind. Die ursprüngliche Schrift ist correct, gleichförmig, ohne Abkürzungen: sie rührt von einem Kalligraphen her. Die Schrift der zweyten oder späteren Hand ist klein, verwirrt, mit zum Theil ungewöhnlichen Abkürzungen überhäuft: ein Privatbesitzer ergänzte sich die ihm lückenhaft zugekommene Hs. Derselbe Besitzer der Hs. hat durchgängig Correcturen in dem von der ursprünglichen Hand geschriebenen Texte gemacht: von demselben rühren, wenn ich nicht irre, folgende zwey Bemerkungen auf dem vorletzten Blatte her:

͵ϛχνή ενδ. ιγ΄... ἐγὶννήθη τῆ θυγατρί μου κυρᾶ μαρίᾳ τῆ μονομαχατίσῃ υἱὸς ὁ γαρώτης κῦρος νικήτας κ. τ. λ. [7]).

͵ϛχξ ... ἐγεννήθη τῆ θυγατρί μου υἱὸς ὁ μονόμαχος κῦρος ἰωάννης [8]).

Es ergibt sich hieraus so viel mit Bestimmtheit, daß die Hs. vor dem Jahre 1150 n. Chr. geschrieben worden ist, und, — wenn die Bemerkungen auf dem vorletzten Blatte von der Hand des Correctors geschrieben seyn sollten, — daß die alte, lückenhaft gewordene Hs. um 1150 n. Chr. von ihrem Besitzer ergänzt und verbessert worden ist. Die ursprüngliche Schrift scheint noch in das eilfte Jahrhundert zu gehören: sie ist der Schrift des Cod. Laurent. IX, 8 sehr ähnlich, welche Bandini und Herr Dr. Heimbach selbst in jenes Zeitalter setzen.

Die bisher ihren Aeußerlichkeiten nach beschriebene Hs. enthält nun auf den ersten 21 Quaternionen die Epitome des Athanasios vollständig: auf den letzten 15 die Epitome der justinianischen Novellen von Theodoros, am Ende jedoch unvollständig. Der Anfang der Hs. soll nun hier, in so weit es dem Rec. mög-

---

[6]) Einzelne herausgefallene Blätter, die dann vor der ersten Lage angeklebt worden waren, hat Rec. wieder an ihrem Orte eingeschaltet.

[7]) Im Jahre der Welt 6658 in der 13. Indiktion (d. i. nach Chr. 1150)... wurde meiner Tochter, der Frau Maria Monomachatissa, ein Sohn, Herr Nikitas Garotis, geboren u. s. w.

[8]) Im J. d. W. 6660 (d. i. nach Chr. 1152)... wurde meiner Tochter ein Sohn, Herr Joannis Monomachos, geboren.

lich war, die Schrift zu entziffern, und in so weit nicht die vorliegende Ausgabe dasselbe enthält, mit einer Uebersetzung und einigen Anmerkungen abgedruckt werden.

Ὑποτίτλωσις τῶν νεαρῶν διατάξεων Ἀθανασίου σχολαστικοῦ ἐμισηνοῦ.
Πρόλογος.

Τὸ ἐπανορθοῦσθαί τινα ἐφ' οἷς πρότερον ἐνδεῶς ἔτυχε πονήσας, οὐ μόνον ἡρωδιανῷ | τῷ σοφωτάτῳ τεχνογράφῳ 9) ἀλλὰ καὶ πλείστοις ἄλλοις τῶν (ἐπικομψευόντων τὰ) ἐπινοηθέντ' α) 10) καὶ πρόσγε τισὶ τῶν | αὐτοκρατόρων ἐπὶ ταῖς οἰκείαις νομοθεσίαις τὸ πάλαι 11) ἐφάνη καλόν· οὓς εἰκότως ζηλώσας | ἐγὼ..... 12) τῶν ἐν θεουπόλει ῥητόρων 13).....

Systematische Zusammenstellung der neuen Verordnungen von dem Advokaten Athanasios aus Emisa.
Vorrede

Daß Einer berichtige, was er etwa früher nur mangelhaft gearbeiter hat, hat nicht nur dem weisesten Technographen Herodianos, sondern auch den meisten anderen, die ihre Dichtungen (?) feilen, und noch dazu einigen Selbstherrschern bey ihren eigenen Gesetzgebungen vor Alters gut geschienen; ihnen natürlich nacheifernd (habe) ich .. ....

9) Athanasios bezieht sich hier wohl auf den Grammatiker Herodianos, der aus Alexandrien gebürtig war, später aber sich unter Marcus Antoninus in Rom aufhielt. Er wird hier σοφώτατος τεχνογράφος genannt (wie bey Ammian. Marcellinus XXII, 16: »artium minutissimus sciscitator«), zunächst, wie es scheint, in Bezug auf sein berühmtes Werk: Τέχναι γραμματικαί, von dem wir dann hier erfahren würden, daß es der Verfasser in einer verbesserten Auflage zum zweyten Male herausgegeben hat. Vgl. Fabricii Bibl. Gr. ed. Harless, tom. VI. p. 278.

10) Rec. hat in der Hs. folgende Schriftzüge zu lesen geglaubt: ἐπικοτφοι. τὸ ἐπινοηθεν^τ. Vielleicht ist zu lesen: ἐπικοσμούντων τὰ ἐπινοηθέντα. Der Sinn bleibt derselbe: die im Texte aufgenommene Lesart schien dem Rec. vorzüglicher, weil er ganz bestimmt in der Hs. ein ψ zu erkennen glaubte. In der Hs. mag gestanden haben: ἐπικομψευόν^τ τὰ. Der Aorist: ἐπικοσμησάν^τ wäre freylich passender.

11) In πάλαι ist das αλ nicht ganz deutlich, eine andere Ergänzung aber kaum möglich. Meint Athanasios zweyte Ausgaben von Gesetzbüchern, oder nur Gesetze, wodurch ein Kaiser frühere von ihm erlassene Gesetze abändert, aufhebt? Νομοθεσίαι paßt in dem einen wie in dem andern Falle: in beyden Fällen würde aber doch wohl zunächst nur an Justinian und Justin zu denken seyn.

12) Rec. hat zuerst gelesen: φιλῶ. Später schien ihm statt φ auch ει oder εγ gelesen werden zu können. Bey wiederholtem Betrachten der Züge der Hs. kam er zuletzt auf die Vermuthung, daß in der Hs. φιλανώ stehe; ein sicheres Resultat war jedoch nicht zu erlangen.

13) Hier ist von den Rhetoren zu Antiochia die Rede, welches durch

.... [14]) ἐ(λλιπ(ῶς [15]) ἔχειν ἐγνωκὼς τὴν πρώτην μοὶ | πονηθεῖσαν τῶν νεαρῶν διατάξεων ἐπιτομὴν προσαναπληρῶσαι [16]) τὸ λεῖπον [17]).......... [18]) καὶ διὰ τοῦτο | τῷ παρόντι συντάγματι ἕνα νῦν προστέθεικα τίτλον, περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων [19]) τοῦτον ἐπιγράψας, | ἐν ᾧ πάντα σχεδὸν ἀθροίσας, ὅσα μὴ προσφυῶς ἔχειν δοκεῖ πρὸς τοὺς ἤδη πρότερον | ἐπινοηθέντας παρ' ἐμοῦ τίτλους κβ' προσεξ.... τί [20]) τοὺς προσφέρους [21]) ἐ..... [22]) πα-

der Rhetoren in Theupolis.... ..... erkennend, daß die erste von mir ausgearbeitete Epitome der neuen Verordnungen mangelhaft sey (mich entschlossen) das Fehlende zu ergänzen: und habe deßhalb der gegenwärtigen Zusammenstellung jetzt einen Titel hinzugefügt, περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων ꝛc. ihn überschreibend, in welchem ich beynahe alles gesammelt (habe), was nicht anpassend zu seyn scheint zu den schon früher von mir ausgedachten 22. Ti-

---

ein bey einem Erdbeben vorgefallenes Wunder unter Justinian den Namen Theupolis erhielt. Vgl. Procop. hist., tom II, edit. Paris. p. 46 sq. 100 107. Banduri Imp. Or. tom. I. pars III. p 64, edit. Paris. Dieser Name scheint jedoch nach einiger Zeit wieder außer Gebrauch gekommen zu seyn. — Unter den ῥήτορες konnten die Lehrer an der Patriarchalschule verstanden werden. Ῥήτορες können aber auch Advokaten heißen (vgl. unsere Ἀνέκδ. p. XI. not. 21, und diese Bedeutung ist hier wohl vorzuziehen.

[14]) Folgende Züge glaubt Rec. in der Hs. zu erkennen: σεμνὸν... ρεσθαι μ... das εμ in σεμνὸν war noch undeutlicher, als das Uebrige. So viel scheint sich aber aus dieser verdorbenen oder unlesbaren Stelle dennoch zu ergeben, daß Athanasios mit den Rhetoren von Theupolis in einer gewissen Verbindung gestanden, daß diese einen Einfluß auf die Bearbeitung einer zweyten Ausgabe seines Werks gehabt haben müssen

[15]) Rec. las: ἐντελῶς, jedoch ντελ nur sehr undeutlich. Das war das gerade Gegentheil von dem, was hier stehen mußte. Man hat die Wahl, ἀτελῶς, ἐνδεῶς, ἐλλιπῶς zu lesen. Rec. hat Letzteres vorgezogen wegen des Folgenden: προσαναπληρῶσαι τὸ λεῖπον.

[16]) Die Hs. liest προσαναπληρώσαι oder προσαναπληρώσας.

[17]) Die Hs hat deutlich λοιπὸν. Diese Verwechslung von λεῖπον und λοιπὸν findet sich in byzantinischen Hss. häufig: so häufig, daß man verleitet werden möchte, einen vom altgriechischen abweichenden Sprachgebrauch anzunehmen.

[18]) Rec. glaubte folgende Buchstaben zu erkennen: τινοωσεκα. Doch ist hiebey jedes Zeichen unsicher. Rec schlägt vor, ἐπινενόηκα zu lesen.

[19]) Eine Erklärung dieser Ueberschrift wird weiter unten vorkommen.

[20]) Die Hs. scheint zu lesen; προσεξέλβα τί. Das ἐλβα ist kaum zu erkennen, und unsicher. Das προσεξ aber glaubte Rec. mit größerer Bestimmtheit zu lesen.

[21]) Die Endungen sind in der Hs. durch eine Abkürzung (freylich die dem Schreiber geläufige für die Endung -ους) ausgedrückt.

[22]) Rec. las: ἐμ.... oder ἐντ...

ρατίτλ . . [23]) ὡς μηδὲν τῆς ὅλης πραγματείας διαλαθεῖν λοιπὸν τὸν ἐντυγχάνοντα ἔστιν οὖν. . . . . . [24]) | πονηθέντων μοι τὴν ἔκδοσιν [25]) εἴ τι χαιριώτερόν [26]) τε καὶ . . . . [27]) ἐπικύπτειν ἀναγνώ | σματι, καὶ πρὸς τὴν ἀρχέτυπον τῶν νεαρῶν διατάξεων ἀνάγεσθαι πραγματείαν τ. ἐπιτομ . . | . . . . [28]) ἔνοπλον [29]) ἔχοντι τὴν μνήμην.

α΄ [30]) Νεαρὰ περὶ τοῦ πῶς χειροτονεῖσθαι κ. τ λ.

— — — — —

teln . . . . so daß in Zukunft dem Leser kein Theil von dem ganzen Werke verborgen bleiben wird. Es kann nun . . . . auch auf das ursprüngliche Werk über die neuen Verordnungen zurückbeziehen . . . . der ein bewaffnetes Gedächtniß hat.

(Erster Titel.)

1 Novelle, wie zu erwählen sey u. s. w.

— — — — —

[23]) Hinter dem Endbuchstaben λ hat die Hs. noch ein eigenthümliches Zeichen, einem ν ähnlich. Rec. liest die ganze Stelle so: προσβέβληκα τίτλους τοὺς προσφόρους ἐν τάξει παρατίτλων, und versteht es von den Ueberschriften der einzelnen Kapitel einer Novelle, wovon ein Mehreres unten. Die Emendation: προσεξέβαλα, wäre vielleicht besser, wenn nicht Perfekta vorangingen. Aber die Stelle ist noch immer holprig: vielleicht ist dennoch Athanasios vom Perfektum zum Aoristus übergegangen, und dann würde Rec. vorschlagen, ἤθροισα statt ἀθροίσας, und statt der nachhinkenden Zahl κβ΄ ein καὶ zu setzen, und προσεξέβαλα zu lesen. Die beyden Präpositionen würden sehr passend seyn: πρὸς, weil diese Verbesserung bey der zweyten Ausgabe hinzukam: ἐξ, weil Athanasios die fraglichen Ueberschriften ἔξω, d. h. an den Rand schrieb, wie dieß auch zum Theil in den bekannten Hss. noch der Fall ist.

[24]) An dieser Stelle waren alle Züge so verlöscht, daß selbst über die Zahl der fehlenden Zeichen eine Vermuthung nicht möglich war. Vielleicht ist zu ergänzen: ἑκάστῳ τῶν.

[25]) Die Buchstaben οσιν sind unsicher.

[26]) Die Hs. hat, wenn Rec. recht gelesen hat: χαιρεώτερ̀

[27]) In der Hs.: ἀπονεωτερ̀ τ.͂ ζοτοῦ . . Ob vielleicht: ἄλλο νεώτερον; das dem ζ ähnliche Zeichen ist vielleicht Abkürzung für ων.

[28]) In der Hs.: τ. επαλλόν, oder: τ. επαγō.

[29]) Das οπλον ist unsicher: die Schriftzüge könnten auch ἔναυλον gelesen werden. Den ganzen letzten Satz wagt Rec. zwar nicht zu restituiren, doch glaubt er den Sinn errathen zu haben. Athanasios will sagen: »Alle, die mir die Herausgabe besorgt haben (d. h die Schreiber, die ihm statt Druckern dienten), können, wenn sie (in der neuen Ausgabe oder sonst?) was Passenderes oder Neueres finden, die erste Ausgabe meines Werkes wieder aufschlagen, und das Passendere oder Bessere eintragen, wenn sie ein gutes Gedächtniß haben.« Dann wäre aber wohl eher πονησαντων für πονηθέντων zu setzen, was freylich jene Erklärung wieder zweifelhaft macht; vielleicht ist überhaupt nur an solche Leser der neuen Ausgabe zu denken, die schon die ältere besitzen.

[30]) Augenscheinlich ist die Ueberschrift Τίτλος α΄ ausgefallen: das übrige Verzeichniß der 22 Titel und der in ihnen enthaltenen Verordnungen stimmt im Ganzen mit dem überein, welches in unserem

ϛ'. Περὶ τοῦ τὰς θείας κελεύσεις ὑπογραφὴν ἔχειν τοῦ κοαίστορος.

6. Daß die göttlichen Befehle die Unterschrift des Quästors haben müssen.

Περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων.

Ζήτει εἰς τὸν πρῶτον τίτλον τὰς περιεχομένας αὐτῷ διατάξεις, καὶ εἰς τὸν δεύτερον τίτλον ὁμοίως, καὶ εἰς τὸν τρίτον, καὶ εἰς τοὺς λοιπούς.

Περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων.

Suche in dem ersten Titel nach, welche Verordnungen in ihm enthalten sind, und eben so im zweyten, und im dritten, und in den übrigen.

Τί. [31]) ά. διάτ. ϛ'. ρκγ'. κϛ'. κγ'. μβ'. νή. ιζ'. [32]) ιά. γ'. ιϛ'. νϛ'. νζ'. έ. ρλγ'. οϑ'. οϛ'. ρλζ'.
Τί. β'. διάτ. ζ'. ρκ'. ρλά. ϑ'. ριά. λζ'. μ'. μϛ'. νέ. ιέ. [33]) μγ'. νϑ'.
Τί. γ'. διάτ. ρϑ'. ρκϑ'. ρμδ'. ρλβ'. ρμϛ'.
Τί. δ'. διάτ. ή. ιγ'. ιζ'. κδ'. κέ. κϛ', κζ'. κή. κϑ'. λ'. λά. μά. [34]) ξϑ'. π'. πβ'. ριγ'. ρκέ. ϙέ. ρβ'. ργ'. ρδ'. ρλδ'. ρμέ. ιέ.
Τί. έ. διάτ. ϙϛ'. ριβ'. ρκδ'. νγ'. ϙ'.
Τί. ϛ'. διάτ. νβ'. ξ'. κή.
Τί. ζ'. διάτ. κ'. κγ'. μϑ'. ν'. οέ. ϙγ'. ρκϛ'. ριέ.
Τί. ή. διάτ. λή. μέ. ό. κϛ'. [35]) ρά.
Τί. ϑ'. διάτ. ά. ιή. λϑ'. μή. ξϛ'. κδ'. ϙβ'. ρζ'. ρή. ριή. ρνϑ'. ρκζ'. ρνή. [36]).
Τί. ί. διάτ. β'. κβ'. ξά. ξή. ϙά. ϙβ'. [37]) ϙή. ρ'. [38]) ριζ'. ριϑ'. ρμ'.
Τί. ιά. διάτ. ιβ'. ιϑ'. οϑ'. [39]) κϑ'. ρμγ'. ρνδ'.

---

ersten Bande der Ἀνέκδοτα p. CI — CXII gedruckt ist: daher es auch hier bis auf die Schlußzeilen weggelassen worden ist.

[31]) Das ganze folgende Verzeichniß ist, wie die Worte Ζήτει u. s. w. ergeben, vielleicht erst von dem Schreiber der ersten zwey Quaternionen unserer Hs., gewiß aber nicht von Athanasios selbst verfertigt. Einer Uebersetzung bedarf es hier weiter nicht. Vgl. übrigens p. XXII — XXVII der Ἀνέκδοτα tom. I.

[32]) Im Texte steht richtig ξζ'.

[33]) Soll heißen ξέ.

[34]) Sollte man aus diesem Citate schließen können, daß in der Sammlung der 168 Novellen, die dem Verfasser dieses Verzeichnisses vorlag, als Novelle 41 die Verordnung gestanden habe, von welcher Athanasios tit. IV. const. 12 einen Auszug gibt? Die Venetianer und Florentiner Hs. geben an dieser Stelle eine spätere Verordnung. Vergl. Biener Gesch der Nov. S. 105 ff.

[35]) Wohl κζ'.

[36]) In dem Verzeichnisse, welches die Ἀνέκδοτα geben, ist p. XXV aus Versehen diese letztere Novelle unangeführt geblieben.

[37]) Es ist zu lesen ϙζ'.

[38]) Sonderbarer Zufall! Zählt man die einzelnen Novellen bey Athanasios nach der Reihe durch alle vorhergehenden Titel hindurch, so ist auch bey ihm diese Novelle die hundertste.

[39]) Zu lesen ist οδ'.

Τί. ιβ'. διάτ. ιδ'. νά. οζ'.
Τί. ιγ'. διάτ. οβ'. ϟδ'. ρνέ.
Τί. ιδ'. διάτ. μδ'. μζ'. ογ'.
Τί. ιέ διάτ. δ'. ϟθ'. ρλϛ'.
Τί. ιϛ'. διάτ. λβ'. λγ'. λδ'. [40]) *ρλέ.*
Τί. ιζ'. διάτ. ρϛ'. ρι'. ρκά.
Τί. ιή. διάτ. νδ'. οή. κά. ρξβ'. ρνϛ'. ρνζ'. ρνγ'. ρμβ'.
Τί. ιθ'. διάτ. κά. [41]) *λϛ'.*
Τί. κ'. διάτ. ρκή. ρλ'. ριϛ'. κέ. ρμζ'. [42]) *ρμή.*
Τί. κά. διάτ. ξδ'. ξδ'. ρκβ'.
Τί. κβ'. διάτ. ρέ. ί. λέ. οά. ξβ'. [43]) *ριδ'.*

Τί. ά. Ἐπιτομὴ ἐκ τῶν μετὰ τὸν κώδικα νεαρῶν διατάξεων κατὰ τίτλους συγκειμένη μετὰ καὶ τῶν ἑκάστου τίτλου παρατίτλων ἐπινοηθεῖσα παρὰ ἀθανασίου σχολαστικοῦ ἐμεσηνοῦ. περὶ ἐπισκόπων κ. τ. λ. [44]).

Hierauf folgt dann in der Hs. das Werk selbst, im Allgemeinen übereinstimmend mit dem Abdrucke in den *Ἀνέκδ.* p. 1 — 198 Den Schluß macht nämlich der Titel *περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων*, welcher auf der letzten Seite des 21. Quaternio mit den Worten schließt: *Οἱ βαλιστάριοι τοῖς πατρᾶσιν ὑπόκεινται τῶν πολεων.* Eine vollständige Vergleichung der Hs. mit der gedruckten Ausgabe, die schon früher in seinen Händen war, ist dem Rec. aus mehreren Gründen nicht möglich gewesen. Wie die einzelnen Auszüge der Novellen in der Hs. behandelt sind, möge hier nur an Tit. IV. Kap. 24 als an einem Beyspiele gezeigt werden. In der Hs. lautet der Anfang dieses Kapitels folgendermaßen:

---

[40]) In unserer Sammlung der 168 Novellen ist die Ordnung umgekehrt, d. h. was hier Novelle 33. 34 heißt, ist dort Novelle 34. 33. Siehe jedoch die Ἀνέκδοτα p. 160, not. 15b und 20.

[41]) Die Ἀνέκδοτα p XXVII und p. 170 citiren statt Nov. 21 das Edict. Just. 3, was durch die gegebenen Anfangsworte des Gesetzes gerechtfertigt wird. Der Verfasser unseres Verzeichnisses hat sich hier geirrt.

[42]) Dieses Citat paßt nicht: was bey Athan. XX. 5 steht, ist eine bisher ganz unbekannte Constitution, selbst dem Inhalte nach der Nov. 147 unähnlich.

[43]) Bey Athanasios folgen die Novellen so: ξβ'. λέ. οά. Der Verfasser unseres Verzeichnisses scheint hier nur ein Versehen begangen zu haben. Vgl. Ἀνέκδοτα p. 182 not. 57. p. 183 not. 66.

[44]) Es ist eine kleine Verwirrung vorgegangen. Das Τί ά muß vor dem Haupttitel gestrichen, und vor die Ueberschrift des ersten Titels (περὶ ἐπισκόπων κ. τ. λ.) gesetzt werden. Vgl. Ἀνέκδ. p. 1.

κδʹ. περὶ τῶν ἐκδίκων διά τ. ιε ἧς ἡ ἀρχὴ [45]). Ὁ αὐτὸς βασιλεὺς ἰωάννῃ ἐπάρχῳ πραιτορίων. Εἰ μὴ θᾶττον ἐπαγάγοιμεν.

περὶ τοῦ τοὺς ἐκδίκους μὴ κεχρῆσθαι προνομίῳ πρὸς παράστασιν τοῦ τοιούτου ὁ φίσκος καὶ περὶ ψηφισμάτων· βι. ά τί. νέ τοῦ κώδ.

Οἱ ἐν ταῖς — — — ἐπαρχότητι.

περὶ τοποτηρητοῦ ἐκδίκου. βι. ά τί. ή τοῦ κώδ.

Τοποτηρητὴς — — — ἐμφάνεια.

περὶ πεπραγμένων ὑπομνημάτων.

Καὶ τὰ λοιπὰ — — — καθάπτονται.

περὶ πρακτόρων δημοσίων.

Τοῖς πράκτορσιν κ.τ.λ. [46]).

Alle Auszüge der Novellen sind auf diese Weise in Absätze getheilt, denen jedesmal eine besondere Rubrik vorgesetzt wird. Die Rubriken stehen in der Regel im Texte vor dem Absatze, auf welchen sie sich beziehen, hie und da jedoch auch am Rande der Hs. Uebrigens bestehen diese Rubriken meistentheils aus einer kurzen Inhaltsangabe des folgenden Absatzes, zu welcher gewöhnlich ein Citat einer Parallelstelle aus dem Codex hinzukömmt. Die Codexcitate fehlen aber zuweilen gänzlich, oder es finden sich statt deren Citate der Novellen; Digestencitate hat Rec. nicht bemerkt.

So viel als Beschreibung der Hs., welche dem Herausgeber der Ἀνέκδοτα unbekannt gewesen ist. Was sich Neues aus ihrem Inhalte ergibt, soll weiter unten an seinem Orte entwickelt werden. Ueber des Theodoros Epitome der justinianischen Novellen, welche in der Hs. auf Athanasios folgt, wird ebenfalls passender unten, bey Beurtheilung der S. 199 ff. der Ἀνέκδοτα, gehandelt werden.

Rec. kömmt nun zur Beurtheilung desjenigen Theiles der Prolegomenen zu dem Novellencommentare von Athanasios, welcher auf Athanasios und seine Epitome unmittelbar Bezug hat [47]).

Der Herausgeber hat in seinen Prolegomenen sehr passend

---

[45]) Diese Wendung, und namentlich das Citat aus der Sammlung von 168 Novellen im Texte der Rubrik, rührt sicher nicht von Athanasios her, und findet sich auch nicht in der Hs., welche dem Herausgeber als Grundlage diente.

[46]) Vgl. die Ἀνέκδοτα p. 66 sq., und die Anmerkungen 27. 35. 37. 42 daselbst.

[47]) Siehe oben S. 191.

sechs Abschnitte gemacht, deren Inhalt er selbst [48]) folgendermaßen angibt: »Ita sex prolegomeνῶν capita exierunt, quorum *primo* de ejus, quem edimus, libri scriptore videbimus, qui fuerit, quo nomine, quoque loco natus; accedet autem etiam de genuino libri titulo disputatio, temporumque, ad quae referendus sit. accurata designatio et de loco, ubi scriptus sit, non improbabilis, ut opinor conjectura. *Secundo* autem capite de ipsa libri natura, indole, forma, integritate dicemus, atque etiam catalogum Novellarum constitutionum ab Athanasio exceptarum dabimus. *Tertio* capite Athanasiani corporis apud jureconsultos Graecos historiam fataque enarrabimus. *Quarto* ejusdem apud recentiores jureconsultos historiam tractabimus. *Quinto* codices manuscriptos, quorum in hoc libro scribendo usus fuit, describemus; simul et de Fabroti Leunclaviique exemplaribus manu exaratis verba faciemus; denique iis rebus quemadmodum ad Athanasiani libri contentum formandum castigandumque usi simus, exponemus. *Sexto*, quae sit Athanasiani corporis in Justiniani Novellis constitutionibus interpretandis illustrandisque vis atque potestas, quaeve in iisdem aliisque juris civilis fontibus et supplendis arteque critica et disciplina emendandis, castigandis, perpoliendis utilitas, paucis significabimus.«

In dem ersten Kapitel der Prolegomenen sucht nun der Herausgeber folgenden Sinn auszuführen:

1) Daß Ἀθανάσιος σχολαστικὸς ἐμισηνός Verfasser des Novellencommentars sey, und daß er bald vollständig so genannt werde, bald nur Ἀθανάσιος σχολαστικὸς, bald Ἀθανάσιος schlechtweg (p. III IV).

2) Daß σχολαστικὸς in der Benennung des Athanasios nicht ein Name sey, sondern Advokat bedeute (p. IV. V).

3) Daß Ἐμισηνός den Geburtsort des Athanasios bezeichne, nicht den Ort, wo er Advokat gewesen (p. V. VI).

4) Daß der richtige und ächte Titel des Athanasischen Novellencommentars so wieder herzustellen sey: Ἐπιτομὴ τῶν μετὰ τὸν κώδικα νεαρῶν διατάξεων κατὰ τίτλους συγκειμένη μετὰ καὶ τῶν ἑκάστου τίτλου παρατίτλων Ἀθανασίου σχολαστικοῦ Ἐμισηνοῦ κ. τ. ἑ. (sic) (p. VI. VII).

5) Daß Athanasios seine Epitome wahrscheinlich schon unter Justinian begonnen, aber erst unter Justin (gegen 572 nach Chr.) beendigt habe (p. VII. VIII).

---

[48]) Auf p. III

6) Daß des Athanasios Epitome in Aegypten geschrieben worden sey (p. VIII — XV).

Diese Behauptungen sind nun der Reihe nach genauer zu beleuchten.

Erstens. Daß Athanasios Verfasser des Auszugs der Novellen sey, auf welchen sich die Prolegomenen beziehen, hat der Herausgeber durch unwiderlegliche Beweise dargethan. Zu diesen Beweisen kann noch hinzugefügt werden.

1) Das Zeugniß der oben beschriebenen Hs. des in Frage stehenden Werks.

2) Das Zeugniß des Cod. Marcian. 579. Diese Hs. enthält ganz dieselbe Compilation, wie der vom Herausgeber angeführte Cod. Bodlej 3399, und scheint sogar von derselben Hand geschrieben zu seyn. Sie beginnt erst mit tit. XIX. §. 5. Eine neuere Hand hat »ἐξ ἄλλου τινὸς βιβλίου πλουσιωτέρου τοῦ μητροπολίτου,« nämlich aus dem sg Prochiron auctum, die ersten achtzehn Titel und einen Theil des neunzehnten als Ergänzung vorangeschrieben, woraus sich die sehr ungenügende Beschreibung Zanetti's leicht erklären läßt. Die Hs. enthält am Ende mehr als Cod Bodl. 3399: sie geht bis tit. 44, welcher die Ueberschrift führt: περὶ κλεπτῶν καὶ ὑποδεκτῶν καὶ ἱεροσύλων καὶ ἐξανδραποδιστῶν κεφ. ξγ', und gibt dann noch folgende nicht gezählte Titel:

Περὶ κεφαλικῶν ἐγκλημάτων καὶ περὶ φόνων ἑκουσίων καὶ ἀκουσίων καὶ περὶ εὐνουχιζομένων καὶ περὶ αἰσχρότητος. κεφ. ξγ'.

Περὶ στρατιωτικῶν ἐπιτιμίων ἐκ τοῦ ῥούφου καὶ τῶν τακτικῶν κεφ. μά.

Κεφάλαια νόμου γεωργικοῦ κατ' ἐκλογὴν ἐκ τῆς ἰουστινιανοῦ βίβλου κεφ. πγ'.

In Kap. 66 dieses Titels schließt das letzte Blatt der Hs. Jedoch sind in der Hs. als fol. 82. 83 zwey sehr verwitterte Blätter eingebunden, die augenscheinlich früher den Schluß der Hs. bildeten; sie enthalten einen Theil der rhodischen Seegesetze, unter der Aufschrift:

Νόμος ῥοδίων ναυτικὸς κατ' ἐκλογὴν ἐκ τοῦ ιδ' βι. τῶν διγέστων. κεφ. ξγ'.

Die eben beschriebene Hs. liefert zwar keine neuen Beweise dafür, daß Athanasios Verfasser des Novellenauszugs sey, sie bestätigt aber das Zeugniß des Cod. Bodlej. vollkommen.

---

[49]) Siehe den Anhang zum Prochiron Basilii, welches Rec. Heidelberg 1837. 8. herausgegeben hat, und zwar p. 329 sqq.

3) Bey dem Zeugnisse des Cod. Vindob. jurid. gr. 2 (auf p. IV. l. 12) wäre wohl auch des Cod. Paris. 1384 und des Cod. Palatino-Vatic. 55/223 zu erwähnen gewesen, die der Herausgeber p. LXV der Prolegomenen anführt und beschreibt. Das, was diese Hss. von Athanasios enthalten, und zwar unter Angabe seines Namens, findet sich auch in einem Cod. Bienerianus [50]) fol. 11ª; ferner in dem Cod. Vindob. jurid. gr. 8 gegen das Ende, endlich in Cod. Paris. 1391 und 1788; die vier letzten Hss. hat der Herausgeber nicht erwähnt.

4) Bey dem Cod. Paris. gr. 1730 (auf p. III. l. ult.) ist noch hinzuzufügen das Zeugniß der ganz gleichlautenden [51]) Hss., Vatic. 640 und Palatin. 371.

5) Endlich enthält Cod. Vatican. 1168 auf fol. 123ᵇ — 134ᵇ reiche Excerpte aus Athanasios unter der Ueberschrift: *ἐκ τῆς βίβλου ἀθανασίου σχολαστικοῦ ἐμισινοῦ ἐκ τῶν ἅπερ ἐξελέξατο ἐκ τοῦ κώδικος καὶ τῶν νεαρῶν διατάξεων τοῦ μεγάλου ἰουστινιανοῦ· ὁμοίως καὶ ἐκ τῶν παρατίτλων.* Das Zeugniß dieser Hs. ist dem des ganz ähnlichen Cod. Vallicellanus (p. IV. lin. 3) an die Seite zu stellen.

Zweytens. So viel Rec.'n bekannt ist, haben alle Gelehrten das Wort *σχολαστικός* in *Ἀθανασίου σχολαστικοῦ ἐμισηνοῦ* durch advocatus s. causarum patronus erklärt. Der Herausgeber zwar sagt, nur *plerique* viri docti hätten diese Meinung; doch glaubt Rec., daß der scharfsinnige Zweifel, ob nicht etwa *σχολαστικός* als ein Name zu betrachten sey, von dem Herausgeber zuerst geäußert worden ist. Gegen diese mögliche Interpretation, — auf p. IV werden mehrere Beyspiele des Namens Scholasticus angeführt, — erklärt sich aber alsdann der Herausgeber, indem er zu beweisen sucht, daß in unserem Falle *σχολαστικὸς* durch Advokat zu übersetzen sey. Der Herausgeber stellt hiefür zwey Gründe auf: Rec. hätte aber gewünscht, daß der erste dieser Gründe weggeblieben wäre, namentlich die Behauptung, daß es ein logisch genauer Gegensatz sey, wenn *Ἀθανάσιος* ohne Beysatz dem *Θεόδωρος Ἑρμουπολίτης* entgegen gehalten werde [52]). Der zweyte Grund ist allerdings beweisend: daß nämlich nach griechischem Redebrauche der Verfasser unseres Novellenauszugs, wenn er nicht mit seinen beyden Namen genannt werden sollte, nur mit dem am Ende stehenden Namen bezeichnet

50) Vgl. des Rec. Prochiron Basilii p. CLXXXIX.

51) Vgl. ebendaselbst p. CLXXXIX. lin. 1.

52) Genau genommen müßte es ja dann heißen: Ἀθανάσιος Ἐμισηνός, wenn anders, wie auch der Herausgeber annimmt, Ἐμισηνός den Geburtsort des Athanasios anzeigt.

werden konnte: d. h. daß er, wenn anders σχολαστικός ein Name wäre, entweder Ἀθανάσιος σχολαστικός, oder aber einfacher Σχολαστικός zu nennen gewesen wäre. Das Letztere kömmt jedoch nie vor, wohl aber umgekehrt die einfache Benennung Ἀθανάσιος. Der Herausgeber hätte leicht einige Beweisgründe, die von ihm nur berührt worden sind, noch mehr hervorheben können; z. B. daß wir bestimmt wissen, in dem ganz ähnlichen Ἀγαθίας σχολαστικός Μυριναῖος sey σχολαστικός advocatus zu übersetzen [53]), oder daß es bekannt ist, wie sehr gerade die Advokaten jener Zeit sich um die Theorie des Rechts bemühten [54]). Endlich ließen sich noch andere Beweisgründe aufstellen. So die regelmäßige Gewohnheit jener Zeit, Personen nur mit einem Namen und einem unterscheidenden Beyworte zu bezeichnen, selbst wenn sie mehrere Namen hatten. Keiner der byzantinischen Juristen jener Zeit wird uns mit zwey Namen genannt: selbst bey den Inscriptionen z. B. der Novellen, wo ursprünglich gewiß alle Namen der in der Inscription genannten Personen verzeichnet standen, haben die Verfasser von Sammlungen und Commentaren in der Regel nur einen Namen, den Hauptnamen, beybehalten. Endlich kömmt vor: Ἀθανασίου τοῦ σχολαστικοῦ [55]). Hier kann man σχολαστικός nicht als Namen verstehen. Es würde gerade so herauskommen, als ob man z. B. Φλαβίου τοῦ Ἰουστινιανοῦ sagen wollte [56]).

Doch genug zur Widerlegung eines Zweifels, den Rec. beynahe einem vom Herausgeber heraufbeschworenen Gespenste vergleichen möchte.

Drittens. Ἀθανάσιος σχολαστικὸς Ἐμισηνός ist in lateinisch geschriebenen Büchern in der Regel übersetzt worden: Athanasius scholasticus sive advocatus Emesenus. Ob die Uebersetzer das Emesenus auf advocatus oder auf Athanasius bezogen, ist freylich nicht mit Gewißheit zu bestimmen [57]). Der se-

---

53) Vgl. Biener Gesch. der Novellen S. 37. Anm. 78.

54) Vgl. unsere Ἀνέκδ. p. XI. lin. 5.

55) Vgl. p. IV. lin. 22 der Ἀνέκδοτα.

56) Man kann nicht einwenden das Ἀλέξιος ὁ Κομνηνός u. dgl. m. Das ist späterer Gebrauch; in unserem Falle ist an einen Familiennamen nicht zu denken.

57) Rec. muß dem Herausgeber widersprechen, wenn er (p. V gegen das Ende) behauptet, Lambecius, Fabricius, die Verfasser des Pariser Hss. Katalogs u. s. w., hätten in jener Uebersetzung das Emesenus bestimmt auf Athanasius bezogen, und darunter eine Bezeichnung vom Geburtsorte desselben verstanden. An den vom Herausgeber angeführten Stellen kömmt das Athanasius scholasticus sive advocatus Emesenus vor: aber an

lige Zimmern hat nun in seiner Geschichte des römischen Privatrechts I. 1 S 400 jene lateinische Uebersetzung, vielleicht nicht ganz mit Unrecht [58]), wiederum so ins Deutsche übersetzt: »Der emesenische Advokat Athanasios,« mit anderen Worten, er hat Emesenus mit advocatus verbunden, und den Athanasios zu einem in Emesa prakticirenden Advokaten gemacht. Hiegegen erklärt sich der Herausgeber auf das Bestimmteste, und beruft sich deßhalb auf die von ihm angeführten Beyspiele, woraus sich ergebe, daß in den Fällen, wo im Griechischen zu einem Namen erst ein Beyname und dann eine Ortsbezeichnung im Adjectiv als Apposition hinzugesetzt wird, dieses Adjectiv in der Regel den Geburtsort der genannten Person angebe; hienach müsse also Ἀθαν'σιος σχολαστικὸς Ἐμισηνός so übersetzt werden: der Advokat Athanasios, aus Emisa gebürtig. Rec. stimmt hier dem Herausgeber völlig bey: die von ihm aufgestellte Regel desselben ließe sich noch durch manche andere Beyspiele bestätigen.

Allein um unparteyisch zu seyn, darf man doch Folgendes nicht verschweigen. Es ist nämlich nicht zu läugnen, daß jene Regel ihre Ausnahmen hat, und daß man also, wenn man besondere Gründe dafür hätte, das Ἐμισηνός allerdings so erklären könnte, daß darunter der Aufenthaltsort des Athanasios zu verstehen sey. Einen solchen besonderen Grund könnte man aber in Folgendem suchen. Theodoros, der Verfasser des Novellenauszugs, wird in der Hs. des Klosters der heiligen Lavra (ähnlich wie Athanasios) so genannt: Θεόδωρος σχολαστικὸς Θηβαῖος ἑρμουπολίτης. Derselbe Theodoros wird auch, eben so wie Athanasios, Θεόδωρος σχολαστικός [59]), oder Θεόδωρος schlechtweg genannt. Aber er wird auch, und zwar sehr häufig, Θεόδωρος Ἑρμουπολίτης genannt, wodurch jeder Zweifel über

---

einer Andeutung, ob man das zu verstehen habe: »Advokat aus Emesa gebürtig,« oder »Advokat in Emesa,« fehlt es gänzlich.

[58]) Nach den Regeln der grammatischen Construction wäre wohl Emesenus zunächst auf advocatus zu beziehen. Im Griechischen ist im vorliegenden Falle wegen eines constanten Sprachgebrauchs, wie gleich erwähnt werden soll, eine Ausnahme von jener Regel zu machen. Im Lateinischen findet sich jener Sprachgebrauch nicht: man würde z. B. T. Livius historicus Patavinus in der Regel anders zu verstehen haben, als T. Livius Patavinus historicus. Jedenfalls ist das lateinische: Athanasius advocatus Emesenus viel zweydeutiger, als das griechische: Ἀθανάσιος σχολαστικὸς Ἐμισηνός. Zimmern ist daher bey seiner Uebersetzung sehr zu entschuldigen, wenn man ihm nur das verzeiht, daß er seine Nachrichten aus der dritten Hand schöpfte.

[59]) Vgl. p. 272 der Ἀνέκδοτα.

.... [14]) ἐ(λλιπ(ῶς [15]) ἔχειν ἐγνωκὼς τὴν πρώτην μοὶ | πονηθεῖσαν τῶν νεαρῶν διατάξεων ἐπιτομὴν προσαναπληρῶσαι [16]) τὸ λεῖπον [17])......... [18]) καὶ διὰ τοῦτο | τῷ παρόντι συντάγματι ἕνα νῦν προστέθεικα τίτλον, περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων [19]) τοῦτον ἐπιγράψας, | ἐν ᾧ πάντα σχεδὸν ἀθροίσας, ὅσα μή προσφυῶς ἔχειν δοκεῖ πρὸς τοὺς ἤδη πρότερον | ἐπινοηθέντας παρ' ἐμοῦ τίτλους κβ' προσεξ.... τί [20]) τοὺς προσφέρους [21]) ἐ..... [22]) πα-

der Rhetoren in Theupolis.... ..... erkennend, daß die erste von mir ausgearbeitete Epitome der neuen Verordnungen mangelhaft sey (mich entschlossen) das Fehlende zu ergänzen: und habe deßhalb der gegenwärtigen Zusammenstellung jetzt einen Titel hinzugefügt, περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων ꝛc. ihn überschreibend, in welchem ich beynahe alles gesammelt (habe), was nicht anpassend zu seyn scheint zu den schon früher von mir ausgedachten 22 Ti-

---

ein bey einem Erdbeben vorgefallenes Wunder unter Justinian den Namen Theupolis erhielt. Vgl. Procop. hist., tom II, edit. Paris. p. 46 sq. 100 107. Banduri Imp. Or. tom. I. pars III. p 64, edit. Paris. Dieser Name scheint jedoch nach einiger Zeit wieder außer Gebrauch gekommen zu seyn. — Unter den ῥήτορες konnten die Lehrer an der Patriarchalschule verstanden werden. Ῥήτορες können aber auch Advokaten heißen (vgl. unsere Ἀνέκδ. p. XI. not. 2), und diese Bedeutung ist hier wohl vorzuziehen.

14) Folgende Züge glaubt Rec. in der Hs. zu erkennen: σεμνὸν... ροσθαι μ̓... das εμ in σεμνὸν war noch undeutlicher, als das Uebrige. So viel scheint sich aber aus dieser verdorbenen oder unlesbaren Stelle dennoch zu ergeben, daß Athanasios mit den Rhetoren von Theupolis in einer gewissen Verbindung gestanden, daß diese einen Einfluß auf die Bearbeitung einer zweyten Ausgabe seines Werks gehabt haben müssen

15) Rec. las: ἐντελῶς, jedoch ντελ nur sehr undeutlich. Das war das gerade Gegentheil von dem, was hier stehen mußte. Man hat die Wahl, ἀτελῶς, ἐνδεῶς, ἐλλιπῶς zu lesen. Rec. hat Letzteres vorgezogen wegen des Folgenden: προσαναπληρῶσαι τὸ λεῖπον.

16) Die Hs. liest προσαναπληρώσαι oder προσαναπληρώσας.

17) Die Hs hat deutlich λοιπόν. Diese Verwechslung von λεῖπον und λοιπὸν findet sich in byzantinischen Hss. häufig: so häufig, daß man verleitet werden möchte, einen vom altgriechischen abweichenden Sprachgebrauch anzunehmen.

18) Rec. glaubte folgende Buchstaben zu erkennen: τινοωσκα. Doch ist hiebey jedes Zeichen unsicher. Rec schlägt vor, ἐπινενόηκα zu lesen.

19) Eine Erklärung dieser Ueberschrift wird weiter unten vorkommen.

20) Die Hs. scheint zu lesen; προσεξέλθα τί. Das ελθα ist kaum zu erkennen, und unsicher. Das προσεξ aber glaubte Rec. mit größerer Bestimmtheit zu lesen.

21) Die Endungen sind in der Hs. durch eine Abkürzung (freylich die dem Schreiber geläufige für die Endung -ους) ausgedrückt.

22) Rec. las: ἐμ.... oder ἐντ...

ρατίτλ . . [23]) ὡς μηδὲν τῆς ὅλης πραγματείας διαλαθεῖν λοιπὸν τὸν ἐντυγχάνοντα ἔστιν οὖν. . . . . . [24]) | κονηθέντων μοι τὴν ἔκδοσιν [25]) εἴ τι καιρειώτερόν [26]) τε καὶ . . . . [27]) ἐπικύπτειν ἀναγνώ | σματι, καὶ πρὸς τὴν ἀρχέτυπον τῶν νεαρῶν διατάξεων ἀνάγεσθαι πραγματείαν τ. ἐπιτομ . . | . . . . [28]) ἔνοπλον [29]) ἔχοντι τὴν μνήμην.

α´ [30]) Νεαρὰ περὶ τοῦ πῶς χειροτονεῖσθαι κ. τ λ.

— — — — —

teln . . . . so daß in Zukunft dem Leser kein Theil von dem ganzen Werke verborgen bleiben wird. Es kann nun . . . . auch auf das ursprüngliche Werk über die neuen Verordnungen zurückbeziehen . . . . der ein bewaffnetes Gedächtniß hat.

(Erster Titel.)

1 Novelle, wie zu erwählen sey u s. w.

— — — — —

---

23) Hinter dem Endbuchstaben λ hat die Hs. noch ein eigenthümliches Zeichen, einem ν ähnlich. Rec. liest die ganze Stelle so: προσβέβληκα τίτλους τοὺς προσφόρους ἐν τάξει παρατίτλων, und versteht es von den Ueberschriften der einzelnen Kapitel einer Novelle, wovon ein Mehreres unten. Die Emendation: προσεξέβαλα, wäre vielleicht besser, wenn nicht Perfekta vorangingen. Aber die Stelle ist noch immer holprig: vielleicht ist dennoch Athanasios vom Perfektum zum Aoristus übergegangen, und dann würde Rec. vorschlagen, ἤθροισα statt ἀθροίσας, und statt der nachhinkenden Zahl κβ´ ein καὶ zu setzen, und προσεξέβαλα zu lesen. Die beyden Präpositionen würden sehr passend seyn: πρὸς, weil diese Verbesserung bey der zweyten Ausgabe hinzukam: ἐξ, weil Athanasios die fraglichen Ueberschriften ἔξω, d. h. an den Rand schrieb, wie dieß auch zum Theil in den bekannten Hss. noch der Fall ist.

24) An dieser Stelle waren alle Züge so verlöscht, daß selbst über die Zahl der fehlenden Zeichen eine Vermuthung nicht möglich war. Vielleicht ist zu ergänzen: ἑκάστῳ τῶν.

25) Die Buchstaben σειν sind unsicher.

26) Die Hs. hat, wenn Rec. recht gelesen hat: καιρεώτερ`

27) In der Hs.: ἀπονεωτερ` τ.~ ζοτοῦ . . Ob vielleicht: ἄλλο νεώτερον; das dem ζ ähnliche Zeichen ist vielleicht Abkürzung für ων.

28) In der Hs.: τ. επαλλόν, oder: τ. επαγō.

29) Das οπλον ist unsicher: die Schriftzüge könnten auch ἔναυλον gelesen werden. Den ganzen letzten Satz wagt Rec. zwar nicht zu restituiren, doch glaubt er den Sinn errathen zu haben. Athanasios will sagen: »Alle, die mir die Herausgabe besorgt haben (d. h die Schreiber, die ihm statt Druckern dienten), können, wenn sie (in der neuen Ausgabe oder sonst?) was Passenderes oder Neueres finden, die erste Ausgabe meines Werkes wieder aufschlagen, und das Passendere oder Bessere eintragen, wenn sie ein gutes Gedächtniß haben.« Dann wäre aber wohl eher πονησαντων für πονηθέντων zu setzen, was freylich jene Erklärung wieder zweifelhaft macht; vielleicht ist überhaupt nur an solche Leser der neuen Ausgabe zu denken, die schon die ältere besitzen.

30) Augenscheinlich ist die Ueberschrift Τίτλος α´ ausgefallen: das übrige Verzeichniß der 22 Titel und der in ihnen enthaltenen Verordnungen stimmt im Ganzen mit dem überein, welches in unserem

müssen, als Letzterer sie fast ganz übergangen hat. — So viel ist gewiß, daß die Stelle, welche vorhin als unter dem Titel: ἐκ τῶν διγέστων u. s. w. in Hss. befindlich angegeben wurde, aus dem Athanasischen Novellenauszuge entlehnt seyn kann. Sie kann jedoch auch aus einem anderen Werke entlehnt seyn. Die Frage ist also die: Hat Athanasios noch andere Bücher geschrieben, und namentlich solche, aus denen das erwähnte Excerpt genommen seyn könnte? Rec. kennt hievon, außer diesem Excerpte, noch folgende Spuren:

1) In der sg. Epanagoge aucta findet sich tit. LII. §. 72 [64]) folgende Stelle: Ἐκ τοῦ θ' βι. τί. δ'. κεφ κβ' τῶν κωδ. (τῆς δ' [65]) διατ.) Μὴ βαλέσθω γυνὴ εἰς δεσμωτήριον — μέχρι τελείας ἐκβάσεως τοῦ ἐγκλήματος. Es findet sich dieses Bruchstück auch im Cod. Paris. 1384 [66]) unter der Ueberschrift: περὶ τοῦ μὴ ἀποκλείεσθαι γυναῖκα ὑπὲρ χρηματικῆς ὑποθέσεως βιβλίου θ', und steht auch mit leichten Varianten in des Athanasios Novellencommentare tit. IV const. 22. p. 63. Was soll aber das βιβλίον θ' und das τῶν κωδ. heißen? Man könnte hier an ein unbekanntes Werk des Athanasios denken: Rec. jedoch glaubt, daß der Novellenauszug gemeint ist. Das βιβλίον θ', oder βιβλίον θ' τῶν κωδ. ist nur eine noch weiter getriebene Corruption der verdorbenen Ueberschrift: ἐκ τῶν διγ. καὶ τοῦ θ' βι. τοῦ κώδ. Es ergibt sich dieß unwiderleglich daraus, daß richtig tit. IV. cap 22 (der Athanasischen Epitome) und nach des Rec. Conjectur selbst Nov. 134 citirt wird.

2) In des Antonius Augustinus Bibliothek soll die Hs. Nr. 188 einen liber Athanasii de criminibus enthalten haben. — Rec. hält diese Spur eines besonderen Werkes ebenfalls für trüglich. In der Hs. des A. Augustinus stand wohl lediglich die oben schon besprochene Stelle: ἀπὸ βιβλίου ἀθανασίου σχολαστικοῦ ἐκ τῶν διγ. καὶ τοῦ θ' βι. τοῦ κώδ. Ἐὰν οἱῳδήποτε τρόπῳ ἡ γυνὴ τῇ ζωῇ τοῦ ἀνδρὸς ἐπιβουλεύσῃ κ. τ. λ. Diese handelt nun zwar nicht »de criminibus,« aber es ist darin doch zu Anfang von Lebensnachstellungen die Rede; die Quelle derselben, ein Buch des Athanasios, soll nach den Digesten und dem Buche des Codex gearbeitet seyn, welches das Kriminalrecht enthält; endlich stand jene Stelle in der Appendix eines Rechtscompendiums von Bruchstücken straf-

[64]) Vgl. des Rec. Πρόχειρος νόμος. Heidelb. 1837. p. CXXV Es sind da auch die verschiedenen Lesarten anderer Hss. vollständig angeführt.

[65]) Vielleicht ρλδ'.

[66]) Vgl. ebendaselbst p. 58. not. 54.

Τί. ιβ'. διάτ. ιδ'. νά. οζ'.
Τί. ιγ'. διάτ. οβ'. ϙδ'. ρνέ.
Τί. ιδ'. διάτ. μδ'. μζ'. ογ'.
Τί. ιέ διάτ. δ'. ϙϑ'. ρλϛ'.
Τί. ιϛ'. διάτ. λβ'. λγ'. λδ'. 40) ρλέ.
Τί. ιζ'. διάτ. ρϛ'. ρι'. ρκά.
Τί. ιή. διάτ. νδ'. οή. πά. ρξβ'. ρνϛ'. ρνζ'. ρνγ'. ρμβ'.
Τί. ιϑ'. διάτ. κά. 41) λϛ'.
Τί. κ'. διάτ. ρκή. ρλ'. ριϛ'. κέ. ρμζ'. 42) ρμή.
Τί. κά. διάτ. ξδ'. ξδ'. ρκβ'.
Τί. κβ'. διάτ. ρέ. ί. λέ. οά. ξβ'. 43) ριδ'.

Τί. ά. Ἐπιτομὴ ἐκ τῶν μετὰ τὸν κώδικα νεαρῶν διατάξεων κατὰ τίτλους συγκειμένη μετὰ καὶ τῶν ἑκάστου τίτλου παρατίτλων ἐπινοηθεῖσα παρὰ ἀθανασίου σχολαστικοῦ ἐμεσηνοῦ. περὶ ἐπισκόπων κ. τ. λ. 44).

Hierauf folgt dann in der Hſ. das Werk ſelbſt, im Allgemeinen übereinſtimmend mit dem Abdrucke in den Ἀνέκδ. p. 1 — 198 Den Schluß macht nämlich der Titel περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων, welcher auf der letzten Seite des 21. Quaternio mit den Worten ſchließt: Οἱ βαλιστάριοι τοῖς πατρᾶσιν ὑπόκεινται τῶν πολεων. Eine vollſtändige Vergleichung der Hſ. mit der gedruckten Ausgabe, die ſchon früher in ſeinen Händen war, iſt dem Rec. aus mehreren Gründen nicht möglich geweſen. Wie die einzelnen Auszüge der Novellen in der Hſ. behandelt ſind, möge hier nur an Tit. IV. Kap. 24 als an einem Beyſpiele gezeigt werden. In der Hſ. lautet der Anfang dieſes Kapitels folgendermaßen:

40) In unſerer Sammlung der 168 Novellen iſt die Ordnung umgekehrt, d. h. was hier Novelle 33. 34 heißt, iſt dort Novelle 34. 33. Siehe jedoch die Ἀνέκδοτα p. 160, not. 15b und 20.

41) Die Ἀνέκδοτα p XXVII und p. 170 citiren ſtatt Nov. 21 das Edict. Just. 3, was durch die gegebenen Anfangsworte des Geſetzes gerechtfertigt wird. Der Verfaſſer unſeres Verzeichniſſes hat ſich hier geirrt.

42) Dieſes Citat paßt nicht: was bey Athan. XX. 5 ſteht, iſt eine bisher ganz unbekannte Conſtitution, ſelbſt dem Inhalte nach der Nov. 147 unähnlich.

43) Bey Athanaſios folgen die Novellen ſo: ξϑ'. λέ. οά. Der Verfaſſer unſeres Verzeichniſſes ſcheint hier nur ein Verſehen begangen zu haben. Vgl. Ἀνέκδοτα p. 182 not. 57. p. 183 not. 66.

44) Es iſt eine kleine Verwirrung vorgegangen. Das Τί ά muß vor dem Haupttitel geſtrichen, und vor die Ueberſchrift des erſten Titels (περὶ ἐπισκόπων κ τ. λ.) geſetzt werden. Vgl. Ἀνέκδ. p. 1.

αὐταῖς ποσὸν μετ' ἐλέγχους καταλογιζέσθω τῷ χρεώστῃ. Diese Stelle ist aus Athanasios IX 2 (p 100) genommen. Es ist daher wahrscheinlich, daß hier in einer älteren Hs. am Rande stand: ἐκ τῶν ἀθανασίου, und daß ein Abschreiber diese Worte an eine falsche Stelle in den Text einschob. Und zwar ist dieß um so wahrscheinlicher, als man mit ziemlicher Gewißheit behaupten kann, daß die Stelle: Λελύσθω τῆς ὑποθήκης κ. τ. λ. aus dem σύντομος κῶδιξ στεφάνου ἀντικήνσορος entnommen sey. Sie kömmt wenigstens in den Anhängen zur Ecloga Leonis et Constantini mitten unter einer geordneten Reihe von Stellen aus jener Bearbeitung des Codex, und zwar unter dem Titel vor: ἐκ τοῦ ή βι. περὶ ἐνεχύρων. κεφ. κδ'.

5) Der Cod. Paris. 1384 fol. 171 gibt unter der Ueberschrift: »Ἀθανασίου σχολαστικοῦ ἐκ τῶν διγ. τοῦ θ' βι. αὐτοῦ« Folgendes [72]):

Ἐπειδὴ πολλοὺς (ἴσμεν) [73]) τῶν ἐν τῷ βίῳ γάμῳ νομίμῳ συνεζευγμένων καὶ διαθέσει ἀγαθῇ ἐπὶ κοινωνίᾳ φύσεώς τε καὶ ζωῆς συνεληλυθότων καὶ πολὺν χρόνον ἢ καὶ ὀλίγον σὺν ἀλλήλοις ἐν μιᾷ γνώμῃ ὑπαρχόντων καὶ εἰς παιδοποιΐαν καὶ ἄλλην βίου πρόοδον προκοψάντων καὶ πλατυνθέντων, ὕστερον δὲ ὑπό τινος συντυχίας πονηρᾶς ἢ οἴκοθεν ἢ ἔξωθεν ἐπιγενομένης εἰς μῖσος καὶ ἔχθρας χωρήσαντας, καί, ὡς ὑπό τινος σπινθῆρος σμικροῦ πολλὴν φλόγα τοῦ μισανθρώπου δαίμονος ἐν αὐτοῖς ἀνάψαντος, .. . [74]) ὡς, εἰ μὴ θᾶττον διαλυθεῖεν, καὶ πολυτρόπους [75]) ἑαυτοὺς κατεργάζωνται [76]) θεσπίζομεν, ἐκ συναινέσεως τούτους διαλύεσθαι, καὶ μηκέτι κατὰ τῶν οὕτω διαλυο-

Da wir wissen, daß viele von denen, welche im Leben sich durch eine gesetzmäßige Ehe verbunden haben, und in guter Absicht in eine Gemeinschaft der Natur und des Lebens getreten sind, und lange oder kurze Zeit mit einander einerley Meinung waren, und Kinder zeugten, und für die Vermehrung des Lebensunterhaltes Sorge trugen, und darin weiter kamen, später aber durch ein schlimmes Zusammentreffen von Umständen, das im Hause oder von außen auf sie einwirkte, zu Haß und Feindschaft gekommen sind, und, als ein menschenfeindlicher Dämon aus einem kleinen Funken eine große Flamme in ihnen angeblasen habe, ... so

72) Dasselbe Gesetz, aber ohne Ueberschrift, findet sich in Bodlej. 3399. Fol. 48 b. Der folgende Abdruck ist größtentheils aus dieser Hs. genommen: unbedeutende Emendationen sind mit Stillschweigen übergangen.

73) Ein Wort der Art muß ausgefallen seyn: ob Rec. es an den rechten Ort gestellt hat, will er nicht entscheiden.

74) Bodlej. 3399 bezeichnet diese Lücke nicht.

75) Vielleicht: πολυτρόπους συμφορὰς ἑαυτοῖς.

76) Paris. 1384 schaltet zwischen κατεργάζωνται und θεσπίζομεν ein Scholion ein, welches in Bodlej. 3399 fehlt. Es beginnt mit folgenden Worten: σχόλιον. Ὅτι ὁ ἀνὴρ καὶ ἡ γυνὴ μὴ πρὸς ἀλλήλους ἀγαπητικῶς κ. τ. λ.

μένων μηδὲ ἀπειλήν τινα ποινῆς ἢ ἐπαγγελίαν κακοῦ καὶ τιμωρίαν ὑφέστασθαι, ὡς ἐπ' ἀγαθῷ καὶ ἐπὶ συμφέροντι αὐτοῖς τε ἐκείνοις καὶ τῇ πολιτείᾳ ταύτης τῆς προφάσεως εὑρεθείσης. οὐδὲ γὰρ ἂν ποτε τὴν κατὰ συζυγίαν ζωὴν μετὰ τοσαύτης δουλείας καὶ τῆς εἰρηναίας ζωῆς ἀφῃρημένης τῆς ἁπλῶς ζωῆς τῶν εὐφρονούντων τὶς προτιμήσαιτο.

daß sie, wenn sie nicht bald geschieden würden, sich selbst (viel Unglück) bereiten würden; — so verordnen wir, daß sich diese durch gegenseitige Einwilligung von einander sollen scheiden können, und daß gegen die so Geschiedenen weder die Androhung einer Strafe, noch die Verkündung eines Uebels, noch eine Ahndung Statt haben solle, indem wir gefunden haben, daß ein solcher Scheidungsgrund sowohl den Eheleuten selbst, als dem ganzen Staate gut und zuträglich sey; denn es würde kein Vernünftiger je das eheliche Leben bey so großer Sclaverey und ohne ein friedliches Leben dem ledigen Leben vorziehen.

Diese ganze Stelle ist räthselhaft: sie erinnert durch Worte und Inhalt an Nov. 140 (von Justin), und ist doch von dieser Novelle ganz verschieden. Im Novellencommentare des Athanasios ist jedenfalls keine Spur davon, und man würde ein anderes Werk desselben als Quelle annehmen müssen, wenn man dem Zeugnisse des Pariser Codex, wonach jene Stelle aus einem Buche des Athanasios genommen seyn soll, Glauben schenken wollte. Allein der Cod. Paris. 1384 ist eine gar verwirrte Handschrift [77]): der Titel: ἐκ τῶν διγ. τοῦ ϑ' βι. αὐτοῦ, der hier in einem Appendix Eclogae [78]) einer nicht aus dem Novellenauszuge des Athanasios herrührenden Stelle gegeben wird, so verdächtig, daß Rec. hierin nur ein Mißverständniß des Schreibers der Hs. erblicken kann.

6) Endlich könnte man hieher rechnen die beyden Basilikenscholien [79]), welche der Herausgeber p. XLIII anführt: das eine ist ein Auszug aus Nov. 44, und hat den Namen Ἀθανασίου als Ueberschrift: das andere ist das Scholion eines Nomophylax, wo davon die Rede ist, daß Athanasios verschiedene Novellen so und so exegesirt habe, während doch die bezüglichen Stellen in unserem Novellenauszuge nicht aufzufinden sind. Der Herausgeber will beyde Abweichungen unseres Textes entweder aus den Fehlern und Mängeln der Basilikenausgaben und Hss., oder aus denen des Cod. Paris. gr. 1381 erklärt wissen. Rec.

[77]) Sie ist genau beschrieben in den Fragmenta versionis graecae legum Rotharis. Heidelb. 1835. p. 7 sqq.

[78]) Siehe oben S. 206.

[79]) Basil. ed. Fabroh. III. p. 94. schol. 2. p. 360. schol. 4.

muß hier ganz der Ansicht des Herausgebers beytreten, obwohl man die Meinung aufstellen könnte, daß bey der Umarbeitung, die Athanasios mit seiner Epitome vorgenommen hat, an den betreffenden Stellen von ihm Veränderungen getroffen worden seyen, und daß in den Basilikenscholien nur der alte, von dem neuen abweichende Novellenauszug citirt sey. Diese Meinung wird jedoch unwahrscheinlich, sobald man genauer untersucht, welche Verbesserungen Athanasios bey der zweyten Novellenausgabe gemacht habe: eine Untersuchung, die Rec. hier in gedrängter Kürze führen will, weil eigentlich erst ihm aus der freylich zur Hälfte unleserlichen Vorrede des Codex im Lavrakloster der vom Herausgeber p. 188 aber aus einem irrigen Grunde schon geahnte Umstand bekannt geworden ist, daß nämlich Athanasios seine Epitome der Novellen umgearbeitet habe.

Daß uns in der Hs., welche sich im Lavrakloster auf dem Berge Athos befindet, eine zweyte Ausgabe des Athanasischen Novellenauszugs erhalten ist, lehrt unwidersprechlich die voranstehende Vorrede des Athanasios, die gerade an den hierauf bezüglichen Stellen vollkommen zu entziffern war. Eben so zeigt die Uebereinstimmung, welche zwischen jener Hs. und dem Cod. Paris. 1381 im Ganzen herrscht, daß auch diese Hs. nicht die erste, sondern die zweyte Ausgabe des genannten Werkes enthalte.

In Rücksicht auf die anderen Handschriften, die nur Bruchstücke aus dem Werke des Athanasios liefern, müßte es nun eigentlich bey der Beurtheilung ihres Werthes für die Kritik unserer Ausgabe eine Vorfrage seyn, ob sie aus der ersten oder der zweyten Ausgabe geschöpft haben. Eben so müßte nun eigentlich, der neuen Entdeckung zu Folge, bey der Frage nach der Zeit der Abfassung des Werkes, oder der Gestaltung desselben die erste Ausgabe gar wohl von der zweyten unterschieden werden.

Allein jene Entdeckung, wenn auch an sich wichtig genug, ist dennoch nicht von der Bedeutung, daß sie in den genannten Beziehungen neue Schwierigkeiten machte, oder überhaupt von großem Einflusse wäre. Bey der Untersuchung der beyspielsweise angeführten und anderer ähnlicher Fragen kömmt alles darauf an, zu wissen, worin sich die zweyte Ausgabe von der ersten unterscheide, oder, mit anderen Worten, was in der ersten Ausgabe bey ihrer Umarbeitung geändert worden ist.

Hierüber spricht sich Athanasios selbst in der oben [80]) gedruckten Vorrede aus, freylich in einer Stelle, deren Schluß-

[80]) Siehe S. 193.

worte schwer zu enträthseln sind. Die Stelle steht in der Mitte der Vorrede; sie beginnt mit den Worten: »ἐλλιπῶς ἔχειν ἐγνωκώς,« und schließt mit »παρατίτλ...« Zu Anfang der Vorrede hat, wie sich aus dem Zusammenhange derselben ergibt; sicherlich nichts von den Verbesserungen der zweyten Ausgabe gestanden; dasselbe muß man aber auch von den auf »παρατίτλ...« folgenden Worten sagen, weil die Worte »ἔστιν οὖν κ. τ. λ.« offenbar Uebergang zu etwas Neuem, mit dem Vorhergehenden nur in einem Causalzusammenhange Stehenden anzeigen.

Die auf unsere Frage bezügliche Stelle der Vorrede zählt aber, wie man mit der größten Wahrscheinlichkeit behaupten kann, die Verbesserungen, welche Athanasios bey der neuen Bearbeitung getroffen hat, vollständig auf. Denn Athanasios sagt: — »erkennend, daß die erste von mir ausgearbeitete Epitome der neuen Verordnungen mangelhaft sey (habe ich mich entschlossen), das Fehlende zu ergänzen, und habe deßhalb — — hinzugefügt.« Was also in letzterem Satze steht, muß gerade und vollständig das angeben, was Athanasios als einen Mangel oder Fehler der ersten Ausgabe erkannt und verbessert hatte. Seine eigenen so bestimmten und ausschließenden Worte widersprechen der Annahme, daß er noch manches Andere als fehlend erkannt, daß er auch noch in anderen Punkten sein früheres Werk umgearbeitet habe.

Was steht nun an der fraglichen Stelle? Es ist dort nur von einer, oder, nach des Rec. Vermuthung, von zwey Verbesserungen oder Zusätzen die Rede. Zuerst sagt Athanasios, daß er einen Titel περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων hinzugefügt habe; und was hierauf Bezug hat, ist an der angezogenen Stelle ganz deutlich zu lesen. Die Schlußworte derselben sind undeutlich: ob sie von einer zweyten Verbesserung reden, und worin diese Verbesserung bestehe, soll weiter unten an einem passenderen Orte verhandelt werden [81]).

Freylich erregt es einiges Bedenken, daß durch die Advokaten von Antiochia, welche nach des Rec. Vermuthung [82]) dem Athanasios zu einer Umarbeitung riethen, vielleicht auch Bemerkungen dazu lieferten, nicht noch andere Umänderungen und Nachträge veranlaßt worden seyn sollten. Allein wenn der Umänderungen und Nachträge wirklich mehrere und größere gewesen wären, wie hätte dann Athanasios am Schlusse seiner Vorrede sagen können [83]), daß es leicht seyn werde,

81) Vgl. indessen oben Anm. 23.

82) Vgl. oben Anm. 13.

83) Vgl. oben Anm. 29.

die Verbesserungen in den Hss. der ersten Ausgabe nachzutragen?

Das Resultat der bisherigen Untersuchung läßt sich auch so ausdrücken. Als Athanasios zu einer Ergänzung der Mängel seines Novellenauszugs veranlaßt wurde, nahm er eine Hs. desselben, corrigirte sie vielleicht durch, machte am Rande verschiedene Bemerkungen und Nachträge [84]), und merzte mehrere Stellen seiner Auszüge aus, die er dann unter dem Titel περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων als ein Ganzes an das Ende seines Buches schrieb. Also es blieb z. B. der Text im Ganzen unverändert, es blieben nach wie vor 153 Novellen, deren Auszüge das Buch von Anfang an enthielt, und eine neue kam nicht hinzu. Eine Anwendung hievon wird Rec. gleich in dem Folgenden machen, wo er,

Fünftens, das zu beurtheilen hat, was der Herausgeber über die Zeit der Abfassung unserer Epitome sagt. Der Herausgeber beweist zuerst mit unwiderleglichen Gründen, daß die zweyte Ausgabe (denn diese lag ihm allein vor) bald nach 569 oder 572 herausgegeben worden ist, besonders weil noch Novellen des Kaisers Justinus II., die letzte vom Jahre 569 oder 572, darin vorkommen. Dasselbe muß aber auch von der ersten Ausgabe gelten, wenn es anders nach der obigen Ausführung als richtig betrachtet wird, daß in der zweyten Ausgabe keine neuen Novellen hinzugefügt worden sind, daß also die Novellen Justin's II. schon in der ersten gestanden haben. — Der Herausgeber sucht nun aber zweytens zu beweisen, daß Athanasios sein Werk schon zu Justinian's Lebzeiten zu bearbeiten angefangen habe, weil er Justinian τὸν καλλίνικον ἡμῶν βασιλέα (unsern siegreichen Kaiser), und τὸν εὐσεβέστατον ἡμῶν βασιλέα (unsern frömmsten Kaiser) nenne [85]), was nur von einem lebenden Kaiser gesagt werden könne. Hier ist nun so viel gewiß, daß nach der obigen Annahme die zweyte Ausgabe erst unter Justin begonnen und beendigt worden ist, und daß also in Bezug auf sie des Herausgebers Vermuthung unstatthaft ist. Ließe sie sich aber vielleicht in Bezug auf die erste Ausgabe vertheidigen? Rec. glaubt nein. Denn einmal würde es, falls jene Beynamen Justinian's die vom Herausgeber angenommene Bedeutung hätten, gewiß höchst sonderbar seyn, wenn Athanasios dieselben bey der Umarbeitung hätte stehen lassen, d. h. zu einer Zeit, wo Justinian bereits gestorben war: und zwar um so mehr, als

[84]) Nämlich σημειώσεις und Inhaltsanzeigen der einzelnen Kapitel einer Novelle, wie unten zu zeigen ist.

[85]) Vgl. die Ἀνέκδ. p. VIII.

Athanasios dem regierenden Kaiser Justinus II. keine solche Beynamen gibt. Zweytens läßt sich durch viele Beyspiele darthun, daß auch verstorbene Kaiser dergleichen Beynamen erhielten. Warum sollte auch ein Ῥωμαῖος einen verstorbenen römischen Kaiser nicht »unseren Kaiser,« oder »unseren frömmsten Kaiser« nennen? Es liegt darin gar nicht, daß dieser Kaiser am Leben sey, sondern eher, daß er ein so guter Kaiser gewesen, daß ihn das Volk als seinen ihm ganz eigenen Kaiser betrachtet. Hört man nicht noch jetzt in Oesterreich täglich von »unserem Kaiser Franz« reden? So nennt z. B. auch der Verfasser der Epitome [86]), der selbst sagt, daß er unter Romanos oder unter Konstantinos Porphyrogenitos schreibe, den verstorbenen Kaiser Leon »τόν καλλίνικον καὶ πραότατον ἡμῶν βασιλέα,« ganz wie Athanasios den Justinian Eben so heißt dort derselbe verstorbene Kaiser Leon »ὁ γαληνότατος καὶ πραότατος ἡμῶν βασιλεὺς« und »ἀεὶ σεβαστὸς ἡμῶν βασιλεύς.« — Wie wenig aus solchen Bezeichnungen bey den Griechen zu folgern sey, zeigt auch Folgendes. Degen in seinen Bemerkungen über Theophilos S. 14 glaubte, daß der Hauptbeweis für das Zeitalter des Theophilos sich in der Paraphrase lib. I. tit. 23 gr. finde, wo es heißt: καὶ ἡ Ἀτιλιανὴ .... ἧς ἐν τάξει ἑτέραν νῦν ἐπενόησεν ὁ θειότατος ἡμῶν βασιλεύς, d. h. »und die atilianische (Vormundschaft).... statt deren jetzt unser göttlichster Kaiser eine andere erfunden hat.« Denn das »Jetzt« drücke beständig die Zeit, in welcher wir leben, aus. Allein in dem Novellenauszuge des Theodoros lautet Nr. 68 so:

Νεαρὰ ξη΄. Περὶ τῆς διατάξεως τῶν διαδόχων. Ἴσμεν τὴν λέοντος. Ἡ περὶ τῶν δευτερογαμούντων λέοντος διάταξις καὶ ἡ τοῦ νῦν βασιλέως κατὰ τοὺς ἑαυτῶν χρόνους κρατείτωσαν. μέμνησο τῆς β΄ καὶ νβ΄, καὶ ἀνάγνωθι τὴν ρκζ΄ νεαρὰν, καὶ μὴ λάθωσι σε αἱ ὑπαριθμέναι διατάξεις τῶ θ΄ τί. τοῦ ε΄ βι. τοῦ κωδ. ἐξεφωνήθη μηνὶ ἰουνίῳ ὑπατίᾳ ἰωάννου.	Novelle 68 Ueber die Verordnung wegen der Erbfolger. Wir wissen, daß Leon's. Die Verordnung Leon's über die, welche eine zweyte Ehe schließen, und die des jetzigen Kaisers sollen je nach der Zeit, wo sie erlassen worden sind, gelten. ..... Wurde publicirt im Monat Juny unter dem Consulat des Joannis (538).

Von Theodoros, der seinen Novellenauszug unter der Regierung des Tiberius oder sogar noch später schrieb, wird also Justinian, der schon lange verstorben war, ὁ νῦν βασιλεύς (der jetzige Kaiser) genannt. Was würde wohl Degen zu dieser Stelle gesagt haben?

86) Vgl. des Rec. Ausgabe des πρόχειρος νόμος p. 293. 294. 308.

Sechstens. Rec. kömmt jetzt zu der Frage, an welchem Orte unser Novellenauszug verfertigt worden sey. Diese Frage würde an sich nicht von so großer Bedeutung seyn, wenn nicht deren unrichtige Beantwortung einen so großen Einfluß auf die Art gehabt hätte, wie der Herausgeber den Text seines Abdrucks behandelt hat. Dieß zur Entschuldigung, wenn das Folgende zu weitläufig ausgeführt scheinen sollte.

Der Herausgeber sucht zu beweisen, daß Athanasios seine Epitome der Novellen in Aegypten, und wahrscheinlich in Alexandrien verfaßt habe, und zwar in folgender Weise:

1) In Konstantinopel, in der Provinz Mösien, Thracien und Illyrikum, Mesopotamien und Osroëne, und endlich in der Provinz Afrika könne Athanasios seine Epitome nicht geschrieben haben, weil Verordnungen, welche auf die Hauptstadt und auf jene Provinzen Bezug haben, τοπικαὶ, d. h. örtliche genannt, und als solche weniger ausführlich behandelt wurden. — Rec. ist nun mit dem Herausgeber der Meinung, daß die Epitome der Novellen weder in Konstantinopel, noch in den genannten Provinzen geschrieben worden ist: allein den angeführten Grund hält er nicht für beweisend. Ist und blieb nicht eine sich bloß auf Konstantinopel beziehende Verordnung eine τοπικὴ διάταξις, gleichviel, ob Athanasios in dieser Stadt selbst, oder in irgend einer Provinzialstadt war? Ja, wenn Athanasios irgend eine locale Verordnung, z. B. eine auf Aegypten bezügliche, als eine allgemeine, oder doch wenigstens so ausführlich wie eine allgemeine, behandelt hätte, so würde das Argument des Herausgebers von Wichtigkeit seyn: doch davon findet sich in unserem Novellenauszuge keine Spur. Daß Athanasios sein Buch nicht in Konstantinopel geschrieben habe, ließe sich zwar leicht aus der Art beweisen, wie er von dieser Stadt und ihren Einwohnern spricht: für die übrigen oben genannten Provinzen wüßte aber Rec. keinen solchen Beweis zu führen. Wenn er dennoch sich vorhin mit dem Herausgeber einverstanden erklärt hat, so kömmt dieß daher, weil er den Ort, wo der Novellenauszug geschrieben worden ist, mit ziemlicher Bestimmtheit angeben zu können glaubt, und weil dieser Ort in jenen Provinzen nicht gelegen ist.

2) In einer Provinz, wo die lateinische Sprache die gebräuchliche war, könne das Buch nicht geschrieben seyn, wohl aber in Aegypten, wo die griechische Sprache die herrschende war.

3) Es sey, meint ferner der Herausgeber, ganz gut möglich, daß Athanasios aus Syrien, seinem Vaterlande, nach Aegypten, und zwar nach Alexandrien gekommen sey, und dort

seine Epitome der Novellen verfaßt habe. Es habe in Alexandrien Scholasticos gegeben, oder Athanasios könne ja auch früher Scholasticus gewesen, und erst später in einer anderen Eigenschaft nach Aegypten gegangen seyn. Allein, wiewöhl Rec. dem Herausgeber diese Möglichkeiten gerne zugibt, so dürfte doch Athanasios den Beynamen σχολαστικός in letzterem Falle in »ἀπὸ σχολαστικῶν« verwandelt haben [87]). Uebrigens macht Rec. wegen des Folgenden darauf aufmerksam, daß sich der Herausgeber die Sache so vorstellt, als ob Athanasios als Mann nach Alexandrien gekommen sey, entweder um dort σχολαστικός zu werden, oder nachdem er schon vorher σχολαστικός gewesen.

4) Endlich behauptet der Herausgeber, und das ist der Hauptgrund oder vielmehr der einzige Grund seiner Vermuthung, — das Buch sey im alexandrinischen Dialect geschrieben worden. Davon fänden sich nämlich im Cod. Paris. 1381 eine Menge Spuren, welche der Herausgeber p. XI — XV aufzählt, indem er sie in unzweifelhafte und in zweifelhafte theilt. Die zweifelhaften Spuren können hier gleich ganz übergangen werden, weil sie in der That aus mehreren Gründen sehr zweifelhaft sind: aber auch von den unzweifelhaften Spuren des alexandrinischen Dialekts, welche sich, dem Herausgeber zu Folge, in der Hs. finden sollen, kann Rec. nur die drey ersten gelten lassen. Daß der Schreiber des Cod. Paris. 1581 das ν vor κ, γ, χ, κ, ς zuweilen unverändert stehen läßt; daß ρ und λ einfach stehen, wo sie nach den Regeln der gewöhnlichen Orthographie verdoppelt seyn sollten [88]); daß αι und ε häufig verwechselt sind: — das Alles sind Schreibfehler, die in den schlechteren Hss. allgemein anzutreffen sind. Was wohl allein für die Hypothese des Herausgebers spricht, ist, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, Folgendes: »Ac primum quidem satis constat Alexandrinos hoc scribendi genere esse usos: ἀνελήμφθη, ἀντιλήμψομαι .... Eodem plane modo apud Athanasium haec leguntur: ἀπρωσοπολήμπτως tit. l. const. 3, λήμψονται tit. 8. const. 1 *quater* et const. 5, tit. 11, const. 1, εὐϋπολήμπτους tit. 9, const. 1, ἀπολήμψεως tit 9, const. 2, et tit. 10, const. 8, ἀνεπίληµπτος tit. 8 parat. §. 2, ἀνεπιλήμπτως tit. 18 parat. § 1, ἐκλήμψεις tit. 15 parat. §. 1. Atque etiam illud, quod a Cilicibus coep-

[87]) In dem p. X. lin. 1 angeführten Beyspiele lesen andere Hss.: ἀπὸ σχολαστικῶν.

[88]) Daß manche Consonanten einfach stehen, wo sie doppelt stehen sollten, und umgekehrt, rührt vielleicht von einer Aenderung in der Aussprache her. Heut zu Tage wenigstens sprechen die Griechen wablin für βάλλειν, ossi für ὅσοι u dgl. m; eben so umgekehrt: wullome für βούλομαι, wallin für βαλεῖν u. s. w

tum, ad Alexandrinos quoque pertinuit, hoc est, ut ἔλαβα et ἔφαγα dicerent, tertiamque pluralis numeri personam sic proferrent: ἔφαγαν, ἔλαβαν, hoc idem in Athanasii libro observavi tit. 10, const. 2, ubi περιῆλθαν habetur. Porro medii aoristum tempus, quod secundum vocant, est, ubi apud Alexandrinos ad modum primi formetur hoc modo: ἀφείλατο, ἐξείλατο, ἀνείλατο, εὑράμην. Idem apud Athanasium reperitur. Sic certe ὑφείλατο tit. 1, const. 13.« — Man sieht, wie gewagt es ist, auf diese wenigen Spuren der alexandrinischen Schreibart die Vermuthung zu bauen, daß unser Novellenauszug in Alexandrien abgefaßt sey. Noch gewagter muß diese Vermuthung scheinen, wenn man bedenkt, daß der Cod. Paris 1381 überhaupt eine äußerst unorthographisch geschriebene und fehlerhafte Hs. ist, wie der Herausgeber selbst nicht nur eingesteht, sondern auch durch eine Liste von Fehlern auf p. LVII sqq. bekräftigt, und daß also jeder Schluß aus einigen wenigen hervorgesuchten Eigenthümlichkeiten der Schreibart äußerst zweifelhaft erscheinen muß, da sie in einer solchen Hs. eher für bloße Schreibefehler zu halten seyn möchten. Letzteres ist namentlich in Bezug auf die oben mit des Herausgebers Worten angeführten Besonderheiten der Schreibart im Cod. Paris. 1381 wahrscheinlich, indem dieser selbst (p XI) eingesteht, daß der Schreiber der Hs. hierin keineswegs consequent ist, sondern bald so, bald anders schreibt. Der Herausgeber meint zwar, daß dieß daher rühre, weil spätere Abschreiber jene eigenthümliche Orthographie willkürlich in die gemeine Schreibart verändert hätten: aber es kann auch umgekehrt der Fall seyn, daß jene Solöcismen erst durch einen Abschreiber eingeschwärzt worden sind. Noch andere Gründe sprechen gegen die Vermuthung des Herausgebers. Die Hs. des Lavraklosters auf dem Berge Athos enthält überall keine Spur jener dialektischen Verschiedenheit der Schreibart, eben so wenig die vielen anderen Hss., welche Stücke des Athanasischen Novellenauszugs enthalten [89]). Es ist zweifelhaft, ob zu Athanasios Zeit der alexandrinische Dialekt noch in seinen Eigenthümlichkeiten fortbestand [90]). Athanasios soll ferner, nach des Herausgebers Darstellung, erst als Mann nach Alexandrien gekommen seyn [91]), ist es da glaublich, daß er so schnell seine gewohnte Schreibweise abgelegt, und die alexandrinische angenommen habe? Endlich

---

89) Vgl. die Ἀνεκδ. p. LXIV sqq.

90) Der Herausgeber scheint selbst zu zweifeln: vgl. p. XIII. lin. 17 »*videntur*.«

91) S. vorhin unter Nr. 3 S. 215.

hat Athanasios eine Verordnung Justinian's, welche gerade auf Aegypten, und besonders auf Alexandrien Bezug hat (Edict. Justiniani XIII), in seinen Novellenauszug nicht aufgenommen, ohne Zweifel, weil er sie nicht kannte: er hätte sie aber kennen müssen, wenn er in Alexandrien gelebt und geschrieben hätte. Alle diese Betrachtungen zusammengenommen führen zu dem Resultate, daß Athanasios seine Epitome nicht in Aegypten geschrieben hat. Aber es läßt sich auch nicht mit Wahrscheinlichkeit ein anderer Ort bestimmen, wo dieß geschehen seyn kann. In einer verdorbenen Stelle der oben[92]) aus der Hs. des Lavraklosters abgedruckten Vorrede des Athanasios erscheinen die Rhetoren (oder Advokaten) von Antiochia in einem gewissen Zusammenhange mit der Bearbeitung der zweyten Ausgabe unserer Epitome. Was hindert uns, anzunehmen, daß Athanasios selbst in Antiochia Advokat gewesen, und von seinen Collegen zur Herausgabe einer verbesserten Bearbeitung bestimmt worden sey? Wir wissen, daß es in Antiochia scholasticos gab[93]): wir wissen, daß gerade die syrischen Advokaten[94]) schon von älterer Zeit her, wahrscheinlich durch den Einfluß der Rechtsschule von Berytos, durch ihr wissenschaftliches Streben ausgezeichnet waren, und zu Athanasios Zeiten hatte gewiß jener Einfluß noch nicht ganz aufgehört, wenn gleich die Rechtsschule von Berytos schon seit einigen Jahren untergegangen war; ja es läßt sich sogar vermuthen, daß die Ueberbleibsel der Rechtsschule von Berytos nach Antiochia gekommen waren. Warum sollen wir den Athanasios aus seinem Vaterlande, wo er sich als Advokat sehr wohl befinden konnte, nach Alexandrien auswandern lassen?

Rec. geht nun fort zur Beurtheilung des zweyten Kapitels der Prolegomenen, in welchem von dem Werke des Athanasios, dessen Inhalt, Eintheilung und anderen Eigenthümlichkeiten gehandelt wird. Rec. will hier in etwas veränderter Ordnung die Resultate der Untersuchungen des Herausgebers kurz entwickeln, und mit seinen eigenen Bemerkungen vermischen. Fast in allen Punkten muß sich Rec. mit den wohl ausgeführten Behauptungen des Herausgebers für einverstanden erklären: seine Bemerkungen werden sich folglich fast nur auf einzelne Nachträge beschränken.

Das Werk des Athanasios gibt Auszüge von 153 No-

---

92) S. Anm. 14.

93) Athanasios selbst bezeugt es in seiner Vorrede.

94) *Schrader* ad Instit. p. 273.

vellen Justinian's und Justin's, welche ihm in einer zu seiner Zeit und an seinem Aufenthaltsorte in Umlauf befindlichen Sammlung [95]) von 153 Novellen zugänglich waren. Hätte er nicht eine Sammlung gehabt, so würde er nicht in der Vorrede seines Werkes von einer ἐπιτομὴ τῶν νεαρῶν διατάξεων [96]) (d. h. Epitome der bekannten neuen Verordnungen), sondern von einer ἐπιτομὴ διαφόρων νεαρῶν διατάξεων oder dgl. gesprochen haben. Die Sammlung kann aber nur 153 Novellen enthalten haben, und Athanasios hat gewiß keine in seiner Sammlung befindliche Novelle ausgelassen. Wenn er einmal Novellen hätte weglassen wollen, so hätte er doch gewiß auch solche nicht in sein Werk aufgenommen, von denen er doch am Ende weiter nichts sagt, als: πάρελθε τὴν διάταξιν (übergehe diese Verordnung), wie z. B. tit. XVI, const. 2; tit. XIX, const 2. Jene Sammlung muß aber von den uns bekannten verschieden gewesen seyn: denn sie enthält z. B. zwey Novellen, die sich in der bekannten Sammlung von 168 Novellen nicht vorfinden [97]).

Die 153 Novellen Justinian's und Justin's hat Athanasios unter XXII Titel vertheilt. Jeder Titel vereinigt unter einer besondern Rubrik alle auf die in der Rubrik bezeichneten Gegenstände bezüglichen Novellen. Das System, nach welchem die Titel geordnet sind, soll, nach des Herausgebers Meinung, dem Athanasios ganz eigenthümlich seyn, wie er dieß auch selbst durch die Bezeichnung τίτλοι ἐπινοηθέντες [98]) ausdrücke. Allein dieser Ausdruck beweist nichts, weil er nur in einer Ueberschrift vorkömmt, die nicht von Athanasios herrührt [99]); das System aber ist in der That dem des justinianischen Codex

---

[95]) Z. B. einer Sammlung, deren Grundlage noch in Berytos verfertigt und im Gebrauche gewesen seyn mochte.

[96]) Eben so: ὑποτίτλωσις τῶν νεαρῶν διατάξεων. Weniger beweisend ist ἐπιτομὴ ἐκ τῶν μετὰ τὸν κώδικα νεαρῶν διατάξεων.

[97]) Der Herausgeber beweist auf ähnliche Weise, daß sie von der Sammlung des Julianus und dem Authenticum verschieden war Man könnte diesen Beweis für überflüssig halten, weil es sich von selbst verstehe, daß Athanasios diese lateinischen Sammlungen im Oriente nicht zur Hand gehabt haben werde. Allein es gab eine griechische Epitome Novellarum, die mit der des Julianus in der Stellung der Novellen ziemlich genau übereinkam, und das Authenticum hatte ein griechisches Vorbild.

[98]) Jener Ausdruck ist wohl von einem Schreiber dem ἐπιτομὴ ἐπινοηθεῖσα im Haupttitel nachgebildet.

[99]) Daß Athanasius ein bekanntes System wählen würde, war schon deßhalb zu erwarten, weil es sein Bestreben seyn mußte, sein Buch so bequem brauchbar einzurichten, als nur möglich.

nicht ganz unähnlich, wie sich bey einer Vergleichung aus der nachfolgenden Tabelle ergibt. Freylich hat Athanasios einige erklärbare Veränderungen vorgenommen, und nur das ist Rec. dunkel, warum er in tit. IX — XVII die Ordnung der Materien im Codex (nämlich Obligationen, Personen und Erbrecht) gerade umgekehrt hat.

Tit. I.	De episcopis et clericis et monachis et monasteriis.	Cod. lib. I. tit. 1. 3.
II.	De ecclesiasticis rebus ac titulis.	— lib. I. tit. 2.
III.	De haereticis et Judaeis et Samaritis.	— lib. I. tit. 5. 9.
IV.	De magistratibus et judicibus et vicariis et jurisdictione eorum et defensoribus.	— lib. I. tit. 26 sqq. ad finem.
V.	De litigiosis et executoribus et litigatoribus et iis, qui exhibentur, et testibus.	(Entspricht dem lib. II — III. 27 des Codex, wo vom Prozeß gehandelt wird: die ähnlichen Titel im Codex finden sich freylich anderwärts, nämlich: VIII, 37. XII, 61. IX, 3. IV, 20.)
VI.	De pignoratione et denuntiatione et ne defunctorum reliquiae injuria afficiantur.	(Hat keine entsprechenden Titel im Codex: als processualisch hier eingeschoben.)
VII.	De appellationibus.	Cod. lib. VII. tit. 62. (Auch dieser Titel ist, als den Prozeß betreffend, hier eingeschoben)
VIII.	De curialibus.	Cod. lib. X. tit. 31. lib. XI. tit. 13. (Von den Curialen wird hier gehandelt, als eine Art Behörde, nachträglich zu lit. IV.)
IX.	De hereditatibus ex testamento et ab intestato et substitutionibus et Falcidia	Cod. lib. VI. tit. 21 sqq. 9 sqq. 25 sq. 50.
X.	De nuptiis et repudiis et instrumentis dotalibus et ante nuptias donationibus et lucris nuptialibus.	— lib. V. tit. 4. 17. 3 sqq.
XI.	De incestis nuptiis et liberis naturalibus et qui modi ad justorum liberorum jura perducant et de raptu mulieris.	— lib. V. tit. 5. 27. lib. IX. tit. 13.
XII.	De lenonibus et scenicis et luxuriantibus.	— lib. XI. 40. (Dieser Titel ist hier eingerückt, weil er von außerehelichen Verbindungen handelt.)
XIII.	De tutoribus et curatoribus.	— lib. V. tit. 29 sqq.

XIV.	De instrumentis et tabellionibus.	Cod. lib. IV. tit. 21. lib. X. tit. 69.
XV.	De fidejussoribus et mandatoribus et iis, qui constituunt et duobus reis promittendi et contractibus argentarionem.	— lib. VIII. tit. 41. *lib. IV. tit.* 18. lib. VIII. tit. 40.
XVI.	De pecuniis, quae rusticis mutuae dantur, ac de hoc ne quisquam cogatur bonorum cessione uti.	— lib. IV. tit. 2. lib. VII. tit. 71.
XVII.	De usuris.	— lib. IV. tit. 32.
XVIII.	De libertate (filiorum), qui in potestate (parentum) sunt, et servorum et colonorum et nuptiis ipsorum et distributione prolis et infantibus, qui expositi sunt, et his, qui castrant.	— lib. VIII. tit. 49. lib. VII. tit. 1 sqq. lib. XI. tit. 47. lib. VIII. tit. 32. lib. IV. tit. 42.
XIX.	De Armeniis et Africa.	
XX.	De collatoribus et militum transitu et remansione, metatis et armorum fabricatione.	Entsprechende Titel finden sich lib. X (zu Ende), XI und XII.
XXI.	De hortulanis et agricolis et negotiatoribus et maris adspectu.	
XXII.	De consulibus et dignitatibus et referendariis et adjutoribus sive memorialibus, et ut sacrae jussiones habeant subscriptionem quaestoris.	Cod. lib. XII. tit. 1. sqq.

Es fragt sich nun weiter, in welcher Aufeinanderfolge hat Athanasios die für einen jeden Titel bestimmten Novellen gestellt. Z. B. in tit. V de litigiosis etc. gehörten aus der gewöhnlichen Sammlung von 168 Novellen folgende: 53. 90. 96. 112. 124. Athanasios läßt sie in tit. V auf einander folgen: 96. 112. 124. 53. 90. Es fragt sich also, auf welchem Grunde diese Ordnung beruht, oder was den Athanasios bewog, diese Novellen so und nicht anders zu stellen [100]. Auf diese Frage

100) Man vergleiche über die Stellung der Novellen in den einzelnen Titeln die Tabelle, die sich auf p. XXII — XXVII findet. Sie gibt an, wie viel Novellen ein jeder Titel enthalte, welche Nummer diese Novellen in der Sammlung von 168 haben, von welchem Datum eine jede Novelle sey. Bey tit IV, const. 12 hätte der Zweifel bemerkt werden können, ob diese Novelle nicht als Nov. 41 in der Sammlung von 168 gestanden habe; hinter tit. 9,

gibt der Herausgeber keine bestimmte Antwort [101]): er bemerkt nur, daß in einigen Titeln eine chronologische Ordnung herrsche, und daß in anderen die Novellen Anfangs chronologisch geordnet, zu Ende aber noch einige außer der chronologischen Reihe angehängt seyen. Ueber die Titel 1—5. 7. 16. 19. 20. 22 spricht er sich nicht aus: von diesen haben einige eine vollständig chronologische Ordnung, immer nur zum Theil, andere endlich (tit. 1. 2 3. 16. 20. 22) enthalten von einer chronologischen Stellung gar keine Spur. So viel ergibt sich nun wohl schon hieraus, daß Athanasios keineswegs die Absicht hatte, die Novellen in den einzelnen Titeln chronologisch zu ordnen; es läßt sich zum Ueberflusse auch dadurch beweisen, daß Athanasios z. B. bey tit. I. const. 2 besonders bemerkt, daß sie neuer sey, als tit. I. const. 1. Hätte er die Novellen chronologisch geordnet oder ordnen wollen, so verstand sich ja das von selbst. — Eben so wenig, als von einer chronologischen, ist von einer systematischen Anordnung eine Spur: auch ließ sich an eine solche Anordnung bey dem mannigfaltigen Inhalt der Novellen nicht denken. Soll man sich nun die Stellung der Novellen in den einzelnen Titeln bey Athanasios als rein zufällig entstanden denken? Es gibt noch eine Vermuthung, die alles erklären würde, und die gerade dadurch einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhält, weil andere Erklärungen nicht ausreichen [102]). Rec. glaubt, daß sich die Sache so verhalte: Athanasios hatte eine Sammlung von 153 Novellen vor sich, die in 22 von ihm aufgestellte Titel vertheilt werden sollten. Er ging nun die Sammlung durch: die erste in den ersten Titel passende Novelle, die ihm aufstieß, stellte er in diesem Titel an den ersten Platz: die zweyte, die ihm vorkam, an den zweyten Platz: und sofort im ersten und in den folgenden Titeln. Also, um wieder den Titel V de litigiosis etc. als Beyspiel zu wählen, es folgten, in der dem Athana-

const. 12 ist einzuschalten: const. 13, Nov. 158. Data est ante XIV Calendas Julias imperii Justiniani anno 13 post consulatum Basilii anno IV (545). Dadurch wird tit. 9 zu einem solchen, in welchem die Novellen nicht chronologisch geordnet sind, und ist also auf p. XXVII lin. ult. zu streichen. Rec. hätte gewünscht, daß der Herausgeber auch die Inscriptionen in seine Tabelle aufgenommen hätte: doch ist auch p. XXVIII hierüber Einiges nachgetragen.

101) P. XXVIII. »Id, cur ita factum sit, explicare non possum, neque cujusquam hominis prudentis erit et considerati in tanta antiquitatis obscuritate levem conjecturae speciem captare.«

102) Mit andern Worten: sie läßt sich apagogisch beweisen.

sios vorliegenden Sammlung von 153 Novellen, die Novellen dieses Titels in folgender Ordnung auf einander: ...96...112 ....124....53....90....So läßt sich die Anordnung des Athanasios füglich erklären: daß übrigens durch Versehen des Athanasios oder durch Ueberspringen einzelner Novellen in der Reihenfolge des Novellenauszugs sich einige Abweichungen von der Reihenfolge in der Sammlung von 153 Novellen eingeschlichen haben können, soll keineswegs in Abrede gestellt werden.

Es ist nun zu untersuchen, wie Athanasios die einzelnen Novellen in einem jeden Titel behandelt habe Hier meint nun der Herausgeber, Athanasios habe eine jede Novelle vollständig, wie sie in seiner Sammlung stand, abgeschrieben, und ihr einen Auszug vorangestellt [103]). Zwar finde sich der vollständige Text in den erhaltenen Hss. nicht mehr vor: aber die Hss. deuteten durch mancherley Spuren an, daß er ehemals vorhanden gewesen sey [104]). Hiegegen läßt sich mancherley einwenden. Es würde der Titel ἐπιτομή, den Athanasios seinem Werke selbst gibt, kaum passend seyn, wenn darin auch der vollständige Text der Novellen enthalten gewesen wäre. Athanasios hätte den Zweck, den er dabey haben konnte, die ächten Novellen aufzunehmen, ganz eben so gut, und vielleicht noch besser erreicht, wenn er bey seinen Auszügen nur die Nummer citirt hätte, die die abgekürzte Novelle in der seinen Lesern bekannten Sammlung von 153 Novellen hatte, und wenn er allenfalls diese ganze Sammlung seinem Werke vorangeschrieben oder als Anhang beygegeben hätte. Die Spuren in Hss, auf die sich der Herausgeber beruft, sprechen kaum für ihn; denn in diesen Hss. sind überhaupt Stellen aus dem ächten Novellentexte vielfach mit Auszügen derselben Novelle nicht bloß von Athanasios, sondern auch von Theodoros, Anonymos u. A. m. untermischt.— Die Auszüge der Novellen, welche also, nach des Herausgebers Meinung, vor dem vollständigen Texte der

---

[103]) Der Herausgeber führt hiefür noch an, daß die unten zu erwähnenden Paratitla nicht aus den Novellenauszügen, sondern aus dem ächten Texte der Novellen geschöpft seyen. Allein daraus folgt keineswegs, daß Athanasios den vollständigen Text der Novellen in sein Werk aufgenommen haben müsse, sondern nur, daß er die Novellenauszüge und die Paratitla unabhängig von einander aus der ihm vorliegenden Sammlung der vollständigen Novellen bearbeitet habe. Daß er dann noch bey jedem Paratitlon den Platz citirt, den die Novelle, welche die Quelle des Paratitlon ist, in seinem Werke einnimmt, dürfte hiebey kaum einen Unterschied machen.

[104]) Vgl. p. XX. LI. LXXIV lin. 7 a fine, p. LXXV lin. 4. p. LXXIX lin. 15.

Novellen nur als eine Einleitung oder Uebersicht standen, nach der Meinung des Rec. aber den eigentlichen Inhalt unserer Epitome bilden, erscheinen in der Regel in folgender Gestalt. Vorangeschickt wird die Rubrik, d. h. eine kurze Inhaltsangabe der Novelle, welche Athanasios höchst wahrscheinlich schon in der ihm vorliegenden Sammlung von 153 Novellen fand. Darauf folgt eine abgekürzte [105]) Inscription der Novelle, d. h. die Bezeichnung des Kaisers, von dem die Novelle herrührt, und derer, an welche sie gerichtet ist. Auch diese Inscriptionen hat Athanasios aus der Sammlung von 153 Novellen. Auf die Inscription folgen die Anfangsworte der Novelle, bald lateinisch, bald griechisch, je nachdem eine lateinische oder griechische Novelle in der Sammlung von 153 Novellen stand [106]). Nun erst kömmt die Epitome der Novelle selbst. Hiebey macht der Herausgeber besonders darauf aufmerksam, wie Athanasios stets sorgfältig bemerke, ob eine Constitution nur für eine gewisse Zeit oder nur für einen gewissen Ort gegeben sey und gelte. Auch andere griechische Bearbeiter sowohl des Codex als der Novellen hätten auf diesen Punkt ihre Aufmerksamkeit gerichtet, und es scheine da manche Streitfragen gegeben zu haben. Sollten nicht manche dieser Streitfragen durch const. Haec quae necessario, de novo Cod. fac. §. 2 in fine, und durch const. Summa reipublicae, de Just. Cod confirm. §. 3 veranlaßt worden seyn? Hier befiehlt Justinian, daß alle Constitutionen, die er in seine Sammlung aufgenommen habe, wenn sie sich auch auf gewisse Personen oder Orte bezögen, als generales constitutiones zu betrachten seyen. Da konnte nun leicht bey den in Umlauf befindlichen Sammlungen der Novellen die Frage stehen, ob die in dieselben aufgenommenen örtlichen Constitutionen nicht auch die Kraft allgemeiner Verordnungen erhalten hätten. Rec. hätte gewünscht, von dem Herausgeber ein Urtheil über die Art zu hören, wie Athanasios seine Auszüge gemacht hat, über den Styl, der in diesen Auszügen herrscht u. dgl. m Ihm hat der Styl sehr oft gezwungen und unklar geschienen (obscurus fio, dum brevis esse laboro), und er glaubt, daß in sofern der Epitome des Theodoros der Vorzug gebühre. — Am Schlusse eines jeden Novellenauszugs steht noch die Subscription der Novelle, d. h. die Angabe des Tages und Jah-

105) Vgl. Biener Gesch. der Novellen S. 21, Anm. 48.

106) Hier findet sich wieder Stoff für die bekannte Frage, in welcher Sprache die Novellen Justinian's abgefaßt seyen. Viel wichtiger ist aber in dieser Hinsicht die Epitome der Novellen von Theodoros, wo die Anfangsworte der 168 Novellen, und zwar durchgängig griechisch, angegeben werden.

res der Publication. Die Subscriptionen sind in den Hss. griechisch: allein mancherley Anzeigen dürften die Vermuthung rechtfertigen, daß in der von Athanasios gebrauchten Sammlung von 153 Novellen lateinische Subscriptionen vorhanden waren, und daß sie wohl auch Athanasios lateinisch gegeben hatte, wie dieß zu seiner Zeit nicht ungebräuchlich war [107]). In späterer Zeit mögen sie dann ins Griechische übersetzt worden seyn, wodurch es sich dann leicht erklärt, wie z. B. hie und da Data oder Datum [108]) statt ἐγράφη stehen geblieben ist, oder mit lateinischen Buchstaben geschriebene Worte [109]) und römische Zahlen [110]). Uebrigens werden die lateinischen Subscriptionen, als sie dem späteren Uebersetzer zukamen, von unwissenden Abschreibern schon mannigfach verstümmelt und entstellt gewesen seyn: und in diesem Umstande liegt dann der Grund, warum auch die griechischen Subscriptionen unserer Hss. so oft verstümmelt und entstellt sind

Die meisten justinianischen Novellen beziehen sich nicht bloß auf einen Gegenstand, oder, wenn auch auf mehrere, doch wenigstens auf ähnliche Gegenstände, sondern verbreiten sich oft über einzelne Punkte aus den verschiedensten Rechtsmaterien. Solche Novellen oder ihre Auszüge hat Athanasios in diejenigen Titel gestellt, unter deren Rubrik das, was in der Novelle entweder zuerst oder vorzugsweise behandelt wurde, paßte. Dabey konnte es Athanasios aber nicht bewenden lassen, wenn er seinen Zweck erreichen wollte. Denn was hätte eine systematische Zusammenstellung der justinianischen Novellen, wie sie bisher beschrieben worden ist, geholfen, wenn nun doch z. B. im tit. V de litigiosis etc. const. 4 eine Novelle vorkam, die auch gesetzliche Vorschriften über das Erbrecht der Ehegatten enthielt, nach welchen jeder Leser des Buchs in tit. IX de hereditatibus etc. gesucht haben würde. Diesem Uebel mußte abgeholfen werden, und Athanasios hat nun zu diesem Ende zwey Wege eingeschlagen [111]):

---

107) Vgl. Nov. 47. c. 2. Die collectio XXV capitulorum hat überall lateinische Subscriptionen.

108) Vgl. p. 24 lin 35 und lin. 2 a fine, p. 47 lin 24, p. 48 lin. 14, p. 65 lin. 37, p. 132 lin. 28, p. 141 lin. 22, p. 146 lin. 33, p. 168 lin. 24.

109) Vgl. p. 17 lin. 20, p. 24 lin. 2 a fine, p. 44 lin. 24, p. 65, lin. 37, p. 141 lin. 22.

110) Vgl. p. 24 lin. 2 a fine, p. 65 lin. 37, p. 132 lin. 28.

111) Auch auf andere Art war Abhülfe möglich; z B. durch Wiederholung einer Novelle in verschiedenen Titeln. Freylich aber, wenn Athanasios einmal eine systematische Zusammenstellung der

1) Einem jeden der 22 Titel, mit Ausnahme der Tit. 16, 19, 21, hat er hinter den Auszügen der einschlagenden Novellen Paratitla beygefügt, d. h. Anführungen von allen auf denselben Gegenstand bezüglichen Stellen aus den Novellen, die in anderen Titeln untergestellt waren [112]), und zwar mit Angabe des Titels und der Stelle in demselben, wo jene Novellen zu finden seyen. Manche Stellen sind weitläufiger und ausführlicher mit den Paratitlis, als in dem Auszuge der Novelle, aus welcher sie genommen sind: der Styl und die Art der Darstellung weicht in den Paratitlis oft sehr von dem Style in den Auszügen der Novellen ab; endlich gibt es Paratitla, die gar mit dem im Texte des Auszugs Gesagten in Widerspruch zu stehen scheinen. Diese Eigenthümlichkeiten der Paratitla hebt der Herausgeber auf p. XIX sq. hervor, und belegt sie mit mancherley Beyspielen; sie scheinen ihn zu der Frage veranlaßt zu haben, ob diese Paratitla auch wirklich von Athanasios herrühren. Daß dieß aber wirklich der Fall sey, beweist er p. XVIII sq. mit sehr triftigen Gründen, und es bleibt daher nur übrig, eine Erklärung für jene Eigenthümlichkeiten zu suchen. Man könnte daran denken, daß Athanasios erst in der zweyten Ausgabe seiner Epitome die Paratitla hinzugefügt, und eine corrumpirte Stelle der Vorrede [113]) in diesem Sinne habe verbessern und auslegen wollen. Allein diese Erklärung ist nicht zuläßig; wir ersehen aus der Vorrede des Athanasios, daß die Hauptverbesserung der zweyten Ausgabe in der Hinzufügung des Titels περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων bestand: die Paratitla müssen also schon früher da gewesen seyn, denn sie wären eine viel größere Verbesserung gewesen, und hätten als solche von Athanasios vor jener

Novellen machen wollte, so wäre es am besten gewesen, er hätte die einzelnen Novellen zerlegt, und jedesmal nur das passende Stück in den betreffenden Titel gestellt. Dann wäre nur eine Wiederholung der In- und Subscriptionen nöthig gewesen, und Athanasios hätte sich dabey auf das von Justinian anbefohlene Verfahren bey Verfertigung des Codex berufen können.

112) In dieser Bedeutung wird das Wort παράτιτλα unzweifelhaft von Athanasios gebraucht. Darüber will Rec. mit dem Herausgeber nicht rechten, ob die von ihm aufgestellte Definition: παράτιτλα, hoc est locorum *similium (?) ex reliquis ejus operis titulis (?)* ad quemvis *titulum* (?) appositiones, eine allgemeine selbst für die justinianische Zeit genannt werden kann oder nicht. Daß man in späteren Zeiten etwas Anderes darunter verstanden, stellt sich bey einer Betrachtung der παράτιτλα des Prochiron auctum sofort heraus. Vgl. des Rec. Πρόχειρος νόμος p. CLXI sqq. CLXXXIV.

113) Siehe oben Anm. 23.

hervorgehoben werden müssen. Doch es lassen sich die Eigenthümlichkeiten der Paratitla auch sonst erklären, wenn man die schon vorhin aufgestellte Meinung, die hier gerade ihre Bestätigung findet, annimmt: daß nämlich Athanasios die Paratitla in der Regel unabhängig von seinen eigenen Auszügen unmittelbar nach dem ächten Novellentexte gearbeitet habe. So konnte es leicht kommen, daß er ausführlicher ward, wenn er aus einer in einen andern Titel verwiesenen Novelle eine Stelle, die dort als nicht auf die Titelrubrik bezüglich kürzer behandelt worden war, als Paratitlon an einen Titel anhängte: so ist es nicht befremdend, wenn er in den Paratitlen, wo er nur einzelne Sätze zu geben hatte, eines andern Styls sich bedient, als in den Novellenauszügen, wo er den Inhalt der Novelle nicht in einzelne Sätze zerlegen, sondern mehr in einem gedrängten Zusammenhange geben wollte. Auch Widersprüche konnten bey dieser Verfahrungsweise unterlaufen, wenn gleich die vom Herausgeber beyspielsweise angeführten Widersprüche sich auf einen reduciren lassen, dem vielleicht auch noch mit dem kritischen Messer zu helfen seyn dürfte.

2) Die Novellenauszüge sind, wo es nöthig schien, in Absätze oder Kapitel (κεφάλαια) eingetheilt, welche, wie es scheint, jedesmal mit fortlaufenden Zahlen bezeichnet waren. Dieß trägt ungemein viel zur leichteren Uebersicht bey, wie der Augenschein lehrt, wenn man den Abdruck der drey ersten Titel in *Voelli* et *Justelli* Bibl. juris canon. II. p. 1315 sqq. mit dem in der vorliegenden Ausgabe p. 1 sqq. vergleicht [114]). Der Herausgeber glaubt nämlich, daß jene Eintheilung nicht von Athanasios herrühre, weil in der Regel die oder die Stelle einer Novelle nur nach Titel und Constitution, nicht auch nach Kapiteln angeführt werde. Er hat deßhalb den Text der Novellenauszüge ohne Unterbrechung oder Eintheilung drucken lassen, und nur einmal, auf p. 71, gleichsam zur Probe, eine Ausnahme davon gemacht. Allein Athanasios selbst citirt gar manchmal nach Titel, Constitution und Kapitel, wovon der Herausgeber p. XVII Beyspiele aufzählt [115]): und die Hss., nicht nur der zum Grunde gelegte Cod. Paris. 1381, sondern auch die Hs. im Lavrakloster und die anderen, zum Theil vom Herausgeber

[114]) Es ist daher sehr zu bedauern, daß der Herausgeber hier nicht seiner Hs. gefolgt ist, und die Abschnitte der Novellenauszüge bemerklich gemacht hat.

[115]) Alle diese Beyspiele sind bloß aus dem Texte der Novellenauszüge genommen: in den Paratitlen konnte Athanasios natürlich nicht Kapitel citiren, weil er, wie oben angenommen worden ist, die Paratitla unabhängig von seinen Novellenauszügen gearbeitet hat.

angeführten Hss., welche Bruchstücke aus Athanasios enthalten, haben alle eine im Ganzen gleichlautende Eintheilung der Novellenauszüge in Kapitel. Ob diese Kapitel jedesmal mit fortlaufenden Zahlen bezeichnet waren, läßt sich freylich bezweifeln, weil sonst gewiß Kapitelzahlen häufiger citirt worden wären. Aber es reichte auch schon hin, wenn der Text nur in ungezählten Absätzen geschrieben war: das erleichterte die Uebersicht, und es kostete nicht viel Mühe, bey dieser Einrichtung die Citate nach bloßen Titeln und Constitutionen, wie sie sich regelmäßig in den Paratitlen finden, aufzuschlagen.

So viel hatte Athanasios bey der ersten Ausgabe seines Werkes gethan, um den Gebrauch desselben zu erleichtern, und die Fehler des Planes, nach welchem es angelegt war, wieder gut zu machen. Doch blieben noch drey Mängel besonders fühlbar. Einmal enthalten die Novellen manche gesetzliche Vorschriften, die unter keine der 22 von Athanasios aufgestellten Titelrubriken passen, und die also in seiner systematischen Zusammenstellung gar nicht aufzufinden waren. Zweytens aber war das Auffinden einer Bestimmung in dem Auszuge einer Novelle, welche sich über vielerley Gegenstände verbreitete, durch die bloße Eintheilung in Kapitel noch nicht hinreichend erleichtert. Endlich mußte es beym Gebrauche des Buches fühlbar werden, daß Athanasios das Recht des Codex, mit welchem das Novellenrecht so eng zusammenhängt, nicht hinreichend berücksichtigt hatte. Auf diese Mängel scheint Athanasios durch die Advokaten in Antiochia aufmerksam gemacht[116]), und dadurch veranlaßt worden zu seyn, sie in einer zweyten Ausgabe des Werks zu verbessern. Durch welche Mittel oder Veränderungen er dieß bewerkstelligt habe, lehrt die Vorrede zur zweyten Ausgabe, welche oben aus der Hs. des Lavraklosters mitgetheilt worden ist.

1) Athanasios hat seinem Werke einen Titel περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων hinzugefügt. Rec. hat diesen Titel, welcher im Cod. Paris. 1381 nicht vollständig erhalten ist, wohl aber ganz vollständig in der Hs. des Lavraklosters, und in vielen anderen Hss. einzeln zu finden ist, stets für einen Theil des Athanasischen Novellenauszugs gehalten und erklärt[117]). Dazu bewog ihn einmal die große Aehnlichkeit jenes Titels mit den Paratitlen der 22 Titel des Athanasischen Werkes, ferner der Umstand, daß der Cod. Paris. 1381 jenen Titel geradezu für einen Theil des Novellenauszugs ausgab, wenn es gleich danach unsicher blieb, ob er als ein 23ster Titel oder als Theil des 22sten

116) Vgl. Anm. 14.

117) In seinem Buche: Αἱ ῥοπαί, an verschiedenen Orten.

zu betrachten sey; endlich daß eine Stelle dieses Titels in einer Bodlejanischen Hs. als von Athanasios herrührend mitgetheilt wird [118]). Rec. schien es damals, wo er von einer zweyten Ausgabe der Epitome des Athanasios keine Ahnung hatte, am passendsten, die Sammlung von Auszügen aus Athanasios, die den Titel περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων führte, als eine Art Anhangsparatitla zu tit. XXII zu betrachten. Gegen diese Ansicht ist der Herausgeber zu Felde gezogen; der Umstand, daß viele Stellen dieses Titels im Texte des Athanasischen Novellenauszugs fehlen, und daß die Stellen, welche sich an beyden Orten finden, doch immer sehr von einander abweichen, mache es ganz unglaublich, daß der ganze Titel περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων von Athanasios selbst herrühre. Der Herausgeber stellt dagegen eine sehr scharfsinnige, wenn gleich zum Theil irrige Vermuthung auf. Es habe nämlich wahrscheinlich eine erste und zweyte Ausgabe des Athanasischen Werkes gegeben, und irgend Jemand habe die Abweichungen der beyden Ausgaben zusammengestellt. Diese Zusammenstellung besäßen wir in dem fraglichen Titel, dessen Ueberschrift daher nach dem Zeugnisse einiger Hss. περὶ διαφορᾶς ἀναγνωσμάτων, d. h. de diversitate lectionum, und nicht π. διαφόρων ἀ. zu lesen sey [119]). — Die ganze Frage erledigt sich nunmehr von selbst, indem Athanasios in der Vorrede zur zweyten Ausgabe ausdrücklich sagt, daß er den Titel περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων hinzugefügt habe. Seine Absicht war, in diesem Schlußtitel alle diejenigen Vorschriften der Novellen zusammenzustellen, die unter keine der 22 Titelrubriken paßten; die betreffenden Stellen hat er alsdann in den Novellenauszügen gestrichen. Dieß und der Umstand, daß Athanasios erst in späterer Zeit diese ganze Veränderung vornahm, klären hinlänglich die Thatsachen auf, die den Herausgeber veranlaßten, unseren Titel dem Athanasios abzusprechen. Die einzige Schwierigkeit liegt in der Erklärung der Worte: περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων. Ἀνάγνωσμα bedeutet entweder das Lesen, oder das, was gelesen wird. Nimmt man die erste Bedeutung an, so würde jene Ueberschrift etwa so viel besagen wollen, als der bey uns gebräuchliche Titel: Lesefrüchte. Nimmt man die zweyte Bedeutung, so müßte man den Titel etwa so verstehen: Sammlung von verschiedenartigen Stellen.

---

118) Vgl. unsere Ἀνέκδ. p. XXI lin. 3.

119) Der Herausgeber hat, seiner Ansicht getreu, den in Frage stehenden Titel als einen libellus περὶ διαφορᾶς ἀναγνωσμάτων, von dem Athanasischen Werke getrennt, und mit eigenen Prolegomenen ausgestattet, auf p. 185 — 198 drucken lassen.

2) Athanasius hat in der zweyten Ausgabe auch dadurch für die Bedürfnisse seiner Leser gesorgt, daß er zu den Kapiteln oder Absätzen, in welche er schon früher seine Novellenauszüge eingetheilt hatte, kurze, den Inhalt bezeichnende Ueberschriften [120]) an den Rand gesetzt hat, die sehr häufig mit Citaten von Parallelstellen im Codex schließen. Auf diese Weise glaubte er den übrigen oben bemerkten Mängeln abzuhelfen. Der Herausgeber meint nun zwar, jene Ueberschriften, die sich auch in der von ihm zum Grunde gelegten Hs. finden, könnten unmöglich von einem Gelehrten wie Athanasios herrühren. Sie seyen bald zu allgemein gefaßt, bald den Inhalt nicht recht bezeichnend, oder doch nicht erschöpfend, bald ganz absurd; endlich werde dieselbe Ueberschrift bey verschiedenen Kapiteln wiederholt. Allein wenn man bedenkt, wie höchst schwierig es ist, für Rechtssätze, die selbst schon in möglichster Gedrängtheit gegeben werden, eine noch kürzere Inhaltsangabe zum Zwecke einer Ueberschrift abzufassen: und wenn man dazu nimmt, daß es zu dem Zwecke des Athanasios ja schon genügte, wenn der Inhalt eines jeden Absatzes nur angedeutet, eine genaue Bezeichnung also gar nicht nothwendig war: — so wird man die Gründe des Herausgebers als nicht hinreichend betrachten müssen, um dem Athanasios die Abfassung jener Ueberschriften abzusprechen. Von absurden Inhaltsangaben führt der Herausgeber nur ein passendes Beyspiel an, wo die ganze Absurdität offenbar nur von der Verderbtheit des Cod. Paris. 1381 herrührt. Wenn nämlich hier bey dem Absatze: πᾶς ἐπίσκοπος προῖκα χειροτονείσθω, τοῦ διδόντος τῆς ἱερωσύνης ἐκπίπτοντος, die Ueberschrift steht: περὶ δόσεως χειροτονίας; so ist περὶ διὰ δόσεως χειροτονίας zu lesen, wo denn alle Absurdität verschwindet. Für Athanasios als Verfasser der Ueberschriften spricht zuerst die Nothwendigkeit derselben. Wer zuweilen genöthigt gewesen ist, eine Stelle in den Digesten zu suchen, die ihm z. B. durch ein falsches Citat nur angedeutet war, der weiß, wie willkommen in solchen Fällen die kurzen, wenn gleich oft unpassenden Inhaltsangaben der einzelnen Abtheilungen eines jeden Fragments in den Gothofredischen Ausgaben des Corpus juris sind. Das konnte dem Athanasios nicht entgehen, oder er wurde wenigstens gewiß bey einer zweyten Ausgabe darauf aufmerksam gemacht: und da es überhaupt sein Zweck war, das Studium und den Gebrauch der Novellen durch sein Buch zu erleichtern, so ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er dem Bedürfnisse der Leser

120) Solche Ueberschriften scheinen sehr ähnlich zu seyn dem, was Justinian in der Const. Deo auctore §. 12 *indices* nennt.

auch in diesem Punkte entsprochen habe. Dafür spricht ferner der Umstand, daß sich jene Ueberschriften nicht nur in der Pariser Hs., sondern auch in der des Lavraklosters, und eben so größtentheils in den Hss. finden, die nur Bruchstücke des Buches enthalten [121]. Was aber von allen Hss. als ein Bestandtheil des Athanasischen Werks gegeben wird, muß im Zweifel gewiß als von Athanasios selbst herrührend betrachtet werden. Endlich scheint Athanasios selbst in der Vorrede davon zu sprechen, daß er passende Ueberschriften (τίτλους τοὺς προσφόρους) mit Citaten von Parallelstellen (ἐν τάξει παρατίτλων) bey der neuen Ausgabe am Rande hinzugefügt habe (προσεξέβαλα) [122]. Doch ist die hier angezogene Stelle in der Hs. verderbt, und nicht recht zu lesen, so daß Rec. seine Meinung nicht hauptsächlich auf sie gestützt wissen will. Das glaubt Rec. jedenfalls äußern zu dürfen, daß es wünschenswerth gewesen wäre, der Herausgeber hätte nach Maßgabe seiner Hs. die Ueberschriften im Texte mit abdrucken lassen, oder er hätte, wenn er sie auch in die Anmerkungen unter den Text verweisen wollte, doch wenigstens etwas mehr kritische Sorgfalt auf sie verwendet.

Der Herausgeber untersucht auf p. XX sqq. die Frage, ob die von ihm zum Grunde gelegte Hs. (Cod. Paris. 1381) das Athanasische Werk ächt und vollständig gebe, und beweist, daß dieß nicht der Fall sey, indem tit. 7 eine ganze Novelle und sonst einzelne Sätze oder Worte ausgefallen seyen. Beydes hat seine Richtigkeit [123]; allein es dürften andere Beweise für letztere Behauptung aufzusuchen seyn. Daß in dem Titel περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων viele Stellen einer Novelle aus Athanasios citirt werden, die die Novellenauszüge in Cod. Paris. 1381 nicht enthalten, kann jetzt nicht mehr als ein Beweis für die Lückenhaftigkeit dieser Hs. angesehen werden. Denn nach der obigen Ausführung hat ja Athanasios bey der zweyten Ausgabe in den Novellenauszügen diejenigen Stellen gestrichen, welche er in den Anfangstitel setzte. Wenn sich der Verfasser außerdem darauf

---

[121] Z. B. Cod. Vallicell. E, 53; vgl. p. LXVII sqq. — Die Hs., welche der Verfasser der collectio constitutionum ecclesiasticarum vor sich hatte, scheint keine Ueberschriften der Kapitel gehabt zu haben. Ob er nur die erste Ausgabe des Athanasischen Werkes hatte? Ob die zweyte noch nicht erschienen war?

[122] Siehe oben Anm. 23.

[123] Daß tit. 7 eine Constitution in der Pariser Hs. fehlt, beweist nun auch die Hs. des Lavraklosters. Denn in dem oben S. 196 abgedruckten Verzeichnisse wird die fehlende Constitution angeführt, der Verfasser des Verzeichnisses muß sie also im Texte vorgefunden haben.

bemerkt, daß in den Scholien der Basiliken (ed. Fabrot. III. p. 94) eine Stelle aus Athanasios angeführt werde, die im Cod. Paris. 1381 ganz anders und weniger vollständig laute, so kann Rec. dieß nicht als Beweis einer Lücke in dieser Hs. gelten lassen, weil jene Stelle offenbar nicht von Athanasios herrührt. Athanasios braucht niemals Βυζάντιον, wie es dort heißt, sondern sagt stets Κωνσταντινούπολις, der Name des Athanasios als Verfassers der Stelle beruht also auf einem Irrthume des Scholiasten oder eines Abschreibers.

Bevor Rec. zur Beurtheilung des dritten Kapitels der Prolegomenen übergeht, möge es ihm gestattet seyn, noch einige Worte über die Novellensammlung hinzuzufügen, die Athanasios bey Verfertigung seiner Epitome benützt hat. Rec. hatte schon vor dem Erscheinen der Ἀνέκδοτα in den Prolegomenen zu seiner Ausgabe der ῥοπαί (S. 66. Anm. 13 und S. 77. Anm. 29) die Behauptung aufgestellt, daß die Spuren von verschiedenen von Justinian's Zeiten bis zu denen des Basilios und seiner unmittelbaren Nachfolger gebräuchlichen Novellensammlungen zunächst auf vier dergleichen eigenthümliche Sammlungen führten, und daß namentlich Athanasios eine derselben gehabt habe, und hatte zugleich die Hoffnung ausgesprochen, daß uns die Prolegomenen der Ἀνέκδοτα wohl eine genauere Auskunft darüber geben würden. In einer Anzeige der ῥοπαί [124]) sprach sich Hr. Dr. Heimbach in Bezug auf die Novellensammlung, die dem Athanasios zur Hand war, etwas zweydeutig aus, und dieß veranlaßte Herrn Prof. Witte ebenfalls in einer Recension der ῥοπαί [125]), die ganzen Untersuchungen des Rec. zu verdächtigen. Die Hoffnung, welche Rec., wie oben bemerkt, geäußert hatte, ist nicht in Erfüllung gegangen: die Prolegomenen der Ἀνέκδοτα geben uns nur die Auskunft, daß Athanasios eine von der Sammlung von 168 Novellen, von Julian's Epitome und vom Authenticum verschiedene Sammlung vor sich gehabt habe. In der Pariser Hs. würden zwar bey den einzelnen Novellenauszügen Zahlen einer Sammlung citirt; aber die citirte Sammlung sey die von 168, und Rec. habe sich geirrt, indem er darin Citate einer eigenthümlichen Sammlung zu erkennen geglaubt habe. Woher der Herausgeber Letzteres weiß, ist dem Rec. nicht klar; Rec. hat, so viel er sich erinnert, jene Citate des Pariser Codex gar nicht beachtet.

Die in den ῥοπαῖς angedeuteten Novellensammlungen sind folgende:

1) Die Sammlung von 168 Novellen. Sie ist hinlänglich

---

[124]) Gersdorf Repertorium IX. S. 228.

[125]) Allg. Lit. Zeitung, April 1837, S. 464.

bekannt: das Neue, was Rec. etwa über ihre Geschichte zu sagen vermöchte, gehört nicht hieher.

2) Ein griechischer Auszug der Novellen, der dem Julianischen sehr ähnlich ist, von Anonymos in den Basiliken citirt wird, und wovon sich in den Basilikenscholien und im Cod. Bodlej. 3399 Bruchstücke finden, hat eine eigenthümliche Novellensammlung zur Grundlage, ganz ähnlich der, welcher sich Julianus bedient hat. Nach den Citaten des Anonymus in den Basilikenscholien (welche in den Anmerkungen angeführt werden sollen) war nämlich:

Collectio Anonymi	= Julianus	= Collectio CLXVIII Novv.
Nov. 41.[126])	Const. 40.	Nov. 44.
Nov. 45.[127])	Const. 44.	Nov. 49.
Nov. 68.[128])	Const. 66.	Nov. 78.
Nov. 75.[129])	Const. 75.	Nov. 81.
Nov. 76.[130])	Const. 76.	Nov. 82.
Nov. 89.[131])	Const. 90.	Nov. 97.

So viel stellt sich sofort bey oberflächlicher Einsicht aus den Scholien der Basiliken heraus. Die weitere Ausführung verspart sich Rec. auf einen anderen Ort.

3) Außer den eben erwähnten und theilweise begründeten zwey Sammlungen hat Rec. in den ῥοπαῖς noch zwey andere aufgestellt, deren eine die seyn sollte, welche Athanasios vor Augen gehabt hat. Rec. hat dabey die Athanasische Sammlung für verschieden erklärt von der, welche in einer Bearbeitung der ῥοπαί benützt ist: diese Behauptung [132]) möchte er jetzt wenigstens als zweifelhaft betrachtet wissen [133]). Die Betrachtungen aber, die den Rec. auf zwey von den obigen verschiedene Novellensammlungen führten, und die er über die Natur dieser

---

126) Basil. ed. Fabrot. tom. VI. p. 146. Fabrot liest μδʹ für μαʹ.

127) Basil. ed. Heimbach. tom. I. p. 395.

128) Basil. ed. Heimbach. tom. I. p. 395.

129) Basil. ed. Fabrot. tom. V. p. 312.

130) Basil. ed. Heimbach. tom. I. p. 327.

131) Basil. ed. Heimbach tom. I. p. 786.

132) Sie wurde dadurch veranlaßt, daß Nov. 123 der gewöhnlichen Zählung in den ῥοπαῖς wiederholt Nov. 122, in dem dritten Theile der Collectio constitutionum ecclesiasticarum (*Voelli* et *Justelli* bibl. juriscon. II. p. 1331) aber selbst im Texte Nov. 127 genannt wird. Für den Verfasser dieses Textes glaubte Rec. damals den Athanasios halten zu müssen: jetzt aber belehrt ihn die Pariser Hs. des Athanasios, daß hier ein fremdartiges Einschiebsel ist.

133) Siehe oben Anm. 68.

Sammlungen angestellt hat, mögen hier eine Stelle finden, in so weit sie bis jetzt zu einer Darstellung reif sind. Vielleicht ist ein Anderer später so glücklich, den Knäuel völlig zu entwickeln: einstweilen soll das Folgende dazu dienen, die Hoffnung, die Rec. in Bezug auf den Inhalt der Pariser Hs. und der Prolegomenen [134]) vergebens erregt hatte, so weit es ihm möglich ist, zu befriedigen. — So viel ist nun vorerst außer allem Zweifel, daß es außer den vorhin erwähnten noch andere griechische Novellensammlungen gegeben hat. Daß Athanasios eine eigenthümliche Novellensammlung gebraucht, ist oben bewiesen worden: außerdem gibt es eine bedeutende Anzahl von Novellencitaten, die in den bekannten Sammlungen nicht aufzufinden sind. Die Frage ist nun die, wie viele unbekannte Sammlungen diese Spuren führen. Es könnte seyn, daß sie alle zu combiniren und nur auf eine Sammlung zu beziehen wären: es kann aber auch seyn, daß zwey oder mehrere Sammlungen dadurch angezeigt werden. Die Spuren lassen sich auf gewisse Klassen zurückführen, wie hernach geschehen wird: eine einzelne Klasse bezieht sich immer nur auf eine und dieselbe Novellensammlung: es kann solcher Sammlungen also wenigstens nicht mehr gegeben haben, als Klassen gemacht werden können. Zwey verschiedene Sammlungen werden hier aber wenigstens anzunehmen seyn; denn der Cod. Bodlej. 3399, dessen betreffende Stellen der Herausgeber p. 263. 265 sq. hat abdrucken lassen, gibt bey einigen Novellen eine doppelte Zahl an, und diese Zahlen deuten auf keine der bekannten, sondern auf unbekannte, und folglich zwey unbekannte Sammlungen. Man kann also mit völliger Sicherheit sagen, nach den uns bekannten Spuren neuer eigenthümlicher Sammlungen kann es deren höchstens so viel, und muß es wenigstens so viel gegeben haben. Die Vermuthung streitet aber dafür, daß man so wenig neue Sammlungen erdenke, als nur immer möglich ist. Denn hier ist die Rede von Sammlungen, welche in einem weiteren Kreise gebraucht wurden, weil sie eine besondere Auctorität hatten: man hat also nicht an Sammlungen von bloßen Privatleuten, deren es wohl gegeben haben mag zum Privatgebrauche, sondern an solche zu denken, die von den Rechtsschulen, oder von hohen Regierungsbehörden und Gerichten ausgingen [135]). Die Zahl dieser Sammlungen war von Anfang an beschränkt, und ver-

[134]) Dieselben Betrachtungen hätte übrigens der Herausgeber anstellen können: wenigstens war ihm das ganze nachher zu benützende Material bekannt.

[135]) Auch hier darf man hoffen, durch fortgesetzte Untersuchungen bestimmtere Resultate zu erhalten.

minderte sich wohl noch im Laufe der Zeiten, indem die eine von der andern verdrängt wurde: das Bedürfniß der Praxis schied gewiß sehr bald einige Hauptsammlungen aus, die allein in allgemeinem Gebrauche waren. Auf diese wären denn im Zweifel die Spuren eigenthümlicher Novellensammlungen allein zu beziehen, und zwar so zu combiniren, daß so wenig als möglich neue Sammlungen angenommen würden. — Die Spuren, daß noch andere Sammlungen in Umlauf waren, als die von 168 Novellen und die des Anonymos, sind nun folgende:

a) Es ist oben gezeigt worden, daß Athanasios eine eigenthümliche Sammlung von 153 theils lateinischen, theils griechischen Novellen Justinian's und Justin's gekannt hat, und die Vermuthung aufgestellt worden, daß die Aufeinanderfolge der Novellenauszüge in den einzelnen Titeln des Athanasischen Werkes mit der Ordnung der Novellen in jener Sammlung in der Regel übereinstimme [136]). Nach der Theorie des Rec., daß Athanasios Alles gethan habe, was den Gebrauch seines Buches erleichtern konnte, ist es nicht unwahrscheinlich, daß er ursprünglich bey einem jeden Auszuge die Nummer anführte, mit welcher die Originalnovelle in seiner Sammlung bezeichnet war. Solche Anführungen finden wir denn auch in der Pariser Hs. [137]), in der des Lavraklosters [138]) und in *Voelli* et *Justelli* bibl. juris canon. II. p. 1315 sqq. Allein die hier gegebenen Citate beziehen sich auf die Sammlung von 168 Novellen, und nur einige lassen sich darin nicht auffinden. Letztere scheinen corrumpirt zu seyn, allein sie können auch Spuren von den ursprünglichen Citaten der Athanasischen Sammlung enthalten, wenn wir annehmen, daß diese Citate, wie ja Aehnliches in den Basilikenscholien geschehen ist, von Besitzern des Buches oder Abschreibern nur theilweise in Citate der später fast ausschließend gebräuchlichen Sammlung von 168 Novellen verwandelt worden sind. Von den Citaten der Pariser Hs. [139]), die auf letztere Sammlung nicht passen, dürften manche nicht schlechthin

136) Siehe oben S. 222.

137) Vgl. die Ἀνέκδ. p. XXIX.

138) Siehe oben Anm. 45.

139) Rec. nimmt hier einstweilen nur auf die Rücksicht, die der Herausgeber p. XXIX anführt, doch ist diese Aufzählung nicht vollständig; vgl. z. B. p. 17 not. 42, wo unsere Nov. 131 als Nov. 120, oder not. 64, wo Nov. 67 als Nov. 64 (ζδ' statt ξδ') angeführt wird. Diese Citate der Ueberschriften sind übrigens noch interessanter, als die bloßen Marginalcitate der Pariser Hs., diese können von einem späteren Schreiber herrühren, jene kommen aber, nach der Meinung des Rec., unmittelbar von Athanasios selbst her.

als Corruptionen betrachtet werden können, sondern noch einer näheren Betrachtung zu unterwerfen seyn; z. B.:

Codex Paris. 1381.		Collectio 168 Novv.
Nov. 4. [140]	—	Nov. 58.
Nov. 99.	—	Nov. 95.
Nov. 104.	—	Nov. 145.
(Nov. 21.) [141]	—	Nov. 20.
(Nov. 42.)	—	Nov. 49.
(Nov. 62.)	—	Nov. 68.
(Nov. 119)	—	Nov. 117.
(Nov. 150.)	—	Nov. 140.
Nov. 137.	—	Nov. 143.
Nov. 138.	—	Nov. 155.
Nov. 132.	—	Nov. 136.
Nov. 139.	—	Nov. 135.
(Nov. 72.)	—	Nov. 78.
Nov. 140.	—	Nov. 156.
Nov. 142.	—	Nov. 153.
Nov. 143.	—	Nov. 142.
Nov. 81.	—	Nov. 85.
Nov. 144.	—	Deest.
(Nov. 111.)	—	Nov. 114.

In der Bibl. juris canon. l. l. finden sich ebenfalls eigenthümliche Citate: so wird z. B. unsere Novelle 123 wiederholt als Nov. 127 citirt.

b) In dem ersten Theile der Collectio constitutionum ecclesiasticarum werden die Novellen nach einer Sammlung citirt, die von der von 168 Novellen verschieden zu seyn scheint; z. B. bey *Voelli* et *Justelli* bibl. juris can. II p. 1252 sq. p. 1272 sq. p. 1283 sq. p 1291.

c) Eine Bearbeitung der Schrift über die Zeitabschnitte (*ῥοπαί*) citirt die Novellen gleichfalls nach einer eigenthümlichen Sammlung. Vgl. die Ausgabe des Rec. p. 76. 265.

d) In den Scholien der Basiliken kommen, mit Ausschluß derer, die von Anonymos herrühren, noch viele Novellencitate vor, die auf die Sammlung von 168 Novellen nicht passen: z. B. in der Ausgabe von Fabrot. tom. V. p. 83. 148. 173. 225. 238. 257. 624.

e) Der Cod. Bodlej. 3399 gibt, was schon vorhin bemerkt

---

140) Rec. folgt hier dem Herausgeber: ob das δ' am Rande der Pariser Hs. wirklich so zu deuten sey, ist zweifelhaft.

141) Die Citate, welche in Parenthesen geschlossen sind, dürften noch am ersten als Corruptionen zu betrachten seyn.

worden ist, höchst merkwürdige Citate von zwey eigenthümlichen Sammlungen. Die betreffenden Stücke sind in den Ἀνέκδ. p. 263 sqq. gedruckt.

f) Endlich kommen auch Fragmente von Novellen mit Zahlen einer eigenthümlichen Sammlung in dem gewohnlichen Anhange der Ecloga Leonis et Constantini vor, und sind aus diesem in den Inhalt verschiedener Rechtsbücher übergegangen. Vgl. LXXVIII der Ἀνέκδοτα [142]).

Rec. hat bisher im Allgemeinen das Material angegeben, von welchem die Untersuchungen über die noch unbekannten Novellensammlungen der Byzantiner ausgehen müssen: das Einzelne kann sich jeder leicht selbst zusammenstellen. Die Aufgabe ist dann die, nach Anleitung der Lehre von den Combinationen und nach Wahrscheinlichkeiten jene Sammlungen auszurechnen: freylich eine mühevolle Arbeit wegen der Menge der Combinationen, und weil man dabey noch befürchten muß, daß die einzelnen Data, von denen man ausgeht, zum Theil nur verderbte Lesarten der Hss. seyn könnten. Doch darf man vielleicht jener Aufgabe noch bestimmtere Gränzen setzen. In den genauer bekannten Novellensammlungen findet man, so sehr sie auch sonst von einander abweichen mögen, doch in gewissen Punkten eine Uebereinstimmung, die nicht ganz zufällig zu seyn scheint [143]). Eben darum ist es nicht unwahrscheinlich, daß die anderen Novellensammlungen, deren genauere Bestimmung erforscht werden soll, in diesen Punkten den bekannten Sammlungen ähnlich waren.

Die Hoffnung des Rec., durch den Cod. Paris. 1381 nähere Aufschlüsse zu erhalten, ist zwar fehlgeschlagen, und die ganze Frage nach den noch nicht recht bekannten alten Novellensammlungen der Byzantiner durch die Herausgabe des Athanasischen Werkes nur um Weniges weiter gefördert worden; dieses Wenige aber mußte hier hervorgehoben werden. Daß Rec. noch einige anderweitige Bemerkungen hinzugefügt hat, dafür hofft er, wenn er gleich noch keine bestimmten Resultate mittheilen konnte, bey der Wichtigkeit des Gegenstandes Verzeihung zu erlangen.

Dezember 1838. Dr. C. Zachariä,

Privatdocent an der Universität Heidelberg.

(Schluß folgt.)

---

142) Vielleicht ist auch noch die Ordnung in Betracht zu ziehen, in welcher die Novellenexcerpte in der Collectio LXXXVII capitulorum auf einander folgen.

143) Rec. braucht sich hier bloß auf das zu berufen, was Biener in seiner Gesch. d. Novellen S. 51 ff., S. 535 ff. darüber sagt.

Art. X. Erinnerungen aus Spanien. Aus den Papieren des Verfassers des siebenjährigen Kampfes auf der pyrenäischen Halbinsel von 1807 bis 1814, F. X. Rigel, großherzoglich badenschen Hauptmanns, Kommandeurs und Ritters mehrerer Orden. — Mit acht Abbildungen spanischer Nationaltrachten. Mannheim. Schwan-Götz'sche Hofbuchhandlung. 1839.

Spanien war, so weit nur die Daten der Geschichte reichen, von jeher ein überaus wichtiger Schauplatz großartiger Weltereignisse, der erste europäische Magnet für die habsüchtigen Phönizier, der Eris-Apfel zwischen Punien und Rom, das Asyl heimatloser Wandervölker vom Osten und Norden her, die Arena ritterlicher Tapferkeit zwischen dem Halbmonde und dem Kreuze, die Geburtsstätte einer neuen Welt, die Wiege ruhmwürdiger Männer, die Heimat einer fanatischen Inquisition, der Turnierplatz eines Carl von Habsburg und Philipp von Bourbon, nach dem Eingange dieses Jahrhunderts die große Schaubühne, auf der es unter Wellingtons Banner furchtbare Streiche gegen den nachbarlichen Welterschütterer führte, und nun die Schaubühne eines Bürgerkrieges, wo es eben so seine Schwächen kund gibt, als es vordem seine Kräfte und seine Tugenden glänzen ließ.

Indem wir uns aber hier alles politischen Urtheils forgsam enthalten, sprechen wir nur aus, daß Spanien vordem wie jetzt im bunten Weltgetriebe eine Rolle gespielt hat, die für den Staatsmann, wie für den gelehrten Ethnologen und Künstler von gleichem Interesse seyn kann, daß also auch jede erhebliche, werthvolle Schrift, welche dahin Bezug nimmt, in dieser dreyfachen Hinsicht Aufmerksamkeit und Theilnahme erregen muß.

Daß dieses auch mit dem vorliegenden Buche der Fall war, bestätigt sich durch das große Verzeichniß der Subscribenten, die es noch vor seinem Erscheinen vielfach aus der Elite der höchsten Stände gefunden, und durch die lebhafte Nachfrage, die jetzt in allen Buchhandlungen Deutschlands gehalten wird. Trägt es doch den Namen eines Verfassers an der Stirne, der sich durch den: Napoleonischen Krieg in Spanien und Portugal, welchen er in drey Bänden beschrieben, als einen tüchtigen Literaten beurkundet hat. Dort spricht er mehr strategisch als ein Xenophon von seinem iberischen Feldzuge, hier hat er die Landes- und Sittenschilderung fast durchgehends vom Militärischen getrennt dargestellt.

Er spricht als Augenzeuge, spricht überall mit ersichtlicher Umsicht und Wahrheitsliebe, schöpft, wo er als Historiker, Ethnolog, Artist ꝛc. spricht, aus den zuverläßigsten Quellen, und hat in seinem Vortrage eine Klarheit, Bündigkeit und Wahl im Ausdrucke, die ihm gewiß jeden Leser zum Freunde machen wird. Obgleich sich nun seit dieser Zeit durch den verheerenden Factionskrieg die damalige Lage und Stellung Spaniens vielfach verän-

dert hat, so bleibt doch dieses Werk als ethnologische Geschichte von großer Wichtigkeit und wird sich auch einen antiquarischen Werth bewahren.

Zuvörderst beschreibt der Verf. den Zug des Baden'schen Infanterie-Regimentes, dem er einverleibt war, und das zum Gros der französischen Armee stieß, um Napoleons Streben nach Universalherrschaft zu unterstützen und seine eroberungssüchtigen Entwürfe auf der pyrenäischen Halbinsel ausführen zu helfen. Das genannte Hülfscorps betrat in Straßburg den französischen Boden und machte seinen Eilmarsch gegen die Pyrenäen durch Saverne, Metz, Troyes, Orleans, Limoges, Perigueux und Bayonne, der unbedeutenden Mittelstationen nicht zu gedenken, die der Verf. namentlich anführt und topographisch schildert.

»Bei dem Eintritte in Spanien, schreibt er, ergriff uns mächtig der Gedanke, zur Unterjochung eines Volkes mitberufen zu seyn, das, entschlossen, seiner alten Königskrone heilige Rechte zu vertheidigen, kühn dem Eroberer sich entgegenstellt. Es schmerzte uns, zur Vergrößerung der Macht eines fremden Staates dasselbe Schwert ziehen zu müssen, das später ruhmwürdiger gegen denselben Staat zu Deutschlands Befreyung von fremder Gewaltherrschaft geführt wurde.«

Yrun war der erste bedeutsame Ort, in dem der Verf. als Feind einzog. Die Eroberer fanden in diesem Alpengau ähnlichen Trotz und Widerstand, als ihn dort einst (1638) der Prinz Condé selbst von Seite der muthigen Weiber gefunden hat. Tolosa, Villareal ꝛc. haben sich in der jüngsten Zeit merkwürdiger gemacht, als in jenem siebenjährigen Kriege der unterjochten Hetrurier gegen ihren aufgedrungenen König Joseph Napoleon, dagegen wurde damals Portugalete ein Schauplatz der wildesten Gräuel und Verheerung (S. 43) Seine Topographie von Bilbao erschien uns um so anziehender, nachdem es auch durch die letzteren Tageblätter unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.

Die Schilderung von Biscaya, welche er Seite 54 beginnt, übte auf unsere Fantasie einen mächtigen Zauber aus, wir glaubten uns in ein Arcadien versetzt und die Idyllen eines Theocrit zu vernehmen. »Die ewig grünen Thäler,« schreibt er, »haben nicht Raum genug, die immer zunehmende Bevölkerung zu fassen; zum Horste des Adlers schwingt sich daher der Baske hinan, sein weißes reinliches Häuschen am Saume der Wolken erbauend. Gesundheit wohnt hier und unentweihte Natur. Der Männer Stärke offenbart sich hier in ungeschwächter, voller Muskelkraft. Die Hauptzüge seines Charakters sind: Ehrlichkeit neben unbezwinglichem Starrsinn, Freyheitsliebe neben Stolz, Güte neben unverkennbarem Trotz. In seinen Gesichtszügen verkündigt sich eine feurige Gemüthsart; Jähzorn ist eine seiner stärksten Leiden-

schaften. Dabey ist er gastfrey und gesellig rc.« Besonders reizend ist das Bild, welches er von den schönen Baskinen entwirft, und der hehrste Zug dieses Bildes liegt in dem Satze: »Reinlichkeit, häusliche Thätigkeit, emsige Sorgfalt in Verrichtung der Pflichten vereinigen sich mit guten sittlichen Eigenschaften, und bilden einen Kranz, welcher die Schönheit dieser liebenswürdigen Geschöpfe, wie Gold den Edelstein anziehend, erhebt.« Mit andern Ausdrücken und in einer andern Sprache, doch in derselben Bedeutung des Wortes, hat Ovid das goldene Zeitalter seiner Nation besungen! Jeder Baske nennt sich mit edlem Stolze Hidalgo, Gutsbesitzer, und Don, Gebieter, und sämmtlich wollen sie unter dem Begehren: **Mui nóbles y mui leáles** — Edelleute seyn. Laßt den guten Menschen immerhin einige Schwachheiten, wenn sie nur dafür der Menschheit den Zoll ihrer Stärke, ihrer Tugenden in vollem Maße entrichten!

Sein weiterer Marsch führte ihn durch Reynosa, Santander, Potes rc., von welchen Städten er pittoreske Ansichten mittheilt, und nebenher so manch eine Ausschweifung und Grausamkeit der zügellosern Soldatesca erzählt. Mehr Züge und Farben bot ihm das ehrwürdige Valladolid, und er hat sie auch zu einem größeren anziehenden Gemälde benützt. Indeß spricht er wenig von dem Stande der dortigen Universität, welche 1346 gestiftet und mit jener in Salamanca die blühendste des Landes ist; weiter läßt er sich aus über das Theater, welches doch, seiner Schilderung gemäß, noch auf dem Karren des Thespis steht. Auch über Segovia berichtet er viel und erweckt dabey mannigfaltiges Interesse, nur hätte er sich mancher Sarcasmen in Bezug auf die Mönche enthalten sollen. An dem herrlichen San Ildefonso ist es, auch dem vorliegenden Panorama gemäß, allerdings ersichtlich, daß sein Erbauer (Philipp V., der erste Bourbon) 45 Millionen Realen darauf verwendet habe. Die dortige Spiegelfabrik aber ist unseres Wissens schon längere Zeit nicht mehr die erste und vorzüglichste in Europa.

Was er in Betreff der Pyrenäen und Sierren, ihrer höchsten Gipfel und klimatischen Beschaffenheit, ferner der Hauptflüsse Spaniens schreibt, fördert die physische Geographie dieses Landes nicht, da er nur Gesagtes und Bekanntes in Kürze wieder gibt. Beachtenswerther hingegen ist, was er über den Natur-Reichthum dieser Halbinsel, ihre damalige Industrie, ihren Activ- und Passiv-Handel und ihre finanzielle Lage berichtet. Das wissenschaftliche Streben und Weben Spaniens ist bekanntlich seit lange schon in eine lethargische Ohnmacht gesunken, und da Schwertergeklirr und Kanonendonner am wenigsten geeignet sind, die krankschlummernden Musen zu erwecken, so läßt es sich erachten, daß in jenen sieben Blut- und Schreckensjahren nicht bloß die eilf Universitäten dieses Landes, sondern auch überhaupt alle

bekannt: das Neue, was Rec. etwa über ihre Geschichte zu sagen vermöchte, gehört nicht hieher.

2) Ein griechischer Auszug der Novellen, der dem Julianischen sehr ähnlich ist, von Anonymos in den Basiliken citirt wird, und wovon sich in den Basilikenscholien und im Cod. Bodlej. 3399 Bruchstücke finden, hat eine eigenthümliche Novellensammlung zur Grundlage, ganz ähnlich der, welcher sich Julianus bedient hat. Nach den Citaten des Anonymus in den Basilikenscholien (welche in den Anmerkungen angeführt werden sollen) war nämlich:

Collectio Anonymi	= Julianus	= Collectio CLXVIII Novv.
Nov. 41.[126]	Const. 40.	Nov. 44.
Nov. 45.[127]	Const. 44.	Nov. 49.
Nov. 68.[128]	Const. 66.	Nov. 78.
Nov. 75.[129]	Const. 75.	Nov. 81.
Nov. 76.[130]	Const. 76.	Nov. 82.
Nov. 89.[131]	Const. 90.	Nov. 97.

So viel stellt sich sofort bey oberflächlicher Einsicht aus den Scholien der Basiliken heraus. Die weitere Ausführung verspart sich Rec. auf einen anderen Ort.

3) Außer den eben erwähnten und theilweise begründeten zwey Sammlungen hat Rec. in den ῥοπαῖς noch zwey andere aufgestellt, deren eine die seyn sollte, welche Athanasios vor Augen gehabt hat. Rec. hat dabey die Athanasische Sammlung für verschieden erklärt von der, welche in einer Bearbeitung der ῥοπαί benützt ist: diese Behauptung [132]) möchte er jetzt wenigstens als zweifelhaft betrachtet wissen [133]). Die Betrachtungen aber, die den Rec. auf zwey von den obigen verschiedene Novellensammlungen führten, und die er über die Natur dieser

---

126) Basil. ed. Fabrot. tom. VI. p. 146. Fabrot liest μδ' für μά.

127) Basil. ed. Heimbach. tom. I. p. 395.

128) Basil. ed. Heimbach. tom. I. p. 395.

129) Basil. ed. Fabrot. tom. V. p. 312.

130) Basil. ed. Heimbach. tom. I. p. 327.

131) Basil. ed. Heimbach tom. I. p. 786.

132) Sie wurde dadurch veranlaßt, daß Nov. 123 der gewöhnlichen Zählung in den ῥοπαῖς wiederholt Nov. 122, in dem dritten Theile der Collectio constitutionum ecclesiasticarum (*Voelli* et *Justelli* bibl. juriscon. II. p. 1331) aber selbst im Texte Nov. 127 genannt wird. Für den Verfasser dieses Textes glaubte Rec. damals den Athanasios halten zu müssen; jetzt aber belehrt ihn die Pariser Hs. des Athanasios, daß hier ein fremdartiges Einschiebsel ist.

133) Siehe oben Anm. 68.

Sammlungen angestellt hat, mögen hier eine Stelle finden, in so weit sie bis jetzt zu einer Darstellung reif sind. Vielleicht ist ein Anderer später so glücklich, den Knäuel völlig zu entwickeln: einstweilen soll das Folgende dazu dienen, die Hoffnung, die Rec. in Bezug auf den Inhalt der Pariser Hs. und der Prolegomenen [134]) vergebens erregt hatte, so weit es ihm möglich ist, zu befriedigen. — So viel ist nun vorerst außer allem Zweifel, daß es außer den vorhin erwähnten noch andere griechische Novellensammlungen gegeben hat. Daß Athanasios eine eigenthümliche Novellensammlung gebraucht, ist oben bewiesen worden: außerdem gibt es eine bedeutende Anzahl von Novellencitaten, die in den bekannten Sammlungen nicht aufzufinden sind. Die Frage ist nun die, wie viele unbekannte Sammlungen diese Spuren führen. Es könnte seyn, daß sie alle zu combiniren und nur auf eine Sammlung zu beziehen wären: es kann aber auch seyn, daß zwey oder mehrere Sammlungen dadurch angezeigt werden. Die Spuren lassen sich auf gewisse Klassen zurückführen, wie hernach geschehen wird: eine einzelne Klasse bezieht sich immer nur auf eine und dieselbe Novellensammlung: es kann solcher Sammlungen also wenigstens nicht mehr gegeben haben, als Klassen gemacht werden können. Zwey verschiedene Sammlungen werden hier aber wenigstens anzunehmen seyn; denn der Cod. Bodlej. 3399, dessen betreffende Stellen der Herausgeber p. 263. 265 sq. hat abdrucken lassen, gibt bey einigen Novellen eine doppelte Zahl an, und diese Zahlen deuten auf keine der bekannten, sondern auf unbekannte, und folglich zwey unbekannte Sammlungen. Man kann also mit völliger Sicherheit sagen, nach den uns bekannten Spuren neuer eigenthümlicher Sammlungen kann es deren höchstens so viel, und muß es wenigstens so viel gegeben haben. Die Vermuthung streitet aber dafür, daß man so wenig neue Sammlungen erdenke, als nur immer möglich ist. Denn hier ist die Rede von Sammlungen, welche in einem weiteren Kreise gebraucht wurden, weil sie eine besondere Auctorität hatten: man hat also nicht an Sammlungen von bloßen Privatleuten, deren es wohl gegeben haben mag zum Privatgebrauche, sondern an solche zu denken, die von den Rechtsschulen, oder von hohen Regierungsbehörden und Gerichten ausgingen [135]). Die Zahl dieser Sammlungen war von Anfang an beschränkt, und ver-

---

134) Dieselben Betrachtungen hätte übrigens der Herausgeber anstellen können: wenigstens war ihm das ganze nachher zu benützende Material bekannt.

135) Auch hier darf man hoffen, durch fortgesetzte Untersuchungen bestimmtere Resultate zu erhalten.

stein von London, Paris, Wien und Petersburg, manch anderer Hauptstädte von Europa zu geschweigen; allein über Spanien und seine erste Perle im Herzen haben wir einmal überaus spärliche und unzuverläßige, und das andere Mal geradezu widersprechende Notizen, und diese vielfach nur aus parteysüchtigen Zeitungsblättern und Broschüren.

Obwohl das ganze Gemälde, das der Verfasser von diesem Königsitze mit gewandter Hand gefertigt, jeden Leser gegen billige Anforderungen befriedigen kann, so verweilt man doch am liebsten in den folgenden Partien: Buen Retiro, Puerta del Sol, Prado, Coliseo para la corrida de Toro und Carnestolendas.

Die schönste und reichste Kirche in Buen Retiro ist, allen Berichten zu Folge, die Kirche zur heil. Maria vom Pfeiler (de Santa Maria del Pilar), und sie wäre es auch noch, wenn der Engländer Stanhope zur Hälfte Recht hätte, da er sagt: »die Menge ihrer Schätze übertreffe um die Hälfte die aller europäischen Mächte. (?)« Ihr köstliches Kleinod (schreibt unser Verfasser) besteht in einer goldenen, reich mit Smaragden besetzten Monstranze, die nur am Frohnleichnamsfeste öffentlich herumgetragen wird. Sie wiegt 500 Pfund und ruht auf einem silbernen, vergoldeten Fußgestell. — Es gelüstete uns doch, zu wissen, wie schwer dieses Kleinod, jetzt nach den jüngsten Kirchenräubereyen, noch am Gewichte sey?

Die Puerta del Sol ist, troß des beschränkten Raumes, eigentlich Madrid im Kleinen, hier tummelt sich die große, üppige und müßige Welt in buntem Gewühle herum, trägt die Artikel des Luxus und der Mode zur Schau, oder hält auch einen Sündenmarkt, von dem jeder Reine und Tugendhafte erröthend in weiter Entfernung bleibt

Der Prado, bekanntlich der Bruder und Pathe unseres Wiener Praters (ursprünglich pratum, Wiese), ist gewöhnlich nach der Siesta der große freye Tummelplatz der glanzsüchtigen und lebenslustigen Madrider, das Jagdrevier der Coquetterie und die breite Straße vom Schnell-Leben zum Hungerthurm — oder zum Tode. Doch soll hier, nach des Verf. Versicherung, wenigstens im Angesichte der Sonne die strengste Ordnung herrschen — und im Mantel der Nacht hat er sich dort nie eingefunden

Bey Unterhaltung, Spiel und Tanz enthüllt sich gewöhnlich der innerste Mensch, ist in seiner Leidenschaftlichkeit ein Haus mit tausend Fenstern, und achtet nicht darauf, ob er einen Argus zum stillen Lauscher oder Blinde als Zeugen um sich habe. Während nun der Britte seine Pferderennen, Hahnenkämpfe, Boxereyen und Wettspiele mit glühendem Eifer hält, drängt sich der Spanier mit gleicher Manie zu seinen Stiergefechten hin,

oder erlustigt sich, durch die Einsamkeit und Schatten der Nacht schwärmend, mit Saitenspiel, Gesang und Tanz auf eine Weise, wie kaum mehr ein Volk im weiten Erdenrunde in seinen Unterhaltungen ähnliche Hochgenüsse findet.

Wir kennen die erwähnten Stiergefechte aus hundert Schilderungen und Abbildungen wohl zur Genüge, und können sie, da uns andere Neigungen beschäftigen, andere Ansichten und Begriffe, andere Gewohnheiten und Sitten eigen sind, nie ohne Grauen und Bedauern lesen oder auf Bildern schauen; allein es gibt auch unter uns so manch ein Spiel, welches vor dem Tribunal der gesunden Vernunft oder des zarteren Herzens keine Rechtfertigung finden dürfte.

Was nun unser Verfasser von dem Coliseo para la corrida de Toro sagt, ist uns der Hauptsache nach bekannt, doch haben wir diese schaudervolle Volksbelustigung nirgends mit solcher Klarheit, Umständlichkeit und Zierlichkeit des Ausdrucks dargestellt gefunden, als in dem vorliegenden Buche. »Man eilt sogar, erzählt er, den Stieren auf mehrere Stunden Weges entgegen, berichtet in Ekstase, daß man die herrlichen Thiere gesehen, die morgen in den Schranken erscheinen sollen, und frägt so sorgfältig nach deren Stamm und Geburt, wie nach den Namen der Torreadores, d. i. der Stierfechter. Ganz Madrid ist in voller Bewegung; jedes Andere über den Stieren vergessend (damals selbst die Uebel und Schrecknisse des blutigen Krieges), spricht Alles, unterhält sich Alles in allen Zusammenkünften und Gesellschaften nur von ihnen; ja, schon am Vorabend umlagert der Pöbel alle Zugänge zu dem Coliseo, um gleich mit Tagesanbruch, wo ein Stier de balde (unentgeldlich) zum Kampfe in die Arena eingelassen wird, Eingang zu finden, und bald darauf denen Platz zu machen, die bezahlen können.« Mit gleicher Schauwuth drängten sich die Römer in ihre Amphitheater, mit ähnlichem Eifer eilten die Griechen zu ihren olympischen Spielen, doch stehen diese ihrem Zwecke und ihrer Form nach so weit über jenen mörderischen Belustigungen, daß es wahrlich zu wünschen wäre, sie hätten sich etwa statt der Saturnalien und Lupercalien unter gewissen Modificationen bis in unsere Zeit herauf verpflanzt.

Dieses rein sinnliche und wilde Vergnügen hat in ganz Spanien so tiefe Wurzeln gefaßt, daß es weder das schärfste päpstliche Interdict, noch das spätere Verbot des (1805) so mächtigen Friedensfürsten abzustellen vermocht hat. Der Spanier ruft sein: Pan y Tóros mit demselben Gekreisch und demselben unbeugsamen Eigensinn, als einst der Römer sein: Panem et Circenses, und die Obrigkeiten sehen sich genöthigt, den Wall-

fischen diese Tonnen zuzuwerfen, um ihre Schiffe vor gefährlichen Unbilden zu verwahren. In einer Satyre Horazens heißt es:

»Die Pest ist allgemein; sie leben dort
In Noth und stolzer Armuth insgesammt.«

Das edlere Schauspiel entbehrt selbst in der Residenz fast aller Theilnahme und Cultur, obwohl dort dem schaulustigen Publikum täglich drey verschiedenartige Bühnen, worunter eine italienische Oper, zum Genusse und zur guten Nutzanwendung offen stehen. Allein die goldene Aera, wo ein Cervantes, Calderon, Lope de Vega, Moretto ꝛc. dichtete, ein Mariana die Geschichte pflegte, ist zum ehernen Zeitalter geworden, in dessen eisigem Nordhauche die zarte Blume der Kunst und Wissenschaft nicht gedeihen kann.

Nichts desto weniger wurde damals selbst unter dem rauhen Kriegsgetümmel die Tanzkunst ununterbrochen mit der größten Leidenschaft und Selbstvergessenheit geübt. Mitten unter dem Klirren der Schwerter und dem Dröhnen der Karthaunen ertönte melodisch die Saite und beflügelte den Fuß des begeisterten Jünglings und Mädchens. Dieß geschah besonders in den Carnestolendas (Fasinacht), wo vorzüglich das östliche Spanien einem Narrenhause gleichen soll. Der Verfasser schreibt: Alles rennt da in den lächerlichsten Aufzügen durch die Straßen, Einer buntscheckiger als der Andere; eine Art von Wahnsinn hat jedes Standes, jedes Alters, jedes Geschlechtes sich bemächtigt, Alles ist außer sich vor unnennbarem Entzücken, Alles tanzt und springt, und pfeift und singt und lacht. Drey volle Tage wird kein Arm zur Arbeit ausgestreckt, bis zur: Miércoles de ceniza (Aschermittwoche), wo des Priesters Hand des frommen Spaniers Stirne mit Asche bezeichnet.

Unter mehreren Nationaltänzen sind bekanntlich die beliebtesten: der sinneberauschende Fandango und der Bolero, welche unser Verf. auf eine so anziehende Weise beschreibt, daß man diese zwei Gemälde als Meisterstücke poetischer Darstellung betrachten kann. Ein kleines Bruchstück lautet: »Durch nichts spricht sich das regere Leben, das höhere Gefühl, die glühendere Leidenschaftlichkeit des europäischen Südländers stärker aus, als durch diesen Tanz (Fandango). Ohne sich auch nur mit einer Fingerspitze bis zum Ende der Vorstellung zu berühren, athmen gleichwohl die Tanzenden heiße Wollust und ein brennendes Verlangen — wogegen wir Deutsche in unseren Walzern, obgleich Arm in Arm geschlungen und Busen an Busen gepreßt, doch nur leblose Gruppen zu seyn scheinen, durch irgend einen Mechanismus im tollen Kreise hin- und herbewegt.«

Dieser Tanz ist keineswegs, wie man gewöhnlich annimmt, ein hinterlassenes Erbtheil der vertriebenen Araber, da sich ziemlich genaue Notizen über ihn schon bey Martial und Silius Italicus auffinden lassen.

Talavera de la Reyna und die Umgegend ist, unserem Berichterstatter zu Folge, in der That ein irdisches Paradies: »Freundlich-mild umwehet hier eines südlichen Klimas sanfterer Hauch den Wanderer, und, wie in der Hesperiden Gefilde, lächelt aus jedem Hofe, aus jedem Garten des zarten Citronen-, Pomeranzen- oder sauren Orangebaumes goldene Frucht und Blüte zugleich in reicher Fülle entgegen, die Luft weithin mit lieblichen Wohlgerüchen erfüllend.« Welch eine üppige Vegetation, wenn solch ein Baum zwischen neuen Keimen und Blüten tausend und zwölfhundert Stücke seiner köstlichen Frucht beständig zum Anblick, zum Genusse bietet! (S. 208.)

In den folgenden Blättern erzählt der Verf. zur Abwechselung wieder einige herzerschütternde Mord- und Plünderungs-Scenen, nebst anderen Ausschweifungen, welche den Krieg als das größte Uebel auf Erden beurkunden mögen. Der Mensch hört auf, mit den zermalmenden Waffen und dem Todeshaß im Busen, ein Mensch zu seyn, er ist nur mehr rohe Kraft und der elendeste Sclave in der schlechtesten Dienstbarkeit, denn er ist ein Spielball und Werkzeug einer zugleich wilden und blinden Leidenschaft, sinkt in dieser Schwäche weit unter das unvernünftige Thier herab, das doch immer seiner eigenen Gattung schonet und die fremde, feindliche Gattung nur dem Leibe nach zerfleischt!

Um manche unerhebliche Punkte zu übergehen, wollen wir unserem Autor nach Toledo folgen, welches er S. 244 topographisch aufnimmt. Er bespricht die welthistorischen Ereignisse, mit welchen auch die Schicksale dieser alten, ehrwürdigen Stadt verflochten waren, welche abwechselnd der Sitz maurischer und gothischer Könige war, die sich durch mancherley Monumente daselbst verewigt haben. Er schildert die prächtigeren Gebäude, namentlich die Cathedrale, den erzbischöflichen Palast, die reiche Capelle der heiligsten Jungfrau, das Rathhaus und Hospital, führt mehrere alte sinnige Inschriften an, die uns bisher unbekannt waren. Wir können jene, die auf dem Ayuntamiento prangt, unsern verehrten Lesern nicht vorenthalten; sie lautet:

Nóbles discrétos Varónes,
Qué governàis à Toledo,
En aquestos escalónes
Desechád las aficiones
Codícias, amór y miédo;
Por los comúnes provéchos
Déxad los particuláres,

Pues vos fixo Diós pilláres
De tan áltissimos téchos,
Estád firmes y deréchos.

Zu deutsch: »Edle, verständige Männer, die ihr waltet zu Toledo, auf diesen Stufen entsagt den Leidenschaften, dem Eigennutz, der Liebe und der Furcht; für das gemeine Beste opfert euer besonderes auf, denn Gott hat euch hingestellt als Pfeiler dieses so hehren Gebäudes, darum seyd fest (unbestechlich) und gerecht.«

In den nachfolgenden Blättern dieses Werkes haben uns die Beschreibungen von Burgos, des Escorial, von Aranjuez und endlich von Valenzia am meisten angezogen und gefesselt, zumal da ihnen zum guten Beygeschmack so manch ein ephemeres Ereigniß, so manch eine interessante Anekdote oder Bemerkung als Würze beygegeben ist, welche dem Leser durch zweckmäßige Abwechselung fortdauernden Genuß bereitet.

Dagegen verhehlen wir es aber unserem verehrten Autor nicht, daß wir in diesem Werke so manches zu finden gehofft und vergeblich gesucht haben. Wir vermissen z. B. authentische Nachrichten über verschiedene römische, gothische und maurische Ueberbleibsel, die wir noch lange nicht genug kennen, landesübliche Gebräuche, religiöse Ceremonien, interessante Volkssagen, linguistische Citaten, z. B. in Liedern oder Denksprüchen, und wären sie aus dem Munde der dortigen Zigeuner, deren er mit keiner Sylbe gedenkt. Spanien bietet in dieser Hinsicht unerschöpflichen Stoff, und wollte man nur die Gebräuche schildern, welche bey Hochzeiten, Kindtaufen, Sterbefällen und ähnlichen Feierlichkeiten in den verschiedenen Provinzen vorgehen, könnte man sich interessante Materialien zu einem Folianten sammeln, und damit der Ethnologie eine schätzbare Opfergabe spenden.

Lasset uns indeß dankbar aufnehmen, was uns hier freundlich geboten ward, denn unsere Seitenbemerkung soll dem bereits anerkannten Werthe dieses Buches keinen Eintrag thun; wir sind damit vollkommen zufrieden gestellt, und können es ohne Bedenken jedem empfehlen, den wir durch unsern kurzen Auszug aus demselben nur einigermaßen kirre gemacht haben.

Das Werk ist gut und lobt seinen Meister; das Werk ist auch durchaus correct und so zierlich ausgestattet, daß auch seine Verleger gerechten Anspruch auf unsere Lobsprüche und unsern Dank haben. Was endlich die acht beygebundenen Kupfer betrifft, so erwarte man in Anbetracht des ermäßigten Preises keineswegs ausgezeichnete Kunstproben einer großen Meisterhand.

Jos. A. Moshamer.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXXXVI.

Von dem Mayr Helmprechte.

Eine poetische Erzählung aus dem dreyzehnten Jahrhundert von Wernher dem Gartenaere.

Zum ersten Male aus dem Heldenbuche der k. k. Ambraser-Sammlung mitgetheilt vom Custos Bergmann.

(Schluß.)

sun nu ere mich damit.
985 vnd sag mir die newen.«
»das tuon ich entrewen.
*D*as sint nu hofeliche ding.
trincka herre trincke tringk.
trinck das aus so trinck ich das.
990 wie möcht vnns ymmer werden bas.
vernym was ich bedeute.
ee vand man werde leute.
bey den schönen frawen.
nu muos man sy schawen.
995 bey dem faylen weine.
das sint die hoechsten peine.
den abent vnd den morgen.
wie sy das besorgen.
ob des weines zerynne.
1000 wie der wirt gewynne.
einen der sey als guot.
dauon sy haben hohen muot.
das sint nu ir briefe von mynne.
vil süesse leitgebinne (!).
1005 ir solt füllen vnns den maser (!).
ein affe vnd ein narre waser.
der ye gesent seinen leib.
für guoten wein vmb ein weib.
wer liegen kan der ist gemait.
1010 triegen das ist hofischait.
er ist gefüege wer den man.
mit guoter rede verschneiden kan.
CCXXVII wer schiltet schalckliche.
c der ist nu tugentriche.
1015 der alten leben gelaubet mir.
die da lebent alsam ir.
der ist nu in dem panne.
vnd ist weib vnd manne.

ze genosse als maere.
1020 als ein hahere.
acht vnd pan das ist ein spot.«
der alte sprach (:) »das erparme got.
vnd sey im ymmer geklait.
daz die vnrecht sint so berait.
1025 die alten turnay sint verschlagen.
vnd sint die neuen fürgetragen.
weylen hort man kroyren so.
helt ritter weset fro.
nu kroyeret man durch den tag.
1030 iage rinder iage iag.
sticha stich schlahe schlach.
stümel den der ee gesach.
schlach mir dem ab den fuos.
thuo mir disem der hennde puos.
1035 du solt mir disen hahen.
vnd enem reichen nahen.
der geit vnns wol hundert phunt.
mir sint die site alle kunt.«
»vater mein wann daz ich enwil.
1040 ich trawe dir gesagen vil.
nun von den newen siten.
ich muos schlafen ich han vil geriten.
mir ist heint ruobe not.«
da tetten sy als er gepot.
1045 leylachen was da frömbde.
ein new gewaschen hembde.
sein swester Gotlint do swieff.
vber das pete da er slieff.
vntz es hohe ward betaget,
1050 wie er nu fert das wirt gesaget.
Es ist billich vnd recht.
daz der iunge Helmprecht.
ausziehe ob er icht bringe.
von hofe gaemelicher dinge.
1055 dem vater der muoter vnd der swester.
ia sware vnd west er.
was es alles waere.
ir lachet der maere.
dem vater bracht er einen wetzstain.
1060 daz nie mader dhain.
in kumph pessern gebant.
vnd ein segens daz nie hant.
so guete gezoch durch das gras.
bey welch gepawr klainat das was.
1065 vnd bracht im ein peyle.
daz in maniger weyle.
geschmit so guetes nie dhain schmit.
vnd ein hagken damit.
einen fuchspeltz so gueter.
1070 den bracht er seiner mueter.
Helmprechte der iunge knabe.

den zoch er einem pfaffen abe.
ob ers raubte oder stale.
vil vngern ich das hale.
1075 wer ich sein an ein ende kumen.
einem kramer het er genumen.
ein seyden gepinden.
das gab er Gotlinden.
vnt einen port abgeschlagen.
1080 den billicher solte tragen.
eines edlen mannes kint.
dann sein swester Gotlint.
dem knechte schuehe mit riemen.
die het er annder nieman.
1085 so verre gefüeret.
noch mit hannden gerüeret.
so hübsch was Helmprecht.
waer er noch seines vaters knecht.
er het in lassen one schuech.
1090 dem freyweib ein haubt tuech.
bracht er vnd einen pendel rot.
die zway warn der diern not.
nu sprechet wie lannge sey.
der knabe dem vater bey.
1095 siben tage das ist war.
die weyle daucht in ein iar.
daz er nicht raubete.
CCXXVII ze hant er vrlaubete.
d von vater vnd von muoter.
1100 »naina lieber sun vil guoter.
ob du trawest geleben.
des ich dir han ze geben.
vnd ymmer an mein ende.
so sitze vnd zwach dein hennde.
1105 gee nur aus vnd ynn.
sun thuo die hofweyse hin.
die ist pitter vnd ist sawr.
noch gernner bin ich ein pawr.
dann ein armer hofeman.
1110 der nie huobegelt gewan.
vnd nun zu allen seiten.
auf den leib muos reiten.
den abent vnd den morgen.
vnd muos darundter sorgen.
1115 wenn in sein veint vahen.
stumblen vnd hahen.«
»vater« sprach der iunge.
»deiner hanndlunge.
der solt du ymmer haben danck.
1120 doch seit ich nicht weines tranck.
des ist mer dann ein woche.
des gürt ich dreyer loche.
an der gürtl mein hin hinder.
ich mus et haben rinder.

1125 ee die rincke gestee.
an der stat da sy was ee.
es werden phluoge gesaumet.
vnd rinder aufgeraumet.
ee mir der leib geraste
1130 vnd aber wider gemaste.
mir hat ein reicher getan.
so laide das mir nie man.
als vil getan hat.
vber meines töten sat.
1135 sach ich in aines reiten.
mochtet ers erpeiten.
er giltet mir mit hauffen.
seine rinder müessen lauffen.
seine schaf seine swein.
1140 das er dem lieben tötten mein.
also zertrat sein arbait.
das ist mir ynneklichen laid.
noch wais ich einen reichen man.
der hat mir laid auch getan.
1145 der afs zu den kraphen prot.
riche ich das nicht so bin ich todt.
noch wais ich einen reichen.
das mir sicherleichen.
dhainer laider nie getet.
1150 durch eines bischofs pet.
wolt ichs nicht lan,
das er mir laides hat getan.«
der vater sprach (:) »was ist das (?)
er lie die gürtl weiter bas.
1155 do er safs ob seinem tisch.
»hey was ich des erwisch.
das da haysset sein.
das muos alles wesen mein
das im zeuhet phluog vnd wagen.
1160 das hilffet mir das ich sol tragen.
gewant ze weinachten.
wie ich das mag betrachten.
wes wänet et er vil tumber gauch.
zwar vnd ettlicher auch.
1165 der mir hertzen laid hat getan.
liefs ich das vngerochen stan.
so wer ich nicht ein frecher.
der blies in einen pecher.
den schaum von dem piere.
1170 vnd rech ich das nicht schiere.
so wurde ich nymmer frawen werdt.
zwar vnd solt auch nymmer swert.
gürten vmb mein seyten.
man hort in kurtzen zeiten.
1175 von Helmprechten maere.
das weiter hof wirt laere.
vinde ich nicht denselben man.

so treibe ich doch die rinder dan.«
Der vater sprach (:) »nu nenne mir.
1180 daz ichs ymmer diene hin ze dir.
CCXXVII deine gesellen die knaben.
c die dich das geleret haben.
daz du dem reichen manne.
seine habest nemest danne.
1185 so er zu den kraphen ysset prot.
die nenne mir des ist mir not.«
er sprach (:) »das ist mein geselle *Lemperslint*.
vnd *Schlickenwider* die zwene sint.
von den ich han dise lere.
1190 noch nenne ich dir mere.
Hellesack vnd *Rütelschrein*.
das sint die schuolmaister mein.
Kuefrafs vnd *Müschenkelch*.
nu sich herre vater welch.
1195 knaben sint an der schar.
die sechsse han ich genennet gar.
mein geselle *Wolffsguome*.
wie lieb im sey sein muome.
sein base sein oheim vnd sein vetter.
1200 vnd wer es hornunges wetter.
er lat nicht an ir leibe.
dem manne vnd dem weibe.
einen faden an ir scham.
den frembden vnd den kunden sam.
1205 mein geselle *Wolfstrüssel*.
auf tuot er one schlüssel.
alle slofs vnd eysenhalt.
in ainem iare han ich gezalt.
hundert eysenhalt gros.
1210 daz ye das sloss danne schos.
als er von verren gie dartzuo.
rofs ochsen vnd manige kue.
die vngezalt sint beliben.
die er aus hofe hat getriben.
1215 daz ye das sloss von seiner stat.
schos wenn er dartzuo trat.
noch han ich ainen compan.
daz nie knabe gewan.
einen namen also hofleich.
1220 den gab im die hertzoginne reich.
die edle vnd die freye.
von Nonarre Nareye *).
der ist gehayssen *Wolffstarm*.
es sey kalt oder warm.
1225 raubes wirt er nymmer vol.
deuphait thuot, im so wol.
der enwirt er nymmer sat.
einen fuofs er nie getrat.

*) Wohl ein erdichteter Name?

aus der vbel in die güete.
1230 im strebt sein gemüete.
gegen der vbeltate.
als die cra thuet zu der sate.«
der vater sprach (:) »nu sag mir.
wie sy sprechen hin zu dir.
1235 yegklich dein geselle.
so er dich rüeffen welle.«
»vater mein das ist mein nam.
des ich mich nymmer gescham.
ich bin genant *Slintzgew*.
1240 die gepaurn ich vil selten frew.
die mir sint gesessen.
ir kint müessen essen.
aus dem wasser das koch.
laider thuon ich in noch.
1245 dem ich das auge austrucke.
disen habe ich in den rugke.
disen pint ich in den amais stock *).
enem zeuch ich den lochk.
mit der zannge aus dem parte.
1250 dem anndern reyſs ich die schwarte.
einem mülle ich die lide.
disen hengk ich in die wide.
bey den sparr adern sein.
daz die gepaurn hand das ist mein.
1255 wo vnnser zehen reiten.
ob vnnser zwaintzigk erpeiten.
das ist umb alle ir ere.
CCXXVII ob ir noch waere mere.«
f *Er* sprach (:) »sun die du da nennest.
1260 wie wol du sy erkennest.
bas dann ich villiebes kindt.
doch wie raesse sy da sint.
so got wil selber wachen.
so kan ein scherge machen.
1265 das sy trettend wie er wil.
wer ir noch drey stund als vil.«
er sprach (:) »vater daz ich ee tet.
hinfür durch aller kunige pet.
wolt ich sein nymmer tuon.
1270 manig ganns vnd manig huon.
rinder kaese vnd fueter.
han ich dir vnd meiner muoter.
gefridet vor meiner gesellen vil.
des ich nu nymmer tuon wil.
1275 ir sprechet al ze sere.
frumen knaben an ir eere.
der dhainer nymmer missetuot.
er raube er stele das guot.

*) So sollen im J. 1809 gefangene Tyroler, an den Füßen aufgehängt und den Kopf in einen Ameisenhaufen gesteckt, ihr Leben geendet haben!

het irs nicht verkallet.
1280 noch so uil auf vnns geschallet.
ewr tochter Gotlinden.
die wolt ich Lemperslinden.
meinem gesellen han gegeben.
so het sy das peste leben.
1285 daz ye weyb bey einem man.
ze der welte ye gewan.
kürsen mantl leynwat.
als es die kirche peste hat.
des geb er ir den vollen hort.
1290 het ir so scherphe wort.
gegen vnns nicht gesprochen.
vnd wolt sy alle wochen.
ein ytneus slegerint.
essen das het Gotlint.«
1295 »nu hoere swester Gotlint.
do mein geselle Lemperslint.
mich von erste vmb dich pat.
da sprach ich an derselben stat.
ist es dir beschaffen vnd auch ir.
1300 das solt du wol gelauben mir.
daz es dich nicht sol rewen.
ich wayſs sy in den trewen.
des wiſs gar on angst.
daz du icht lange hangst.
1305 sy slach dich mit ir hant abe.
vnnd zeucht dich zu dem grabe.
auf die wegschaide.
weyrach vnd mirre die baide.
vil sicher du des wesen macht.
1310 damit sy dich alle nacht.
vmbgeet ein gantzes iar.
das wisse für war.
sy rauchet dein gepaine.
die guote vnd die raine.
1315 ob dir die selde widerfert.
daz dir die plinthait wirt beschert.
sy weyset dich durch alle lant.
weg vnd steg an ir handt.
wirt dir der fuos abgeslagen
1320 sy sol dir die steltzen tragen.
zu dem pette alle morgen.
wiſs auch one sorgen.
ob man dir zu dem fuesse.
der ainen hende puesse.
1325 sy schneidet dir vntz an deinen todt.
baide fleisch vnd prot.«
wider mich sprach da Lemperslint.
»nymbt mich dein swester Gotlint.
ze morgengab wil ich ir geben.
1330 daz sy dester bas mag leben.
ich han voller secke drey.

die sint swer als ein pley.
der aine ist vol vnuerschniten.
klain leynentuoch in den siten.
1335 wer sein ze kauffe gert.
die elle ist wol fünftzehen kreutzer wert.
die gabe sol sy preysen.
in dem andern ligent risen.
vil röckel vnd hemede.
1340 armuot wird ir frembde.
wird ich ir man vnd sy mein weib.
das gib ich ir alles an iren leib.
zwar an dem nachsten tage.
vnd ymmermer was ich beiage.
1345 der dritte sack der ist vol.
auf vnd auf geschoppet wol.
fritschal prunat vehe feder.
darundter zwo der yetweder.
mit schatlar ist bedecket.
1350 vnd dafür gestrecket.
eines haysset schwartzer zobel.
di han ich in einem tobel.
CCXXVIII bie naben bey verborgen.
a die gib ich ir morgen.
1355 das hat dein vater vnderfarn.
Gotlint got müesse dich bewarn.
dein leben wirt dir saur.
so dich nu ein gepaur.
nymbt zu seiner rechten ee *).
1360 so geschah nie weib als wee.
bey dem muost du newen.
dechsen swingen vnd pleuen.
vnd dartzuo die ruoben graben.
des hat dich alles vberhaben.
1365 der getrewe Lemperslint.
awe swester Gotlint.
die sorge muos mich schmertzen.
sol an deinem hertzen.
als vnedl gepawr
1370 des mynne dir wirt sawr.
ymmer nacht entslaffen.
waffen herre waffen.
geschryern vber den vater dein.
ia er ist nicht der vater mein.
1375 für war wil ich dir das sagen.
do mich mein muoter het getragen.

---

*) Hiebey fällt mir die Erzählung meiner Mutter ein, die einst folgendes Gespräch zweyer jungen rüstigen Bettlerdirnen aus dem Allgau, wie sie früher — bevor Bayern dem Unwesen steuerte — den butterreichen Bregenzerwald häufig durchzogen, hörte. Die eine, um deren Hand ein Bauern- und ein junger, starker Bettlerbuesche zugleich warben, fragte ihre Freundin hierüber um Rath, und erhielt den Bescheid: »Gott bewahr di vor dem Baurekerle! Nimm lieber de Jockle, er ka beatle, ma (mag) beatle, woiss d'Heiser (Häuser) guet und ka d'Bündel trage!!«

fünfftzehen wochen.
da kom zu ir gekrochen.
ein viel gefüeger hofman.
1380 von dem erbet mich das an.
vnd auch von dem töten mein.
die bede müessen saelig sein.
daz ich alle meine tage.
meinen muot so hohe trage.«
1385 da sprach sein swester Gotlint.
»ia wann auch ich sein kint.
von der warhait icht ensey.
es lag meiner mueter bey.
geselliclich ein ritter kluog.
1390 do sy mich an dem arme truog.
derselbe ritter sy gefie.
da sy den abent spate gie.
suechen kelber in dem lohe.
des stet mein muot so hohe.
1395 lieber brueder slintesgew.
daz dich mein trechtin gefrew.
sprach sein swester Gotlint.
schaffe daz mir Lemperslint.
werde geben ze einem manne.
1400 so schreyt mir mein pfanne.
so ist gelesen mir der wein.
vnd sint gefüllet mir die schrein.
so ist geprawen mir das pier
vnd ist wol gemalen mir.
1405 werdent mir die seche drey.
so bin ich armuot frey.
so han ich ze essen vnd ze hül.
sich was mir gewern sül.
so bin ich alles des gewert.
1410 des ein weib an manne gert.
auch trawe ich gewern wol.
des ein man haben sol.
an ainem starchen weibe.
das ist an meinem leibe.
1415 was er wil das han ich.
es sawmet nuon mein vater mich.
wol drey stunt ist vester.
mein leib dann meiner swester.
do man sy ze manne gab.
1420 des morgens gie sy one starp (sic).
vnd starb nicht von derselben not.
ich waen auch wol daz mir der tot.
dauon icht werde ze taile.
es sey dann von vnhayle.
1425 brueder mein geselle.
daz ich mit dir reden welle.
durch meinen willen das versweig.
ich trit mit dir den schmalen steig.
an die kien leiten.

1430 ich gelig bey seiner seiten.
nu wisse daz ich wage.
vater mueter vnd mage.«
der vater nicht der rede vernam.
noch die muoter alssam.
1435 der brueder ward ze rate.
mit der swester vil drate.
CCXXVIII das sy im volgete von dann.
b »ich gib dich demselben man.
wie laid es deinem vater sey.
1440 du geligest Lemperslinde bey.
wol nach deinen eren.
dein reichtumb sol sich meren.
wilt dus swester enden.
ich wil dir herwider senden.
1445 meinen poten dem du volgen solt.
seyt du im bist vnd er dir holt.
euch beden sol gelingen.
vil wol an allen dingen.
auch füege ich dein hochzeit.
1450 daz man durch deinen willen geit.
wammis vnd röcke vil.
für war ich dir das sagen wil.
swester nu beraite dich.
Lemperslint sam tuot er sich *).
1455 got hüette dein ich wil dahin.
mir ist der wirt als ich im bin.
mueter got gesegen dich.«
hin fuor er seinen alten strich.
vnd sagte Lemperslinden.
1460 den willen Gotelinden.
vor freuden kust er im die handt.
vmb vnd vmb an sein gewant.
er naigte gegen dem winde.
der da waeete von Gotlinde.
1465 nu hoeret von grosser frayse.
manig witbe vnd wayse.
an guete ward geletzet.
vnd rewig gesetzet.
da der helt Lemperslint.
1470 vnd sein gemahel Gotlint.
den preutstul besassen.
was sy truncken vnd assen.
das wart gesammet weiten.
bey denselben zeiten.
1475 vil vnmüessig sy beliben.
die knaben füerten vnd triben.
vnd füerten auf rossen zuo.
baide spat vnd frue.
in Lemperslindes vaterhauss.
1480 da der kunig Artaus.

*) Gleichfalls thut er sich bereiten.

sein frawen Gineferen nam.
dieselbe hochzeit was lam.
bey der Lemperslindes.
sy lebten nicht des windes.
1485 do es alles ward gerecht.
seinen poten sendet Helemprecht.
der vil balde gachte.
vnd im die swester brachte.
do Lemperslint het vernomen.
1490 das Gotlint was komen.
balde er gegen ir gieng.
hoeret wie er sie emphieng.
»willekomen fraw Gotlint« (!).
(sie) sprach (:) »got lon euch Lemperslint« (!).
1495 freundliche plicke.
vnnder in baiden dicke.
gegeneinander giengen entwer.
er sach dar sy sach heer.
Lemperslint schos seinen poltz.
1500 mit gefüegen worten stoltz.
gegen Gotlinden.
das galt sy Lemperslinden.
aus weypplichem munde.
so sy peste kunde.
1505 wir sollen Gotlinden.
geben Lemperslinden.
aufstund ein alter greyse.
der was der worte weyse.
der kunde so getane dinge.
1510 er stellet sy baide in ainen ringe.
er sprach ze Lemperslinden.
»welt ir Gotlinden.
eelichen nemen so sprechet (:) ia.
gern sprach der knabe sa.
1515 er fraget in aber an der stund.
gern sprach des knaben mund.
CCXXVIII ze dem dritten mal er do sprach.
c »nembt ir sy gern« (?) der knabe iach.
»so mir seel vnd leib.
1520 ich nym gern ditz weib.«
da sprach er zu Gotlinden.
»welt ir Lemperslinden.
gern nemen zu ainem man« (?).
»ia herre ob mir sein got gan.«
1525 »nembt ir in gern« sprach aber er.
»gern herre gebt mir in heer.«
»ze dem dritten mal welt irn.«
»gern herre nun gebt mirn.«
da gab er Gotlinden.
1530 ze weibe Lemperslinden.
vnd gab Lemperslinden.
ze manne Gotlinden.
sy sungen alle an der stat.

auf den fuofs er ir trat *).
1535 nu ist berait das essen.
wir sullen nicht vergessen.
wir schaffen ambtleute.
dem preuttigam vnd der preutte.
Slintesgew was *marschalck*.
1540 der fulte den rossen wol ir palg.
so was *schenncke Slickenwider*.
Hellesack der satzte nieder.
die froembden vnd die kunden.
ze *trugksafs* ward er funden.
1545 der nie ward geware.
Rüttelschrein was *cammerare*.
kuchenmaister was *Kuefrass*.
der gab was man von kuchen ass.
wie mans priet oder sot.
1550 *Muschenkelch* der gab das prot.
die hochzeit was nicht arm.
Wolffesguome vnd *Wolffesdarm*.
vnnde *Wolffesdrüssel*.
lärten manige schüssel.
1555 vnd manigen pecher weiten.
zu denselben hochzeiten.
vor den knaben schwant die speise.
in aller der weyse.
als ein wint vil drate.
1560 sy ab dem tische wate.
ich waen yeglicher asse.
was im sein trugksasse.
von kuchen dar truoge.
ob der hunt icht nuoge.
1565 nach im ab dem paine.
das tet er vil klaine.
wann es sagt ein man weyse.
yeglicher mensch seiner speyse.
vnmassen sere gahet.
1570 so im sein ende nahet.
dauon gachten sy vmb das.
es was ir iüngstes mas.
daz sy ymmermer gassen.
oder froelichen gesassen.
1575 *Da* sprach die braut Gotlint.
»awe lieber Lemperslint.
mir grauset in der heute.
ich fürcht das frömbde leute.
vnns ze schaden nahen sein.
1580 ey vater vnd mueter mein
daz ich von ewch baiden.
so verre bin geschaiden.
ich fürcht das mir wecke.

---

*) Das Aufdenfußtreten soll wohl ein Zeichen der Herrschaft des Mannes über die Frau seyn?

die Lemperslindes secke.
1585 vil schaden vnd vnere.
des fürcht ich vil sere.
wie wol ich daheime waere.
mir ist der muot so schwaere.
meines vaters armuot.
1590 name ich michels bas für guot.
dann ich bin mit sorgen hie.
wann ich hört sagen ye.
die leute all gemaine.
das dem wurde vil claine.
1595 der ze vil welle
die girsheit ze helle.
in das abgrunde.
CCXXVIII vellet von der sünde.
d ich verdencke mich ze spate.
1600 awe das ich mich so drate.
geuolget heer meinem brueder han.
des muos ich rewig bestan.«
darnach vil schiere sach die praut.
daz sy da hayme ir vater kraut.
1605 het gas ob seinem tische.
für Lemperslindes vische.
do sy nach dem essen.
waren in weyle gesessen.
vnd die spilleute.
1610 emphiengen von der preute.
ir gabe vnd von dem preuttigamen.
darnach ze hant sach man kamen (sic) *).
den richter selb funffte.
mit der signunffte.
1615 gesigte er den zehen an.
der in den ofen nicht entran.
der slof vnder die panck.
yeglicher für den anndern drang.
der ee viere nicht enfloch.
1620 des schergen knecht allaine in zoch.
herfür bey dem hare.
das sag ich euch fürware.
ein rechter dieb wie küen er sey.
slüeg er aines tages drey.
1625 daz er sich vor dem scheren.
nymmer mag erweren.
sunst wurden sy gepunden.
die zehen an den stunden.
mit vil starchen pannden.
1630 von des schergen hannden.
Gotlint verlos ir preutlich gewant.
bey einem zaune man sy vant.
in vil swacher koste.

*) V. 1612 richtiger: briutegomen (althd. komo, goth. guma; vgl. lat. homo) und komen.

sy het ir baider pruste.
1635 mit hannden verdecket.
sy was vnsanffte erschrecket.
ob ir anders icht geschahe.
der sag es der das sahe.
got ist ein wunderaere.
1640 das horet an dem maere.
slüege ein dieb allain ain heer.
gegen dem schergen hat er dhain weer.
als er den von verren sicht.
se hant erlischet im das licht.
1645 sein rote varb wirt im geel.
wie küen er ee ware vnd wie sehnel.
in vacht ein lamer scherge.
sein schnellikait vnd sein kerge.
die sint im alle gelegen.
1650 so got der rache wil selber phlegen.
nu hoeret das maere mit sprüchen.
wie die diebe kruchen.
für gericht mit ir purden.
da sy erhangen wurden.
1655 Gotlint ward vngefreut.
da Lemperslinden zwo rinders heut.
wurden an den stunden.
auf seinen hals gepunden.
sein purde was die ringest.
1660 davon truog er das minnest.
durch des preuttigams ere.
die anndern truog ye mer vnd mere.
es truog sein geswey.
raucher heüte drey.
1665 vor dem schergen das was recht.
das was Slintesgew Helemprecht.
yeglicher truog sein purde mit im hin.
das was des richters gewin.
da ward vorsprochen nicht gegeben.
1670 der in lengen wil ir leben.
dem kurtze got das seine.
das sint die wünsche meine.
ich wais den richter so gemuot.
ein wilder wolf gab im der guot.
1675 bis er im vnd allen leuten vihe.
von der warhait ich des gihe.
der scherge do die neune hie.
CCXXVIII den ainen er do leben lie.
e das was sein zehendt vnd sein recht.
1680 der hiefs Slintesgew Helemprecht.
was geschehen sol das geschicht.
got dem vil selten vbersicht.
der tuot des er nicht thuon sol.
das schain an Helmprechte wol.
1685 an dem man den vater rach.
der scherge im aus die augen stach.

dannoch was der rache nicht genuog.
man rach die muoter daz man im schluog.
ab die hant vnd einen fuos.
1690 darumb daz swachen gruos.
vater vnd muoter pot.
des laid er schande vnd not.
da er sprach zu dem vater sein.
was sagent ir gepurikein.
1695 vnd sein mueter hies geunertes wip.
von den sünden laid sein lip.
manger slachte not.
das im tausend stund der tot.
lieber möchte sein gewesen.
1700 dann sein schamlich genesen.
Helmprecht der diep plinde.
schied von Gotlinde.
auf einer wegschaide.
mit rewe vnd mit laide.
1705 den diep plinden Helmprecht.
bracht ein stab vnd ein knecht.
haym in seines vater hauſs.
er behielt in nicht er traib in aus.
sein swere er im nicht puoſste.
1710 hoeret wie er in gruoſste.
»*D*euol her plinde.
do ich was ynngesinde.
ze hofe weylen des ist lang.
da lernte ich disen anfang.
1715 get ir nu her plindekin.
ich wayſs wol daz an ew wol mag gesin.
was ein plinder knabe gert.
iunckherre ir seit auch da ze Walhen wert.
den gruos solt ir von mir haben.
1720 also grües ich plinde knaben.
was taug lannges teding.
got wais her plinder iüngling.
die herberge ir mir raumet.
ist daz ir euch saumet.
1725 ich laſs euch meinen freyman.
schlahen das nie plinde gewan.
von schlegen solhe not.
es were ein verworchtes prot.
daz ich heinte mit euch verlür.
1730 ir hebt euch aus balde für die tür.«
»naine herre lat mich betagen.«
sprach der plinde »ich wil euch sagen.
wie ich bin genennet.
durch got mich erkennet.«
1735 er sprach (:) »nu saget drate.
zoget ewr es ist spate.
ir solt euch suechen ainen andern wirt.
mein hant mit gabe euch gar verpirt.
baide mit laide vnd mit schamen.

1740 seyt er*) dem vater vnd seinem namen.«
er sprach (:) »herre ich bin ewr kint.
vnd ist der knabe worden plint.
der sich da nante Slintesgew.
nu vorcht er nicht des schergen drew.
1745 noch alle richtere.
ob ir noch mer were.
hey was ir eysens asset.
do ir auf dem hengst sasset.
darumb ich gab meine rinder.
1750 kriechet ir nu plinder.
das wirt mir nymmer zorn.
mir rewet mein loden vnd mein korn.
seyt mir so tewr ist das prot.
vnd lägt ir vor hunger tot.
1755 ich gib euch nymmer vmb einen graus.
ir solt euch bald heben aus.
CCXXVIII vnd tuot nymmermere.
f zu mir die widerkere.«
da sprach aber der plinde.
1760 »seit ir mein ze kinde.
geruochet nymmere.
durch die gotes ere.
solt ir dem teufl angesigen.
lat mich als einen dürftigen.
1765 in ewrem hause kriechen.
was ir einem armen siechen.
welt geben in der mynne.
durch got das gebt mir hynne.
mir sint die landtleute gram.
1770 laider nu seyt ir mir alsam.
ich mag nicht genesen.
welt ir mir vngenedig wesen.«
der wirt hon lachte.
wie im sein hertze krachte.
1775 er was sein ferch vnd sein kint.
wie er doch stuonde vor im plint.
er sprach (:) »nu füeret ir dwerhes die welt.
ewr maidem gie nie entzelt.
er draffte vnd schauffte.
1780 manig hertze von euch ersauffte.
ir waret so vngehewr.
manig weib vnd gepaur.
sint von euch alle worden frey.
nu sprechet ob die trawme drey.
1785 an euch sint bewaeret.
noch hoeher es sich maeret.
das ewch wirt wirser danne wee.
ee der vierde traum ergee.
hebt euch balde für die tür.
1790 knecht sperre stos den rigel für.

---

*) V. 1740 er wohl durch den Abschreiber statt ir. Vgl. 1760 u. 1770.

ich wil heinacht han gemach.
den ich mit augen nie gesach.
den behielt ich ee vntz an meinen tot.
ee ich euch gaebe ein halbes prot.«
1795 alles daz er het getan.
das etweyset er dem plinden man.
er was gar sein scheuhe.
»sich plinden knecht nu zeuhe.
in von mir (,) der sunnen hafs (!).«
1800 er sluog den knecht nu hab dir das.
deinem maister tet ich sam.
wann ich mich des scham.
ob ich plinden slüege.
ich bin wol so gefüege.
1805 daz ichs kan vermeiden.
doch mag es sich verreiden.
hebt euch vngetrewer heraus.
balde für die tür aus.
ich achte nicht auf ewr not.«
1810 im gab die mueter doch ein prot.
in die hant als einem kinde.
hin gie der deube plinde.
wo er vber velt gie.
dhain gepaur das verlie.
1815 er schray in an vnd seinen knecht.
»ha ha diep Helemprecht.
hettest du gepawen alsam ich.
so züge man nu nicht plinten dich.«
also laide er ein iar not.
1820 vntz er von hahen laid den todt.
ich sag euch wie das geschach.
ein gepaur in ersach.
da er gie zu einer frist.
durch einen walt vmb sein genist.
1525 der gepaur klaub da weit.
nach der gepauren sit.
das was eines morgens früe.
dem het Helemprecht ein kue.
genomen von seinen kinden.
1830 da er sach in also plinden.
er sprach zu seinen holden.
ob sy ym helffen wolten.
entraun sprach der ain.
»ich zerre in also klain.
1835 sam das in der sunne fert *).
ist daz mir in niemant wert.
mir vnd meinem weibe.
zoch er ab dem leibe.
vnnser baider gewant.
1840 er ist mein vil rechtes phant.«

*) d. i. ich zerre ihn so klein als das, was in der Sonne fährt = zu Staub.

da sprach der dritte dabey.
»ob sein aines waren drey *).
CCXXIX die wolt ich tödten aine.
a er vil vnraine (!).
1845 er prach mir auf meinen glet.
vnd nam das ich da ynne het.«
der vierde der den wyd klaup.
der pidmet vor gierde als ein laub.
er sprach (:) »ich brich in als ein huon.
1850 von allem rechte ich das tuon.
er stiefs mein kint in einen sack.
da es schlaffende lag.
er want es in ein pet.
es was nacht da er das tet.
1855 do es erwachte vnde schre.
da schüttet ers aus an den schnee.
sein ende het es da genomen.
waer ich im nicht ze hilffe komen.«
»entrawn« sprach der fünffte.
1860 »ich frew mich seiner künffte.
so das ich meines hertzen spil.
hewt an im geschawen wil.
er notzoget mir mein kint.
wer er noch drey stund als plint.
1865 ich sol in hāhen an den ast.
selb ich im kaum enprast.
baide nackent vnd plos.
waer er als ein haufs so gros.
ich wirde an im errochen.
1870 seyt er sich hat verkrochen.
in disen walt so tieffen.«
naher sy do rueffen.
vnd kerten alle rechte.
gegen Helemprechte.
1875 do sy sich wol an im errachen.
mit slegen sy sprachen.
»nu hüete der hauben Helemprecht (!).
das ir darvor des schergen knecht.
het lassen vngerüeret.
1880 das ward nu gar zerfüeret.
das was ein greulich ding.
so prait als ein phenning.
beleib ir nicht bey einander.
sittich vnd calander.
1885 sparbare vnd turteltauben.
die genaten auf der hauben.
die wurden gestreut auf den weg.
hie lag ein lock dort ein fleck.
der hauben vnd des hares.
1890 gesagt ich ye icht wares.
doch sült ir mir gelauben.

*) Wenn seinesgleichen drey wären.

tes willen, 1734 u. 1768; durch meinen — deinen willen, 1427 u. 1450; durch ir hübschait = wegen, V. 110 u. 182; vgl. 168. durch weib = um eines Weibes willen, 330; durch pet = auf Bitten, 1268.

duffen = tosten, V. 687, vom Inf. diezen, praes. ich dinze, praet. ich dôz, plur. praet. wir duzzen, part. praet. gedozzen. Grimm's Gramm. I. 937. dosen, tosen, rauschen, vom Segelwinde, V. 687; daher Dießbach, Schm. I 401; Dießen bey Lofer; Toser heißt der rauschende Gränzbach zwischen dem k. k. vordern Bregenzerwalde und dem k. bayerischen Alpendorfe Balderschwang im Landgerichte Immenstadt. Deißen ist im demselben Bergländchen auch das Geschrey und der Lärm, das Getöse von Knaben, und der Deißer = der Lärmer.

dwerches = zwerchs, quer, 1777. 420. Schm. IV. 308.

E.

egke (über) = davon, V. 369 373.

eisenhalt, der = Riegel, 1207 u. 1209. eisensfressen 412, vgl. 1747: hey was ir eisens asset = ey, was ir für ein Eisenfresser waret.

emphie und emphieng, s. vahen.

enprest = praeterit von en- oder entbresten einem, ihm entkommen, entgehen, 1866; vgl. Schm. I. 266.

ende, das = Ende; Ort, Gegend, welches Ende, d. i. wohin du kerest, 293. 536.

ene = der Aehne, Großvater, Ahn, 916.

en für ne, präfixe Vereinigungspartikel, allein verneinend, meist aber noch mit einer Negation, z. B. nein, nicht, nieman, verbunden. A. a) mit nein: nain sy entaten = nein sie thaten es nicht, V. 715: b) mit nicht: enhalf V. 594; enlat 512; enwil 470; c) mit nieman: enwelle 486; d) mit nimmer: enwirt 1227, neben wirt 1285. B. Ohne nicht: enwayß 758; enhan 795. Vgl. Schm. I. 68.

en als unbekante Vorsylbe statt enmitten (in und dat. plur.), inmitten V. 34; entrewen = bey meiner Treue, fürwahr, 986; entreun 745, 1833 und 1859; vgl. entwadel, entwer gehen gegen einander = entgegen kommen, begegnen, 1497.

enschnurren = entfahren, V 372; s. schnurren.

entwadel varn = herum (kreuz und quer) fahren, V. 850; en — twadel, v. wedel (ahd. wadal), der = Bewegung, vagatio; vgl. wädel (Fliegen-wadel = wedel).

entwalen = verweilen, warten, 388.

entzelt adv. (in zelt) gên, V. 1778, im Zelt (Paßgang) gehen, tolutim; daher: der Zelter. Schmell. IV. 256 und Ziem.

erge = Name eines Ochsen, der Arge, 829.

erpait = praeterit. von arbeiten, warten, 859. 1136. Schm. I. 218.

ersauffte = praeterit. von ersiuften, ersiufzen, Seufzer ausstoßen, V. 1780.

erwinden = abstehen, ablassen; erwinde 242; erwint 298.

errachen = praeterit. V. 1875; errochen, practic. pf. 1869 von errechen, gänzlich rächen; s. Nibel 8438 und 3592.

et = althd. ot, Partikel der Betheurung, Verstärkung, von ähnlicher Bedeutung wie halt (das V. 572 vorkömmt), die gern beym

Zeitworte steht, nun, nun einmal, wohl, z. B. es entwelle et nieman, V. 386; in enhelff et nicht, 593; tregt et 900; ich mus et, 1124; wes mänet et, 1163 und 1796. Schm. I. 127.

et wenne = irgend einmal, etwann, manchmal, V. 454. ettwene 908; etwen 968.

etweysen oder etwizen = vorwerfen, vorrücken, reprobare, V. 1796, v. itewizen (althd. itwizôn, daher itewîz, das Vorrücken, Vorwurf, Spott; von ite — it, einer alten, dem lat. re- entsprechenden Vorsylbe, und wîz (s. bes. Schmell. IV. 206 und 182, und Ziem. WB. S. 174). Das in demselben Codex des Heldenbuches enthaltene Gedicht Ulrichs von Liechtenstein »Itwiz« gedenken wir bald mitzutheilen.

ewr = gen. plur. st. iuwer vom Pron. ir, abhängig von zoget, V. 1736.

F.

fal = falb, blond, 11; valb 272 u. 435; falbe 1896.

fert = im vorigen Jahre, fernd, im Gegensatze von hewr, V. 587 und 588. Schm. I. 567.

ferte, die = Fährte, Fahrt, 364 u. 642; geferte, das, die Art und Weise, wie einer vert (kömmt, läuft, reitet, lebt, sich kleidet rc.), Thun, Verrichtung rc., V. 651 u. 922; s. Schm. I. 566 und Ziem. WB. S. 119.

fie, praeterit.; s. vahen.

fraise, die: 1) Frais; 2) Gegenstand der Furcht, des Schreckens, Furcht, 1465.

freimann, der = Scharfrichter, 1725.

fritschal = kostbares, vermuthlich fremdes Zeug, Tuch zu Kleidern, 1347. S. Gottfr. v. Straßburg.

frumb, der = Frommen, Vortheil, Nutzen, 288 und 834, als adj. V. 600.

G.

gach = eilig, hastig; mir ist gâch, ich eile, V. 725.

gachte = praeterit. von gahen, eilen, schnell gehen, streben, 1487 und 1571; gahet V. 1569.

gadem, das = Gemach, Stube, Kammer, besonders Schlafkammer, 839 u. 855. Schm. II. 15.

gail = froh, heiter, elatus, insolens; gailen mutes, 689.

Galitzen = Königreich Galizien im nordwestlichen Spanien, V. 70.

galt = praet. von gelten, entgelten, bezahlen, mit der heute (Haut) 678; 2) entgelten, erwiedern, 1502.

gämelich = spaßhaft, lustig, ridiculus, V. 1054, und gamen, das, Muthwille, Spaß, engl. game. S. Ziem. WB.

gampen, plur. Schm. II. 50 hat Gamsen, inwendige Taschen, da aber Gampen neben Taschen V. 153 steht, so dürften sie etwa Rockschösse (??) seyn; vgl. das ital. gamba.

gân = gehen, 854; gat 211; gie (vgl. vie) = ging, V. 101. 127. 595. 958.

gan, praeterit. von gunnen = gönnen, 1524.

gar = insgesammt, V. 552; gar voll sprechen = völlig zu Ende reden, ausreden, 654.

gart, der = Gerte, Stachel, stimulus, 820.

gas (gâz) = gegessen, 1605, kürzere Form für gezzen, gassen, 901 und 1573; asse 1561, von ezzen, essen. Schm. I. 116.

gater (von gaten, gateren, verbinden), aus gröberen Holzstäben oder Stangen verbundenes Gatter, das als Fall-, Hof- oder Zaunthor dienen kann, in V. 650 männlichen, in Ziem's WB. sächlichen Geschlechtes.

gauch, der = Gauch, Kukuksbrut, Bastard; Nibel. 3451; mit narre V. 83, mit tumbe 197.

gebant, praeterit. von gebinden, 1061.

gebruefet, von prueven, anmessen, zurechte machen, prüfen, prouver. V. 105; s. Ziem. WB.

gedênen (dehnen), den Pflug in die Furche = ackern, 308.

gedingen = auf etwas rechnen, mit Zuversicht hoffen, 349.

geel = gelb, 1645.

gefahen = empfangen, 483; vgl. vahen.

geferte, das; s. ferte.

gefridet, von Frieden, Einstellung der thätlichen Feindseligkeiten gebieten, in Friede und Sicherheit stellen, 1273.

gefüege = passend, schicklich, compositus; mit gefüegen worten, 1500; geschickt, gewandt, ein gefüeger hofman, 1379; vgl. besonders 1011; von füegen, ält. Sprache fuogan = fügen, passen, noch im Bregenzerwalde: er fügt zu dene lüte, er paßt zu diesen leuten, und im Perf.: er heat it g'foge = er hat nicht gepaßt.

gegen, praepos. mit dem Dat. 33. 42. 61. 65; gegen im gie = ihm entgegenging, 704.

geit, statt git, gibt, V. 1037, 1450.

gejayde, das, = Jagd, 887.

geklait = geklagt, 1023.

gelait (geleit) = gelegt, 189; gelegen sin = darnieder liegen, 1649 und 1918; vgl. Nibel. 1032, 4236 und 4268.

gelas = gelasse, von gelâzen, 590.

gelten = vergelten, entgelten, ersetzen, 1137; s galt.

gemach, der und das = Gemächlichkeit, Ruhe, Pflege, 1791.

gemasten = fett werden und fett machen, 1130. Vgl. Schm II. 642.

gemaine alles = sämmtlich alles, 665.

gemeit = Wohlgefallen erregend, stattlich, hehr, neben hoflich, 923. 1009; vgl. Wigal. V. 9266; von der Ronne 109; vgl. Schm. II. 646.

gemênte, s. mênen.

genâm = angenehm, was gern genommen wird, acceptus, 118. 826; ächte Form genâme. Schm. II. 693.

genesen = von einer Krankheit, Noth gerettet werden, am Leben bleiben; als Subst. sein schämlich (schmachvolles) genesen, 1700; bey Wohlseyn verbleiben; gedeihen, 301.

genist, der = das, wovon man lebt, Verdienst, Erwerb, V. 1824; und die Erhaltung, Rettung, das Genesen (von genesen). Schm. II. 707 und Ziemann 107.

genossen = zusammenstellen, vergleichen, neben geleichen, 340.

geparen = gebaren, sich darstellen, benehmen, gebärden, 910.

gepawr = Bauer, 1369, gepaure 54 und 822; gepurikein = Bäuerlein, 1694, und gepurikin 766 und gepurickman 769. wo Helmprecht einen Sachsen nachäfft.

geraſten = raſten, ruhen, 1129.
geriten (wirde ich) = würde ich beritten, mit einem Pferde verſehen, 299; ſ. reiten.
gern V. 1516. 1621; gerner 1108; allergerneſt 960.
geſagen V 1890; geſait = geſagt, 510.
geſant = geſendet, 918.
geſchant, partic. von geſchanden = zu Schanden, geſchändet werden, 577.
geſchryern, partic. pf. von ſchrien = ſchreyen; um Waffen, d. i. um Hülfe, Rache ſey geſchrien über deinen Vater, 1373. Schm. III. 504. Praes. ich ſchrie, praet. ich ſchrei oder ſchrê, plur. praet. wir ſchriuwen oder ſchrirn, partic. praet. geſchriuwen oder geſchrirn; vgl. Grimm's Gr. I. (2. Ausg.) S. 936.
geſellicliche als geſellet 1389; bey Triſtan 16, 635 iſt geſellin = Gattin; ſ. Ziem. WB.
geſent von ſenen, den leib, 1007, Seelenſchmerz, beſonders Liebespein empfinden; unter ſehnen.
geſicht von geſehen, ſehen im nachdruckvollen Sinne V. 1; geſehe 16.
geſin, infin., ſeyn, 1716.
geſinde, das, das hochd. Hausgeſinde; als einzelne Perſon 661, als mehrere 696, Jungeſinde 1712. Schm. III. 265.
geſlacht = angemeſſen, congener, homogeneus, 481; ſ. unten: ſlachte; vgl. ungeſchlacht.
geſtee = geſtehe, ſtehe, 1125.
geſwey, der = Schwager, 1662; Schm. III. 523.
gethan (ſo) = beſchaffen, ſolch, 144. 1609.
getorſten und turren = dürfen, wagen, Θαῤῥεῖν, 669. Schm. I. 456.
getrat, praet. von getreten, 1228.
geutoren = Gauthoren, Thor des Gaues?? V. 41.
geviel von gevallen = zufallen, zu Theil werden, 691.
gewaere = wahr, wahrhaft, fidelis, neben getrewe, 253; dann geware, 1545.
gewätte 513; ſ. wat.
geweren = gewähren, 1408 bis 1411.
gewetten von wetten, ins Joch binden, jochen, 827. Schm. IV. 195.
geyslitze (eſſen), Säu-ſlitze? Broſam von Erde?! V. 475; Schlitz, ein Streifen Ackererde, ſ. Schm. III. 462; oder vom alth. einluzìu, agrestes caprae, ſ. Ziem. WB. »ein-litzig,« vgl. Schm. I. 67?!
gezalt, part. von zellen, zählen, 1208; ungezalt, 1213.
gihe, praes. von jehen = ſagen, 1676.
girsheit = gier, Begierde, 1596.
glet, der, einzeln ſtehende Hütte von Rohr u. dgl., 1845; ſ. Ziem. WB., ſlav. kliet, im Windiſchen klet, masc.; ſ. Wigal.
goller, das, Bekleidung des Halſes und auch des oberen Theiles vom Rumpfe, collier, 185. Schm. II. 34.
gôt', der und die, Gote, Pathe, 487, neben tôdt; ſ. Ziem. WB. in Gotte.
gotes (der) tumbe; ſ. tumbe.
grans, der, Schnabel, auch verächtlich für: Maul, 457; vgl. Schm. II. 115 und Ziemann.

gratia vester = mit Gunst der Euere, 724.
graus, der, auch Greuß, Grieß, Grütz (davon Grütze), Korn, Sandkorn, Graupe; trop. eine Sache ohne Werth, V. 1755; s. Schm. II. 121 und Ziem. WB. in grûz; daher das österr. Greußler oder Greisler.
gunden, praet. von gunnen = gönnen, 974.
gunert = geunehrt, wif 767; geunertes wip 1694. Wigal. 2087.
gurre, die, Pferd, besonders ein schlechtes, 371. Schm. II. 63.

H.

haben = halten, hab den phlug 245, man hat für hält, wie habetur, 502; ich han = habe, 685. 780; han st. haben 791. 1283.
habest = Habe? 1184.
hahen = hängen, 1035. 1116. 1820; hie 1677; hiengen 1907; häher e, der, Häher, Henker, hengken 1252; hangst 1304.
hale, praes. conj. von heln, praes. ich hil, praet. ich hal, plur. praet. wir hâlen, part. praet. geholn. — hehlen, verhehlen, 1074.
halt, adv. auch, etwa, 672, nämlich: ich halte dafür, wie das absolute οἶμαι, opinor.
hand, hant habent (praes. plur.) = haben, 1254.
handlung, die = Behandlung, Bewirthung, 1118.
hant, die = Hand, 61; zehant = auf der Stelle, sogleich, 912. 1098; maniger hande = mancherley Art, 889; Schm. II. 204.
hart, der = Wald. Specht hart 37.
hart, adv. sehr, hart spate 797; althd. harto. Vgl. Schm. II. 241.
haube, die. Adelung bemerkt, daß das Wort Haube im Hochdeutschen nur von weiblicher Hauptbekleidung üblich sey; hier aber stets vom Manne, V. 17, 275 ꝛc.
haubedach, das = bedeckende Haube, dach = Bedeckung, 39.
hayden = Saracenen, Ungläubige, 71.
heinacht = diese Nacht, 1791; alte Sprache: hinaht.
heinte = heute, 774. 1729; heint 1043.
helchen kinden V. 76. Nibel. 4585.
hellen = hallen, tönen, 214.
heute, dat. sing 678 vom nom. hût (Haut), gen. hiute; schlechte Mspte setzen eu statt iu; mit der heute gelten = mit der Haut entgelten; in der heute grausen 1577, noch im Bregenzerwalde: es grauſt mer in d'Hut ning (Haut hinein); Häute von Rindern werden als Strafe auf den Hals gebunden, 1656 ff.
hie, s. hahen.
hin ze = hin zu, zu, gegen, an; ich diene es hin ze dir = ich verdiene es um dich, 1180.
hofliche ding = Hofsitten, 987.
holden, die, dienstbare, von einem andern abhängige Leute, daher Grund- Gerichtsholden; nach Schm. II. 178 ist an der Salzach und am Inn der Hausholb der, welcher bey einem zur Miethe wohnt; somit dürften V. 1831 die holden die Miethwohner seyn.
hort, der = Schatz, Vorrath, 1289.
hosen = Strümpfe, Beinkleider, V. 223. Schm. II. 250.
hubegelt, das = census feudalis, Grundsteuer, 1110. Schm. II. 142 und Ziem.

hübschait, höfischheit = höfisches Wesen, höfischer Sinn, d. i. Weltsinn, V. 110

hül, die = Hülle, Kleidung, 1407.

J und j.

ja mit der fragenden Wortfolge wie V. 634 heißt fürwahr.

iach = praeterit. 1518, gihe praes. 1676 von iehen V. 208 = sagen, aussagen, jahen, be-jahen.

icht, Pronominal-Substantiv, unser etwas, das engl. aught, 385. 1564. 1637. 1890; mit dem Genitiv icht gämelicher dinge 1050, vgl. 1637; icht, adv. (accus.), auf irgend eine Weise, etwa, 2c, 704.

icht für nicht in indirecter Rede, 580 1304. 1423.

in = ihn, 703; 2) statt ihnen, 231. 1915 und 1916.

irn = ihr ihn 1627; darauf reimt sich mirn = mir ihn.

jüngest (ze) = zu jüngst, zuletzt, 439.

K.

kerge, die, Klugheit, 830. 1648; dann Kargheit.

kin = Kind? 1718; und kintelin 719, kindelin 749.

kinnleiten V. 1429; s. leiten.

klaub, pract. von klieben, transit. spalten, 1825. 1847; s. Ziem. WB. Vgl. Schmell. II. 349 f.

klaydt = klagt, 345; gekleit = geklagt, 1023.

knaben, wie das latein. puer neben Gesellen, 1181.

kra, der, Krähe, Unglücksvogel, wie der Rabe, 626; den kran 633, die kra 630 und 1232.

kroyren = crier, crocire, beym Kampfe schreyen, 1027. 1029. S. Ziem. WB. S. 195 f.

kumpf, der = Kumpf, tiefes hölzernes Gefäß, das der Mäder anhängt, um den Wetzstein darin zu netzen und zu verwahren, 1661; Schm. II. 302; im Bregenzerwalde wie beym Appenzeller das Futterfaß genannt. Kumpf ist der Familienname des trefflichen Kreis- und Stadtarztes zu Klagenfurt, des vieljährigen Herausgebers der Carinthia; im Innern der Stadt Wien ist heute noch eine Kumpfgasse neber der Grünangergasse.

künfte, die, das Kommen, Ankunft, 1860.

kunden, die = die Bekannten, entgegen den frembden 1204. 1543. Vgl. Nibel 116.

kunden, praeterit. von künnen = kennen gelernt haben, Kunde haben, wissen, nosse; — mit einem Dinge: sich auf etwas verstehen, 924; vgl. 973.

kunter, das = Ungeheuer, monstrum, Thier, 144; Schm. II. 312. Ziem. WB.

kürsen, die = Kleidungsstück von Rauch- oder Pelzwerk, 681. 1287, Schmell. II. 334.

L.

la = laß, 260. 442; lat = laßt, imperat.; er lat 1201; enlat 512. 720. 835; lie = ließ, 673. 1154. 1673, von lan = lassen, 520 und 1151.

laid, praeterit. von liden, leiden, dulden, 1692 u. 1696. 1820; laide 1819; so traib von triben.

lam = lahm; trop. die Hochzeit was lam 1482; an fröuden lam, bey Gottfried von Straßburg.

las = niedrig, 493; die lazzen servi praediales, liberti.

laster, das = Schmach, Schande, Schimpf, 294; daher lästern.

lebender (das) seyn = besser leben, 524; vgl. lebendiger 544 in demselben Sinne.

leibnår = Leibnahrung, 891.

leim, der = Haubenband? limbus? 86 und 95.

leiten (Kien-), die = mit Kienföhren (Kiefern) bewachsener Bergabhang, 1429; vgl. Schm. II. 517. Der Sinn möchte seyn: Ich trete mit dir den schmalen Steig bis an die Leiten, wo man dich aufhängt? Vgl. Fronleiten, Markt in der Steyermark, Hochleiten in Oesterreich im V. U. M. B.; dahin gehört auch die Benennung des niedrigen Leithagebirges, welches am rechten Ufer des Leithaflusses (lîtaha) aus Oesterreich sich nach Ungarn hinzieht, dessen höchste Kuppe, der Sonnberg, nur 1521 Wiener Fuß sich erhebt.

Leitgebinne, die, Ausschänkin geistiger Getränke, caupona, 1004; von lît, das, das geistige Getränk; daher der Leitgeb und leitgeben. Schm. II. 520. Drey Stunden von Wien im Eingange in den Wiener Wald heißt noch ein Pfarrdorf Kaltenleitgeben.

lengen = verlängern, 1670.

letzen = verletzen, 1467.

leuchtn = leucht'ten, leuchteten, 203; vgl. 585.

lide, plur. 1251, und lit, das, Glied; von kindes lit 245; im Bregenzerwalde wird noch lidweich, gelenkig, behend, von Knaben gesagt. Schm. II. 438.

liegen = lügen, 977. 1009; so triegen = trügen. Schm. II. 456.

loche, plur. statt Löcher, 1122.

lock, der = Haarlocke, 1248. 1888; und loche st. locke 273.

lode, der, = grober Wollenzeug, Loden, dann ein gewisses Ganze oder Stück Gewebes 392. Schm. II. 440 und Ziem. WB.

loh, der und das = Busch, Gebüsch, Wald, 1393. Schm. II. 460.

lohe, die, über walt und über lohe B. 608, wohl sumpfige Stelle im Boden, Sumpfwiese. Schm. II. 460; vgl. in Watterloo.

losen, die = die listigen, betrüglichen neben falschen, 971. lohen, verb. = trügerisch schmeicheln, betrügen, mit lügen 977. Schm. II. 503.

lüen = brüllen, besonders vom Rindviehe, mugire. Schm. II. 407.

lûn, der, B. 35 ist mir ganz dunkel. Nach Schmell. II. 474 ist der lun der Achsnagel am Wagen; obex, humerulus; ist dieser lûn etwa der mit Vögeln gezierte Streif, der an der Haube von hinten über den Scheitel nach vorne gezogen ist, und an dem die beyden Seiten der Haube angenäht sind?

lützel = wenig, selten, 134; Gegensatz von michel.

M.

macht = magst, 1309, von mügen; vgl. du wilt 436, und du solt 1445.

mader, der = Mäher, 1060.

magen, die, plur. Verwandte, von mac, mages, 694, 1429.

maidem, der = Pferd, gewöhnlich Hengst, 327. 1777; maiden 389; mittelhochd. meidem, goth. maithms = δῶρον, weil im

hohen Alterthume besonders Pferde geschenkt wurden? Schm. II. 551.

mælhe, die = Quersack, Tasche, franz. malle, 790.

maere, das = Geschichte, Erzählung, Mähre, 23. 30. 60 1640, und mare 1629, und ein späterer sing. fem. aus dem früheren pl. neutr. die maere V 361. 903. 931; maeren, verb., als Mähre sagen, verbreiten, 90. 1786.

mar = mürbe, 873

mas (jüngstes) = Speise, ält. Sprache maz. Schm. II. 626.

maser, der, Auswuchs, Knorren, an Ahornen, Nußbäumen, Birken; V. 1005 wohl ein Becher daraus; vgl. Schm II. 623.

mäyd, die = Mägdchen, 101.

mê = mehr, 571; mee 57; mere 772. 980.

meines, genitivisches Adv., von mein = falsch; meines reden 776. so meines swere, falsch schwören, daher mein-rat = Verrath, Meineid. Schm. II. 586.

mênen = treiben, führen, besonders das eingespannte Zugvieh, 307; vgl. das franz. mêner, ital. menare. Schm. II. 589.

mey = mähe, imperat. 247 u. 248.

michel, neben groß, 880; vor dem Comparativ s. v. a. viel, michel bas = viel besser, 490; michels bas = viel lieber, 1590; michels mere = um vieles mehr, 980.

minnest = mindeste, 1660.

müeding, der = elender Wicht, Bösewicht, ahd. muodinc (homo infelix), mhd. muedinc. Grimm II. 350; vgl. müde; Ziem. WB. S. 259.

müllen = zermalmen, 1261.

mute (vier) kornes V. 399, Getreidemaß, Schäffel, modius. Schm. II. 653.

mut, der, Wille, Sinn, 422; Gemüth, animus, 799.

mynne, die Liebe, 3 und 1767; mynneklich, lieblich ꝛc. 207.

N.

namen (bey) = fürwahr, 262 und 365. Schm. II. 691.

neina = ach nein, 1100.

newen, verb. stampfen, stoßen, die Gersten ꝛc. neuwen, molere, in der Mühle enthülsen, V. 1361. Schm. II. 668.

notgestalten, V. 64 wohl richtiger notgestalln von nôtgistallo (stallo = Geselle im älteren Sinne), socius in periculis, consors, notgenozen; vgl. bettegenoz. Schm. III. 627 und 617. S. Ziem. WB. in not-gestalle.

nu = nun, 546; beym Imperat. nu frage 579. 621; s. Ziemann WB. nun V. 1041.

nuge. praeterit. von nagen, 1564.

nyndert = niugends, 802.

O.

ob, die = Mutterschaf, 677, ou, ovis, ὄϊς, ὄFις, ahd. awi; s. Graff's Sprachschatz I. 505, Schm. I. 1. oue lebt noch im inneren Bregenzerwalde in der nämlichen Bedeutung.

ob, conj. = wenn, 241. 566. 637. 1315; fragend 524.

ob, propos. über, 509; ob seinem tische, super mensam, 1605; oberhalb, über, 625. 1155.

Olofiere, Pair Karls des Großen, 63.
one werden = los werden, 167.
orden, der = Stand, 290; und Ordnung in demselben Sinne 291.
onselde (die) sey verwazzen, das Unglück, der Mangel an Segen sey verflucht, 841; die Sälde, Seligkeit, salus, felicitas. Schm. III. 223.
ower, der, Name eines Ochsen, 821, etwa »Auer,« welchen Namen ich auch im viehreichen Bregenzerwalde hörte.

P.

palg = Balg, Haut, V. 1540.
parit V. 768 und phård V. 459. 845 = Pferd.
paw, das, Ackerbau; Lob desselben, 557 f. pawen, das Feld bauen, bestellen, 555. 570; die hube pawen 249, mit dem Pfluge 547; gepawen 1817.
Perne, Stadt Verona, 81.
pet, das = Bitte, 1150. 1268; pat, praeterit. von biten = bitten, 1297.
pfacht, die, vom lat. pactum, Landesgesetz, Satzung, lex, 482.
pfanne (das Schreyen der) V. 1410 ist ein Zeichen, daß immer vollauf gesotten und gebraten wird; auch in Lachmann's Parzifal 184. 24 und 25: »ein Trühendingaer phanne mit krapfen selten då erschrei.«
phaydt, die = Pfait, Rock, Unterkleid, Hemd; röckel vnd pfaydt 679; hingegen vil röckel vnd hemede 1339; davon enphettet, entpfaitet 845.
pflege, die, Obsorge, Pflege, in der Pflege haben, 647; der rache pflegen 650.
pflichte, pflihte, die, Gewöhnung, Sorge, Pflege, Theilnahme; pflichte haben mit jemen = mit Jemanden Theil an einer Sache haben.
pfurren = dahin rennen und fahren, 422; im Bregenzerwalde noch pfurren, und von einem Weibsbilde die Pfurr oder Pfnurr = Rennerin; vgl. Schmid's schwäb. WB. S. 64.
pidmen = beben, erbeben, 1848.
pirsen, pirschen und birschen, umhergehend, schleichend, lauschend ein Wild aufsuchen, um es zu erlegen; es erlegen, V. 965; einer jaget, diser pirset. Schm. I. 201. Daher die ehemalige freye Pürsch auf der Leutkircher Heide, und das Dorf Pürs jenseits der Ill, Pludenz gegenüber in Vorarlberg, wohl einst ein Jagdrevier der Grafen von Werdenberg.
pisse, praeterit. von beißen, morderem, 410.
pleuen = klopfen, schlagen; engl. to blow, hochd. bläuen, den Flachs bleuen 1362.
plindelin V. 1715, wohl gebildet wie gepurikin in V. 766 u. 1694.
pôt, praet. von bieten, Gruß bieten 1691.
praten (rugkes) V. 178; das Brat ist das Fleisch, im Gegensatze der Haut, der Knochen und Sehnen und des Fettes, das Fleischige, pulpa; hieher gehört Wildpret, österr. Wildprat, und Bratwurst, Wurst aus kleingehacktem Fleische, im Gegensatze der Blutwurst. Schm. I. 269.
pruech, das, Linnen, Zeug, das man um die Hüften bindet, Hüftenbekleidung, cingulum; s Ziem. WB. bruoch; nach Schm. I.

248 Art Hosen, er sagt: Hemd und Bruech als leinene Leibwäsche finden sich in den alten Stellen meist vereint; hier V. 712 auch hembde und pruech.

prunat, nach Pez species pretiosi panni, ein brauner (?) Stoff, 1347.

purg, der, Bürge, 354.

püne, die, jeder erhabene Ort: 1) Decke, 2) Bühne, 365.

pus, die Genugthuung, emendatio, satisfactio, ποινή, V. 1034; davon pußte, praet. von büeßen (büßen), bessern, ausbessern; 2) stillen, erleichtern sein swere (Schwere) V. 1709; noch im Bregenzerwalde und der Umgegend: de Glust püza = der Lust büßen, befriedigen, und: de Schöpe (Schaube) büze = den Rock flicken; vgl. das franz. pièce, rapiècer, engl. to piece, ital. pezza und rappezzare. Vgl. Wigal. 11, 541 und 11, 623; Schm. I. 212 und Ziem. WB. S. 47.

R.

Raben, Stadt Ravenna in Italien, 77.

rach, praet. von rächen, V. 1685. 1688; räch 1170 und riche 1146; der Rache pflegen 1650.

raid, adj. kraus, lockig, 11; raidem loche (sic) dat. krauser Locke, 273; raides har 1896. Schm. III. 50; vgl. aufreiden 430. Im vorderen Bregenzerwalde gibt es eine Familie Raid.

rait, praeterit. von riten, auf die wege riten = ziehen, eine Heerfahrt thun, V. 648.

rame, der, Ochsenname, 825; räm, Stier mit schwarzen Flecken, Ziem. WB. S. 305; sonst ist der ram der Widder.

rape, der, Rabe, 626; ein rabe 629, als Unglücksvogel mit der Krähe; noch im Bregenzerwalde der Rap.

räß = scharf, 106. 154. 1263; muetes (gen.) rässe 411; vgl. worträze im Nibel. 3395, und morträze 8495, welches letztere noch im Bregenzerwalde lebt. Schm III. 125.

reiten den kragen, trop. auf dem Nacken sitzen, ihn belasten, 265; geriten werden = hart mitgenommen, geplagt werden, 299; vgl. den Ausdruck: auf einem reiten; auf dem Leibe reiten = gehen, 1112. S. Ziem. WB. in riten.

reuende, wahrscheinlich statt reventer, das refectorium, Speisesaal in Klöstern, V. 127. Schm. III. 61. Vgl. damit: dormenter und dorminder, das dormitorium.

rewig = traurig, betrübt; rewig setzen 1468; rewig = reuig, V. 1602.

riche; s. oben unter rach.

richte, die, die einzeln aufgetragene Speise, das Gericht, Schüssel, ferculum, V. 867. 874, neben knecht V. 865. Schm. III. 35.

rincke, die Schnalle, 1125 und plur. 186. Schm. III. 112.

rise, die Kopfbinde, Schleyer, 1338. S. Ziem. WB.

rocken mit Haber mischen, ehe man fischt, V. 463.

rome (ze) V. 483.

rube st. ruowe = Ruhe, 1043, ruebig V. 634 st. ruowec = ruhig; rüebig sagt man noch im Bregenzerwalde, z. B. bis rüebig = sey ruhig.

rugke, der, Rücken, 1246. Schm. III. 45. rugkespraten, s. praten.

Ruland = Roland, Orlando der Italiener, V. 62.

S.

sa = sogleich, V. 1514.
Sachse, der, V. 750. 788; der Sachse als eigensinnig und unbeugsam, 424.
sackent st. saget ihr, die Mundart eines (Nieder-) Sachsen affectirend, V. 766.
sälde, die, Glück, Segen, 603. 614. 1316; on selde = ohne Seligkeit, 841.
sälig, glücklich, gesegnet, 646. 765.
sam, aeque, eben so wie; wie: sam den vater 24. 302, am Ende des Reimes wegen 1204, als ob, als wenn 933; als Schwur- und Betheuerungsformel in V. 800: sam mir got! so mir Gott nämlich helfe! Daher der Beyname von Oesterreichs erstem Herzoge Heinrich Jasammirgot oder Jasomirgot († 1177). S. Schm. III. 183.
sât, die, Saat, 1134. 1232.
sat, adj. satt, 1227.
saumen, v. act., durch lasttragende Thiere fortschaffen, davon führen, Pflüge säumen, V. 1127, von Saum = Last, sarcina. Schm. III. 247.
say t, der, eine Art Gewebes oder Zeuges, vermuthlich was in neuerer Zeit Sayet, d. i. dünner, leichter Wollenzeug, 140. Schm. III. 289.
schain = erschien, zeigte sich, 1684.
schalckait = Schalkheit, List; schalcklich = höhnend, schmählich, 1013; schälkele, verb.: 1) von einem schalkhaft, spitzfindig reden, necken, ohne eines Ehre zu beleidigen, die lächerliche Seite aufsuchen, durchhecheln, im innern Bregenzerwalde, bes. in Au; 2) schmähen, ausgreinen (wie Pictorius schelken statt schelten hat), das. an der Egg. Vgl. Schm. III. 356.
schallen, verb. Lärm, Geräusch machen, laut seyn, schallen, 1280.
scham, die, Beschämung, Scham; Schande, Schmach, 1739; davon schämlich, adj. schmachvoll, 1700.
schatlar, der, Scharlach, 1349.
schauffte oder schufte, praet. von schéften, schnell reiten, gallopiren, 1779.
schef, das, Schiff, 688.
scher, der, 1625; scherge 1630; aus scarjo; Gerichtsperson, besonders die, welche dem Richter dient, Schuldige aufsucht, einsperrt, auch mit eigener Hand ein Strafurtheil vollzieht.
scheuhe, adj. er war gar sein (genit.) scheuhe, abhorruit ab ipso, öfterr. er war über ihn gar schiech, 1797.
schier und schiere = bald, schleunig, 569. 818; vil schiere 1603.
schlauch (vnz an den) beschäthen, 415. Schlauch = hohle Haut. Schm. III. 445.
schlecht, verb. schlägt, 359; im B. Walde noch: er schlett.
schlecht = gerade, geradezu, schlechthin, V. 26. Vgl. schlicht. Schm. III. 430.
schrê, praeterit. von schrien, schreyen, 1855.
schulde (von), aus Schuld, wegen, 576.
schüt = schütteln, 408; schütten, das Stammwort von schütteln.
segens = Sense, 1062.

sein, verb. esse 160. 718. 744; wir sein 784; vgl. 619 sin, infin. 720. 750; gesin 1716; sint 1649.
sein, suus 1648; pron. gen. = ejus, 1269. 1335. 1797; vgl. gedenke sein.
sere (vil), gar sehr, 1586.
sich = sieh, 1194. 1798; sach = sah, 1498. 1897; sechet = sehet, 1921.
sider = nachher, 678.
siebnew = sieben, 404.
signunffte, die, Siegnahme, Sieg, mit der signunffte gesigen 1614; sign neman, Sieg nehmen. Vgl. vernunft, notnunft, gezunft, ungizunft von ziemen; s. Schm II. 695.
sit, der, Art sich zu benehmen, Sitte, nach unserm sit, 754. 460. 1914; der alten sit 903; der newen siten 914. 927; nach der gepauren sit 1826.
slachte, die, Art, Gattung (davon Ge-schlecht); menger slachte not = mancherley Noth, 1697. slachte und hand sind im Mhd. synonym mit leige (lei), daher allerhand = allerlei. Vgl. oben geslacht = homogeneus, 481. Schm. III. 428.
slegerint, das, schlachtbares Rind, Schlachtrind, 1293. Vgl. Schm. III. 439.
solhen = solchen, 188; sölhe = solche, 55. 1727; noch so im äußeren Bregenzerwalde, wie auch welhes st. welches, vgl. 293.
span, der, Art Haarschnittes, Frisur bey den Bauern, 32. Schm. III. 566.
spargolsen (hosen vnd) 223; vgl. 323: mit hosen vnd schuhen von corraun (Corduan), »vnd (Judith) vast ire füß mit spargalzen« = induitque *sandalia* pedibus suis, Judith. X. 3; »ir spargalzen zuckten seine augen« = *sandalia* ejus rapuerunt oculos ejus, id. XVI. 11, in der deutschen Bibel des sechzehnten Jahrhunderts von Mentelin von Straßburg Zieman in s. WB. in: kolze = calizia, calezon, chausson, tibiale, Stiefel; iser-kolze = Beinschienen; sotocalze sind Unterhosen. Schm. I. 248.
sparradern = Nerven, 1253.
spechthart, der, 37. Hart ist nach Schm II. 242 der Eigenname verschiedener, ehemals oder jetzt noch mit großen Waldungen bedeckter Gegenden, z. B. der Hönhart im Innviertel.
spiß, der, a) veru; b) Splitter, Spänchen, Speißel, z. B. an einem Spiß gehen. S. besonders Schm. III. 579.
starb, wohl st. Stab? 1420.
stat, die, gen. und dat. stete 351; an der stat (Stelle) 1126. 1215. 1298.
ståte (bleiben), beständig, standhaft, stabilis, treu, 492 und 514. Schm. III. 670.
stewr, die, Steuer, Gabe, Hülfe, 1905.
strêlen = kämmen, noch schwäb strehlen; mhd. strâl, Pfeil.
strich, der, Zug, Gang, Strich, 1458.
stumblen = verstümmeln, 1016; stumel, imperat. 1032.
stund, die; an den stunden, zur Stunde, sogleich, 1529 und 1628; im Nib. ze stunte = an derselben stund 402; stund = mal, tausend stund 1698; drey stund 1266. 1864; drey stunt 1417.

sturz, der, eine Lage von Loden, wie derselbe gestürzt, übereinander gelegt, gebrochen wird, 392. Vgl. Schm. III. 660.
sunne, der, Ochsenname, 832.
sunst = sonst, 587; sus = sonst, 158.
swach, adj. in den V. 497 und 502, und swacher art u. s. w. als gering, niedrig, im Gegensatze des Edelmannes.
swarte, die, Schwarte, die Haut, auf der die Haare sitzen, besonders der behaarte Theil des Kopfes, 38. 1250. 1894. S. Schm. III. 548, Wigalois 7711.
swere, die, Schwere, Be—schwer—de, Last, 1709.
swief, praeterit. von sweifen = schweifen; 2) winden, schwingen, werfen; über das pete sweifen 1047, Nibel. 1971; umbeswieff vnd umbesweifen = umfassen, mit den Armen, 722. Schm. III. 530.
swinde = ge—schwinde, 662.
swingen = schwingen, den Flachs, 1362.
syttech, der, psittacus, Papagey, 18; sittich 1884.

T.

tal (ze), niederwärts, nieder, à val, daher avaler, 12; entgegengesetzt ze berge = aufwärts, à mont, daher monter.
tanz treten = tanzen; s. besonders treten.
teding, das, gerichtliche Verhandlung (aus tagedinc, tegedinc, teidinc), Gericht, Geschwätz, 1721.
tobel, das, Schlucht, Engthal, convallis, 1352.
todt, der, der Gött, Pathe, 484. 485, und göt 485; töt 1134. 1140. 1381. Schm. I. 464 und II. 84, und Ziem. WB. in: gotte und tote.
traib, praet., von triben, vgl. laid st. litt 1692 und 1696.
trait = trägt, 226; tregt 343. 900.
trappen (Gans groß gleich einem —) 881.
traum, der, 621; treume die mir getraumet sind, 619 u. 620.
treten einen tanz V. 942; der Tanz wurde getreten, indem man paarweise nach dem Tacte im Kreise herumging, bey welcher Art zu tanzen man auch singen konnte, daher im folgenden Verse: mit hochfertigem gesange. So Nithart bey Schmell. I. 502:

> »So seit alle des gebeten,
> »daz wir treten
> »aber ein abentteuzel nach der gigen.«

Vgl. der Scherge kann machen, daß die Raubgesellen treten (tanzen) wie er will, 1265. S. Mone's Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Heldensage, 1836, S. 184.
triegen = trügen, 1010. Vgl. liegen statt lügen.
tryschel, der, Dreschflegel, 317. Schm. I. 416.
tugent, die, jede gute Eigenschaft; einen tugent 484; weder tugent noch ere gewinnen, 496.
tumbe, der, der gotes tumbe V. 85 steigernd, wie gote—leid, maxime invisus, gote—lieb, maxime carus; Schm. II. 83; der Dumme, Junge, Unerfahrene, entgegengesetzt den grisen und wisen; vgl. Nibel. 135. 145; der tumbe und der weyse V. 449, neben gauch V. 1973 dem tummen knechte 106.
tuot (sam) er sich, nämlich bereiten, 1454.
twacht, von twachen; s. zwagen.

U.

vbel (aus der), das Ueble, Uebel, 1229.

überhaben = überhoben, B. 93 und 1364; s. Schm. II. 138.

vmbeswieff = umfaßte, 722; s. sweifen.

vnderfarn = darunter, durchfahren, intercurrere, durchfahren, hemmen, dazwischen fahren, 1355; Schm. I. 549.

vnhoch = ungemein hoch, 210; die Vorsylbe un ist hier intens., vgl. Ungestüm, Unkosten ꝛc.; noch sagt man im Bregenzerwalde mit eintretendem g unggroß, unghübsch, ungweich, statt sehr groß ꝛc. Vgl. das lat. in in *im*potens bey Horat Od. I. 37, 10; III. 30, 3; *in*solens, id. I. 16, 21; III. 3, 3; so das griech. ἀ- in ἄ-ξυλος. ὁ, ἡ, ohne Holz, Herod. IV. 61; und holzreich in Hom. Il. XI. 155.

vnsitige = rasch, nicht langsam, 80; sittig, adj. und adv. langsam, sachte, gemäßigt. Schm. III. 292.

vnz = bis, usque, 88. 179. 185. 1049.

vrlaub, der, Erlaubniß, Abschied; er nam vrlaub, 649. 695; vrlauben, beurlauben, Abschied nehmen, 1098. Schm. II. 410.

vrlaug, der, Kampf, 657.

vrspring, der, Quell, 886.

V.

vahen = fahen, fangen, 1116; vacht 1647; vie 14; fie 102 (vgl. gie); gefie 1391; vihe 1675; vienge 414; viengen (faßten) bey haunden 950; emphie 703; emphieng 1492 u. 1610; gefahe 483.

valden, die, Umschlagtuch zum Aufbewahren köstlicher Kleider, 165. Wigal. Vgl. damit das Falte in *fau*teuil aus *fald*istola, faudesteuil, ein Falten- (Lehn-) Stuhl, den man zusammenlegen kann, und *va*lise, unser Felleisen, Mantelsack.

var = fahre, 468; far = fahre, 850; fart hin 779.

veh = farbig, besonders mehrfarbig; vehe, Feder, bunte Feder, 1347. Schm. I. 518.

verbosen = verbösern, gleichsam comparat. Zeitwort, 972.

verch, das, Leib und Leben, 1795; gen. verches 1419; s. Nibel. 8947. Schm. I. 559.

verdolen, bis ans Ende dolen, ertragen, aushalten, 377.

verjechen = mit dem genit. gestehen, vergicht 162; s. jehen.

verkallen = übel reden, 1279. Schm. II. 288.

verkehren = verstellen, die Rede, 805, dann 970. Im Bregenzerwalde wird das Verstellen oder Verändern der Rede von Seite der Buben (Burschen), wenn sie Nachts zu den Fenstern ihrer Geliebten kommen, noch das »Redverkehren« genannt. Sie haben eine eigene Fertigkeit, durch das Einziehen und Ausstoßen des Athems die Stimme nach innen zu kehren oder zu ziehen.

verlie, praeterit. von verlan, verlazen, unterlassen, 1814. Schm. II. 497.

verligen durch (um) ein weib = seine Zeit unthätig, besonders ohne rittermäßige Thätigkeit zubringen.

verlos = verlor, 1631; vgl. was statt war.

vermiten, partic. von vermiden, 610.

verpirt, praes. von verberen (a. Spr. firperan) ein Ding, es unterlassen, evitare, 1738. Vgl. Schm. I. 189.

verre = fern, 200. 1085. 1582; von verren 1643. Schm. I. 552.
verreiden (sich) V. 1806 (vgl. aufreiden Schm. III. 54), ablassen, aufhören; s. Suchenwirt's Wörterbuch und Primisser S. 357.
versaumen = verspäten, 617.
verschlagen = verslahen, mit einem Verschlag umgeben, sperren, untersagen, versagen, 1025.
verschmucken = intens. von verschmucken (intens. von smiegen), andrücken, klein machen, 130 Käse verschmugkte, verzehrte, im Reime auf: Ay zerklugkte. Vgl. Schm. III. 464 u. 465.
verschneiden = verläumden, verlästern; vgl. Ehre abschneiden, 1012; s. Boner.
versellen, hingeben, verkaufen, part. verselt, 358; vgl. das engl. to sell. Schm. III. 225.
verswachen, erniedrigen, seines Werthes und seiner Ehre berauben, 159; s. Boner.
verzigen, part. ps. von verziehen, verweigern, versagen, abschlagen, 286 und 329. Schm. IV. 242.
verwazzen, partic. abominatus, verfluchet, von verwäzen einen, verfluchen, 841. S. Boner und Schm. IV. 170 der waz, Geruch. So sagt man noch in meinem Geburtslande, dem Bregenzerwalde, »der hat ming waz it,« d. i. der hat meinen Geruch, meinen Sinn, Beyfall nicht.
verworchtes, part. pf. von verwirchen oder verwirken, verflucht; 1728. Schm. IV. 143.
vil, mit gen. 125. 914 964; vil, sehr; vil dicke, sehr oft; vil tumber gauch 1163; vil selten, sehr selten, 1240. 1282; vil kleine 1566; vil sere, gar sehr, 1586; vil schiere, sehr bald, 1603.
vol, der, der Fol, das Hengstfüllen Schm. I. 525.
voll sprechen, ganz aussprechen, 654.
vor an, althochd. forana, von vorn, vorn an, 86. 95.

W.

wähe st. schön, schmuck, geziert, 15. 303. Schm. IV. 49. Noch sagt man im Bregenzerwalde: die Schmelg ('s Mälge durch Versetzung st. 's Mägle, das Mädchen) ist wäh, d. i. schmuck und stolz.
waffen, ad arma, allarme; ach! allgemeiner Wehruf, 1372.
Walch, der, Wälscher, von romanischer, besonders italienischer Geburt und Zunge; 737; von Walhen, d. i. von Wälschland, 789; ze Walhn 1718. Schm. IV. 69.
wambis, das, Wamms, 149.
wan, der, Hoffnung, Erwartung, Absicht, Vermuthung; nach wâne, auf Vermuthung, Gerathewohl, 31. Schm. IV. 81. waenen, wähnen, opinari, 16; ich waen 1561; ich wane 1918.
wandel, der, Veränderung, 682; daher verwandeln. Schm. IV. 97.
wann, denn, indem, 262. 289. 1567; s. Benecke in Wigal.; 2) als Bedingung 378; 3) nach vorhergegangener Negation = als, 562.
wâr, wohin, 164. 440; noch so im inneren, nicht aber im äußeren Bregenzerwalde: wâr gohst? d. i. wohin gehst du? entgegengesetzt dar.
wâr nemen, mit dem Genitiv, wahrnehmen, 886. 921.
warckus, der, in V. 157 und 189. In Guden II. 344 Urkunde vom Jahre 1334 im Testamente des Heilmannus Fritz Decanus Aschaffenburg: »Item lego meliores vestes meas, *warkosum* et tu-

nicam blaviam (so kauft auch Helmprecht's Mutter blawes Tuch zu einem Rocke V. 169) Dno .... *Wardecocium* in charta anni 1310; *wardecorsum* in statutis synodi Atrebatensis; *Gardacorsium*, gardecorps (Dufresne voce Wardecosia), pars vestis, quae pectus constringit. Dieß, wie einige andere Erklärungen, verdanke ich Herrn Schmeller's schriftlicher Mittheilung. Vgl. Ziemann in: *warkok*.

was (waz), pron. interrog. neutr., unser was? 2) wie ein Substant. mit dem Genit. wie das griech. τι und lat. quid.

was ob in V. 1924 quid si, wenn es wäre daß, wie wenn etwa.

was, praeterit. von wesen, nun: war, wie von lesen, las, genesen, genas; vgl. verliesen und verlieren, verlos und verlor V. 15. 22. 964. 956; im folgenden Verse 967 ware.

waser durch Inklination statt was (war) er, als Reim zu maser, 1006.

wat, die, Gewand, dat. wâte, 122; leynenwat 133; gewâtte 514; gewant 152. 310. 1681.

wâte, praeterit. wehete, von waen, wehen, flare, 1360.

wegte, praeterit. von wegen, bewegen. Schm. IV. 44.

weile, ein, V. 331; die weile 1096; dheiner weile 388; die weile, adv. (accus.) V. 127, woraus das conjunctivische dieweil, so lange als; weilen, adv. (dat. plur.) 915 1027. 1713; weilend V. 77, weiland, vormals, in der älteren Sprache wîlent. Schm. IV. 67.

weit V. 1825; s. wid.

Weittege, Wittig, 79; des Schmieds Wieland Sohn, anfänglich einer der Helden Dietrich's, dann aber in Ermanrich's Diensten; er focht gegen Etzel und Dietrich in der Ravennaschlacht, wo er Rudung, Sohn oder Bruder Gotelindens, erlegte, und darauf selbst blieb. Nibel. V. 6812.

welher, welcher, 336. 524. Vgl. sölhe 55. 1739.

welt; s. wollen.

werch, das, Arbeit, Kunstarbeit, 120. 191. 806; Schm. IV. 139; wirchen und würchen, ält. Präterit. worchten, partic. geworcht, arbeiten, wirken, thun, 66. Schm. IV. 143.

werde, die, Würde, Würdigkeit, dignitas, aestimatio, 1897; werder man 97. 992.

wesen, infin., jetzt: seyn, V. 600. 1158. 1309; wese, conj., sey, 1930; weset, imperat., seyd, 1028; wis 1304 und 1322; bis, imper. sing., sey du; noch bey mir im Bregenzerwalde »bis (sey) fleißig;« gewesen sein V. 1699; wer ich, wäre ich, 159. 1167. 1858; vgl. wer er 1868; wer es 1200; wer in, wären ihrer, 1266; neben: ir wären 1258; wäre 28. 1587; wären 1266; warn 71. 187; waren 181; were, wäre, 173. 668.

weßte (ich), wüßte, 968; west er, wüßte er, 1066; wiß, wisse, 1322, von wissen. Schm. IV. 184.

wetten, binden, besonders ans Joch schirren, einjochen, 269. 827. Schm. IV. 195.

wes, wessen, 913.

weyrach, der, Weihrauch (und Myrrhe), 1307.

weys, der, Weise, Sitte; der Hofweyß 904, und hofweyse 1106.

weyse, adj., kundig, mit dem genit., 120. 1508; der weyse vnd der tumbe 449; vgl. Nib. 135 und 145
wid, wide, die (wit), aus Baumästen gedrehtes Band, besonders zum Hängen, Strang, 1262. 1920; wyd, der, 1847. Schm. IV. 3.
wider mich (sprach), zu mir, als Antwort, 1327.
widersagen, Fehde ansagen, abschwören, absagen, 573.
wielt, waltete, pflegte, praeterit., von walten, mit dem genit. z. B. vrlauges 657; nicht guter witze ich walte 804, herrschen, mächtig seyn, exercere. Schm. IV, 72.
wilt; s. wollen.
Wind, der, der Windische, Wende, Slave, 736, und Wint 778.
winster, link, 61; winsterthalb, auf der linken Seite, 630. Schm. IV, 119.
wirser, Comparationsform für die Begriffe weh, übel; wirser dann wee 1787; der alte Comparativ wirs, pejor, pejus. Schm. IV. 157. Noch im Bregenzerwalde si gwirsche, verb., sich wirsen, verletzen, z. B. der Ma heat si mit der Aex (Axt) gwirschet.
wirset in V. 966 wohl statt wirsete?
wisse crist, sehr gebräuchliche mittelhochdeutsche Betheuerungsformel, Christus weiß, sey mein Zeuge, 687: wisse, scito 1312.
witz, der, Sinn, Verstand, ingenium; plur. mit witzen 69. 523; guter witze (genit) 804.
wollen, welt ir, 20. 44. 1522; du wil 913 und wilt du 436 und 1443, wie: du solt 1445. 457.
worchten; s. werch.
wunderære, ein Wunderwirker, Wunderbarer, 1649.

Y.

ynndert, irgend, 463; iendert bey Schm. I. 7.
ytneus, ein ganz neues, junges, 1293; s. it ist eine alte, dem lat. re- entsprechende Vorsylbe. Schm. I. 129. Dann selbst: it—niuuon, renovare, und Ziem. S. 174 ite-niuwe.

Z.

zadel, der, Mangel, 849. Schm. IV. 228.
zage, der, Zaghafter, 592.
zaeme, condit. von zemen, geziemen, wohl anstehen, 271. 824; zämen 516. Schm. IV. 259. zam machen 683.
zarte, praeterit. zerrte, von zerren, reißen, 1893. Schm. IV. 281.
ze hant; s. hant.
zerklugkte, praeterit. (wohl wegen des Reimes mit verschmugkte statt zerklaete) von zerklecken, zerbrechen, springen machen, z. B. ein Ey V. 129; 2) klecken bedeutet auch hinreichen, genügen; bey Otfr. Fr. I. 521 a, wie noch: es kleckt, erklecklich.
zesem, recht, dexter; Gegentheil von winster, link, V. 42. 87; zeswenthalbe, d. i. auf der rechten Seite, 629.
zogen, verb., heftig ziehen, zerren; ducere, ziehen; sich zogen, d. i. sich ziehen, wegbegeben, 1736.
zucht, die, educatio, disciplina, 429. 508; Artigkeit, feine Lebensart 499.
zwagen, waschen, die Hände, 863; zwach, wasche, 1104. Schm. IV. 303.
zwar und zware (aus ze ware, z'ware), in Wahrheit, wahrlich, 252. 271. 770. 793. 1343.

Anmerkung zu »Spechthart« S. 2. V. 37 des fünf und achtzigsten Bandes.

Vor dem Drucke dieses letzten Bogens erschien zu Wien der siebzehnte Band der kirchlichen Topographie des Erzherzogthums Oesterreich, der das Dekanat Peuerbach im Hausruckkreise enthält, und worin S. 145 f. von der Bedeutung des Wortes »Aspet« geredet wird, welches, abgesehen von unserm Mayer Helmprecht, jedenfalls den Freunden und Forschern der ältern deutschen Sprache nicht unwillkommen seyn dürfte.

Südöstlich vom Markte Peuerbach liegt die alte Expositur St. Thomas, die vor Zeiten den Namen Aspetskirchen führte, wie man ihn wirklich in den ältern Urbarien und noch auf der Fischer'schen Karte vom Jahre 1667 findet; dieser Name bedeutet die Kirche im Aspet.

Aspet nennt man hier jedes Wäldchen, das theils aus Nadel-, theils aus Laubholz besteht, dergleichen noch gegenwärtig eine kleine Viertelstunde vom Pfarrorte zwey gefunden werden, das »Mayer-Aspet« zu Lengau und das »Doppelbauern Aspet.«

Mit dem Aspet, dem Wäldchen und der Kirche des h. Thomas wich auch im Laufe der Zeit der alte Name Aspetskirchen dem neuen St. Thomas. — S. 149 heißt es: »Die alten Bewohner der Pfarrgemeinde St. Thomas erzählen, daß ihr ganzes (Thominger-) Thal einst ein großer Wald gewesen sey, der aber vor gar vielen Jahren ganz ausgestockt wurde. Damals lag auch das nur eine halbe Viertelstunde von St. Thomas entfernte Gasthaus in Obergerstdoppl noch mitten im Walde, und war wegen des Aufenthaltes verdächtiger Leute nicht im besten Rufe. Vermuthlich geschah diese Ausrottung der Wälder unter der Regierung des K. Max I., der mit allem Ernste darauf sah, die ungeheuren Waldungen zu lichten, und den Boden urbar zu machen. Bald entstanden hier Ortschaften, unter denen der Hauptort das noch lange Zeit nach Peuerbach eingepfarrte freundliche Kirchlein im Aspet, nun St. Thomas, war und blieb.«

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

Anhang.

In den sieben Jahren, während denen dieser Catalog verfertigt und gedruckt worden, sind, außer den schon im vorigen Jahre unter den Nummern 286, 287 und 288 eingereihten, noch die folgenden, früheren Rubriken angehörigen Werke angeschafft, und Nr. 381, 387 und 388 zum Geschenke erhalten worden.

A. Gedichte.

381.

البردة

Ein herrliches Prachtexemplar der Borda Bußiri's, gest. 695 (1295), auf jeder Seite nur drey Verse derselben im größten Sulus, und ober jeder Zeile funfzehn arabische Verse in fünf Absätzen, jeder zu drey Zeilen, zwey auf beyden Seiten, einer in der Mitte, ein fortlaufender poetischer Commentar oder vielmehr Paraphrase des Textes; das Ende jedes Verses des Textes in Gold, unter der Zeile und auf jeder Seite 24 goldene Rosetten, 6 große an beyden Seiten, 6 mittlere in der Mitte der Länge nach, und 12 kleine der Breite nach, je vier und vier. 28 Blätter im größten Folio aus dem Bücherschatze Melik en-naßir, des Sultans der Mamluken. Ein Geschenk vom Hrn. Professor Zachariä, aus dem Oriente mitgebracht.

382.

همای و همایون

Humai und Humajun, d. i. Augustus und Augusta, das berühmte romantische Gedicht von Chodscha Kermani Mohammed B. Ali Morschidi, welcher der Palmenzweig der Dichter beygenannt wird (Gesch. der pers. Redekünste S. 248 und 86. Note). Schön geschrieben; die Titel der Abschnitte Gold, oder weiß in lazurblauem Felde mit drey Miniaturgemälden im größten Octav, nach Art der im neunten und zehnten Jahrhundert der Hidschret in Persien geschriebenen Gedichte, wo der Text, nachdem die Seite zu Ende, auf dem Rande in besonderer Einfassung fortzulesen ist, von Mohammed B. Hosam, berühmt als Schemseddin Basnaghari, geschrieben zu Herat i. J. 831 (1427), als über vierhundert Jahre alt, und schon aus diesem Gesichtspunkte eine höchst kostbare Handschrift.

383.

عنوان دیوان

و شهر انگیز لامعی

d. i. der Beginn des Diwans Lamii's sammt dem Stadtaufruhre desselben. Die erste Abtheilung, in ungemein pretiöser Prosa, handelt von der Trefflichkeit der Poesie und der Poeten, wozu in allen bekannten Werken türkischer Dichter sich nur in der Einleitung von Aaschik Tschelebi's Denkwürdigkeiten der Dichter ein Seitenstück findet. Lamii, der größte und fruchtbarste romantische Dichter der Osmanen, starb i. J. 940 (1533), und diese Handschrift ist vier Jahre früher, i. J. 936 (1529), in feinem Neschi geschrieben, 36 Blätter. Hierauf beginnt der in der Geschichte der osmanischen Dichtkunst ganz übersetzte Stadtaufruhr Brusa's in 637 Distichen bis Bl. 57, wo der Stadtaufruhr der Schönen beginnt, an welchen sich Bl. 66—84 das Schönheitslob der einzelnen Theile des Geliebten in 555 Distichen anschließt, geschrieben i. J. 936 (1529). Dann noch zwey Blätter eines

Anmerkung zu »Spechthart« S. 2. B. 37 des fünf und achtzigsten Bandes.

Vor dem Drucke dieses letzten Bogens erschien zu Wien der siebzehnte Band der kirchlichen Topographie des Erzherzogthums Oesterreich, der das Dekanat Peuerbach im Hausruckkreise enthält, und worin S. 145 f. von der Bedeutung des Wortes »Aspet« geredet wird, welches, abgesehen von unserm Mayer Helmprecht, jedenfalls den Freunden und Forschern der ältern deutschen Sprache nicht unwillkommen seyn dürfte.

Südöstlich vom Markte Peuerbach liegt die alte Expositur St. Thomas, die vor Zeiten den Namen Aspetskirchen führte, wie man ihn wirklich in den ältern Urbarien und noch auf der Fischer'schen Karte vom Jahre 1667 findet; dieser Name bedeutet die Kirche im Aspet.

Aspet nennt man hier jedes Wäldchen, das theils aus Nadel-, theils aus Laubholz besteht, dergleichen noch gegenwärtig eine kleine Viertelstunde vom Pfarrorte zwey gefunden werden, das »Mayer-Aspet« zu Lengau und das »Doppelbauern Aspet.«

Mit dem Aspet, dem Wäldchen und der Kirche des h. Thomas wich auch im Laufe der Zeit der alte Name Aspetskirchen dem neuen St. Thomas. — S. 149 heißt es: »Die alten Bewohner der Pfarrgemeinde St. Thomas erzählen, daß ihr ganzes (Thominger-) Thal einst ein großer Wald gewesen sey, der aber vor gar vielen Jahren ganz ausgestockt wurde. Damals lag auch das nur eine halbe Viertelstunde von St. Thomas entfernte Gasthaus in Obergerstdoppl noch mitten im Walde, und war wegen des Aufenthaltes verdächtiger Leute nicht im besten Rufe. Vermuthlich geschah diese Ausrottung der Wälder unter der Regierung des K. Max I., der mit allem Ernste darauf sah, die ungeheuren Waldungen zu lichten, und den Boden urbar zu machen. Bald entstanden hier Ortschaften, unter denen der Hauptort das noch lange Zeit nach Peuerbach eingepfarrte freundliche Kirchlein im Aspet, nun St. Thomas, war und blieb.«

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

Anhang.

In den sieben Jahren, während denen dieser Catalog verfertigt und gedruckt worden, sind, außer den schon im vorigen Jahre unter den Nummern 286, 287 und 288 eingereihten, noch die folgenden, früheren Rubriken angehörigen Werke angeschafft, und Nr. 381, 387 und 388 zum Geschenke erhalten worden.

Eifersucht. 7) Von der Enthüllung des Geheimnisses der Liebe und dem Verstecken desselben. 8) Von den Trugschlüssen des Liebenden und des geliebten Gegenstandes. 9) Von den Schreiben und Sendungen. 10) Von den Traumbildern. 11) Von der Kürze der Nacht (des Genusses) und der Länge der Nacht (der Trennung). 12) Von dem wenigen Verstande der Billigen (der Kalten) und dem Uebermaße des Uebermuthes. 13) Von den Winken zu Besuch und Genuß. 14) Von dem Späher und Verschwärzer. 15) Von dem Ausschelten bey der Zusammenkunft. 16) Von der dem armen Liebenden zu gewährenden Hülfe. 17) Von dem Uebel der Lust. 18) Von den Wünschen für den geliebten Gegenstand. 19) Von der Demuth und dem Vergießen der Thränen. 20) Von dem Versprechen und den Versicherungen. 21) Von dem Wohlgefallen des geliebten Gegenstandes. 22) Von der Vermischung der Körper. 23) Von dem Hinschwinden und Abmagern des Liebenden bis zur Dünne eines Zahnstochers. 24) Von dem, was man vom Geliebten in schweren Dingen zu begehren berechtigt ist. 25) Von der guten Erwähnung des geliebten Gegenstandes. 26) Von dem Preise der Rosen der Wangen und der Granatäpfel des Busens. 27) Von einigen trefflichen Tonkünstlern. 28) Anecdoten von in Mädchen und Knaben verliebten Zeitgenossen. 29) Von denen, die mit Schönheit die größte Reinigkeit bewahren. Schlußrede: Von denen, die aus Liebe starben, von Großen und Kleinen, Armen und Reichen. Das Ganze ist aber nicht ein Werk aus Einem Gusse Chafadschi's, sondern bloß eine Auswahl des Schönsten, was arabische Dichter über die genannten Gegenstände gesagt, eine Blüthenlese arabischer Poesie über die Liebe. Ein Quartant von guter alter, vielleicht ein Paar Jahrhundert alter ägyptischer Neschischrift, 114 Blätter.

C. Epistolographik.

386.

انشا

Ein persisches Inscha, d. i. Sammlung von neupersischen Briefen und Geschäftsaufsätzen. 25 Bl. Quart.

D. Topographie.

387.

تاریخ اشنویه

Eine Beschreibung des am See Ormaa gelegenen kurdischen Städtchens Eschnuje. 27 Bl. Quart.

E. Oneirocritik.

388.

تعبیر نامه

Das Buch der Traumauslegung, türkisch in 53 Hauptstücken, in sehr eng und klein geschriebenen Diwani, 8 Folioblätter. 1) Ueber

auf Veranlassung Sinan Agas geschriebenen Munadschat (Flehen zu Gott). In Allem 86 Bl. Octav.

Die in dem Schönheitslobe enthaltenen Rubriken sind: 1) die des Hauptschmuckes; 2) des juwelenbesetzten Kopfbundes; 3) des brillantirten Reigers; 4) der Stirne; 5) der Augenbraunen; 6) der weißen Schminke; 7) der Augen; 8) der Augenschminke; 9) der Wimpern; 10) der Locken; 11) der Schläfe; 12) des Ohrs und Ohrgehänges; 13) der Wangen; 14) der rothen Schminke; 15) des Muttermaales; 16) der Nase; 17) der Zähne; 18) der Zunge; 19) des Kinnes; 20) des hängenden Doppelkinnes; 21) des Halses; 22) des Nackens; 23) des Sacktuches; 24) der Brust; 25) der Brustwarzen; 26) des Wuchses; 27) des Armes; 28) der Hand und der Finger; 29) der Henna (womit die Nägel roth gefärbt werden); 30) des Ringes und Armbandes; 31) des Nabels; 32) des Magens; 33) des ganzen Leibes; 34) der Mitte; 35) der Lenden; 36) des Gesäßes; 37) des Sitzes der Wollust; 38) des Knies; 39) des Schenkels; 40) des Fußes; 41) des Pantoffels; 42) Dichterbetteley Schei Lillah (Gebt etwas um Gottes willen), die gewöhnliche Formel bettelnder Derwische. In dieser Schönheitsbeschreibung der äußeren Theile hat Lamii in dem Verfasser des folgenden persischen Werkes einen Vorbildner gehabt.

384.

انيس العشاق

d. i. der Vertraute der Liebenden, von Hasan B. Mohammed er-Rami, beygenannt Scheref, welcher zur Zeit Oweis Behadir Chan's, des Herrschers in Persien, gleichzeitig mit Hafis auf Veranlassung Mohammed B. Mohammed B. Hasan's von Tus i. J. 828 (1424) schrieb, und sein Werk in die folgenden 19 Hauptstücke theilte. 1) Beschreibung des Haares; 2) der Stirne; 3) der Augenbraunen; 4) des Auges; 5) der Wimpern; 6) des Gesichtes; 7) des Bartflaumens; 8) des Muttermaales; 9) der Lippen; 10) der Zähne; 11) des Mundes; 12) des Kinnes; 13) des Halses; 14) der Brust; 15) des Armes; 16) der Finger; 17) des Wuchses; 18) der Mitte; 19) des Schenkels Vollständig, und vorne noch die zwey letzten Blätter eines mystischen Tractates vermuthlich vom selben Verfasser. In allem 29 Bl. Kleinquart.

B. Philologie.

385.

ديوان الصبابة

d. i. der Diwan der brennendsten sehnsüchtigen Liebe, von Ahmed B. Moh. Schihabeddin el-Chafadsch, gest. 1069 (1658), in der arabischen Literatur nicht minder berühmt, als Ovid's Ars amandi in der klassischen, in eine Vorrede, Schlußrede und 29 Hauptstücke abgetheilt. Die Vorrede handelt im Allgemeinen von der Liebe, ihren Schwächen, Symptomen, Graden, Namen, ihrem Lobe und Tadel. 1) Von der Schönheit. 2) Von zartfühlenden Liebenden, die Könige und Chalifen waren. 3) Von der Liebe aufs Hörensagen. 4) Von der Liebe auf den ersten Anblick (coup de foudre). 5) Von der Veränderung der Gesichtsfarbe der Liebenden von Roth in Gelb. 6) Von der

lage (Fikret); 12) des Wandels der Einswerdung (Gerijanet-tewhid); 13) der Barmherzigkeit; 14) der Gerechtigkeit; 15) des Hörens und Rufens; 16) der verbrannten Flächen; 17) der Wandlung in den Formen; 18) des Erstaunens; 19) der Forderung; 20) der Verbindung (Ittissal); 21) der Erkenntniß der Stufen; 22) des Gegensatzes (Mokabelet); 23) der Theilung; 24) der Aufrichtigkeit; 25) der Bereitung (Tehij); 26) der Sorgen (Himmem); 27) der Gleichheit (Istiwa); 28) der Heiligkeit; 29) der Vermischung; 30) der Einzelheit (Ferdanijet); 31) der Ergebung (Teslim); 32) des Glaubenslichtes; 33) des Aufsteigens der Geister; 34) der Gränze (Hadd); 35) des Wahnes; 36) der Macht; 37) des Herzens; 38) des Wachsthums; 39) der aufsteigenden Gedanken (Chawatir); 40) der Einsicht (Ittilaa); 41) der manchmaligen (taret we taret); 42) der Ermahnung (Wassijet); 43) der Eigenschaften; 44) der Vereinheitung; 45) der Natur; 46) zu dir und von dir; 47) des Rechts und des Befehls; 48) der Beschauung (Mokadherat); 49) dessen, der die Einswerdung nicht kennt; 50) der Schwere der Einswerdung; 51) der hohen; 52) des Meeres der Einswerdung; 53) des Wandels der Einswerdung (wie unter 12); 54) der Sammlung (Dschemi) der Einswerdung; 55) des Trennens der Einswerdung; 56) der Versammlung (Dschemiset) der Einswerdung; 57) von der Einswerdung der Vernichtung; 58) des Aufrechtstehens der Einswerdung; 59) der Einswerdung des Ausgangs; 60) der Verklärung der Einswerdung; 61) der Einswerdung der Herrschaft (Rububijet); 62) der Gestalt der Einswerdung; 63) der Kenntniß; 64) des rothen Lichts; 65) des weißen Lichts; 66) des grünen Lichts; 67) des Baumes; 68) der Einswerdung des Verdienstes; 69) des Lichts des Verborgenen; 70) der Verklärungen der Einswerdung; 71) der Ehre; 72) des Rathes; 73) dessen, das nicht täuscht; 74) der Handlung im nicht zu Behandelnden; 75) des Preises des Patrons (Raatol-Weli); 76) dessen, mit welchem Auge er sieht; 77) die Verklärungen der Wahrheit; 78) der Bewährung der Freundschaft; 79) der Behandlung (Moamelet); 80) der Ruhe; 81) des Befehls der Vernichteten; 82) des Einzigen zur Seele; 83) des Gelehrtesten (Allamet); 84) dessen, wer Du und wer Er; 85) des Wortes; 86) des Staunens; 87) der Zunge und des Schweigens; 88) der zwey Gesichter; 89) des Herzens; 90) des Zerstörens der Häuser; 91) der Vernichtung; 92) des Begehrens der Anschauung; 93) des Kreisens (Dewr); 94) des Fremdartigen (Istidscham); 95) des Vergnügens (Haf); 96) der Sicherheiten (Amani); 97) der Darstellung (Takrir); 98) des Umsturzes des Kaufes; 99) der Kritik (Moaaradhat); 100) der Vernichtung der Ansichziehung (Fenail-dschesb); 101) des Verlierens der Vernunft (Sehabol-okul).

Die Verklärungen des Staunens, der Vernichtung und des Herzens stehen hier zweymal. Gute Neschischrift, geschrieben i. J. 1141 (1728) durch Moh. B. Moh. B. Moh. el-Meidani.

390.

ذريعة الى مكارم الشريعة

d. i. Anlaß zu den Hulden des Gesetzes, vom Scheich Ebul-kasem el-Husein B. Mohammed B. el-Mofadhdhal er-Raghib von Isfahan, dem Verfasser des grossen, unter Nr. 71 auf-

geführten Mohadheret. Dieses kleine Werk hat nicht weniger wohlverdienten Ruf, als jenes große, und Hadschi Chalfa spricht demselben das größte Lob aus, indem er erzählt, daß der große Philosoph Ghasali dasselbe auf allen seinen Reisen bey sich geführt. Wirklich scheint dieser kleine Kern moslimischer Philosophie und Ethik dem großen Philosophen die Idee seines großen Werkes: Die Wiederbelebung der Religionswissenschaften, eingegeben zu haben; dasselbe kann auch als der Vorläufer der um ein Paar Jahrhunderte späteren Definitionen Dschordschani's (Nr. 22) dienen, indem darin die meisten ethischen Begriffe definirt werden. Es ist in sieben Abschnitte, und jeder Abschnitt in Hauptstücke untergetheilt, deren Gesammtzahl, indem die Zahlen durch die sieben Abschnitte durchlaufen, hundert vierzig. Erster Abschnitt: Von dem Zustande des Menschen, seinen Kräften und seiner Trefflichkeit. 1) Von dem Zustande des Menschen. 2) Von den Bestandtheilen desselben. 3) Von seinen physischen Kräften. 4) Von seinen geistigen Kräften. 5) Von seinem Vorzuge vor allen Thieren. 6) Von den Eigenschaften, wodurch er diesen Vorrang behauptet (im Wissen und Handeln). 7) Der Mensch ein Mittelding zwischen dem Engel und dem Viehe. 8) Von dem höchsten Adel des Menschen. 9) Von der Zucht (Siaset), wodurch das Chalifenthum verdient wird. 10) Von dem Unterschiede zwischen den Hulden des Gesetzes und des Gottesdienstes. 11) Von der Reinigung der Seele als Hauptbedingniß des Gottesdienstes. 12) Von dem, was zur Reinigung der Seele gehört. 13) Von dem Kampfe mit der Begier. 14) Von dem Unterschiede dessen, was die Begier und was die Vernunft bezeichnet. 15) Von den aufsteigenden Gedanken (Chawatir). 16) Von der Erwerbung guten Naturells mittels der Reinigung der Seele. 17) Unterschied zwischen der Sitte (Chulk), dem Naturell (Tabi), der Gewohnheit (Aadet) und dem Gebrauche (Gedschijet). 18) Von der Verwandlung der Sitte. 19) Von der Schwierigkeit, die sinnliche Kraft zu bessern; von ihrem Nutzen und Schaden. 20) Von dem Zunehmen der Menschen in guten und schlechten Eigenschaften. 21) Vom Unterschiede dessen, was an der angebornen Sitte (Chulk) zu loben und zu tadeln. 22) Von der Ursache des Unterschiedes der Menschen in ihren Sitten. 23) Von der Nothwendigkeit der Erwerbung löblicher Trefflichkeit. 24) Von den verliehenen und erworbenen Gnaden Gottes. 25) Wie einige dieser Trefflichkeiten der anderen bedürfen. 26) Von den zufälligen Trefflichkeiten (äußeren Glücksgütern), nämlich Reichthum, Familie, Ehren und Verwandtschaft (Geburtsadel). 27) Von den körperlichen Trefflichkeiten. 28) Von den Erzeugnissen der geistigen Trefflichkeiten (Großartigkeit der Gedanken, Großmuth, Genügsamkeit, Humanität, Liberalität, Zartsinn, Heroismus). 29) Von den durch Gottes Vorsicht (Tewfik) verliehenen Trefflichkeiten und den Stationen der Leitung, nämlich Geradheit (Ruschd), Rechtlichkeit (Tesdid), Hülfe Gottes (Nasr), Begünstigung (Teijid), Reinheit (Ismet). 30) Wie die geistigen Trefflichkeiten eine der anderen bedürfen. 31) Von den Ursachen, welche die guten Werke veranlassen. 32) Von den Hindernissen derselben. 33) Von dem Aufsteigen in den guten Eigenschaften und dem Herabsinken in den schlechten. 34) Von der Gewohnheit Gottes, diejenigen, welche im Sittenverderben aufs tiefste gesunken, wieder zu läutern. 35) Von den zwey Gattungen der Menschen, den allgemeinen und besonderen. Zweyter Abschnitt: Von der Vernunft der Wissenschaft der Rede, und was dazu gehört. 36) Von der Vernunft. 37) Von den Arten

derselben. 38) Von den zwey Arten der erworbenen Vernunft für diese und für die andere Welt. 39) Von den Stationen der Vernunft und den verschiedenen Namen derselben, der verbietenden (Nehi), verwehrenden (Hidschr), der markigen (Lubb), der Wissenschaft (Ilm), der fühlenden als Herz (Kalb). 40) Von der Erhabenheit der Vernunft und dem Adel der Wissenschaft. 41) Von dem Unterschiede zwischen der Vernunft und der Wissenschaft, der Wissenschaft und der Erkenntniß (Maarifet), der Einsicht (Dirajet) und der Weisheit (Hikmet). 42) Von dem dreyßigfachen Zugehöre der Vernunft, nämlich dem Scharfsinne (Sekja), der deutlichen Fassungsgabe (Sihn), der schnellen Auffassungsgabe (Fitnet), dem Verstande (Fehm), der Eingebung des Gemüthes (Chatir), der Phantasie (Wehm), der Vorstellungskraft (Chijal), dem Traumbilde (Taif), dem durchdringenden Geiste (Redahet), der Anschauung (Rujet), der Fündigkeit (Keis), der Kunde (Chaber), dem Wahne (Sann), der Physiognomik (Firaset), der Menschenkenntniß (Sekjanet), der Spurenkunde (Kiafet), der Kunde künftiger Dinge (Kehanet), der Kunde vergangener Dinge (Arafet), der Wahrsagung aus dem Vogelfluge (Tataijur), der Ansicht (Nasar), des Urtheils (Rei), der Offenbarung (Ilham), der Anordnung (Tedbir), der wissenschaftlichen Denkkraft (Fikret), des Nachdenkens (Tefekkjur), des gesunden Gedankens (Ssahhatol-fikr), der Erwähnung (Sikr), dem Bewahren im Gedächtnisse (Hiff), der Beredsamkeit (Belaghat) und der Wohlredenheit (Faßahat). 43) Von der Frucht der Vernunft als Erkenntniß Gottes, welche entweder eine nothwendige oder erworbene. 44) Von der Nothwendigkeit der Sendung von Propheten. 45) Wodurch die Wahrheit des Prophetenthums erkannt wird. 46) Die Vernunft und die Propheten leiten zu Gott. 47) Die Entschuldigung der Einsicht in die prophetischen Wissenschaften für den, der nicht in den Vernunftwissenschaften bewandert. 48) Von dem Glauben, dem Islam, der Gottesfurcht (Takwa) und der Tugend (Birr). 49) Von der Wahrheit des Glaubens. 50) Von dem Worte des Propheten: Der Glaube hat über siebzig Hauptstücke. 51) Von den zwölf verschiedenen Arten der Unwissenheit, nämlich die Furcht (Dschunun), Dummheit (Hamakat), Blödigkeit (Belh), die Einbildung des Unmöglichen (Nakaat), die Unerfahrenheit (Ghamaret), der Mangel praktischen Sinnes (Churk), das blinde Folgen der Begier (Ghaij), der Irrthum (Salal), das Anstaunen der Kleinen und der Großen (Chibb), das Anstaunen des Kleinlichen (Dschesbesat), das Uebermaß des Anstaunens großer Dinge (Dehu), das Widerstreben erkannter Wahrheit (der Obscurantismus, Kjöfr). 52) Die Wissenschaft ist in den menschlichen Seelen conzentrirt. 53) Von den bekannten Dingen. 54) Wie die Trefflichkeit der Wissenschaft erkannt wird. 55) Gutheißung der Kenntniß der verschiedenen Arten der Wissenschaften. 56) Die Feindschaft einiger Menschen gegen die Wissenschaften. 57) Aufmunterung zur Erreichung des Vollendeten in den Wissenschaften, und der Vereinigung des Wissens mit dem Handeln. 58) Von dem, was dem Lernenden zu erforschen nöthig. 59) Von dem, was der Lehrer mit den Lernenden untersuchen muß. 60) Von der Nothwendigkeit, die Unwissenden von den Wahrheiten der Wissenschaften abzusetzen, und sie denselben nur nach Maßgabe ihrer Verstandeskräfte zuzutheilen. 61) Von der Nothwendigkeit, die, welche sich einer gewaltsamen Herrschaft in den Wissenschaften anmaßen wollen, in Zaum zu halten, und dem Schaden, der aus der Vernachläßigung dieser Maxime entsteht (die vier Mächte, welche als

legitime Herrscher der Wissenschaft anerkannt werden, sind die Propheten, Heiligen, Weisen und Prediger). 62) Von denen, welchen Predigt im Allgemeinen nützlich. 63) Von der dem Prediger nothwendigen Stellung und Fassung. 64) Von der Schwierigkeit, den Maßstab zu den Wahrheiten der Wissenschaften zu finden. 65) Von dem Verwerflichen des Streites mit Vulgaren. 66) Von der Art, wie wissenschaftlicher Streit zu führen. 67) Von den Ansichten, aus denen meistens Zweifel und Streitigkeiten entstehen. 68) Von den Streitigkeiten der Menschen über Glauben und Secten. 69) Vom Reden und Schweigen. 70) Von der Wahrhaftigkeit und Lüge. 71) Von den verschiedenen Arten der Lüge. 72) Von dem Lobe und Preise. 73) Vom Danke. 74) Von der Verleumdung und Verschwärzung. 75) Von schändlichen Worten. 76) Vom Scherze und von Possen. 77) Vom Schwören. Dritter Abschnitt: Von dem, was zu den begierlichen Kräften gehört. 78) Von der Schamhaftigkeit. 79) Vom Unternehmungsgeiste. 80) Von der Treue. 81) Von der Berathung. 82) Vom Rathe. 83) Vom Bewahren der Geheimnisse. 84) Von der Demuth und Unterwürfigkeit. 85) Vom Ruhme und dem Prahlen. 86) Von dem eingebildeten Dünkel. 87) Von den verschiedenen Arten des Genusses (Leset). 88) Von dem, was gut und nicht gut zu essen. 89) Von dem guten und verwerflichen Beyschlaf. 90) Von der Mäßigkeit (Iffet). 91) Von der Zurückgezogenheit und Einsamkeit (Suhd). 92) Von der Bescheidenheit (Wer'). Vierter Abschnitt: Von dem, was zu den zornigen Kräften gehört. 93) Von den Untertheilungen der Geduld. 94) Von der Tapferkeit. 95) Von den zwölf Arten des Mangels von Tapferkeit, und welche zu loben oder zu tadeln: Furchtausruf (Fes'), Schmerzensklage (Dsches'), Schamhaftigkeit (Haja), Verschämtheit (Chidschl), Entsetzen (Ghurk), Schrecken (Saar), Trauer um Verlust eines Geliebten (Ischfak), Furcht (Chauf), Scheu (Chaschijet), Befürchtung (Rehbet), heilsame Furcht (Wedsch.l), Menschenfurcht (Heibet). 96) Von den Heilmitteln des Grams und den Gegenmitteln der Furcht. 97) Von der Liebe des Todes. 98) Von der Freude der beruhigten Seele 99) Von der Entschuldigung und Reue. 100) Von der Sanftmuth und Verzeihung. 101) Vom Zorn und Unterdrückung desselben. 102) Vom Eifer. 103) Von dem Wetteifer und dem Neide. Fünfter Abschnitt: Von der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, der Billigkeit und Tyranney, der Liebe und dem Grolle. 104) Von der Gerechtigkeit. 105) Von den verschiedenen Arten der Gerechtigkeit. 106) Von der Ungerechtigkeit. 107) Von den Ursachen des Schadens. 108) Von der List, dem Betruge, den Schleichwegen und Ränken. 109) Von der Liebe und ihren Arten. 110) Von der Aufrichtigkeit (Ssadakat, die Wahrheitsliebe ist Ssidk). 111) Von der Menschenliebe. 112) Ermunterung zum Umgange mit Guten und Vermeidung von Bösen. 113) Von den Vortheilen der Vereinzelung und der Vermischung mit Menschen. 114) Von der Feindschaft. Sechster Abschnitt: 115) Von dem, was zu den Künsten und zum Erwerbe gehört, und von der Nothwendigkeit der Vereine der Menschen in Gesellschaft. 116) Gott hat den Menschen verschiedene Anlagen zu verschiedenen Künsten verliehen. 117) Die Armuth und die Furcht vor selber erhalten die Ordnung der Menschen. 118) Von der Gefügigkeit des menschlichen Leibes zu Künsten und Handwerken. 119) Von der Nothwendigkeit des Erwerbes. 120) Lob des Fleißes und Tadel der Trägheit. 121) Eintheilung der Künste, ihrer Stufen und ihres Vorrangs einer vor der

anderen. 122) Von den Prämissen der auf die Offenbarung gegründeten Wissenschaften. 123) Von der Würde der Menschen, die sich damit beschäftigen. 124) Vom Lobe und Tadel des Reichthums. 125) Vom Gebrauche des Reichthums und den Erwerbungsarten desselben. 126) Von der Behutsamkeit der Vernünftigen und dem Leichtsinne der Unwissenden (im Gebrauche des Reichthums). 127) Bewahrung des Reichthums in den Händen der Menschen. 128) Von dem Unterschiede derer, die zu Reichthum gelangt, im Gegensatze der Welt. 129) Von den verschiedenen Koransversen in Betreff der Welt. 130) Von den Zuständen der Menschen in Beobachtung der Dinge dieser und der andern Welt. 131) Von dem Zustande dessen, dem es erlaubt ist, sich von der Welt abzuwenden, und dessen, dem dieß nicht erlaubt ist. 132) Von dem, was sich die Weltmenschen an weltlichen Peinen selbst zuziehen. 133) Von dem löblichen Almosen und dem verschwendeten. 134) Von der Großmuth und Freygebigkeit, dem Geize und der Filzigkeit. 135) Von den verschiedenen Arten der Freygebigkeit. Siebenter Abschnitt: Von den Handlungen. 136) Von den verschiedenen Arten der Handlungen. 137) Von dem Unterschiede zwischen Handlung, Werk und Kunst. 138) Von den freywilligen und unfreywilligen Handlungen. 139) Von den tadelnswerthen und nicht tadelnswerthen Handlungen. 140) Von den Ursachen, denen die Handlungen zuzuschreiben sind.

Ein Quartband von 135 Blättern schöner deutlicher Neschischrift.

G. Biographische und anthologische Werke.

391.

كتاب الشعر و الشعرا

d. i. das Buch der Poesie und der Poeten, von Ebu Mohammed B. Moslim B. Koteibe, gest. 270 (883), dem Verfasser der unter Nr. 188 aufgeführten Universalgeschichte, einer der ersten und wichtigsten Geschichtschreiber der Araber. Die Biographien von 177 arabischen Poeten mit Proben ihrer Verse und einer vorausgesandten kurzen arabischen Poetik. Diese handelt erstens von der Eintheilung der Gedichte und Dichter, und hierauf folgen sogleich die Lebensbeschreibungen, nämlich: 1) Amrul-Kais B. Hadschr. 2) En-Nabighat ed-Dobjani. 3) Soheir B. Ebi Selma. 4) Aus B. Hadschar. 5) Tarfat Ibnol-Abd. 6) El-Motelames. 7) El-Hares B. Hieset. 8) El-Morkisch el-Ekber, d. i. der Große. 9) El-Morkisch el-Aßghar, d. i. der Kleine. 10) Alkama B. Abdehu. 11) El-Moseijeb B. Aales. 12) Aadij B. Seid el-Ibadi. 13) Amru B. Kolsum. 14) Hatim eth-Thai. 15) Aantarat el-Aabsi. 16) Aascha Kais. 17) Obeid B. el-Ebraß el-Esedi. 18) Lebid B. Rebiaa. 19) Seid el-chiiel. 20) En-Nabighat el-Dschaadi, also der zweyte, der erste Dobjani unter Nr. 2. 21) Mohelhel B. Rebiaat. 22) El-Abbas B. Merdas. 23) Hasan B. Sabit el-Anßari. 24) En-Nimr B. Tewleb. 25) Teebbeth Scherre. 26 und 27) Esch-Schemach und Moserrid. 28) El-Hathijet. 29) Rebiaat B. Makrum. 30) En-Nedschaschi. 31) Aamir B. eth-Thofeil. 32 und 33) Melik und Motemmim. 34) Chofaf B. Nedbet es-Solemi. 35) El-Chansa. 36) El-Mosawir B. Hind. 37) Ssabi el-Bordschimi. 38) Malik B. er-Rejjib. 39) Ibn Ahmer. 40) Ibn Mifraa. 41) Selik B. Sokke. 42) Ibn Feswef. 43) Aamru B. Maadi Kerib.

44 und 45). Die beyden Söhne Hasak's. 46) Aamru B. Kimijet.
47) Soheir B. Dschenab. 48) El-Asbath B. Kari. 49) El-Mostem-
ghir. 50) Ebul-Thahaman. 51) Hamed B. Thawr el-Hilali. 52) El-
Mosakab el-Abdi. 53) El-Momesak el-Aabdi. 54) Ibn Deret. 55) El-
Monachchal el-Jeschkeri. 56) Aabd Benil-Hashas. 57) Noßaib. 58) El-
Aadil B. el-Feredsch. 59) Er-Raaji. 60) Esnun. 61) El-Modscheb-
bel. 62) Soweid B. Ebi Kjahil. 63) Ebu Mahdschin. 64) Aamru
B. Schasch. 65) Ibneth-Thasrijet. 66) Jad el-Aadscheni. 67) Dscha-
mil el-Osri. 68) Tembet B. el-Homeir. 69) Schobeil B. Werka.
70) Thofeil el-Ghanewi. 71) Ibn Mokbil. 72) Omeijet B. Ebiß-
ßalt. 73) Ebuhu Ebuß-ßalt. 74) Chalil Aanin. 75) Chaiil. 76) El-
Ferasdak. 77) El-Achthal. 78) El-Baais. 79) El-Lain el-Minkari.
80) Eß-ßaletan. 81) Koseir. 82) El-Ahwaß. 83) Erthat B. Sohijet.
84) Sur-Remmet. 85) Behar B. Tusiaat. 86) Ibn Kais er-Rakijan.
87) Eimen B. Choreim. 88) Miskin ed-Darimi. 89) Omer B. Ebi
Rebiaat. 90) El-Okaischir. 91) Medschun. 92) El-Aaredschi. 93) Musa
Schehwat. 94) Orwet B. Odeinet. 95) El-Komeit. 96) Eth-Thir-
mah. 97) El-Aadschadsch. 98) Rubet B. el-Aadschadsch, 99) Ebu-
Mokailet. 100) Ebun-Nedschmr el-Aadschli. 101) Dokein er-Radschis.
102) El-Aghleb er-Radschis. 103) Ebu Dihibil el-Dschomachi. 104) Aadi
B. er-Rikaa. 105) Orwet B. Hiram. 106) Kais B. Serih. 107) Aamru
B. el-Ehtem. 108) Soweid B. Koraa. 109) Ibn Ghalfa. 110) Neh-
schel B. Harra. 111) Ebul-Ghul. 112) El-Aani esch-Scheni. 113) Ho-
reis B. Michsaß. 114) Schent B. el-Aaref. 115) Ferghan B. el-
Aaref. 116) Chadasch B. Soheir. 117) El-Haßain B. el-Homam.
118 und 119) Kaab und Omeir, die beyden Söhne Dschoaail's. 120) Ab-
dallah B. Hemmam. 121 und 122) Hodbet B. el-Chanscharmir und
Seadet B. Seid. 123) Schoora Hoseil Ebu Seweib. 124) El-Mo-
tanachal. 125 und 126) Ebu Chorasch und seine Schwester. 127) Cho-
weiled B. Mithal. 128) Malik B. el-Hares. 129) Omeijet Ibn Ebi
Aaiß. 130) Ssachar el-Ghaij. 131) Ebul-Aijal. 132) Ebu Kebir.
133) Orwet Ibnol-Werd. 134) Torich es-Sokaß. 135) Omer Ibnol-
Dschai. 136) Ebul-Hindi. 137) El-Kes'sab el-Hirmaßi. 138) Mor-
ret B. Makkjan. 139) Aus B. Maghra. 140) Ebus-sahaf. 141) Es-
seradik el-Hoseli. 142) Saad B. Naschib. 143) El-Mirar el-Aadewi.
144) El-Mirar B. Saaid. 145) Ebu Wedschset es-Saadi. 146) Esch-
Schemerdel B. Jesid. 147) El-Kattal el-Kelabi. 148) El-Kalah B.
Dschenab. 149) Sul-eßbaa. 150) Lakith B. Soraret. 151) El-
Berdach. 152) Chalef. B. Chalifet. 153) El-Aadschelani. 154) He-
ran el-Aud. 155) El-Kothami. 156) Aabdet Ibnet-Thabib. 157) Ebul-
Esswed ed-Doweli 158) Ibnes-Domeinet. 159) Ebu Dscheldet.
160) El-Edschred. 161) Modridsch er-rih. 162) Anes B. Ebi Njas.
163) El-Mokanna' el-Kindi. 164) Jahja B. Newfil. 165) Ibu
Heremet. 166) El-Omani el-Fekaimi. 167) Beschar B. Boni.
168) Sodeif. 169) Merwan B. Ebi Haßßa. 170) Ebu Atha es-Sendi,
171) Ibn Meijadet. 172) Ebu Haijet en-Nemeri. 173) Ebu Dolamet.
174) Hammed Aadschred. 175) Malik B. Esma. 176) Obeid B. El-
jub. 177) El-Ahim es-Saadr. Von neun berühmten Paaren
arabischer Liebenden finden sich hier acht der Geliebten als Dichter, näm-
lich: 1) Morkisch der Große, dessen Geliebte Esma die Tochter Auf's
B. Melik's. 2) Morkisch der Kleine, der Geliebte Fatima's, der
Tochter Monser's. 3) Antarat, der Geliebte Ablas. 4) Emrol-
kais, der Oneise's. 5) Koseir, der Asa's. 6) Dschemil, der

Boseine's. 7) Medschnun, der Leila's. 8) Irwet, der Afra's. Einer, Emher, der Geliebte Tafe's, fehlt. Der Verfasser der sieben an der Kaaba aufgehangenen Gedichte finden sich Amrulkais unter Nr. 1, Soheir unter 3, Tarafat unter 5, Hares unter 7, Amru unter 10, Lebid unter 18 und Antaret unter 15. Nach Amrulkais werden als das Kleeblatt der größten arabischen Dichter in der Einleitung Dscherir, Feresedak und el-Achthal genannt. Als Gattungen der Poesie erscheinen: das Lob, die Liebe, die Klage und die Satyre. Die Abschrift eine ganz neue, erst i. J. 1254 (1838) zu Constantinopel verfertigte, 162 Quartblätter schönes und größtentheils correctes Neschi.

Koteibe's Klassen der Dichter sind das erste Werk dieser Art, welches auf uns gekommen, denn wiewohl schon vor ihm der Dichter Ebi Temam, gest. 231 (842) in der Hamasa und in den Fuhulesch-Schuara, d. i. den Hengsten der Dichter, dann Mohammed Habib, gest. 245 (859), Amru B. Merar esch-Scheibani, gest. 256 (869), in den Eschaarol-Kabail, d. i. in den Gedichten der Stämme, Ebuseid B. Scheis-el Baßri, gest. 269 (882), in den Tabakat esch-schuara, d. i. den Klassen der Dichter, und Mohammed B. Ssuli, gest. 339 (950), in den Achbaresch-schuara, bereits die Kunden arabischer Gedichte gesammelt hatten, so sind doch, außer der Hamasa, die fünf anderen, durch Ibn Koteibe's hier beschriebene Werke in Vergessenheit gerathen. An Ibn Koteibe's Klassen der Dichter schließt sich ein Dutzend der großen arabischen Anthologien an, deren eine die Fortsetzung der anderen, nämlich: II. El-Bari, d. i. das Ausgezeichnetste Harun Ali's, gest. 288 (900). III. El-Jetimet, d. i. die einzige Perle Saalebi's, gest. 324 (935). IV. Dumijetol-Kaßr, d. i. die Statue des Pallastes, von Bacherfi, gest. 467 (1074). V. Seineted-Dehr, d. i. der Schmuck der Welt, von Werrak el-Chathiri, gest. 598 (1201). VI. Charidetol-Kaßr, d. i. die einzige Juwele des Pallastes, von Imadeddin, dem Sekretär aus Ißfahan, gest. 551 (1661). Hierauf folgt Ebulberekjat Ebi Schiaar, gest. 653 (1225), Verfasser des VII. Ukudol Dscheman, d. i. Korallenknoten der Zeitgenossen, und des VIII. Tohsetol Wusera, d. i. das Geschenk der Wesire, welches letzte eine Fortsetzung des folgenden: IX. Moadschemesch-Schuara, d. i. des Wörterbuchs der Dichter Mohammed B. Omran el-Mersebani's, welches schon früher der große geographische Dichter Jakut, gest. 629 (1231), ebenfalls unter dem Titel X. Moadschemesch-Schuara fortgesetzt. An diese Decas von Anthologien schließen sich nun erst die beyden folgenden Werke Chafadschi's, das XI. Rihanet und das XII. Chibaja an. Das erste ist weder mit einem früheren noch späteren Werke ähnlichen Titels zu vermengen; das erste Rihanetoledeb, d. i. Basilicon der Philologie, schrieb Ebul Hasan B. Ali B. Musa der Andalusier, gest. 573 (1274), welches aber keine allgemeine Anthologie aller östlichen und westlichen Dichter (wie die vorhergehenden Werke), bloß die andalusischen umfaßt, wie das Kalaidol-Ukjan, d. i. der goldene Halsschmuck Ibn Chakan's, gest. 535 (1140); das spätere, das Nefhatorrihan, d. i. der Hauch des Basilikon's, von Mohammed el-Emin, gest. 1111 (1602), eine Fortsetzung des folgenden:

392.

ريحانة الألبا و زهرة الحياة الدنيا

d. i. Basilikon der Männer von Kopf und Herz, und Blüthe des Lebens der Welt, von Ahmed B. Mohammed B. Omer esch-Schihabeddin el-Chafadschi, gest. 1069 (1658); enthält Gedichte von anderthalbhundert neueren syrischen, ägyptischen und maghribischen Dichtern in der folgenden Ordnung. Erste Abtheilung: Die Dichter Syriens. 1) Ahmed el-Inajati. 2) Mohammed eß-ßalihi el-Hilali. 3) Derwisch Moh. eth-Thalewi. 4) M. B. Kasim el-Halebi. 5) El-Emir Ebubekr d. a. Ibn Halala. 6) Ibrahim und 7) Mohammed, die Söhne Ahmed el-Halebi's, berühmt als Molla. 8) Iusuf B. Amran el-Halebi. 9) Serwer B. Serrin el-Halebi. 10) Husein B. Ahmed el-Dschesir. 11) Ebubekr Takijeddin, d. a. Ibnol-Dschewheri. 12) Schemseddin Moh., d. a. Ibnol-Minkar. 13) Dessen Sohn Abdollatif. 14) Der Mufti Schemseddin esch-Schami. 15) Bedreddin B. Rasieddin el-Ghasi. 16) Ebuß-ßafa Mustafa B. el-Adschemi el-Halebi. 17) Takijeddin B. Maaruf. 18) M. B. er-Rumi, d. a. Aami, der Neffe Chilali's. 19) Seineddin el-Esaasi. 20) Ebubekr el-Dschewheri esch-Schami. 21) Schemseddin M. B. Ibrahim el-Halebi, d. a. Ibnol Hanbeli. 22) Ebulfeth B. Abdes-selam el-Maliki. 23) Alaeddin B. Melik el-Hamewi. 24) Muhibbeddin B. Takijeddin el-Hamewi. 25) Schihabeddin el-Kanaum. 26) Maaruf esch-Schami. 27) Nedschmeddin B. Maaruf. 28) M. B. M. el-Hakem. 29) Fethallah B. Bedreddin el-Beiluni el-Halebi. 30) El-Kadhi Sahireddin el-Halebi. 31) Behaeddin Husein el-Aamili esch-Schami. 32) Chidr el-Moßuli. 33) El-Mola Abderrahman B. Imadeddin. 34) Ahmed B. Schahin esch-Schami. 35) Moh. B. Abdol-Ghasi. 36) El-Emir Mendschik el-Dscherkesi. 37) Ebut-taijib B. Rasijeddin el-Ghasi. 38) Abdol-Hakk esch-Schami, d. a. el-Hidschasi. 39) Ebul-Wefa B. Omer esch-Schafii. 40) Der Bruder des vorigen Omer el-Fardhi. 41) Omer B. Abdolwehhab el-Fardhi. 42) Ssalaheddin el-Kjurani el-Halebi. 43) Esseid Ahmed en-Nakib el-Halebi. Zweyte Abtheilung: Die Dichter des Maghrib. 44) Mulai Ahmed. 45) Ebubekr B. Ismail B. Schihabeddin el-Kutber-rebbari. 46) Moh. el-Feschtali, der Wesir Mulai Ahmed's. 47) M. B. Ibr. el-Fesi. 48) Der Wesir Abdol-aasis es-Saalebi. 49) Moh. Nekruk el-Maghribi. 50) Abdol-aasis el-Feschtani. 51) Abdes-selam B. Senwes el-Maghribi. 52) Es-Seid Abdol-Chalik el-Fesi. 53) Es-Seid Jahja el-Kortobi. Nun folgen die Dichter der huseinischen Dynastie. 54) Schihabeddin Ahmed el-Fajumi. 55) Hasan Ebi Numij. 56) Kutbeddin el-Mekki en-Nehrewani. 57) Dschemaleddin B. Ssadreddin B. Oßameddin el-Isferaini. 58) Dessen Bruder Ali el-Oßami. 59) Ahmed el-Medeni, d. a. Joteim. 60) Siradscheddin B. Omer el-Eschtali. 61) Abderrahman und 62) Ali, die Söhne Kesir el-Mekjani's. 63) Schihabeddin Ahmed B. Hadschr el-Heisemi. 64) Alaeddin B. Abdolbaki. 65) Der Dichter Husein el-Meliki. 66) Ali B. Hasan Dscharollah, der Mufti der beyden heiligen Stäten. 67) Ali el-Kairwani. 68) Moineddin Ibnol Bahja. 69) Abderrahman el-Chajari. 70) Abdallah B. Schemseddin B. Motahher el-Jemeni. 71) B. Seid Husein B. Motahher el-Jemeni. 72) Abdol-Hadi es-Serdi. 73) Ismail B. Ibr. B. Is-

mail B. Abdallah B. Abderrahman B. Moh. B. Jusuf. *Dritte Abtheilung*: Die Dichter Aegyptens. 74) Moh. B. Jesel Menufi. 75) Abdol-wehhab el-Mahalli. 76) Moh. el-Chaijath el-Mahalli. 77) Der Richter Takijeddin el-Mahalli 78) Jusuf el-Maghribi. 79) Jahja el-Aßeli. 80) Schemseddin Moh. en-Nahuri. 81) Moh. el-Hanefi, d. a. *es-seib*. 82) Der Mufti Ali B. Ghanim el-Makeddesi. 83) Moh. ed-Dimiati el-Hanefi. 84) Der Mufti Siradscheddin el-Hanuti. 85) Abderrahim el-Abbasi 86) Omer el-Fareskjuri. 87) Tahijeddin Ibn Omer er-Fareskjuri, Sohn des vorigen, Verfasser der Lobsprüche der Dichter. 88) Moh. B. Ahmed el-Hatani. 89) Ibrahim el-Alkami. 90) Ibr. el-Alkami. 91) Abdallah ed-Denuscheri. 92) Abdol Wahid er-Resahidi. 93) Ramadhan el-Hawa. 94) Ahmed B. Abdes-selam. 95) Moh. B. Bedreddin es-Sejat. 96) Ssafreddin Moh. el-Mokri. 97) Ahmed B. Ali el-Ghasi. 98) Omer el-Ghasi. 99) Radscheb esch-Schenewani. 100) El-Kadhi Bedreddin el-Iraki 101) Ahmed Ibn Awad. 102) Abderrahman B. Ahmed el-Hamidi. 103) Er-Reis Daud el-Hekim. 104) Moh. B. Bedreddin el-Anßari. 105) Ibr. B. el-Moblik. 106) Bedreddin B. el-Eshema. 107) Moh. el-Kabbani el-Ebjam. 108) Jahja B. el-Chatib. 109) Schihabeddin Ahmed, d. a. *Ukud*. 110) M. el-Beltini. 111) Mahmud el-Osjuti. 112) El-Kadhi Ahmed el-Mahalli. 113) Serieddin Ibneß-ßaigh. 114) Manßur el-Belbeisi. 115) Abdon-nafii et-Tarablusi. 116) Abdolmonim el-Mathi 117) Hasan B. esch-Schabi. 118) Ism. B. el-Hossein der Sekretär. 119) Mohijeddin el-Gharbi. 120) Dessen Sohn Ahmed el-Ghasi. 121) Abolfar. 122) Ali B. el-Chasredschi edh-Dharir. 123) Seinol-aabidin Moh. el-Anßari el-Chasredschi. 124) Nureddin Ibnol-Dscheser. 125) Moh, el-Karidhi. 126) Schihabeddin Ahmed B. Moh. el-Maghribi. 127) El-Kadhi Ahmed B. el-Hoßan. 128) Nureddin Ali el-Aali. 129) Es-Seid Ali Wefa. 130) Mohammed B. Ebilfadhl el-Wefaji. 131) M. B. Ebilfadhl el-Wakaji. 132) Ebul-Mekjarem, auch Ebul-Esaad. 133) Scheich Naßireddin Manßur. 134) Essed Mahmud und 135) dessen Bruder Abdollah. 136) Ustad Ebul Hasan el-Bekri. 137) Ustad Moh. Ibn Ebil Hasan el-Bekri. 138) Ustad Seinol-aabidin el-Bekri. 139) Ustad Ebulmewahib el-Bekri. *Vierte Abtheilung*: Von Dichtern, Freunden und Bekannten des Verfassers. 140) Ali Ebil-Dschebaji Emrallah el-Hamidi. 141) Abdol Baki, der größte Lyriker. 142) Saadeddin Hasan B. Dschan, der größte Geschichtschreiber der Osmanen. 143) Abdolkerim B. Sinan. 144) Es-Seid Moh. B. Burhaneddin el-Hamidi. Ueber den Zustand Rums und den Verfall der Gelehrten allda, eine *Makamet*; dann eine *Kaßidet* aus dem Buchstaben *Mim*; dann Nachrichten über die Lebensumstände des Verfassers. Ein in gutem Neschi geschriebener Quartband von 268 Bl., die Abschrift vollendet i. J. 1232 (1816).

393.

خبايا الزوايا فيما في الرجال من البقايا

d. i. *die Heimlichkeiten der Winkel in dem, was von den Männern übrig* (an Denkmalen der Poesie). Ist eine zweyte poetische Blumenlese *Chafadschi's*, des Verfassers der vorhergehenden, welche durch diese theils bloß erweitert (indem einige Namen in beyden vorkommen), theils durch neue ergänzt wird. Sie beginnt I. mit einem

Lobe von Damaskus und seiner Districte. 1) Ahmed el-Inajati. 2) Mohammed eß-Salihi el-Hilali. 3) Hasan Moh. el-Burini. 4) Mohammed eth-Thalewi. 5) Moh. B. Kasim el-Halebi. 6) El-Emir Ebubekr el-Halebi, d. a. Ibnol Halala. 7) Moh. und 8) Ibrahim, die beyden Söhne des als A. B. Molla bekannten Dichters. 9) Jusuf B. Omran el-Halebi. 10) Husein B. Ahmed B. Husein el-Dschesori. 11) Ebubekr Takijeddin el-Dschewheri. 12) Schemseddin M., d. a. Ibnol Minkar. 13) Imadeddin Moh. el-Hanefi esch-Schami. 14) Der Scheichol Islam, d. i. der Mufti Bedreddin B. Nasireddin el-Ghasa 15) Ebuß-ßafa Mustafa Ibn ol-Aadschemi el-Haiji. 16) Takijeddin B. Maaruf. 17) Moh. er-Rami, der Neffe der Schwester Chijali's. 18) Seineddin el-Eschaasi. 19) Ebubekr el-Dschewhir esch-Schami. 20) Schemseddin M. B. Ibrahim B. el-Haschelk. 21) Ebulfeth Moh. B. Abdoßelam el-Maliki. 22) Alaeddin B. Melik. 23) El-Kadhi Muhibeddin B. Takijeddin el-Hamewi. 24) Maaruf esch-Schami. 25) Nedschmeddin B. Maaruf. 26) M. B. M. el-Maaruf. 27) Sahireddin el-Halebi. 28) Behaeddin B. el-Husein el-Aamili. 29) Chidhr el-Moßuli. 30) Esch-Scheich Omer el-Aardhi. 31) Mola Ahmed Ebul Abbas el-Manßurbillah der Scherife. 32) Moh. el-Feschtali. 33) Moh B. Ibr. el-Firi. 34) Aghaßisi der Zweyte. 35) Abdolaasis el-Feschtali. 36) Seid Jahja el-Kortobi. 37) Abdolaasis B. M. es-Saalebi. 38) Abdes-selam B. Senus el-Maghribi. 39) Es-Seid Abdol-Chalik el-Fesi. 40) Moh. Nekruk.

II. Aus der hoseinischen Dynastie. 41) Esch-Schihab el-Aini. 42) Kutbeddin el-Mekki el-Kairewani. 43) M. Ibnol Chair Ibnol Hadschr. 44) Abdol-Baki. 45) Abdallah B. Schemseddin Motahher el-Jemini. 46) Siradscheddin el-Eschhel. 47) Abderrahman und 48) Ali, die beyden Söhne Kesir's.

III. Die Zeitgenossen aus den Aegyptern. 49) Moh. Ibnol-Hasan el-Bekri eß-ßidiki. 50) Nureddin B. Ali. 51) Jahja el-Afisi. 52) Jusuf el-Maghribi. 53) M. B. Jeben. 54) Moineddin Ibnol Bekja. 55) Ahmed B. Abdes-Selam. 56) Ali B. Emrallah el-Hanani el-Hamidi. 57) Abderrahim el-Abbasi. 58) Abdon-nasil er-Tarablusi. 59) Ahmed B. el-Dschejan. 60) Ahmed B Moh. el-Mokri el-Maghribi. 61) Takijeddin el-Temimi. 62) Mohammed Bedreddin es-feijat. 63) Moh. el-Ebjari el-Kabani. 64) Abdallah ed-Denuscheri. 65) Ali Ibnol-Ghanim el-Mokaddesi. 66) Mohi el-Aabidin J. Moh. B. Abdolkadir. 67) Ahmed B. Ali el-Alkami. 68) Mahmud el-Osjuti. 69) Daud el-Hekim. 70) Moh. B. Ahmed el-Hattabi. 71) Abderrahman B Imadeddin esch-Schami.

Eine sehr feine, aber schöne Neschischrift, vollendet in den ersten Tagen des Redscheb des Jahres 1061 (1650), also bald zwey Jahrhunderte alt; aus der besten Zeit ägyptischer Kalligraphie unter den Osmanen, durch Dschibrail el-Mesihi el-Meleki, also durch einen Christen, für seinen Herrn und Gönner el-Hadsch Kasim Dschelebi, d. a. Meschetsade. 92 Bl. Octav. Die späteren Blüthenlesen arabischer Dichter nach diesem Dutzend der hier angeführten sind nicht mehr aus Hadschi Chalfa, der ein Zeitgenosse Chafadschi's, sondern aus Mohammed Emin, welcher die Biographien des eilften Jahrhunderts schrieb, und aus denen Chalil Efendi's, des Verfassers der Biographien des zwölften Jahrhunderts, bekannt; nämlich: XIII. Nefhatet-Rihan, d. i. der Hauch des Basilikons, von Mohammed el-Emin, gest. 1111 (1602); XIV. das Sulaset Ibn Maaßum's. XV. Die Lobsprüche der Dichter (Medaihesch-Schüara) Takijeddin Faris-

kjuri's, gest. 1057 (1647). XVI. Sekrei dschib, d. i. die Busen-näthe Bedii's, gest. 1030 (1620). XVII. Das Montesihol-ojun, d. i. der Reiniger der Quellen, Abdolain's, gest 1055 (1645). XVIII. Die Riadhol enikat, d. i. die herrlichen Gärten zarter Gedichte, des großen Dichters Ibn Schahin, gest. 1053 (1663). Vor dem Werke Ibn Koteibe's ist oben sechs früherer, nämlich der Hamasa's und Fohul Ebi Temam's, dann der Thabakati Mohammed Habib's, Ebu Seid's, Scheibani's und Suli's Erwähnung geschehen, mit welchen die Zahl der hier chronologisch aufgeführten Biographien und Anthologien arabischer Dichter vier und zwanzig. Die andalusischen, von denen in Europa kaum ein einziges, nämlich das Kalaidol-ukjan d. i. der goldene Halsschmuck, durch einige aus demselben gezogene Stellen bekannt ist, bilden eine Klasse für sich; die mir bekannten sind: I. Das Buch der andalusischen Dichter Ibnol Kardhi's, gest. 102 (720). II. Das Osman B. Rebiaa's, gest. 340 (951). III. Das Buch der Dichter Andalusiens von Ibnol Kortobi, gest. 398 (949). IV. Der Ziergarten (el-Hadikat) Ebis-salt's, gest. 529 (1134). V. Der goldene Halsschmuck (Kalaidol-Ukjan) Ibn Chakan's, gest. 535 (1140). VI. Das erste Rihanet, d. i. Basilicon, Ebil Hasan B. Ali, B. Musa's, des Andalusiers, gest. 673 (1274), welchem später Chafadschi und Mohammed el-Emin die Titel ihrer Blüthenlesen nachahmten. VII. Die aufgehenden Sternenhaare (Ghurret-taliaat) in den Dichtern des siebenten Jahrhunderts, von demselben Verfasser, wie das Rihanet; und VIII. unter demselben Titel von Mohammed B. Ali es-Sebeti, gest. 722 (1322). IX. Enmusedsches-seman fi Schuarai Kairewan, d. i. die Proben der Zeit in den Dichtern Kairewan's, von Ebi Ali Hasan el-Esedi, X. Durreri Ghurrer fi Schuaarai Andalus, d. i. die Perlen der Sternenheere der Dichter von Andalus, von Reschideddin Moh. B. Ibr. el-Watwat, gest. 718 (1318), eine Fortsetzung des Buches Ibnol Kardhi's. Außer dieser von Hadschi Chalfa angeführten Decas von Biographien und Anthologien andalusischer Dichter finden sich noch in Casirius: XI. Mansareschuara, d. i. der Schauplatz der Dichter, in 24 Bänden, von denen der zehnte auf der Bibliothek des Escurials bey Cas. N. 278. XII. Sadol Musafir, d. i. der Proviant des Reisenden, Ebu Bahr Ssifwan's. Außer diesen zwölf auf die spanischen Dichter sich beschränkenden Blüthenlesen, die mit den obigen 24 sechs und dreyßig machen, bestehen noch die folgenden vier und zwanzig. I. El-Mochtelif wel Motelif, d. i. die homonymen Dichter von Ebilkasim Hasan B. Beschr Ahmed schon i. J. 245 (859) geschrieben. II. Esamiesch-Schuara, d. i. die Namen der Dichter, vom Ghulami Saaleb, gest. 340 (951). III. Achbarol Kodhat esch-Schuara, d. i. die Kunden der Richter Dichter, von Ebibekr Ahmed B. Kjamil, gest. 350 (961). IV. Imaesch-schewairet, d. i. die Andeutung der Dichterinnen, von Ebilferedsch B. Ali B. Hosein aus Ißfahan und von Hasan B. Tarah, V. El-Bahir fi achbari Schuaara, d. i. das Offenbare von den Kunden der Dichter, von Ebi Manßur, dem Astronomen des Chalifen Moktesi, gest. 300 (912). VI. Sehrol-Edeb, d. i. die Blüthe der Philologie, von Ibn Hoßri, gest. 453 (1061). Ueber die Werke der Dichter des siebenten Jahrhunderts bestehen außer den schon oben erwähnten beyden spanischen noch: VII. Durrer en-nasiat, d. i. die strahlenden Perlen, von Kemaleddin Abder-resak B. Ah-

med. VIII. Ischaret, d. i. die Andeutung, von Ebi Ahmed Obeidallah B. Abdallah. Ueber Dichter-Könige: IX. Eschaarol moluk, d. i. die Gedichte der Könige, von Ebi Abbas Abdallah B. el-Motaaf. X. Tibrol mesbuk fi Schiiril Chulefa wel moluk, d. i. geschlagenes Gold von den Gedichten der Chalifen und Könige, von Ebibekr B. Mohammed aus Malacca, gest. 750 (1449). XI. Durressemin fi schiiris-selaset es-selatin, d. i. die kostbaren Perlen über die Gedichte dreyer Sultane der Familie Ejub (Melik Aadil, Kjamil, Eschref). Ueber die Dichter Mesopotamiens allein: XII. Durretol-chatiret min Schiir ehlil-Dschesiret, d. i. die kostbare Perle der Gedichte mesopotamischer Poeten, von Ali B. Dschaafer Ibnol-Kutaa, gest. 515 (1121). XIII. Mochtar fin-nasm wen-nesr efadhilil aasr, d. i. Auswahl der Verse und Prosa der Zeitgenossen, von Ibn Beschrun dem Secretär. XIV. Tarafol-elbab we tahafol-ahbab, d. i. Blicke der Verständigen und Geschenke der Freude. XV. El-eshar fi enwail eschaar, d. i. Blüthen verschiedener Gedichte, von Ebibekr B. Ahmed B. Kjamil Muhabbeddin Ahmed B. Mohammed, gest. 643 (1245). XVI. Aßdafol-El-Waßaf d. i. die Muscheln der Beschreibungen, vom großen persischen Geschichtschreiber Waßaf. XVII. Enmusedsches-seman fi Schuaaril-ajan, d. i. die Proben der Zeit von den vorzüglichsten Dichtern, von Ebil-futuh Abdes-selam B. Jusuf aus Damaskus. XVIII. Die Klassen der Dichter von Sobki, gest. 830 (1410). XIX. Die Mahmud el-Aini's, gest. 800 (1397). XX. Die Soluti's, gest. 911 (1505). XXI. Das Keschkjul Behaeddin el-Aamili's, gest. 103 (621). XXII. Das Nihajetol-edeb fi eschaaril-areb, d. i. das Ende der Philologie in den arabischen Gedichten, eine Sammlung von tausend Kaßideten. XXIII. Tadscholedeb fi Thabakatisch-Schuaara el-areb, d. i. Krone der Philologie in den Klassen der arabischen Dichter, nur dem Titel nach aus den Catalogen constantinopolitanischer Bibliotheken bekannt. XXIV. Das große Werk Melik Manßur's B. Schehinschah des Ejubiden in zehn Bänden. Also sechzig Biographien und Anthologien arabischer Dichter, von welchen bisher kaum sechs auf europäischen Bibliotheken, und diese noch ihrem Inhalte nach unbenützt, sich befinden. Mehrere in dem Artikel: Arabische Anthologie, der Encyclopädie von Ersch und Gruber als Anthologien angeführte Werke, wie das Sihrol-belaghat, Nehdschol-belaghat, Kemalol-belaghat, d. i. der Zauberpfad und die Vollkommenheit der Beredsamkeit, und der Kjamil, d. i. der Vollkommene Moberrid's, gehören unter die rhetorischen Werke, und sind nicht den Anthologien zuzuzählen. Eben da finden sich aus dem Receuil de catalogues divers, d. i. aus der nun in Petersburg befindlichen Sammlung der Handschriften des verstorbenen Consuls Rousseau unter Nr. 23 und 26 zwey Fortsetzungen, nämlich eine der spanischen Blüthenlese Ibn Chakan's, und die zweyte eine des Nefhatol-rihanet Mohammed Emin's. Die außer den Bruchstücken der Hamasa uns aus den uns zugänglichen biographischen und anthologischen Werken bekannte Zahl arabischer Dichter ist die folgende. Im Ibn Koteibe 177, im Kalaidol Ukjan 67, in der Jetimet Ssaalebi's 480; in dem Dumijetol-Kaßr Bacharsi's 522; im Rihanet Chafadschi's 144; im Chibaja die letzten 10; in den Biographien Mohammed Emin's ein halbes Hundert; zu-

sammen also anderthalbtausend arabische Dichter, wovon in den Biographien Ibn Challikjan's eine Centurie, in den chronologischen Tafeln Hadschi Chalfa's nur ein halbes Hundert, also zusammen nur anderthalb Hundert, je der zehnte Mann, unter ihrem Sterbejahre aufgeführt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Stift Klosterneuburg, erbaut auf den Ruinen des römischen Municipiums Cetium.

Von jeher hat es Menschen gegeben, welche der Meinung wären, es könnte ihrem Vaterlande, ihrem Herrscher, ihrem Patrone oder ihrem Geschlechte keine größere Ehre widerfahren, als wenn denselben ein besonders hohes Alter, ein mächtiger oder hochbelobter Stammvater, oder ein anderer, in die nicht zu entschleyernde Vorzeit sich verhüllender Ursprung, wo nicht als gewiß und verläßlich, doch als wenigstens wahrscheinlich, oder mindestens vermuthlich angewiesen werden könnte. Dieses Streben nach alter Abstammung zeigt sich bey fast allen Völkern in allen Zonen und Welttheilen.

Auch für Oesterreich fanden sich solche patriotische Lobredner in verschiedenen Zeiten, aber alle scheint Johann Rasch, Schullehrer bey den Schotten zu Wien, nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, überboten zu haben.

Aus Rasch's Arbeit ersieht man, daß er für die damals noch wenig ausgearbeitete Geschichte Oesterreichs Vorliebe hatte, daß er mit vielen Chroniken bekannt gewesen, aber die am meisten lieb gewonnen habe, die Außerordentliches und Unerhörtes zu Tage gefördert. Es scheint, der Wunsch, als historischer Schriftsteller bey dem Volke in Ruf und Ansehen sich zu bringen, habe ihn dahingerissen, alle Chroniken und sonstige historische Schriften durch Erzählung unerhörter Dinge zu übertreffen.

Bey dem Volke konnte dieser seltsame Mann mit Sicherheit auf Staunen rechnen, denn außerordentliche Neuigkeiten waren es ja, die er demselben bekannt machte; Dinge erzählte er, von denen bis hieher noch kein Sterblicher ein Wörtchen vernommen hatte, und dieses Wunderbare trug er mit solcher Bestimmtheit und Deutlichkeit vor, als ob nicht einmal ein Zweifel über das Gesagte entstehen könnte. Bey der Klasse jener, die doch hie und da im Glauben wanken könnten, und etwa nach den Quellen fragen möchten, die suchte er dadurch zu beschwichtigen, daß er sagte, er habe das alte Wienerische Chronikbüchlein aufgefunden, dann viele alte unleserliche Bücher und Schriften gesehen und durchblättert, die inzwischen leider verloren gegangen seyen, die er aber alle bey seiner Arbeit noch benützt habe.

Wie konnte jedoch Rasch mit den Kennern der Landesgeschichte abkommen, deren es doch auch mehrere gab? Diese mochten ihn wohl als ein ungebundenes Genie betrachten; denn er wirft Juden, Heiden und Christen, Jahrhunderte und Jahrtausende so durch einander, daß es scheint, er habe sich entweder nur einen Spaß machen, oder wohl gar dadurch die löbliche Absicht erreichen wollen, durch dieses widersinnige Fabelwesen den Geist der Kritik zu erwecken. Wenn wir endlich die Mühe betrachten, welche Rasch auf diese weitläufige Ausarbeitung solch

beyspielloser Fabeln verwendete, so drängt sich ungerufen die Frage auf: Sollte ihn durch eine so lange Zeitperiode, in der er daran arbeiten mußte, nicht der Gedanke befallen haben: welcher Vernünftige wird mir glauben, daß bey St. Martin zu Klosterneuburg Matan, Payman, Geman, christliche Fürsten begraben liegen? Nur die Begierde, Aufsehen zu machen, mag ihn zur Fortsetzung seiner Arbeit getrieben haben.

Rasch beginnt seine wundervolle Chronik mit vorausgeschickter Tabelle der österreichischen Regententafel, in der jedem Fürsten ein bestimmter Name, die Religion, die Würde, die Benennung der Landschaft, über welche er geherrscht, zugewiesen, und mit der Zahl der Regierungsjahre, mit dem Orte der Begräbniß, dem Namen der Gemahlin und oft auch mit der Zahl der Jahre, wie viele sie mit einander in der Ehe verlebt hatten, aufgeführt wird.

Die Geschichte beginnt mit der Sündfluth; er läßt Noe und seine Söhne die Welt bereisen, und dem Stammvater die Länder bestimmen, über welche jeder von seinen Söhnen und Enkeln regieren sollte, und dann wieder den Vater nach Armenien zurückkehren.

Tuisko bricht 151 Jahre nach der Sündfluth aus Armenien mit einem großen Volke hervor, darunter zwanzig oder dreyßig Fürsten waren, denen er im heutigen Deutschland Länder zu besetzen und zu regieren anweiset, so z. B. ist Bannon der erste, der über Pannonien gesetzt wird; Eber wird seßhaft unterhalb Krems an dem Kampflusse; Salon Panos bey der Neustadt gegen Steyermark; Ister, Ebers Sohn, erhält das Land gegen Böhmen; Juder bekömmt seinen Sitz im Marchfelde; also alle seßhaft in Oesterreich.

Rasch bestimmt solche Orte als Begräbnißstätte, die jedem heut zu Tage lebenden Oesterreicher gar wohl bekannt sind. Er gibt seinen Fürsten Regierungsjahre, die bis auf Leopold I. aus dem Hause Babenberg nicht gar vierthalbtausend Jahre betragen, und wenn man gleich von seinen vorkommenden Varianten die geringere Zahl nehmen würde, doch mehr als volle dreytausend Jahre ausmachen würde. Wahrlich, eine noch beynahe bestimmtere Angabe, als die der ägyptischen Herrscher, und wirklich hat kein bekannter Chronikenschreiber solch eine außerordentliche Arbeit zu Tage gefördert.

Für den Schreiber dieses, dem es zunächst um die Ausmittlung der Zeitperiode zu thun ist, in welcher die erste Ansiedlung zu Klosterneuburg geschehen sey, könnte es wohl nichts Erwünschteres geben, als das hohe Alter und die Ehre, welche dieser Chronikschmied in seinem Machwerke dieser österreichischen Stadt so freygebig erweiset. Darum sollen hier jene Regenten angegeben werden, die er zu Klosterneuburg begraben seyn läßt.

Rasch beginnt die österreichische Fürstenreihe mit dem Heiden Abraham, der im J. 859 nach der Sündfluth und 1448 vor Christo in dieses Land, Judaisapta genannt, als Markgraf ankömmt, und zu Stockerau, das er Aretin nennt, dreyßig Jahre wohnt. Als Landeswappen führt er auf dem Helme einen gelben Adler mit schwarzen Flügeln, der Schild ist schwarz mit einem gelben Adler. Nach der Aufschrift des Blattes regierte Abraham in Oesterreich zu der Zeit, als die Juden ihre Richter hatten. Nun folgen sechs und zwanzig heidnische Regenten, und von dem achten angefangen sind sie Herzoge. Nun folgt Mannon ein Heide im Jahre nach der Sündfluth 1431 zur Zeit Hellie und Hellisei, ein Sohn Mathans, war Herzog zu Pamans 59 Jahre, begraben zu Klosterneuburg, und führt sein Landwappen wie sein Vater.

Lemna, sein Weib, eine Gräfin aus Ungern, die starb nach ihm dritthalb Jahre, ist bey ihm begraben. Ihr Erbwappen, auf dem Helme ein schwarzer Adler; der Schild ist schwarz, mit einem weißen Striche über Quere; hat einen Sohn Mannaim und eine Tochter Sunna, die ist bey dem Vater begraben.

Paymon Heid 1701 zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft, Tantans oder Malans anderer Sohn, war Herzog zu Tantaria 48 Jahre. In etlichen Verzeichnissen steht, er habe geheißen Primon, sey ein Jude geworden, begraben zu Schwanburg oder da jetzt das Kloster Neuburg liegt. Führt seines Vaters Landwappen.

Lana, sein Weib, eine Herzogin aus Ungern, starb drey Jahre nach ihm, ist bey ihm begraben. Ihr Erbwappen auf dem Helme zwey Hörner, eines weiß, das andere schwarz; der Schild blau, mit weißem Querstrich. Hatten drey Söhne: Mannan, Gennan, Saptan.

Gennan (1752 nach der Sündfluth, 555 vor Chr.), Paymans mittlerer Sohn, war Herzog zu Tartania, das er nennt Mitannas, 45 oder nur 4 Jahre, starb ohne Weib, begraben bey seinem Vater zu Neuburg. Führt das Landwappen.

Melchior (Jahr 1 nach Christi Geburt), der heiligen drey Könige Einer, wie der Pöbel im Liede: Ich lag in einer Nacht, und schlief mit dem Stern, singt, sey gewesen aus Oesterreich, Kasper aus Mohrenland, Balthasar aus Griechenland. Die windischen Bauern sagen, daß die hh. drey Könige (Maravi, nicht Mori oder Mauri) aus Marchland (Steyermark, windischen Mark) gewesen seyen. Ihre Körper liegen noch, und werden jährlich dem Volke gezeigt, in der heiligen Dreykönigskapelle auf einem Berge; eine Meile von Pettau. Die zu Kölln am Rhein seyen nur drey Schweizer Meil von Mailland. Die Schrift sagt: Weiße kommen vom Aufgang, die Kirche singt von Königen aus Aethiopia, Arabia, Saba.

Roland oder Rodant Heid, ein Fürst in Ungern, oder steht in etlichen Exemplaren aus dem deutschen Gebirge gebürtig, Salmaß Sohn, war von den Römern eingesetzt zum Herzog von Carundanz 51 Jahre, begraben zu Tuln oder Neuburg Klosterhalben. Führt das Landwappen, auf dem Helm einen Widhopf, der Schild blau, mit einer weißen Scheibe. Nach Chr. 327. Sallina, sein Weib, eine Herzogin aus Böhmen, starb vor ihm, liegt bey ihm begraben.

Saton (n. Chr. 351), Heid Rolands Sohn, war Herzog zu Carodantia 51 Jahre, begraben zu Klosterneuburg, führt seines Vaters Landwappen. Hat keine Erben, darum fiel das Land wieder auf die Römer, und hiemit die heidnischen und jüdischen Fürsten aufhörten. Christliche und katholische Herren dieses Landes folgen bis hieher auf unsere Zeit, da uns die fatales Astrologi gern Türkische einsetzen wollen. Simisa, sein Weib, eine Herzogin von Ungern, starb zwey oder anderthalb Jahre nach ihm, und ist bey ihm begraben. Ihr Erbwappen auf dem Helme ein silbergekröntes Mohrenhaupt; Schild schwarz, mit einem weißen Streif über Eck.

St. Aman (373) oder Amonius, Anno 84 von den Römern zu einem Markgrafen gesetzt worden in Karadantia, das er Avara in der obern nennt, 13 oder 20 Jahre. Anno 405 gemartert, daß er ein öffentlicher Christ war, und viel Römer bekehrte. Begraben zu St. Peter. Führt ein neues Landwappen: auf dem Helm eine Jungfrau weiß und roth durch die Länge, der Schild roth mit einer weißen Scheibe, in deren Mitte ein schwarzes Kreuz. Sein Erbwappen: auf dem Helme

zwey weiße Engelsflügel, inzwischen ein gelber Drache; der Schild schwarz, mit einer Jungfrau halb weiß und halb grün durch die Länge und eine gelbe Krone in den Händen. Helena, sein Weib, von Rom, starb fünf Jahre nach ihm, daselbst begraben. Ihr Erbwappen: auf dem Helme ein schwarzer Rabe mit einem Siegelring im Schnabel; der Schild weiß mit einem schwarzen Kreuze. Haben drey Söhne: Hans, Albrecht, Dietrich.

Johannes, ein Christ, Aman's Sohn, hat das Gebirge von der Neustadt bis gegen Enns und an die Donau, nennt es Osterland, regiert 33 Jahre, begraben zu Klosterneuburg. Er oder sein Vater haben zu Wien eine Kapelle St. Peter erbaut. Führt auf dem Helme zwey weiße Engelsflügel, dazwischen einen gelbgrünen Drachen. Der Schild schwarz mit einem weißen Kreuze., Anna, sein Weib, eine Markgräfin von Rom, starb zwey Jahre vor ihm ohne Erben, bey ihm begraben Ihr Erbwappen: auf dem Helme ein gelber Knopf, darauf ein blauer Lilienbusch, der Schild weiß mit einer rothen Rose.

Dietrich, Christ, Aman's Sohn, hatte das Land von der Neustadt bis gegen Preßburg, auch das flache Feld enthalb der Donau und Wien. Starb ohne Weib und Kind nach seinem Bruder Hansen, bey ihm begraben.

Johann (725), Herzog Ludwigs Sohn, war Herzog in Oesterreich 19, 49 oder 50 Jahre, begraben zu Klosterneuburg bey St. Martin. Führt ein neues Landwappen: auf dem Helm einen gelben Adler mit ausgespreizten Flügeln; der Schild blau, darin ein gelber Adler, ein Flügel weiß, der andere schwarz.

Anna, sein Weib, eine Herzogin von Böhmen, starb zwey Jahre vor ihm, bey ihm begraben. Ihr Erbwappen: auf dem Helme zwey schwarze Hörner, inzwischen eine weiße Jungfrau; der Schild schwarz, mit einer weißen Scheibe. Hatten einen Sohn Heinrich.

Johannes (775), Herzog Heinrichs Sohn, war Herzog 31 oder 39 Jahre, begraben zu St. Martin ob Klosterneuburg, oder bey seinem Vater zu Verona. Führt das Landeswappen wie sein Vater.

Margaretha, sein Weib, eine Herzogin von Böhmen, starb anderthalb Jahre vor ihm, bey ihm begraben. Ihr Erbwappen: auf dem Helme ein weißer Adler mit aufgereckten Flügeln; der Schild weiß, darin ein schwarzer Adler. Hatten zehn Söhne.

Albrecht, der vor dem Vater starb ohne Weib, war bey ihm begraben, und Ludwig.

Mit dem Anfange des zehnten Jahrhunderts beginnt Rasch die Genealogie der Babenberger, und neben dieser die der Grafen von Scheyern. Von den zu Klosterneuburg begrabenen Babenbergern führt er das bekannte Verzeichniß von Leopold dem Heiligen bis auf Hermann von Baden, den er im weitern Sinne einen Urenkel St. Leopolds nennt.

Dieß eine reichliche Ausbeute aus des gelehrten Schulmeisters Geschichtswerke! Viele, gar zu viel Ehre für Oesterreich und die in diesem Lande liegende Stadt Klosterneuburg Bey dem ersten Erscheinen dieses Kunstwerkes mögen wohl Tausende überrascht worden seyn, und so gestaunt haben, daß sie wirklich nicht zu Athem kommen konnten. Diese lange und so bestimmte Regentenreihe hat und wird kein Land aufzuweisen finden; und Rasch hat sich dabey in solch einen historischen Freudentraum hineingedacht, daß ihm, so zu sagen, Hören und Sehen verging; denn sonst müßte er überdrüßig geworden seyn, mit solchem Schnack sich zu befassen.

Wenn auch Klosterneuburg keinen Anspruch darauf macht oder machen kann, daß es von Noe auf seiner Reise aus Armenien längs der Donau und dem Rheine bis nach Spanien, und von da vielleicht eben wieder zurück besucht worden sey; noch auch darauf, daß es unter den jüdischen Königen ein wohlbekannter und Klosterneuburg benannter Ort gewesen; noch daß es die Grabstätte heidnischer, jüdischer und unbekannter christlicher Regenten sey; so macht es denn doch mit Recht einen Anspruch auf ein hohes und ehrwürdiges Alter, so daß es sicher unter den ältesten Städten des Landes noch einen bedeutenden Vorrang behauptet.

Ob die Ureinwohner Norikums, ehe die Römer in diese Gegenden kamen, sich auf der Anhöhe an der Donau, auf der gegenwärtig das Stift Klosterneuburg steht, schon angesiedelt hatten; ob sie auf diesem Platze einen durch eigenen Namen bezeichneten Ort gegründet und bewohnt haben oder nicht, darüber schweigt die Geschichte, und bietet uns, wie es scheint, auch gar keine Hoffnung dar, diese Frage einst zu beantworten. Erst mit den Römern kömmt Licht über die Geschichte dieser Gegenden, obwohl spärlich und mühsam, wie es Muchar's herrliches Werk über das römische Norikum deutlich und gründlich beweist.

Die Römer, welche bis an die Donau vordrangen, und diesen Strom damals als den Gränzpunkt ihres großen Reiches erachteten, mögen wohl auch die Wichtigkeit des erhabenen Platzes, wo gegenwärtig das Stift Klosterneuburg steht, und wo der mächtige Fluß zwischen zwey Bergen durchströmt, erkannt, und ihn als Gränz- und Vertheidigungspunkt der Reichsgränze gegen mächtige Barbarenfeinde benützt haben. Das geschah auch unter Kaiser Augustus. Dieser erste Imperator, obwohl er die reißende Donau als natürliche Gränze des Reiches annahm, und vorerst als Endpunkt seiner nördlichen Ausbreitung bestimmte, sah doch bald ein, daß der Fluß allein noch nicht im Stande sey, die supercilia Histri, wie man die Gränze an der Donau nannte, in volle Sicherheit zu setzen, besonders wenn eine starke Eisdecke den Barbaren den Uebergang erleichterte, um die neue römische Gränze mit Mord, Verheerung und Plünderung heimzusuchen. Dieser Ursache wegen richteten sowohl August als seine Nachfolger ihr Hauptaugenmerk auf künstliche Vorkehrungen, auf feste militärisch verkettete Punkte zur Sicherung des eroberten Landes.

Nach den Bestimmungen der römischen Kaiser sollten überall in einer Entfernung von tausend Schritten Festungsgebäude mit starken Mauern und hohen Thürmen errichtet, wohl hergehalten und bewacht werden. Diese Befestigungen mußten auf Kosten der Gränzbewohner erbaut und hergehalten werden. Durch diese Befehle der Imperatoren wurde das Donauufer gleichsam mit einer Kette von Festungswerken aller Art und dergestalt verwahrt, daß an den wichtigeren Stellen Thürme, Wälle, Bollwerke, Wehren (an einander geflochtene Pfähle), Gräben, Mauern, Burgen, Kastelle, Klausen, und neben volkreichen und befestigten Städten Standquartiere, stativa, castra legionum oder castra praesidiaria erbaut wurden. So schauten die aufsichtigen römischen Soldaten auf das nördliche oder sogenannte barbarische Donauufer, und später drangen sie auch hinüber, und errichteten dort auf noch fremdem Boden Vertheidigungsplätze, von denen ich Klosterneuburg gegenüber als solche Punkte den Bisamberg, Kreuzenstein und den Michaelsberg bey Haselbach (wo noch Thomas Ebendorffer als Knabe über verfallenes Mauerwerk sprang) bezeichnen zu müssen glaube.

Der enge Donaupaß bey Klosterneuburg mag schon zu Augustus Zeiten für einen Befestigungsplatz benützt, und so an der Stelle des heutigen Stiftes ein Thurm, Burg oder Kastell errichtet worden seyn; denn Augusts Stiefsohn, Nero Claudius Drusus, und des K. Tiberius Bruder, hatte ja den Auftrag erhalten, die nördliche Reichsgränze zu sichern und zu erweitern, und vielleicht ist er der Erbauer der Befestigung auf der Stätte des heutigen Neuburgs, da er große Dinge in dieser Gegend unternahm und vollführte. Diese Vermuthung dürfte vielleicht gerechtfertigt werden, da an dieser Stelle Ziegel ausgegraben wurden, die mit den Buchstaben LEG. XIII. C. DR. bezeichnet sind, und Legio XIII. Caji Drusi gelesen werden dürften.

Zur Verstärkung dieser Vermuthung könnten vielleicht auch jene Worte gezogen werden, deren sich Feichtius in vita Sanctorum am 15. November am Ende der Legende über den heiligen Leopold bedient: Ac tandem Claudiopoli sepultus ibidem honorificentissime colitur etc. Woher dieser Schriftsteller den Namen Claudiopolis für Klosterneuburg genommen, gibt er nicht an; daß aber Claudius Drusus sich in der Gegend, wo er recht Vieles gethan, durch Ertheilung seines Namens an ein von ihm erbautes Festungswerk ein Andenken erhalten wollte, oder daß andere zu seiner Ehre diesen Namen einem von ihm erbauten Kastelle beylegten, wäre ja nicht widersprechend, wenn auch gleich diese Benennung nie allgemein angenommen wurde, ja vielleicht nach seinem frühzeitigen Tode bald gänzlich außer Gebrauch, und wieder in Vergessenheit gekommen ist.

Feichtius, ein frommer und ernsthafter Mann, mag also nicht einer zufälligen Laune wegen, sondern aus einem ihm wichtigen und unbekannten Grunde den Namen Claudiopplis der Stadt Klosterneuburg beygelegt haben.

Mag nun Klosterneuburg jemals den Namen Claudiopolis geführt, selben von oder durch Nero Claudius Drusus erhalten haben oder nicht, so dürfte jedenfalls doch nachgewiesen werden können, daß die Römer schon um den Anfang der christlichen Zeitrechnung an dem Platze des heutigen Klosterneuburgs die unter dem Namen Cetium bekannte Wohnstätte erbaut haben.

Daß die Römer unter Augustus die Gränze des Reiches bis an die Donau vorrückten, ist keinem Zweifel unterworfen, und eben so gewiß ist es, daß sie sich diese Gränze zu sichern bemüht waren, wozu sie nothwendig Vertheidigungs- und Festungsbauten unternehmen mußten, wie schon früher bemerkt wurde.

Der allgemein erkannten Wohlfahrt wegen, welche dem römischen Reiche durch die Schlösser- und Burgenkette, durch Flotten und Legionen am großen Donaulimes zukam, liest man (Muchar's römisches Norikum I. 24) auf römischen Schaumünzen die dankbare Inschrift: Salus reipublicae Danubius. Weiter sagt Muchar: Es lohnt sich der Mühe, jene römischen Imperatoren zu nennen, welche auf die Erhaltung und Vertheidignng des rhätisch-norisch-pannonischen Donaulimes ihr vorzüglichstes Augenmerk gerichtet haben. Allgemein preiset Procopius die weise und thatkräftige römische Vertheidigung der Donaugränze mit folgenden Worten: Olim romani Imperatores ut positos trans Danubium Barbaros trajectu prohiberent, omnem illius oram oppidis et castellis praetexuerant, passim a dextera alicubi etiam a sinistra extructis. Daß aber die Erbauung der vorzüglichsten Donauschlösser und Burgen der allumfassenden Sorgfalt des K. Augustus angehöre,

dafür bürgen folgende Worte Herodian's: Augustus rerum potitus praesidia et legiones imperio monumenta esse voluit, milites quosdam certis autoramentis constituens mercenarios, qui Romano imperio vice murorum essent: tum fluviorum magnitudine atque fossarum desertisque locis et imperviis circumseptos imperii limites communivit.

K. Augustus hatte am Rheine Befestigungen der verschiedensten Art angelegt, und ganze Legionen seiner römischen Soldaten daselbst stationirt; es war daher seiner Umsicht gewiß nicht entgangen, daß auch an der Donau das alles eben so nothwendig sey, besonders da er die Provinzen Rhätien, Norikum und Pannonien seiner eigenen Obhuth und Verwaltung vorbehalten hatte.

Hier mag nun die Schlußfolge gelten, daß an dem in Frage stehenden Platze vom K. Augustus wenigstens ein Thurm oder Kastell, wenn nicht Cetium selbst angelegt worden sey, und daß diese Erbauung durch die Soldaten der dreyzehnten Legion unter den Befehlen seines Stiefsohnes Nero Claudius Drusus geschehen sey, wie die schon angeführten, an dieser Stelle ausgegrabenen Ziegel erweisen.

Dieser Festungsbau mag seiner Wichtigkeit wegen bald an Ausdehnung und Bewohnerzahl zugenommen haben, und bald zu den bedeutenderen römischen Befestigungen an der Donau gerechnet worden seyn, da Titus im J. 79 nach Christo diesen Ort zur Stadt erhob, und nach römischer Sitte die Veteranen verschiedener Legionen mit Grundstücken begabte, sie also daselbst ansäßig machte, und den unter den Soldaten noch Ledigen die Erlaubniß, sich mit einer Frau zu verehlichen, gestattete. Das erfahren wir aus einer erst jüngst an der Stelle des gegenwärtig neu erbauten Stiftstheiles aufgefundenen erzenen Stiftungstafel, welche mit Fleiß und Mühe zusammengesetzt wurde, nachdem sie durch mancherley Unfälle in viele Theile zerbrochen, und so mit Unrath überzogen war, daß sich kaum vermuthen ließ, was darunter verborgen sey.

Dieser für Cetium wichtige Fund geschah folgendermaßen: Als im J. 1834 die Grundaushebung für den westlichen Theil des neuen Fortbaues des Stiftes, hart hinter dem Hauptaltare der Stiftskirche, begonnen wurde, so mußte die ausgegrabene Erde und Steinschütte von da entfernt werden, und selbe wurde zur Erhöhung der tiefliegenden Wiese eines vormaligen Teiches verwendet. Als diese Anschüttung zur Anlage eines Gartens im J. 1838 abermals aus einander geführt und geebnet werden mußte, entdeckten die Arbeiter am 23. July einige Kupferplattenstücke, deren Zahl gegen zwanzig stieg, und die alle mit Grünspan gleichsam mit einem Kitte von beyden Seiten überzogen waren. Da selbe mit Salpetersäure gereinigt waren, setzte sie der Stiftskapitular, Herr Engelbert Stoy, zusammen, und es zeigte sich dann, daß sie die Stiftungstafel einer Stadt ausmachten, welche den römischen Veteranen als Bezahlung für ihre geleisteten Dienste sammt der Heiratsbewilligung für die unter diesen Soldaten noch Ledigen von K. Titus ungefähr 79 n. Chr. ertheilt wurde.

Die aufgefundenen Bruchstücke bilden nun zwey Kupfertafeln, deren jede 7½ Zoll lang und 6 Zoll breit ist, und wurden so in Rahmen gefaßt, daß sie, obwohl doppelt beschrieben, oder vielmehr geätzt oder gegraben, von beyden Seiten gelesen werden können, und nach Supplirung der nur ganz kleinen mangelnden Stücke folgende Worte enthalten.

Auf der Vorderseite der ersten Tafel:

Imp. Titus Caesar divi Vespasiani F. Vespasianus
Augustus Pontifex maximus Tribunic potestat
VIIII Imp. XV PP. Censor Cos. VIII iis qui militaverunt equites et pedites in alis quattuor et cohortibus decem et tribus I Arvacorum I Civium Romanorum I P Arvacorum Prontoniana Taurinorum I Montanorum I Noricorum Tiberidiana I Augusta Ituraeorum II Luccensium I Alpinorum Britanica II Asturum et Callaecorum II Hispanorum III Thracum V Breucorum VIII Raetorum quae sunt in Pannonia sub T. Atilio Rufo quinis et vicenis pluribusve stipendiis emeritis dimissis honesta missione, item iis qui militant in Alis duabus I Civium Romanorum et II Arvacorum et cohorte VIII Raetorum et sunt sub eodem emeritis quinis et vicenis stipendiis.

Auf der Vorderseite der zweyten Tafel:

Quorum nomina subscripta sunt ipsis Liberis posterisque eorum civitatem dedit et connubium cum uxoribus quas tunc habuissent cum est civitas iis data aut si qui caelibes essent cum iis quas postea duxissent dumtaxat singuli singulas idibus Junis
L. Lamia Plautio Aeliano Cos
C. Mario Marcello Octavo Publio Cluvic Rufo
Cohortis I Montanorum cui praest
Sex. Nerianus Sex. F. Civ. Clemens
ex peditibus
Sojoni Muscelli F. Besso
descriptum et recognitum ex tabula aenea quae fixa est Romae in Capitolio.

Fast die nämlichen Worte finden sich auf den Rückseiten, scheinen aber etwas früher ausgestellt, da von dem achten Tribunsjahre gezählt wird.

Imperator Titus Caesar divi Vespasiani F. Vespasianus Augustus Pontifex Maximus Tribunic Postetac VIII Imp. XV PP. Censor Cos VIII iis qui militaverunt equites et pedites in alis quattuor et cohortibus decem et tribus I Arvacorum I Civium Romanorum I P. Arvacorum Pontiniana Taurinorum I Montanorum I Noricorum I L Tiberiana I Augusta Ituraeorum I Luccensium I Alpinorum I Britannica II Asturum et Calaecorum II Hispanorum III Thracum V Breucorum VIII Raetorum quae sunt in Pannonia sub T. Atilio Rufo quinis et vicenis pluribusve stipendiis emeritis dimissis honesta missione item iis qui militant in alis duabus I Civium Romanorum et II Arvacorum et Cohorte VIII Raetorum et sunt sub eodem emeritis quinis et vicenis stipendiis quorum nomina subscripta sunt ipsis Liberis posterisque eorum civitatem dedit et conjugium cum uxoribus quas tunc habuissent cum est civitas iis data aut si qui caelibes essent cum eis quas postea duxissent duntaxat singuli ad singulas idibus Junis
L. Lamia Plautio Aeliano Cos.
C. Mario Marcello Octavio Publio Cluvio Rufo
Cohorti Montanorum cui praest
Sex. Nerianus Sex. F. Civ. . . . Clemens
ex peditibus
Sojoni Muscelli F. Besso
descriptum et recognitum ex tabula aenea quae fixa est Romae in Capitolio post aedem Fidei P. R. in muro.

Auf der Rückseite der zweyten Tafel:

L. Pullj	Sperati
Atini	Rufi
. . . .	Eutrapeli
. . . i	Sementini
P . . . nli	Tauri
M St lacci	Phileti
L. Pulli	Januarii.

Diese ächt römischen Tafeln auf diesem Platze, mit vielen andern Römerdenkmalen gefunden, sollten sie wohl einer andern Stadt als dem alten Cetium angehören? Ich glaube; daß jeder Zweifel verschwinden sollte.

In der Stiftungstafel heißt der bevorrechtete Ort civitas, und so entsteht nun die Frage, ob Cetium dadurch zu einer römischen Colonie oder zu einem Municipium erhoben wurde? Gewöhnlich erhielten den Namen Colonie jene Orte, welche auf Betrieb des römischen Senates zur Cultivirung eines Districtes angelegt, und wohin wenigstens einige römische Bürger, aus Rom selbst oder aus einer andern mit römischem Bürgerrechte begabten Stadt als Ansiedler abgeschickt wurden, und daselbst die Form der römischen Verfassung in Betreff ihrer Obrigkeiten und Rechte beybehielten. Municipien wurden durch den Senat, oder auch durch die Imperatoren, aus Eingebornen und Soldaten errichtet, welche letzteren Veteranen waren, und für vieljährige geleistete Militärdienste statt des rückständigen Soldes, und auch der Belohnung halber, Grundstücke unentgeltlich zur Abfertigung erhielten, doch so, daß sie und ihre Nachkommen als Gränzsoldaten zu dienen hatten, und auf welche man aber auch ein so größeres Vertrauen setzen konnte, als sie nicht bloß für Sold, sondern um den eigenen Herd und die eigene Familie kämpften. Diese Municipien hatten dieselbe Verfassung und Form wie die Colonien, aber sie erfreuten sich überdieß jener Rechte und Freyheiten, welche in der sie umgebenden Provinz gewöhnlich und allgemein waren. Sie waren also besser gestellt als die Colonien, aber minder angesehen, daher auch manche Municipien aus Ehrgeiz nach der Erhebung zur Colonie trachteten, worüber sich auch K. Hadrian ververwunderte.

Cetium scheint bloß ein Municipium geblieben zu seyn, denn die Steinschrift, welche Gruter in seinem Thesaur. inscript S. 469 anführt, scheint diese Ansicht zu rechtfertigen, da sie lautet: M. SEXTIO VETTONIANO AED. M. AEL. CET. ANN LXX., und gelesen: Marco Sextio Vettoniano Aedili Municipii Aeliae Cetiensis annorum septuaginta, sich deutlich für das Municipium Cetium ausspricht.

Ein anderer Stein, der Bezug auf Cetium hat, und dessen Schrift Gruter S. 517 anführt, läßt es unentschieden, da er nur die Worte enthält: DEC. ET IIVIR I. D. AEL. CETIES. PERFICI CVRAVIT., und Fabretti liefert S. 212 folgende Inschrift: M. VLPIO VRSINO VLPI RESPECTI FILIO NATIONE NORICO CETIO VIXIT ANN XVI.

So wie aber bald nach seiner Entstehung sich dieser Ort vergrößerte, so scheint er auch als Municipium desto mehr zugenommen zu haben, da auch Kaiser Trajan die Donaubefestigung mit großer Beharrlichkeit fortsetzte, und an allen jenen Punkten neue Kastelle erbauen ließ, die er in militärischer Hinsicht als wichtig erkannte, und Aurelius

Victor sagt von dieser Zeit: Castra suspectioribus atque opportunis locis extructa.

Mit noch mehr Kraft für die Befestigung der Donaugränze wirkte Kaiser Hadrian, der alle Gränzprovinzen durchreiste, alles durchsuchte, und besonders jeden militärischen Punkt in genauen Augenschein nahm. Dieser Kaiser kam nun auch auf seinen Reisen nach Cetium, das zu seiner Zeit schon ein bedeutender Waffenplatz gewesen seyn mag, und entweder er selbst oder sein Nachfolger Antonin Pius gründete zu Cetium ein Collegium Flaminum, von dessen Bestand uns jener Denkstein versichert, den Lambecius zu Lambach im Lande ob der Enns aufgefunden, und die folgende Inschrift enthält: P. AEL. FLAVI DEC ET IIVIR ET FLAMINIS AEL. CETIENSIVM

Kaiser Mark Aurel setzte mit seinen Soldaten über die Donau, und führte durch acht Jahre mit den Markomanen Krieg, wodurch er gezwungen ward, die schon vorhandenen Donaufestungen nicht nur im baulichen Zustande zu erhalten, sondern auch noch mehr zu verstärken. Endlich war Mark Aurel so glücklich, die Gränzen des Römerreiches über die Donau zu erweitern, und baute im Quadenlande Kastelle, errichtete Bollwerke, legte Legionen in diese Vertheidigungsplätze, und sicherte so die am ehemaligen Donaulimes gelegenen Befestigungen auf eine lange Strecke hin vor den raschen Ueberfällen der Barbaren. So mag also auch Cetium sich einer größeren Sicherheit erfreut haben, wodurch dessen Wohlstand erhöht, die Anzahl der Einwohner vermehrt, und dadurch die Wohnstätten an Zahl zugenommen haben mögen.

Ob die dreyzehnte Legion, deren unmittelbarer Befehlshaber einst Nero Claudius Drusus gewesen, auch zu Vespasians Zeit und noch späterhin in Cetium ihr Standquartier hatte, läßt sich aus Mangel der Nachrichten über die Stationirung der römischen Legionen nicht bestimmen, aber als wahrscheinlich mag erachtet werden, daß nebst den ansäßig gemachten Gränztruppen, die in Veteranen und deren Nachkommen bestanden, auch noch einige Kohorten, oder gar eine oder die andere Legion beständig in Cetium lagen, weil die römischen Imperatoren den Donaulimes immerfort in guten Vertheidigungsstand zu erhalten beflissen seyn mußten, da von der Behauptung desselben die Sicherheit der inneren Provinzen, ja Italiens, wo nicht selbst der Hauptstadt des Reiches abhing.

Unter den Nachfolgern Mark Aurels, welche sich um die Vertheidigung der nördlichen Reichsgränze besonders annahmen, zeichneten sich Alexander Severus, Probus und Diocletian aus, denn sie waren stets bedacht, die Festungsplätze an der Donau mit beherzten Veteranen als seßhaften Wehrmännern zu besetzen, und sich immer durch Reisen auf diese Gränzplätze persönlich von den nothwendigsten Vorsichtsmaßregeln zu überzeugen, um die eingreifendsten Hülfsmittel anzuwenden.

Bey solchen Gelegenheiten mögen nun diese Imperatoren, oder doch ein oder der andere auch Cetium besucht haben, denn es bestand als Stadt, und war vermuthlich auch von Handwerkern der verschiedensten Art bewohnt, und konnte sich schon lange Zeit der Ruhe erfreuen, da durch die Weiterrückung der Gränze von der Donau ins Innere des Barbarenlandes die Ueberfälle der Gränzbewohner minder häufig und weniger gefährlich geworden waren.

Dieser erfreulichere Zustand für Norikum und Pannonien dauerte wenigstens noch zu Zeiten Constantin des Großen, obwohl Zosimus erzählt, daß dieser Kaiser die Gränzvertheidigungsanstalten vernachläßigt

habe. Gegen Zosimus behaupten jedoch andere, mehr glaubwürdige Schriftsteller, daß auch er für die Vertheidigung der Donaugränze gleich seinen Vorfahren besorgt gewesen sey, und führen zum Beweise mehrere von ihm in dieser Hinsicht gegebene Gesetze an, welche klug auf die Abhaltung der Barbaren berechnet waren. So gab er im J. 323 das Gesetz, daß jene, welche sich mit den Barbaren über die Plünderung eines Römergebietes verstehen, oder etwa die Beute mit ihnen theilen würden, lebendig verbrannt werden sollten. Ein anderes Gesetz schärft den Militärobern ein, daß sie keinem Soldaten die Erlaubniß geben sollten, sich vom Lager oder seinem Waffenplatze zu entfernen. Geschähe dieß aber dennoch, wenn auch eben gerade kein Ueberfall zu fürchten wäre, so soll ein solcher Oberer mit Absetzung, Ausweisung und Confiscation seiner Güter bestraft werden. Entferne sich Jemand zur Zeit eines Barbarenüberfalles aus dem Lager, oder von seiner Waffe, so soll er enthauptet werden.

Nicht genug, daß Constantin durch solche Gesetze seine Sorge für die Sicherheit der Gränze zeigte, so führte er auch viele Kriege längs der Donau, ja ließ selbst eine Brücke über diesen Strom schlagen, baute an dessen Ufer Kastelle, wo er sie nothwendig erachtete, und stellte viele Soldaten in Lagern an der Donau auf.

In dem Eifer für die Sicherung des Donaulimes folgte Constantius seinem Vater, und trug den Proviantmeistern der dortigen Truppen auf, ihre Schuldigkeit ja nicht zu verabsäumen. Julian war nicht minder thätig, sorgte für die Erhaltung der Festungsbauten, so wie für Waffen, Kleidung, Sold und Lebensmittel der an der Donau aufgestellten Truppen, besonders für jene, welche, der beständigen Anfälle der Barbaren wegen, einer besonderen Wachsamkeit und Tapferkeit bedurften.

Valentinian soll nach Ammian Marcellin für die Befestigung der Donaugränze übertriebenen Eifer gezeigt, und um sich den jenseitigen Barbaren recht fürchterlich zu machen, sogar auf feindlichem Boden im Lande der Quaden feste Schlösser erbaut haben: Valentinianus enim studio muniendorum limitum glorioso quidem, sed nimio ab ipso principatus initio flagrans, trans flumen Histrum in ipsis Quadorum terris, quasi Romano juri jam vindicatis, aedificari praesidiaria castra mandavit.

Großen Antheil an diesen herrlichen Bemühungen nahm auch Gratian, Valentinians Amtsgenosse, der die untere Donaugränze bereiste, und alle durch die Einfälle der Barbaren zerstörten Festungswerke wieder herstellen ließ. Ungeachtet dieser lobenswürdigen und vorsichtigen Bemühungen für die Bewachung und Beschützung der Donaugränze beging der Kaiser einen großen, ja ganz verderblichen Fehler, da er zuerst am unteren Donaulimes Barbaren im römischen Gebiete ansäßig machte, und so den Feind hinter die Gränzfestung führte, und alle Bollwerke und Kastelle dadurch überflüssig, ja sogar schädlich machte, weil die dort stationirten Soldaten in Unthätigkeit versetzt, und der römischen Heeresmacht gänzlich entzogen wurden. Bald rückten auch die Barbaren nach Pannonien herauf, und gleich üble Folgen hatte nun auch für die römischen Gränzsoldaten ihre Annäherung, denn ihre Kraft ward gebrochen, da die Verbindung mit Rom dadurch erschwert wurde.

Ungeachtet später Theodosius große Siege über die Barbaren an der unteren Donau erfocht, und bey diesen Völkern in Ansehen kam, so konnte er doch dieselben nicht mehr über diesen Strom zurückdrängen,

und unaufhaltsam vergrößerte sich ihre Macht. Die verderblichen Folgen ihrer Ansiedlung innerhalb der vorigen Römergränze wirkten immer zunehmender auf die Schwächung der römischen Gränzvertheidigung, und nach des Kaisers Tode, der i. J. 395 erfolgte, kam es bald dahin, daß die noch übrig gebliebenen römischen Gränztruppen, die in den Befestigungen an der Donau lagen, von Rom abgeschnitten, nur selten mehr von der Kaiserstadt Sold, Kleidung und andere Kriegsbedürfnisse erhalten konnten. Theodosius, der Große genannt, ließ sich noch überdieß einen Hauptfehler zu Schulden kommen, der die Kraft Roms gegen die Barbaren gänzlich lähmte, da er das Reich unter seine beyden Söhne Arkadius und Honorius theilte, welche bald ihrer aufgetragenen Verbindung vergessend, einzeln noch weniger im Stande waren, dem vielfältigen und immer stärkeren Andrange dieser barbarischen Feinde die Spitze zu bieten.

Bey dem Vordringen der früheren Kaiser über die Donau wurde Cetium freylich immer mehr gegen die Gränzanfälle gesichert, und die ruhigeren Tage mögen für dieses Municipium wohl auch von wohlthätigem Einflusse gewesen seyn, da sich die Bewohner ihrer Lage nach mit dem Donauhandel beschäftigen konnten, und dadurch der Ort an Wohlstand und Einwohnerzahl zunehmen konnte; aber jetzt mußte auch dieses Glück verschwinden, da die Sicherheit für das Leben und Eigenthum der Bürger verloren war.

Endlich war durch die oftmaligen Ueberfälle der Barbaren die Macht der Römer in Pannonien völlig gebrochen, und ihre Herrschaft zum Schattenreiche herabgesunken, so daß man das Jahr 412 als jenes annehmen kann, in dem die Verbindung mit Italien fast gänzlich aufhörte. Die schwachen römischen Besatzungen an der Donau erlagen früher oder später der feindlichen Uebermacht, und würden vielleicht mit einmal vertilgt worden seyn, wenn die Markomanen und Quaden vereinigt mit Entschlossenheit die Donaubefestigungen angegriffen, und sich in selben seßhaft gemacht hätten.

Solchergestalt blieben die wenigen römischen Soldaten in einzelnen festen Donauplätzen Pannoniens und Norikums sich selbst überlassen, ihrem künftigen Schicksale wohl nicht freudig entgegensehend. Sie waren noch in diesen Ortschaften, als Attila Pannonien und Norikum durchzog, denn vermuthlich berührte er die Donau nicht; weil noch bis auf das Jahr 488 sich hin und wieder Römer befanden.

Bey welchem barbarischen Ueberfalle endlich Cetium von den Römern ganz verlassen wurde, wann und wie es zu Grunde gegangen, darüber findet sich nichts Bestimmtes, und nur so viel ist wahrscheinlich, daß es schon vor des heiligen Severins Ankunft in diesen Gegenden, also vor dem J. 454, nicht mehr bestand. Die von Severins Schüler Eugippius verfaßte Lebensbeschreibung dieses frommen Mannes gedenkt mehrerer Orte in Pannonien und Norikum, aber niemals des Municipiums Cetium, das Severin aber sicher nicht vorübergegangen wäre, da ihn sein heiliger Eifer in so viele Orte der Umgegend führte. Daraus möchte sich nun wenigstens mit Wahrscheinlichkeit schließen lassen, daß die Zerstörung Cetiums schon in den ersteren Ueberfällen der Barbaren geschehen sey, worüber zwar alle streng historischen Belege mangeln, und was nur aus dem allgemeinen Schweigen der Geschichtschreiber vorausgesetzt werden mag.

Cetium war also schon zu Anfang des fünften Jahrhunderts auf uns unbekannte Weise zu Grunde gegangen, und schon um die Mitte des

selben Säculums scheint es gleichsam ganz verschwunden zu seyn, und seiner gefährlichen Lage wegen sich kein Neusiedler mehr dahin gewagt zu haben.

So gänzlich aufgegeben, mußten auch die stärkeren Mauern der Thürme und Wälle mit der Zeit gänzlich zerfallen, und sich so nach und nach mit Moos, Gestripp und Bäumen überziehen und verwachsen, daß bey fast ununterbrochenem Wechsel der Landesbewohner das Andenken an das einstige Municipium Cetium gänzlich verschwinden konnte.

Als Karl der Große die Hunnen und Avaren bis an die Raab zurückdrängte, und das eroberte Land mit Ansiedlern zu besetzen gedachte, da gab er geistlichen und weltlichen Großen ausgedehnte Landstriche, die nun bald durch neue Unterthanen kultivirt wurden, welche sie theils aus ihren früheren Besitzungen, theils aus anderen Gegenden herbeyführten. Eine solche Colonie entstand auch unfern des alten Cetiums oberhalb an der Donau, und auf dem den Häusern der Ansiedler nächsten Hügel erbauten sie zu Ehren des heiligen Martin eine Kirche, die nicht nur für den neu entstandenen Ort Niwenburg, d. i. Neuburg, sondern auch für die vielen Ansiedlungen in der Umgegend zur Pfarrkirche erhoben wurde. Daß diese Colonisten die etwaigen Ueberbleibsel Cetiums nicht benützten, könnte wohl ein Beweis für das gänzliche Vergessen desselben und seine totale Zerstörung durch die Barbaren seyn.

Die Erbauung dieser alten Martinskirche wird traditionell K. Karl dem Großen zugeschrieben, und nicht ohne alles Verdienst: denn wenn sie auch durch den Bischof von Passau erbaut wurde, so war doch der Kaiser derjenige, der die Mittel dazu schenkte, und auf dessen Geheiß diese Colonisation geschah.

Indessen war auch jetzt der Verheerungen und Zerstörungen noch kein Ende, denn um das Jahr 900 kamen die Hungarn mit Macht, eroberten schnell das ganze Land, und machten dasselbe fast zur Einöde. Obwohl diese Hungarn im J. 955 vor Augsburg gänzlich geschlagen, und zur Rückkehr gezwungen wurden, so setzten sie sich doch an der Enns fest, und behaupteten noch lange in dem Lande unterhalb dieses Flusses ihre Herrschaft. Die von den deutschen Kaisern aufgestellten Gränzgrafen fochten mit abwechselndem Glücke gegen die Hungarn, doch sie konnten dieselben nicht weiter als an die Erlaph zurückdrängen, und erst Leopold der Erlauchte aus dem Hause Babenberg war so glücklich, sie aus ihrer Gränzfeste Mölk zu vertreiben, und die deutschen Gränzen bis an den Kahlenberg zu erweitern.

Vielleicht hatte sich die frühere Ansiedlung Niwenburg unter der hungarischen Herrschaft erhalten, vielleicht hatte sie sich durch eine sonstige Gelegenheit wieder erhoben; gewiß ist nur, daß unter dem Markgrafen Adalbert dem Siegreichen, der die Gränze des Landes bis an den Leithafluß vorschob, und vom J. 1018 bis 1056 Oesterreich verwaltete, diese Colonie als bestehend erscheint. Man darf überhaupt annehmen, daß die Kirche St. Martin, sammt der Ansiedlung um selbe, nicht gänzlich zerstört wurde, denn sonst müßte die Herstellung derselben nach Adalberts Sieg gleichsam durch Zauber geschehen seyn, weil schon Kaiser Heinrich III. zu Niwenburg verweilen konnte, und seine Gegenwart an diesem Orte im Jahre 1044 durch Ausstellung einer Urkunde bezeugte.

Mag auch die Ansiedlung um die Martinskirche mehr und mehr zugenommen haben, so erstreckte sie sich doch nicht bis an den Hügel, auf welchem einst Cetium stand, denn dort war noch zu Anfang des zwölften Jahrhunderts eine Waldgegend bis auf jenen Tag (31. May im J.

1106), an welchem Leopold der Heilige den seiner Gattin durch einen heftigen Wind entführten Schleyer fand, und auf diesem Platze ein Gotteshaus zu bauen bestimmte.

Als Leopold noch in demselben Jahre die Erbauung einer kleinen Kirche und Priesterwohnung, seine Stiftung Klosterneuburg, begann, so mußten die Arbeitsleute bey Hinwegräumung der Bäume und Gesträuche wohl auf Ueberbleibsel von Mauern des einstigen Cetiums gekommen seyn, und diese Reste als Grundfeste der neuen Baulichkeiten benützt haben, wie durch die Auffindungen der letzten Jahre sich sattsam erweiset, und wie der Bau der großen, noch stehenden Collegiatkirche gleichsam bekräftigt, da diese schwere Quadermasse nur wenige Schuh tiefe Fundamente hat, und doch aller Strebepfeiler entbehrt.

Bey den Baulichkeiten sowohl der ersten kleinen Kirche mit der Priesterwohnung, als der großen mit dem Kloster von 1106—1136, der Erbauung eines Kreuzganges (1290) aus Quadersteinen, und der oberhalb desselben hergerichteten Klosterwohnungen mögen wohl viele Römersteine verbraucht worden seyn, wie leider ja noch öfter in unseren Tagen geschieht. Daß man aber über dergleichen Steindenkmale etwas verzeichnen sollte, fiel Niemanden ein, weil auch Niemand davon Kenntniß nahm; oder eine Abzeichnung oder Aufbewahrung derselben gar nicht an der Tagesordnung war.

Als in den darauffolgenden Zeiten einige Feuersbrünste große Bau-reparaturen erforderlich machten, als im Verlaufe der Jahre die Errichtung einzelner Wohnungen und Wirthschaftsgebäude vieles Materiale benöthigte, so wird man wohl auf ähnliche Weise wie die Vorfahren mit manchem Denksteine verfahren seyn, und dieselben entweder ganz vermauert, oder doch zu Fenstersteinen, Thürgerüsten, Stufen u. dgl. verarbeitet haben. Hätte man in diesen Zeiten den Grund im ganzen heutigen Stiftsraume aufgegraben, so wären sicherlich auch die wenigen Steine unseren Augen entrückt worden, die uns nur spärlich beweisen, daß an dem Platze des heutigen Stiftes ein römischer Wohnplatz vorhanden war.

Der erste wissenschaftliche Fund eines Römerdenkmals im heutigen Stiftsraume geschah im J. 1736 während des Baues des sogenannten Neugebäudes, als man gegen die Stadtseite die alte Kanzley sammt deren Briefthurme abzutragen nöthig fand. Links der von außen angebrachten Aufgangsstiege fand man in der Erde einen Topf voll römischer Münzen geprägt mit den Bildnissen der ersteren Imperatoren, als August, Nero, Gordian, Antonin, Maximin, so wie eine Schaumünze der Faustina, ja selbst eine der alten Roma. Der damals lebende fleißige Chorherr Benedict Prill zeichnete manche dieser Münzen mit Genauigkeit, aber, leider! starb dieser talentvolle Mann viel zu früh, und viel Alterthümliches würde uns durch ihn der Vergessenheit entrissen worden seyn. Benedict erzählt, daß bey dieser Gelegenheit von den Arbeitsleuten mancherley über das Auffinden der Schätze geredet wurde; und so erfuhr er gelegentlich, daß die Weinhauer bey Bearbeitung der Weingärten in den verschiedensten Richtungen um Klosterneuburg manchmal auf ganz unbekannte Geldsorten geriethen. Auf seinen Wunsch, derley Münzen zu sehen, brachten ihm die Hauer solches Geld, und leicht erhandelte er diese ihnen unbekannten Geldstücke, da bey diesem Handel für sie nichts als der bloße Metallwerth zu bemerken kam So setzte sich Prill in den Besitz eines größeren Trajan, eines August mit geschlossenem Janustempel und der Umschrift: Prudentia augusta, einer ovalen Roma mit

Kopf und Helm und der Aufschrift: Roma, auf der Rückseite aber mit der säugenden Wölfin, einer anderen großen, stark beschädigten Münze mit wenigen unkenntlichen Buchstaben, und endlich einer kleinen Münze des Germanicus, auf deren Rückseite ein Ruderschiff mit den obstehenden Buchstaben BYZ zu sehen ist.

Als im J. 1804 die noch bestehende Pontonierkaserne erbaut wurde, fand man bey der Grundausgebung mehrere römische Münzen, die aber durch die Taglöhner meist vertragen wurden. Eben dort kam man auf Gräber, die man aber, ohne einen Alterthumskenner beyzuziehen, allsogleich wieder verschüttete.

Bald darauf wurde der Fahrweg aus der oberen in die untere Stadt durch Abbrechung des Stadtthores an der Hundskehle und des nebenstehenden Thurmes erweitert, und bey dieser Gelegenheit fand man eine große Goldmünze vom Kaiser Probus

Vor mehreren Jahren wurden im Garten des ehemaligen stiftlich Bertholdsgadnerhofes am Abhange gegen den Waidlingerbach drey stark beschädigte Steine ausgegraben, allsobald durch einen verständigen Mann abgezeichnet, aber dann wieder verbaut. Der eine derselben, zwey Schuh lang, hatte folgende Ueberbleibsel seiner Aufschrift:

M
C
IAEI
DEO
ELHE
TRB

Auf dem zweyten Steine, der bloß das Untergestell oder Fuß eines Epitaphiums zu seyn schien:

VSLM

Der dritte Stein war von allen Seiten theils abgebrochen, theils gar sehr verwittert. Zu lesen war auf demselben noch folgende Schrift:

COH. I. AEL. SEVE
ANA I O C PEST
GA VIAF IVS
CRESCE SYRIB
A BICET CLEM CO

Als endlich der Fortbau des Neugebäudes im J. 1834 angefangen, und im Rücken der Kirche der Grund ausgehoben wurde, fand man einige römische Ziegel mit der schon oben erwähnten Inschrift: LEG XIII C DR, und einer hatte folgende Buchstaben: OFARNVRSICINIMC, welche der Chorherr, Herr Engelbert Stoy, zu lesen erachtete: Officina figlina Aedilis Romani Nursicini memoriae causa.

In einer beträchtlichen Tiefe unfern der Kirche fand sich ein leider in drey Stücke zerbrochener und sehr beschädigter Meilenzeiger, vermuthlich früher als Säule, auf drey Seiten ganz verwittert und fast gekantet, so daß nur wenige Buchstaben über einander stehend auf der noch erkennbaren Seite leserlich sind. Von diesen drey Stücken war, als die Arbeitsleute davon die Anzeige machten, das mittlere schon vermauert, und auf die Frage, wo dieses Bruchstück verwendet worden sey, wußten sie die Stelle nicht mehr anzugeben, wo es sich jetzt befindet.

Die beyden erretteten Stücke enthalten folgende Buchstaben, und zwar am oberen Theile der einstigen Säule:

IM
...
...
INV
PON
TRI
...
...
NOR
AV

Auf dem wahrscheinlich untersten Theile:

ATVS
OIA
PON
RIB
OSPR
F PON
VSRE
AND

Nicht weit davon fand man auch einen länglichen viereckigen Stein, der wahrscheinlich oberhalb eines Einganges angebracht war, und sehr gut erhalten ist. Seine Aufschrift sagt, wer der Erbauer dieses Befestigungstheiles gewesen wäre, nämlich durch die Worte:

Q. AELII
VALENTIS
OPVS

Nicht weit davon fand sich ein schön gearbeiteter großer Votivstein mit folgender Aufschrift:

PRO SAL AVG
Q. ATTIVS CO
NERIFILIVS
TERTINVS TES
SERAR COII I AEL SAG
V S L M

Wenige Schritte davon fanden sich zwey römische Krüge gemeiner Art, und endlich ein hohes, doppelt mit rohen Steinen gewölbtes Grab, in dem sich aber außer einer stark beschädigten Thränenschale aus Erz nichts mehr vorfand

Etwas von diesem Grabe, donauwärts entfernt, kam man auf eine runde Mauer, sicherlich das Fundament eines ehemaligen Streitthurmes, der mit fortlaufenden Mauern in Verbindung stand. Das Materiale dieser Bauten waren größtentheils Bruchsteine, vermischt mit bloßen Trümmern von Ziegeln; doch fand man in der Verbindungsmauer auch ganze Ziegel, jenen der Legionsziegel ähnlich, doch ohne alle Schriftzeichen.

Zuletzt im J. 1836 fand man eine ehemalige Wasserleitung, und dabey eine römische Ziegelröhre ohne Zeichen und Buchstaben; aber in der Nähe derselben einen ganzen Mauerziegel mit den Buchstaben:

ARNBONOMAG

Ob die im J. 1838 auch in dieser Gegend aufgehobenen Gräber, bey welchen sich mehrere eiserne Lanzenspitzen befanden, als römische Ueberbleibsel gerechnet werden sollen, läßt sich nicht bestimmt angeben.

Alle diese aufgefundenen Denkmale sind ein unumstößlicher Beweis, daß an der Stelle, wo sie aufgefunden wurden, eine römische Niederlassung vorhanden gewesen. Schade, daß auf keinem derselben der Name des Wohnplatzes ausdrücklich angegeben wird. Doch wenn man die peutingerische Tafel betrachtet, so läßt sich kaum bezweifeln, daß alle diese Denkmale innerhalb jenes Raumes aufgefunden wurden, den einst das römische Cetium einnahm, dessen Entfernung von Vindobona auf sechstausend Schritte angegeben wird, und genau mit der Angabe über die Entfernung Cetiums von Comagena, heutzutage Zeiselmauer, übereinstimmt, welche zwischen diesen beyden Orten auf achttausend Schritte berechnet ist. Daß Cetium mit Stadtrecht begabt gewesen, beweisen die aufgefundenen Gründungstafeln, durch K. Titus erlassen; daß es sich wahrscheinlich der Municipalgerechtsame erfreut hatte, zeigt der von Gruter S. 469 angeführte Denkstein, und daß Flamines daselbst angestellt waren, sagt jener Stein, den Lambecius zu Lambach aufgefunden hat.

Da auch der gelehrte Herr Albert Muchar in seinem römischen Norikum, das mir zum Wegweiser in dieser Abhandlung diente, und das ich sehr häufig benützte, Cetium mit Klosterneuburg erklärt, so bleibe auch ich der Meinung, daß diese römische Befestigung sicher jenen Platz einnahm, wo gegenwärtig das regulirte Chorherrenstift mit der oberen Stadt Klosterneuburg steht, und stimme dieser hohen Wahrscheinlichkeit so lange bey, bis mit noch triftigeren Gründen eine andere Behauptung erwiesen wird.

Maximilian Fischer,
reg. lat. Chorherr und Archivar zu Klosterneuburg.

Historische Preisaufgabe der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag.

Bekannt gemacht im April 1839.

Schon im Jahre 1796 haben unsere verehrten Vorfahren eine Geschichte des böhmischen Handels von den ältesten Zeiten anzufangen zur Preisaufgabe gewählt. Es ist aber keine Auflösung derselben versucht worden, und nur Herr Wander von Grünwald hat nach abgelaufenem Termin, und ohne auf den Preis Anspruch zu machen, einige Bruchstücke eingesendet, welche er zu einer vollständigen Geschichte des böhmischen Handels in der Folge zu ergänzen beabsichtigte. Es scheint aber, daß dieser bereits verstorbene Verfasser im Gedränge seiner Amtsgeschäfte die Arbeit nicht vollendet habe; wenigstens wurde sie unserer Gesellschaft nicht mitgetheilt.

Seit jener Zeit sind mehr als vierzig Jahre verflossen, und diese Frage hat an Interesse in eben demselben Verhältnisse gewonnen, als die Landwirthschaft, die Gewerbe und der Handel Böhmens rasche Fortschritte gemacht haben. Von der andern Seite ist seitdem die Beantwortung der Frage wesentlich dadurch erleichtert worden, daß mehrere historische Quellen aus der Vorzeit erforscht, viele der in öffentlichen und Privat-Archiven aufbewahrten Urkunden, handschriftlichen Chroniken und historischen Werke sowohl im In- als Auslande durch den Druck zum Gemeingute geworden sind.

Die neuere Zeit schenkte den Gewerben und dem Handel der Nationen mehrere Aufmerksamkeit; eigene Zeitschriften machen uns mit den Erzeugnissen der Länder und mit dem Absatze derselben bekannt.

Die Gesellschaft darf daher hoffen, daß dermal diese Preisaufgabe sicherer und vollständiger werde gelöset werden, als es nach den damaligen Vorarbeiten im Jahre 1796 möglich war, und bey der Wichtigkeit derselben hat sie beschlossen: Eine Geschichte des böhmischen Handels, von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Jahres 1838, abermals als Preisaufgabe zu wählen. Man erwartet, daß die Herren Concurrenten mit den ältesten Spuren des böhmischen Activ- und Passiv-Handels beginnen, und die Geschichte desselben durch jeden Zeitabschnitt durchführen werden. Es wird ihnen überlassen, in welche Perioden sie die Geschichte abtheilen; doch wird verlangt: daß in jeder gezeigt werde, mit welchen Produkten — mit welchen Ländern — Böhmen in Activ- oder Passiv-Handelsverhältnissen stand? und daß selbst dem Zwischenhandel in jeder Periode die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt werde; daß ferner in jeder Periode die öffentlichen und Privatmaßregeln des In- und Auslandes gezeigt werden, welche auf den böhmischen Handel günstig oder ungünstig eingewirkt haben; und daß die Wendepunkte, welche der Handel in verschiedenen Zeiten erfahren hat, mit den einwirkenden Ursachen klar gemacht werden. Die Gesellschaft wünscht die sorgfältigste und getreue Nachweisung der unmittelbaren Quellen, aus welchen bey der Bearbeitung der Preisaufgabe die historischen Thatsachen geschöpft wurden.

Der Preis für die als beste von der Gesellschaft anerkannte Beantwortung dieser Preisfrage besteht in funfzig kaiserlichen österreichischen Dukaten in Gold.

Wenn die Gesellschaft die Drucklegung dieser Beantwortung beschließt, so erhält der Herr Verfasser 350 Exemplare derselben gratis,

indem die Gesellschaft von der Auflage für ihre Aktenbände bloß 150 Exemplare behält.

Auch wird dem Herrn Verfasser das Recht einer größeren, oder wenn seine 350 Exemplare vergriffen würden, einer neuen Auflage auf seine Kosten eingeräumt. Von der Concurrenz um diese Preisaufgabe sind bloß die Mitglieder der historischen Klasse unserer Gesellschaft ausgeschlossen, weil sie die einkommenden Beantwortungen zu beurtheilen haben. Die Aufsätze müssen in deutscher oder lateinischer Sprache verfaßt, von einer fremden Hand leserlich geschrieben, mit einem Motto, dann mit einem dasselbe Motto führenden, den Namen und Wohnort des Verfassers enthaltenden versiegelten Zettel bis Ende Dezember 1840 an den gefertigten Sekretär der Gesellschaft portofrey eingesendet werden.

Die versiegelten Zettel jener Herren Bewerber, die den Preis nicht erhalten, werden verbrannt, die Handschriften aber nach dem Motto und gegen Rückstellung des darüber ausgefertigten Empfangscheines den Einsendern zurückgestellt.

Prag, am 1. April 1839.

Dr. Math. Ritter Kalina v. Jäthenstein,
Sekretär der k. böhm. Ges. der Wissenschaften.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.





